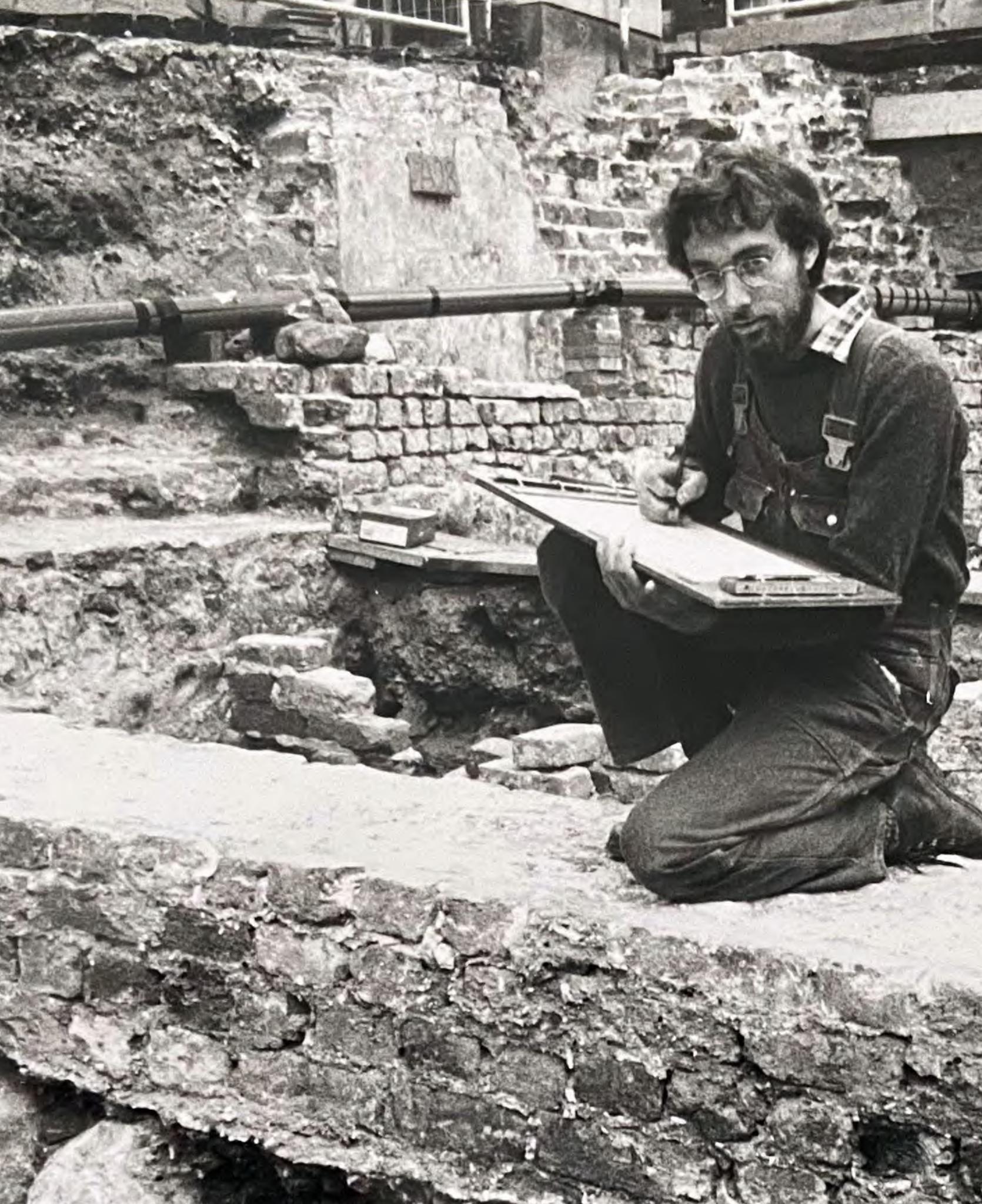


Vom Ende her denken

Beiträge zur Archäologie im Hanseraum und darüber hinaus

Festschrift für Manfred Schneider







Vom Ende her denken

Festschrift für Manfred Schneider

Herausgegeben von

Dirk Rieger

Vom Ende her denken

Beiträge zur Archäologie im Hanseraum und darüber hinaus

Festschrift für Manfred Schneider



Verlag Marie Leidorf GmbH
Rahden/Westf. 2023

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Redaktion:

Arne Voigtmann

Layout:

Ingrid Sudhoff
Dirk Simonsen

Umschlagentwurf:

Dirk Rieger

Umschlagbild: Lübeck, Ausgrabung Schüsselbuden 1986

Der Archäologe Manfred Schneider

ISBN 978-3-86757-999-5

© 2023

Herstellung: Verlag Marie Leidorf GmbH



Inhaltsverzeichnis

Festschrift für Manfred Schneider

Brian Ayers	Geleitwort	8
Dieter Bischop	Vorwort.....	10
André Dubisch	A Scandinavian Saint in Norwich: early urban development and the church of St Olaf, Pitt Street	13
Dave H. Evans	Bauen über den Fluss – Hochmittelalterliche Bauhölzer unter einer Steinkammer im Bremer Martiniviertel	23
Alfred Falk	Neue Erkenntnisse zur Urtopografie und zur slawischen Befestigungsanlage am Lübecker Burghügel	39
Elke Först	The placing of wooden rods in graves: an under-reported Northern European tradition	49
Michael Geschwinde	„... die armen nicht vergis“ Bemalte Irdendenware mit Inschriften ...	61
Mieczysław Grabowski	Hamburg – Neue Aspekte zur Baulandgewinnung auf den altstädtischen Werdern im 13. Jahrhundert	71
Uta Halle	Zwei Dendrodaten und ein Gründungsakt	83
Jörg Harder	Die Holzkirche zu Alt Lübeck – Ein sakraler Zentralbau mitten im Slawenland	91
Michael Malliaris	Der Lemgoer Häutehandel mit Schlachtern, Schuhgästen, Scharfrichtern und Lübeck	105
Gunnar Möller	Mengstraße-LV – Chancen und Möglichkeiten einer baubegleitenden Ausgrabung	113
Doris Mührenberg und Manfred Gläser	Unterwerfung im Paradies des St. Paulus-Doms zu Münster	127
	Von chinesischen Münzen, Papageienschwanz und Schwert- fisch Kopf – Exotica und Kuriosita im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stralsund	133
	Vorträge, Führungen, Poetry Slam und Schauspiel – Einblick in die Wissenschaftskommunikation der Lübecker Archäologie	151

<i>Joachim Müller</i>	Ein früher profaner Steinbau in der Neustadt Brandenburg an der Havel	175
<i>Ulrich Müller</i>	Archäologisches Kulturerbe und historische Stadtlandschaften ...	193
<i>Lisa Renn</i>	Die Torte aus den Trümmern – Ein einzigartiger Fund aus einem Keller in der Alfstraße in Lübeck	203
<i>Dirk Rieger</i>	Lübeck and the „ <i>Bristol Story</i> “	213
<i>Edgar Ring</i>	, <i>Emblema des alten und neuen Testaments auf Bret gemahlet</i> von Lucas Cranach“ Lutherische Doktrin in Lüneburger Privathäusern des 16. und frühen 17. Jahrhunderts	219
<i>Ralph Röber</i>	Hafen, Markt, Gasthaus – Die Infrastruktur für Handel und Transport der Bischofsstadt Konstanz	235
<i>Felix Rösch</i>	Hanseschiff aufgetaucht! Lübecks erstes Schiffswrack	247
<i>Ingrid Schalies-Jocić</i>	Archäologie „ <i>by der Trauene</i> “ ... Der Speicher An der Unter- trave 98	263
<i>Jonathan Scheschkewitz</i>	Vor den staufischen Toren Ulms – Zum Kenntnisstand der vorstädtischen Siedlungen bis zur Stadterweiterung im 14. Jahrhundert	289
<i>Leif Schlisio und Lara Helsberg</i>	Vor der Stadt – Die Ausgrabungen rings um den Obsthof Semiramis	305
<i>Katrin Siegfried</i>	Ein Steinwerk an der Trave	317
<i>Ingrid Sudhoff</i>	Archäologie im Lübecker Landgebiet: Geschichte – Ent- wicklung – Perspektiven	331
<i>Markus Trier</i>	Wo der „ <i>soore Hungk</i> “ gedieh – Zeugnisse mittelalterlichen Weinanbaus in Köln	343
<i>Matthias Untermann</i>	Vom Großkloster zur Stadt: Weißenburg im Elsass	359
<i>Bart Vermeulen and Emile Mittendorff</i>	Only a shadow: traces of medieval timber cellars in Deventer, The Netherlands	369
<i>Arne Voigtmann</i>	Der Wirtschaftshof des Dominikanerinnenklosters St. Marien in Lemgo – Die Ausgrabung des Jahres 2003	385
<i>Matthias Wemhoff</i>	Herford – Einblicke in das Damenstift	409
<i>Per Widerström</i>	The Rise of a Town	417

Geleitwort der Hansestadt Lübeck für die Festschrift zu Dr. Manfred Schneiders Ausscheiden aus dem aktiven Dienst als Leiter des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege

Archäologie und Denkmalpflege in der an historischen Schätzen so reichen Hansestadt Lübeck zu verantworten ist eine Aufgabe, in der sich fachliche Faszination, eine hohe Verpflichtung gegenüber diesen Kulturgütern und der Diskurs mit einer engagierten Bürgergesellschaft sowie Kommunalpolitik verbinden. „Gekrönt“ wird diese durch den Umstand, nicht nur das klassische operative Geschäft einer Kommune gestalten zu dürfen, sondern zugleich obere Behörde zu sein und somit im Kreise der Verantwortlichen auf der Ebene der Bundesländer an der fachlichen und rechtlichen Rahmensetzung für diesen kulturpolitisch bedeutsamen Auftrag mitzuwirken.

Dr. Manfred Schneider hat sich dieser Aufgabe seit 2004 gestellt, zunächst als Abteilungsleiter, dann als Leitung des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege. Er hat sie mit großer Freude ausgefüllt und verstand es, diese Begeisterung auch in herausfordernden Zeiten oder bei Gegenwind auf die Kolleg:innen zu übertragen, deren Chef er war. Ob Verwaltungsreform mit Zusammenfassung von Archäologie und Denkmalpflege, Digitalisierung bzw. der Aufbau eines digitalen Kulturwerks oder die Etablierung hochmoderner Forschungsmethoden wie der Dendrochronologie in Lübeck (um nur einige Beispiele zu nennen) – der „Bewahrer des Alten“ hat Neues nie gescheut und damit gezeigt, dass er „sein Amt“ zukunftsorientiert zu führen weiß.

Der Erforschung und Bewahrung der Lübecker Kulturdenkmale sowie ihrer Vermittlung widmete Dr. Manfred Schneider sich mit Hingabe und wird entsprechend als kollegialer und stets hoch professioneller Ansprechpartner in der Stadtgesellschaft, in der Politik, in der Verwaltung der Hansestadt Lübeck, in den bundesweiten Fachkreisen sowie bei Expert:innen aus der Wissenschaft außerordentlich geschätzt.

Nun geht seine Ära (als solche darf man 20 fachlich so „dichte“ Jahre getrost bezeichnen) zu Ende. Sie ist gekennzeichnet durch zahlreiche Publikationen

zur Lübecker Archäologie und Denkmalpflege, die der Hansestadt überregional und international Reputation verschafften. Sie umfasst die „Jahrtausendgrabungen“ im Gründungsviertel sowie das Ziel, die Funde nicht nur „auf dem Dachboden zu stapeln“ und wissenschaftlich für die Nachwelt zu erhalten, sondern auch der breiten Öffentlichkeit nahe zu bringen. Mit Ausstellungen z.B. der großen Show im Gropiusbau in Berlin oder zuletzt im Holstentor (der international beachtete „Tortenfund“ in Verbindung mit der Geschichte des Palmarum) wurde dieser in die Tat umgesetzt. Die von Dr. Schneider energisch verfolgte (Wieder-)Eröffnung eines Archäologischen Museums ist politisch aktuell nicht in greifbarer Nähe, aber das von ihm unterstützte Vorhaben, Orte und Formate für eine Präsentation der archäologischen Funde in der Hansestadt Lübeck zu ersinnen, übergibt er an seine Nachfolge, die sich dafür der Unterstützung der Unterzeichnenden gewiss sein kann.

Wie immer ist dieses Ende auch ein Anfang, und jedem Anfang wohnt bekanntlich ein Zauber inne. In diesem Falle für Manfred Schneider selbst, dem hier für sein besonderes Engagement im Dienste der Hansestadt Lübeck und ihre Kulturschätze ausdrücklich gedankt und eine großartige Zeit im wohlverdienten Ruhestand gewünscht wird. So, wie man ihn kennt, wird er der Archäologie mit Hingabe verbunden bleiben, sicher aber auch persönlich und privat nachholen, wofür in einem so engagierten Berufsleben die Zeit fehlte. Für den Bereich Archäologie und Denkmalpflege bedeutet das Ende dieser Ära keine ganz so große Zäsur, denn mit Dr. Dirk Rieger wurde ein Nachfolger gefunden, der Dr. Manfred Schneider fachlich sehr verbunden ist. Er hat seine Hochachtung für die Leistungen Dr. Manfred Schneiders durch die Herausgabe dieser Festschrift ebenso unterstrichen, wie alle Autor:innen, die dafür Beiträge verfassten. Dem schließen sich die Unterzeichner:innen ausdrücklich an und danken für diese Festschrift, die Dr. Manfred Schneider auszeichnet und die Hansestadt Lübeck ehrt.

Bürgermeister der Hansestadt Lübeck



Jan Lindenau

Kultursenatorin der Hansestadt Lübeck



Monika Frank



Vorwort

„Vom Ende her denken“ – das ist und war stets ein Kredo, das Manfred Schneider mit schmunzelnd stoischer Effizienz und in regelmäßigen Abständen allen Mitarbeitenden im Bereich Archäologie und Denkmalpflege, den Ausgrabungsteams und den externen Mitarbeitenden immer wieder einbläute. Und er hat natürlich immer Recht gehabt. Mit Weitsicht und einem großen Überblick über die verschiedenen Thematiken der Archäologie und Denkmalpflege hat Manfred Schneider stets auch die Ergebnispräsentation und das Ziel der Arbeiten im Kopf gehabt und wurde nicht müde, dieses immer wieder zu fordern. Damit hat er uns alle stets als Vorbild motiviert, über den Tellerrand zu schauen und verantwortungsvoll mit den uns zur Verfügung stehenden Quellen und Ressourcen umzugehen.

Ob er zu Beginn seiner Karriere allerdings schon so weit in die Zukunft gedacht hat, dass ihm zu Ehren eine eigene Festschrift gewidmet werden würde, vermag ich nicht zu mutmaßen. Vielleicht kommt einem so ein Gedanke im Laufe eines so erfüllten wie erfolgreichen wissenschaftlichen und arbeitsreichen Lebensabschnittes doch ab und zu einmal in den Sinn. Vom Ende her gedacht ist das die logische Folgerung für ein erfolgreiches Arbeitsleben. Dieses Buch steht daher ganz im Zeichen der vornehmlich archäologischen Arbeit und beinhaltet Aufsätze, die entweder aus der mittelalterlichen Stadtarchäologie, dem kirchlichen Umfeld oder auch der vorgeschichtlichen Archäologie aus nicht urbanen Arealen stammen, folglich aus den Bereichen, die wir in Lübeck mit dem Wirken Manfred Schneiders verbinden.

Aber eins nach dem anderen, denn vor dem Ende steht der Anfang, und der lag archäologisch gesehen tatsächlich auch schon teilweise in den Gefilden der Hansestadt Lübeck. Denn hier startete er nach dem Studium im Jahr 1986 als befristete ABM-Kraft unter der Ägide von Prof.

Günter P. Fehring als wissenschaftlicher Mitarbeiter auf einer Grabung im Keller des Hauses Schüsselbuden 6, dem heutigen Ulrich-Gabler-Haus. Legendär sind noch heute die Geschichten, die im Amt erzählt werden, wie sich Manfred Schneider gegenüber Prof. Fehring widersetzte und unterhalb der Findlingsfundamente grub, um dort auch die Pfostenstellungen der ältesten Bauphase zu finden.

Doch nach kurzer Zeit zog es den jungen Archäologen wieder in die Heimat nach Westfalen zurück, um sich in Münster dem Domherrenfriedhof zu widmen. In NRW verdiente er sich bereits auf Grabungen in tom Roden, Hörstel und Corvey, dem Paderborner Dom, Meschede (am karolingischen Turm der Stiftskirche, zusammen mit seiner späteren Ehefrau Claudia) und der Kirche St. Annen in Lippstadt seine Spuren. Sakrale Archäologie ließ Manfred Schneider nicht los und dieses Faszinosum, gestärkt sicherlich durch sein Kunstgeschichtsstudium, führte auch zu seiner Dissertationsschrift zur Stiftskirche in Cappel¹. Indes ist sein erstes „berühmtes“ Werk sicherlich in der Reihe über die Grabungen des Doms zu Münster zu sehen und hier auch in den Auswertungen des Domherrenfriedhofes². Bei dieser Grabung war 1987 auch der damalige Papst Johannes Paul II. im St.-Paulus-Dom zu Münster anwesend. Dies sollte nicht der letzte VIP gewesen sein, der auf einer von Manfred Schneider betreuten Maßnahme zugegen war. Nach der Wiedervereinigung zog es ihn samt junger Familie 1991 nach Stralsund und damit an die geliebte Ostsee, welche er als passionierter Paddler schätzen und lieben lernte. Neben Stadtkerngrabungen und musealen Aufgaben besuchten auch hier einige Größen aus Politik und Gesellschaft, darunter Theo Waigel und Prinz Charles (inzwischen frisch gebackener König Charles III. von England), seine Ausgrabungen. Eine ganz besondere Anekdote jedoch war der Inkognito-

1 M. Schneider, Die Stiftskirche zu Cappel: Kunsthistorische Auswertung der Ausgrabung 1980 und der archivalischen Überlieferung (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 16), Bonn 1988.

2 M. Schneider, C. Holze-Thier und B. Thier: Die Ausgrabungen auf

dem Domherrenfriedhof von 1987 bis 1989. Der Dom zu Münster 5.1 (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 26,5.1), Mainz 2011, und hierin: Die Stiftskirche „Alter Dom“ – Baubefunde und Baugeschichte auf dem Domherrenfriedhof.

besuch des schwedischen Königshauses, dessen Mitglieder sich des Nachts ungestört „sein“ Stralsunder Museum anschauen und von ihm führen lassen wollten.

Im Jahr 2004 kehrte Manfred Schneider aber dann nach Lübeck zurück und trat die Nachfolge der Stelle von Alfred Falk an, kümmerte sich fortan um die Archäologie und Bodendenkmalpflege im Lübecker Landgebiet. Dadurch wurde er zum Abteilungsleiter unter dem damaligen Amtsleiter Prof. Manfred Gläser und auch dessen Stellvertreter. Von 2017 bis zum 31.03.2023 bekleidete Manfred Schneider final den Posten des Bereichsleiters für Archäologie und Denkmalpflege und war somit die Führungskraft für die gesamte Behörde.

Neben seiner hauptberuflichen Tätigkeit spielte auch das Ehrenamt eine große Rolle und so war und ist er ein aktives Mitglied in der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit (DGAMN). Als Vorstandsmitglied und auch als Vorsitzender der Gesellschaft förderte er in vielen Jahren die Entwicklung und Forschung der Mittelalter- und Neuzeitarchäologie auf Bundesebene und darüber hinaus. Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass er ebenfalls eine der tragenden Säulen für den andauernden Erfolg des großen internationalen Kolloquiums zur Stadtarchäologie im Hanseraum wurde, das alle zwei Jahre hier in Lübeck ausgetragen wird.

Wie bereits zuvor geschildert lag einer seiner eigenen Forschungsschwerpunkte schon immer in der Archäologie und der Geschichte von Kirchen. Diese Leidenschaft hat ihn auch in Lübeck nicht verlassen und so entstammten seiner Feder verschiedene Aufsätze zur Sakraltopographie Lübecks sowie Alt Lübecks, und die Faszination gerade auch für die frühen Kirchen ließ ihn nie los. Neben einer ganzen Reihe an unterschiedlichen Aufsätzen und Schriften in nationalen wie internationalen Publikationen zu Lübecks Archäologie ist besonders seine Herausgeberschaft für die Hansestadt zu nennen. Manfred Schneider führte erfolgreich die traditionsreiche Hausreihe „Lübecker Schriften zu Archäologie und Kulturgeschichte“ mit den Bänden 31-35 weiter³. Den Grundstein für eine ganz neue Publikationsreihe setzte er mit der Herausgeberschaft des ersten Bandes zu den Ausgrabungen im Lübecker Grün-

dungsviertel. Das Potenzial der hier ergrabenen und dokumentierten Befund- und Fundkomplexe wird in den kommenden Jahrzehnten noch einige Bücher dieser eigenen Reihe füllen. Der Startschuss wurde von ihm mit der Vorlage der Befunde unter dem Untertitel „Die Siedlungsgeschichte“ gegeben.

Zu den ganz großen archäologischen Höhepunkten in der Schaffenszeit Manfred Schneiders zählt sicherlich die erfolgreiche Durchführung eben dieses Mammutprojektes im Lübecker Gründungsviertel. Solch ein Jahrtausendprojekt zu stemmen und dafür zu sorgen, dass sogar die Wissenschaftler:innen am Ball blieben und anschließend die nahtlose Auswertung der Befunde abschlossen ist eine der größten Leistungen, die man in diesen Dimensionen jemals gesehen hat. Manfred Schneider hat sprichwörtlich hier wieder einmal richtig vom „Ende her gedacht“ und alle Hebel in Bewegung gesetzt, damit die Effizienz und Stringenz in Qualität und Quantität, für die die Lübecker Archäologie bekannt ist, direkt umgesetzt wurde.

Alle gelungenen Projekte, die Manfred Schneider erfolgreich initiierte, aufzuzählen, würde den Rahmen dieses Vorwortes sprengen. Indes möchte ich an dieser Stelle noch zwei besondere Grabungen erwähnen, die zum Ende seiner Karriere starteten und zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieses Buches noch nicht abgeschlossen sind. Zum einen ist da die Semiramis-Grabung zu erwähnen – die mit Abstand größte Flächengrabung im Lübecker Landgebiet in der Geschichte! Hier wird eine ganze vorgeschichtliche Siedlungskammer untersucht. Zum anderen ist da natürlich der spektakuläre Fund eines historischen Schiffswracks in der Trave – ein Projekt ganz nach dem Geschmack von Manfred (beide sind in einem kleinen Beitrag in diesem Buch publiziert).

Nun, den Fortgang dieser Projekte kann Manfred Schneider jetzt entspannt und ohne Verantwortungsdruck weiter mit verfolgen. Wir hoffen alle, dass er auch dadurch weiter das Interesse und die Leidenschaft an der Archäologie und Denkmalpflege Lübecks behält und gemeinsam mit uns weiter vom Ende her denkt. Und das möchten wir gern auch zukünftig mit ihm machen, denn er ist uns allen nicht nur ein sehr guter Vorgesetzter und

³ LSAK 31, Studien zum Bronzeguss und zur mittelalterlichen Keramik in Lübeck; LSAK 32, Funde aus der Lübecker Altstadt I: Spielzeug und Ofenkacheln, Tonpfeifen und Tuchplomben; LSAK 33, Funde aus der Lübecker Altstadt II: Trippen, Leder, Trachtzubehör,

Glas und Keramik; LSAK 34, Funde aus der Lübecker Altstadt III: Anthropomorph verzierte Gefäßkeramik des Mittelalters aus Lübeck und LSAK 35: Dankwartsgrube 38 – Eine frühneuzeitliche Töpferei für Iridenware und Ofenkeramik in der Hansestadt Lübeck.

wissenschaftlicher Kollege, sondern auch Freund geworden. Lieber Manfred, ich danke Dir im Namen aller Lübecker Kolleg:innen für alles, was Du für uns und die Archäologie und die Denkmalpflege in der Hansestadt erwirkt hast. Ich schätze mich sehr glücklich, dass wir gemeinsam so eine grandiose Zeit verbringen konnten und hoffe, dass wir noch lange über Archäologie und Denkmalpflege in Lübeck sprechen und diskutieren werden. Wir alle wünschen Dir für die Zukunft alles Liebe, Gute und vor allem Gesundheit, Glück und Spaß an allem, was Dir so über den Weg läuft und möchten Dir sagen, dass Dir die Türen und unsere Bibliotheken immer offenstehen.

So bunt und facettenreich das wissenschaftliche Arbeitsleben von Manfred Schneider bislang war, so umfangreich und vielschichtig ist auch diese seine Festschrift geworden. Für den Erfolg möchte ich mich herzlich bei allen Beteiligten bedanken. Ganz besonders sind Dirk Simonsen, Arne Voigtmann und Ingrid Sudhoff zu nennen, die neben der Arbeit die Hauptlast des Layouts, der Textsetzung und der Redaktion übernommen haben. Aber auch den anderen Mitarbeiter:innen des Bereichs gilt mein Dank für die hervorragende Arbeit, die alle fortwährend leisten. Vielen Dank auch allen Autor:innen, die mit ihren Beiträgen dieses Buch erst möglich gemacht haben.

Ich denke, wir haben richtig vom Ende her gedacht ☺

Dirk Rieger

A Scandinavian Saint in Norwich: early urban development and the church of St Olaf, Pitt Street

von Brian Ayers, Edinburgh

The city of Norwich is noted for its great number of parish churches, some sixty known to be in existence by the 13th century with the foundation of perhaps at least forty of these dating to before 1066. While documentary evidence from this early period is understandably scanty, recent multi-disciplinary studies - using the techniques of archaeology, topographical study, documentary research, architectural survey, art-historical analysis and examination of artefacts - are improving understanding of how the churches and their parishes can contribute to an awareness of the early growth of the city itself.

Medieval Norwich stood on either side of the River Wensum, above its confluence with the River Yare and some 30km or so from its present outflow into the North Sea. While the bulk of the later medieval city lay to the south of the river - and was the location of both the late 11th-century Norman royal castle and the Norman cathedral priory - it is increasingly clear that the area to the north of the Wensum, known in the Middle Ages as the leet or administrative quarter of Ultra Aquam or "Over the Water", was a centre of early settlement. Some thirteen churches stood here, approaches to the interdisciplinary study of which have been summarised recently¹.

One of these churches was dedicated to St Olaf (or St Olave as it was anglicised). This lost church stood

on the east side of Pitt Street at its junction with Cherry Lane, on the north side of the lane (**Fig. 1**). A very recent and thorough survey of the predominately post-medieval documentary evidence for the site of the church, together with map regression analysis, has identified its probable location². A small post-medieval building still standing on the site may even contain at least one wall of the medieval church (**Fig. 2**). Burials are known from small-scale archaeological work adjacent to this structure³.

St Olaf was a Norwegian royal saint who was killed at the Battle of Stiklestad in 1030⁴. Initially, immediately after the battle, the saintly king was interred secretly but "twelve months and five days" after his death, his body was taken to the church of St Clement in Trondheim⁵. The early phases of this church have been excavated recently although little trace of a shrine could be expected as the body was moved in the late 1040s to a new-built church dedicated to Olaf himself⁶. It was moved again around 1060 to St Mary's church within the royal residence in Trondheim. Finally the body was taken to a fourth church in the 12th century, a shrine being created in an octagon chapel behind the high altar in Nidaros (that is, Trondheim) cathedral in the early 13th century⁷.

Olaf was declared a saint locally in 1031 only a year after his death. The process was undertaken by the newly-appointed Bishop of Nidaros, one Grimkell or

1 Ayers, Haynes, Heslop and Lunnon 2017, 1-19.

2 Bevan 2022.

3 Wallis 2010.

4 The great source for his adventurous life is Snorre Sturlason's Heimskringla written in the 13th century (Monsen 1932). Olaf has recently been the subject of an historical biography (Seward 2022).

5 <https://www.sacred-texts.com/heu/heim/08stolaf.htm> (accessed on 1st November 2022).

6 <https://www.niku.no/en/2018/04/the-secrets-of-st-clementes-church-in-trondheim-norway/> (accessed on 1st November 2022).

7 The peripatetic movement of Olaf's body, together with the rapid declaration of his sanctity, has recently been summarised in Ekroll 2019, 170-171. The shrine in the cathedral was removed for safe keeping by the last Catholic archbishop of Nidaros in 1537. It was subsequently destroyed by the Danes, the precious metal being melted down. Olaf's body itself may have been returned to the cathedral in 1564 but the whereabouts of its grave remain unknown.

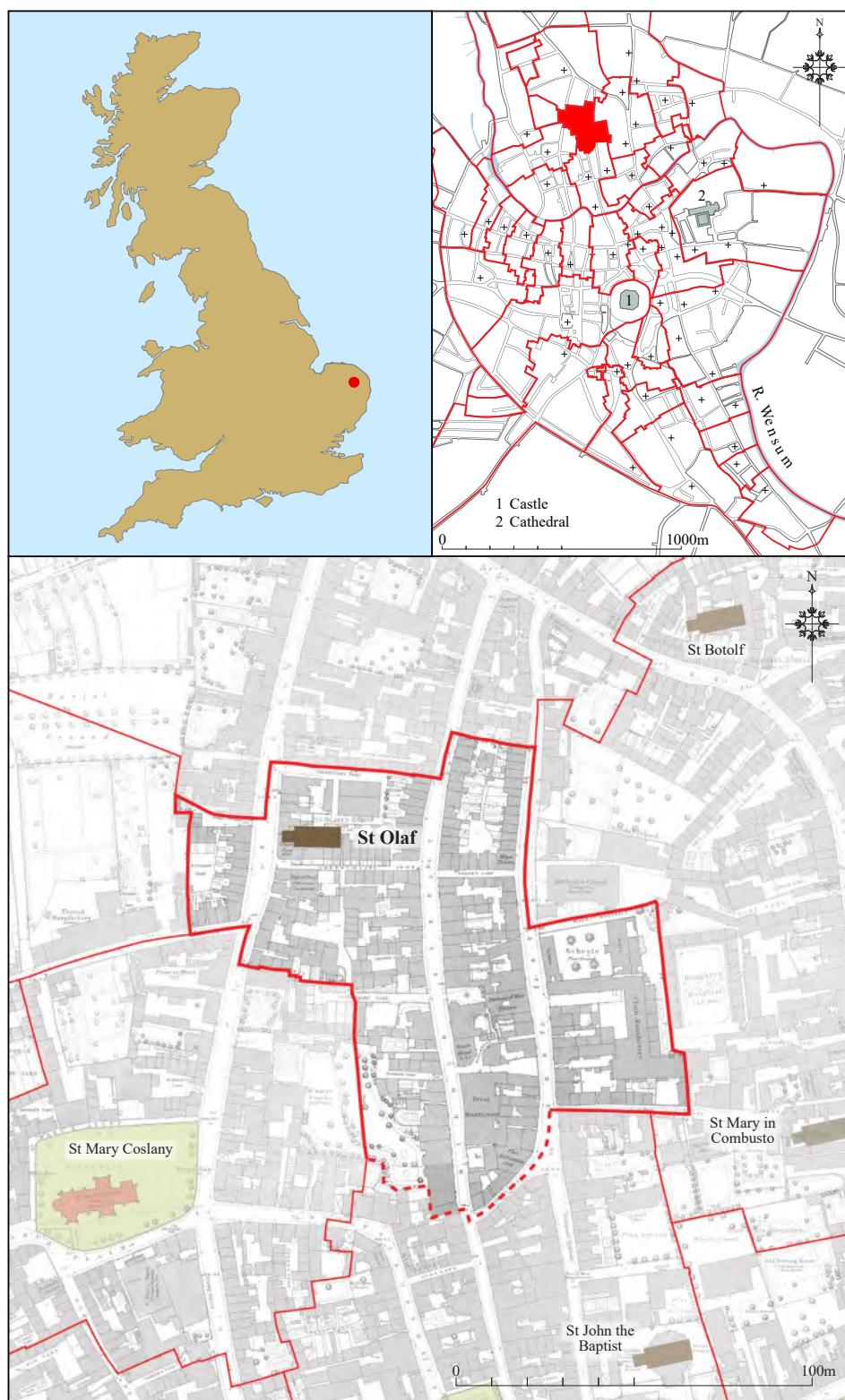


Fig.1 Map of parish of St Olaf within its city and national context (David Dobson).

Grimketel who was an Anglo-Saxon priest and had been brought to Norway as an advisor to Olaf. It has been argued that he drew upon his English background in formulating a cult for St Olaf with the alleged miracles of Olav inspired by elements within English royal cults⁸.

Although the sanctity of Olaf was not confirmed in a canonisation by the pope until over 100 years later in 1164, the popularity of the cult in northern Europe was evident much earlier. It spread particularly rapidly in England, most probably assisted by Grimkell who “was the intermediary between Norway and England, conveying his knowledge of the holy king and his miracles to his fellow bishops in southern England” after he became bishop in Sussex and, briefly, also in East Anglia⁹. As an example, the first documented English church dedicated to St Olaf is recorded at York where it was the site of the interment of Siward, Earl of Northumbria in 1055¹⁰.



Fig.2 Possible medieval fabric within standing barn structure (Sandy Heslop).

Early History and Dedication of St Olaf's church in Norwich

It is likely that the Norwich church of St Olaf Pitt Street was similarly established in the 11th century although the earliest documentary record dates from the early 13th century. The building had been appropriated by Norwich Cathedral Priory by c.1254 and had been reduced to the status of a chapel by 1534¹¹. In common with other churches nearby, those of St Augustine, St Botolph, St Mary Coslany and St Michael Coslany, the church and its churchyard seem to have occupied an area of about an acre (0.4 hectare)¹². The parish was amalgamated with that of the neighbouring church of St George Colegate in 1546 and thereafter it formed the northern part of the consolidated larger parish.

While the later history of the church and its subsequent loss can be reconstructed in part, historical sources are silent on its foundation. This is unfortunate because, as will be seen, it can be argued that the establishment of the church may have been a significant

moment in the topographic development of Norwich. It is helpful here to explore briefly the likely national context within which the foundation of the church probably took place. As noted above, an argument can be made that the creation of St Olaf dedications may have been fostered by Grimkell. He returned to England from Norway in the 1030s, probably in the service of Cnut or Canute. He became Bishop of Selsey in Sussex but, for a short time in 1043-44, at the beginning of the reign of Edward the Confessor, was also Bishop of Elmham (in Norfolk) and could have fostered the new cult in East Anglia. Norwich itself, as well as St Olaf Pitt Street, also had a chapel dedicated to St Olaf in Conesford, south of the river¹³.

The wider incidence of Olaf dedications in England has been explored by Dickens within which grouping it can be noted that Norwich was not the only borough to have churches to Olaf; London had six St Olaf or Olave

8 Hoffmann 1975, 73.

9 Ekroll 2019, 174

10 Morris 1989, 171

11 “Ecclesia Sancti Olavi appropriata eisdem viz. priori et conventui Norwyc” - Taxatio - <https://www.dhi.ac.uk/taxatio/benkey?benkey=NW.NW.NW.16>

12 All four of the other churches probably predate the Norman Con-

quest - see Ayers, Haynes, Heslop and Lunnon 2017, 2.

13 Blomefield, an 18th-century historian, asserted that St Olaf Conesford “was a parochial chapel before the Conquest, subject to the archdeacon of Norwich, [and] paid 3d. synodals ...” (1806, 65) although the earliest documentary reference dates to 1186-1210 (West 1932, 174.).

churches (including St Olave Tooley Street, Hart Street, Old Jewry and Silver Street), St Olave Marygate still stands in York, and there are churches with the dedication in Chester, Exeter and Chichester¹⁴. Numerous

commentators have pointed out the links between these locations and areas of Scandinavian settlement or influence¹⁵.

Urban locations of churches dedicated to St Olaf

The Exeter dedication may seem remote from Danish influence but research here suggests that the city was a focus for Scandinavian landowners and moneyers in the first half of the 11th century and, furthermore, that Gytha, the sister of Cnut's brother-in-law, probably founded the church between 1057 and 1068¹⁶. Similarly, St Olave Chichester seems to owe its origins to Scandinavians as sub-tenants and moneyers with Scandinavian names known in the 11th century while St Olave on Lower Bridge Street, Chester was part of an Hiberno-Norse community for which there is both documentary and archaeological evidence¹⁷.

However, there is a further view which suggests a link between St Olaf dedications and centres of power. Pamela Nightingale published an influential paper in 1987 which suggested that, within the context of the defensive requirements of London, the location of St Olaf churches might “be better explained as centres for [a] garrison. Of the six dedicated to St Olave ... two, perhaps originally three, commanded the wall, a fourth the waterfront and a fifth the defensive works round the Southwark bridgehead”¹⁸. She and others have further noted that the Olaf or Olave churches in York, Exeter and Chester were similarly linked either to royal or magnatial interests; at York, Siward’s church of St Olave was located in Galmanhowe, the earl’s haga or urban residence¹⁹; at Exeter, the church of St Olave was probably endowed by Harold Godwinson’s mother (Gytha, related by marriage to Cnut); and across the Irish Sea, St Olave Dublin has been cited as an example of Anglo-Scandinavian influence under Cnut within the Irish Sea zone²⁰.

Payments were made in both Exeter and Chester before the Conquest ad opus militia²¹.

Within Norwich, Shelley has recently explored the relationship between St Olaf’s chapel on King Street south of the River Wensum with the church of St Clement Conesford and posited a garrisoning arrangement, protecting the growing city towards the sea²². It is tempting to suggest a similar function for St Olaf Pitt Street. The church and its churchyard were located immediately west of a known defended Anglo-Scandinavian enclosure and east of a possibly fortified promontory of Coslany along Oak Street to the west²³. A defensive ditch across the Oak Street promontory ridge has been suggested and is now followed by St Martin’s Lane, the eastern end of which touched the north-western corner of St Olaf’s parish (Fig.1). Both the defended enclosure and the settlement on Oak Street predated the establishment of the church of St Olaf, occupying the gap between the two.

St Olaf’s church was also close to two “gatekeeper” churches, those of St Botolph, traditionally associated with gateways (as in the four Botolph churches of London at Aldgate, Aldersgate, Billingsgate and Bishopsgate) and located at the north-western entrance to the fortified enclosure; and St Martin-at-Oak positioned at the northern entrance to the promontory (traditionally St Martin had divided his cloak with a beggar at the gateway of Amiens)²⁴. Botolph was also associated with bridges, one of which may have been needed to cross the Dalymond stream or cockey which lay to the north of St Olaf.

14 Dickens 1937-45. The church of St Olaf or Olave in Chichester although redundant still stands and may contain fabric of the 11th century.

15 Examples are Morris 1989, 176; Blair 2005, 425; Crawford 2008, passim with Morris additionally highlighting the preponderance of such dedications in England within urban areas (1989, fig. 14).

16 Crawford 2008, 181; Orme 2014, 150-1.

17 VCH Sussex 3 1935, 166; Alldridge 1981, 19-21; VCH Cheshire 1 2003, 19 and VCH Cheshire 2 2005, 148.

18 Nightingale 1987, 567.

19 “Galman” is most probably related to the Old Scandinavian personal name Galmann while “howe” would refer to the rising ground subsequently largely occupied by St Mary’s Abbey, York - Smith 1937, 288. The area was known subsequently as Earlsburgh.

20 Nightingale 1987, 567, n5; Blair 2006, 403; Crawford 2008, 45.

21 Nightingale 1987, 567, n5.

22 Shelley 2015, 87 – 102.

23 Ayers 2011, 76ff and Ayers 2017, 10-11.

24 Morris 1989, 217 - 219.

South of Olaf was the Muspole, a lowlying marshy area separating Coslany from the fortified enclosure.

The church of St Olaf was therefore occupying a focal point, well-defined by the local topography.

Possible founders of St Olaf's church

Early documentation concerning the topography of northern Norwich is confusing, a confusion heightened by inaccurate use of the evidence by Blomefield in the 18th century. As a result, later commentators, such as Campbell and this author, have been led astray in concluding that a single important landholding, identified as "Tokethorpe manor" existed in the early 11th century²⁵. Recently, Nuthall has carefully dissected the matter and identified that "Tokethorpe" was actually a composite idea of two entirely different estates, one called Tolthorpe (and probably associated with the 11th-century church of St Augustine to the north of St Olaf) and the other held by the Gisney family by the 13th century²⁶. This latter estate seems to have been linked with the church of St Clement Colegate, located at the southern end of the defended enclosure, with Nuthall agreeing with Barbara Crawford that it was a late 10th- or, more probably, early 11th-century foundation which enabled control of "... *the most vital communications point [Fye Bridge] in the north bank settlement of Norwich, for strategic or commercial reasons ...*". Crawford saw the estate as being founded by a "Danish" lord²⁷.

The "Danish" lord could have been the Anglo-Scandinavian ecclesiastical magnate called Stigand who was almost certainly overlord of the "Gisney" estate before 1066 although it was held under him by one Toki, himself probably the holder of numerous estates in Norfolk²⁸. Stigand had influential Anglo-Scandinavian royal links, initially with Cnut and subsequently with his successors Harold Harefoot, Harthacnut and Edward the Confessor²⁹. There is evidence to suggest that his family was well-established within Norfolk and Norwich (as an example, Stigand's sister also held property in Norwich in 1066). He was well-placed both to establish the estate and also to found a church of St Olaf.

Stigand's predecessor as bishop was Grimkell who, as noted above, was a great advocate for the sanctity of Olaf. He only served a short term in the early 1040s as bishop in East Anglia but he could easily have been the founder of St Olaf's church or, at least, encouraged establishment of a church or chapel dedicated to Olaf. He had royal connections, his name appearing on at least one known royal writ pertaining to East Anglia early in the reign of Edward the Confessor³⁰.

A third possible promoter of the cult of Olaf could, of course, have been the king. The Norwegian saint was royal, a situation obviously attractive to the king (and perhaps one which explains the dedication of Norwich churches to the royal saints Ethedreda, Edward, and indeed the chapel of St Olaf in Conesford, as suggested by Heslop)³¹. Dedication to a Norwegian royal saint in particular could perhaps be viewed within the context of the realpolitik of the early 1040s. Cnut's successor Harthacnut died young in 1042 and was succeeded by the Anglo-Saxon king Edward (the Confessor). The Norwegian king Magnus Olafsson disputed this succession and an invasion by Norway was a real possibility until 1047². A newly-established church to a Scandinavian royal saint in an east of England Anglo-Scandinavian town might have been intended symbolically by the English king in a manner similar to that suggested by Hall for Earl Siward's support of St Olaf's church in York: "*a means of reinforcing his Scandinavian credentials ... while simultaneously sending a message that [Olaf the] heavily intercessor was an opponent of Cnut and his [now] deposed lineage*"³³.

A further Scandinavian-linked reason for the foundation in Norwich might be tied to Anglo-Danish relationships and here the topographical position of St Olaf's church immediately west of (and partly occupying) the

25 See Campbell 1975 and Ayers 2017.

senior priest within the royal chapel - Licence 2020, 96.

26 Nuthall 2020, 361-367.

30 S.1069 in Harmer 1952, 146-147.

27 Ayers 2017, 21; Crawford 2008, 98 – 100.

31 Sandy Heslop, pers.comm..

28 Prosopography of Anglo-Saxon England (PASE) database: https://domesday.pase.ac.uk/Domesday?op=5&nameinfo_id=3376.

32 Forte et al 2005, 207.

29 He was priest to Emma, the mother of Edward the confessor and a

33 Hall 2007, 195. Cnut supported the opposition to Olaf which led to his death at the Battle of Stiklestad.

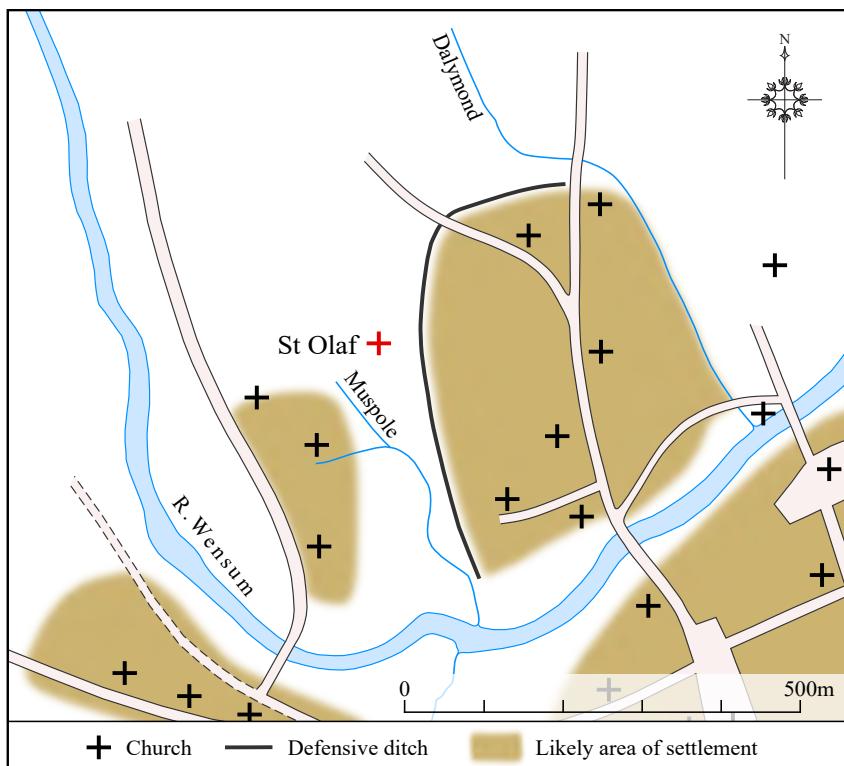


Fig. 3 North bank area of pre-1066 Norwich showing the defended enclosure and the locations of churches (David Dobson).

defences of the fortified enclosure is pertinent. The location is mirrored by the dedication of a church to another royal saint, that of the martyred East Anglian king Edmund, a building which still stands (in later medieval form) on Fishergate, immediately outside the likely east gate of the enclosure next to a bridge over the outflow of the Dalymond stream (Fig.3). Both Olaf and Edmund were kings killed by Danes, either in battle or immediately afterwards (the Norwegian rebels against Olaf were backed by the Danish king Cnut). Ekroll notes that the “*oldest surviving evidence for the cult of St Olav in England dates to the reign of King Edward ... [the] re-established Anglo-Saxon dynasty consciously promoted St Olaf as a royal saint and martyr, dedicating churches to him, as a way of demonstrating a distance from, and opposition to, the Danish royal house ...*”³⁴. Morphologically, the Norwich defended

enclosure is Scandinavian but one perhaps symbolically kept in check from the 1040s by two royal martyrs.

Grimkell could easily have been the inspirational link behind the foundation of both the Olaf and Edmund churches, given his connections to both Trondheim and Bury St Edmunds (the latter as bishop in the early 1040s). While there is nothing known that overtly links either church to the known pre-1066 estate or to a royal connection, one tiny reference in 16th-century landgable assessments may hint at the latter for St Olaf’s church. Landgable was a tax on land, probably pre-Conquest in origin and one which in Norwich seems only to have been levied on land that was developed by c. 1130³⁵. The Landgable Assessment for 1568 – 1570 recorded payments by parish, including recently-lost parishes such as that of St Olaf. One curious entry for “St Olyve” reads as follows:

*“The gardyns somtyme Thomas Chaunt & Thomas Harston & now in the ferme of Edmond Hall dooth paye 5s of Pipe money to the shrevis”*³⁶.

The only other locations where payments were also made to the Pipe Rolls were in St Augustine’s parish. The editors of the landgable accounts were not clear whether “*the payments originated as assise rents due to the king*” but clearly this remains a possibility.

While Grimkell, Stigand or the king could therefore each have promoted a church of St Olaf, none of them could have done so before 1031 at the earliest. Here it is useful to see such a foundation within the likely neighbouring archaeological evidence.

34 Ekroll 2019, 175-176.

35 Carter 1977, 186 who used the landgable records in an attempt to reconstruct the occupied area of the early city. Landgable continued to be collected into the post-medieval period.

36 Rodgers and Wallace 1999, 128 and 13. The Pipe Rolls were financial records kept by the royal exchequer. The earliest examples date from the 12th century.

The urban context of St Olaf's church

As noted, the major nearby topographical feature was the defended enclosure east of the church and its churchyard. This bank and rampart was probably constructed in the very late 9th or early 10th century, their alignment now followed by St George's Street and Calvert Street. Excavation in the 1970s and in 1989-90 uncovered parts of the ditch and demolished bank³⁷. The extent of St Olaf's parish can be reconstructed using late 13th- and early 14th-century Enrolled Deed evidence. This suggests that the parish extended as far eastward as Calvert Street (historically Snaylgate). It therefore clearly included part of the length of ditch and rampart of the Anglo/Scandinavian defended enclosure and also, following eradication of the bank and infilling of the ditch (probably by the 12th century) the newly flattened area. However, St Olaf's parish did not occupy all of the western earthworks; that part of the ditch and rampart south of Cross Lane (between St George's Street and Calvert Street) lay in St George Colegate while, to the north, St Augustine's parish occupied those lengths either side of Botolph Street.

Interestingly, the later medieval and post-medieval ward boundary runs up the eastern side of Calvert Street (that is, the line of the intramural road within the Anglo-Scandinavian enclosure) rather than St George's Street (the line of the ditch), thereby bounding the western edge of St Olaf's parish. Mapping of the Enrolled Deeds shows that part of St Olaf's parish extended eastward of Calvert Street, encompassing a small block of property north of Golden Dog Lane (see Fig. 1). The

ward boundary passed around this block as well. Was it perhaps a significant early property with links to whoever established St Olaf's church, securing a presence within the defended enclosure while most of the parish lay outside?

The other major topographical feature, as noted above, was the settlement of Coslany to the west. Its early development has been explored recently with the conclusion that each of its three parishes (St Mary, St Michael and St Martin) were not within the pre-Conquest "Gisney" estate, despite St Martin having links with St Clement's church through tithes³⁸. It seems likely that Coslany's origins lay in the 10th century.

The parish of St Olaf Pitt Street, therefore, stood between two areas of nascent urban settlement, both of which were in existence considerably before the death of Olaf in 1030. The church occupied relatively flat land between the two, north of a probable marshy area which separated it from Colegate, the riverine route that connected the fortified enclosure and Coslany. Its foundation in such a location (by whatever authority but probably Bishop Grimkell or Bishop Stigand, either of them perhaps acting in concert with the king) might thus have created a signifier of authority between two secular urban enclaves. The relationship of the church to the fortified enclosure, its parish extending within the defended area, has an appearance analogous to that of St Olaf in York, noted above, which stood within the *haga* or enclosure of Galmanhowe.

Concluding assessment

The above text has sought to demonstrate that the dedication and location of the church of St Olaf Pitt Street in Norwich are likely to have been the results of a foundation in the first half of the 11th century by powerful individuals, either the king himself or important clerics acting in concert with the Crown. Creation of the church, its churchyard, and probably its parish, within a presumed vacant area outside the pre-1066 defended

enclosure seems to have occupied land within an urban estate which itself had an overlord in Stigand, Bishop of East Anglia and subsequently Bishop of Winchester before becoming Archbishop of Canterbury. A church here, dedicated to a royal saint and between two early settlements, would have been a statement of royal interest in a similar manner to that suggested for the area around St Olaf's chapel in Conesford south of the river. Foun-

³⁷ Davison and Evans 1985; Bown 1992.

³⁸ Ayers 2017, 16 and 19. I erroneously identified this estate as Tokethorpe.

dation within the urban estate would also have linked the new church with St Clement Colegate, the central church both within the estate and the town, mirroring the linkage of St Olaf's chapel with St Clement Conesford. Further linkage might have been with the probable pre-1066 foundation of the church of St Edmund, another royal martyred saint. Norwich was a growing urban centre in the first half of the 11th century and the placing of St Olaf would have been a marker of royal interest in this expansion.

A further tentative royal link for St Olaf church concerns Carrow Priory, the nunnery immediately south of the medieval city. Carrow was founded by King Stephen in the 12th century and Francis Blomefield, writing in the 18th century, noted that among “*the religious concerned here*” (that is at St Olaf Pitt Street) was the “*Prioress of Carkhowe*”³⁹. The priory housed a document now known as the Carrow Psalter. This manuscript was “*made in East Anglia in the mid-thirteenth century for a patron with special veneration for St. Olaf*”⁴⁰ and contains an ornately decorated initial “B” for “*Beatus*” which depicts the life and miracles of the saint. Kept since 1931 in the Walters Art Museum in Baltimore, United States, the manuscript

“provides by far the most important single contribution to the iconography of S. Olave [Olaff] on this side of the North Sea”⁴¹. Carrow probably acquired the psalter in the 15th century, perhaps because of its overt reference to the royal saint St Olaf and the priory’s own royal links. The acquisition suggests a continuing devotion to St Olaf in East Anglia, a devotion also extant within the church of St Olaf Pitt Street into the 16th century when it was devoured by “*the cormorants of that age*”⁴².

Any significance that the church may have held as a marker within the urban topography had probably disappeared by the 13th century when it was in the hands of the Cathedral Priory. Its memory lingered as late as 1745 within the street-name St Tooley’s-Lane (a corruption of St Olave)⁴³. The location of the church and its churchyard did not lose all status however: “*St Olave’s Chapel Yard was a highly desirable property, let by the Dean and Chapter to very significant members of the Norwich ruling elite ...*” into the 18th century⁴⁴. Its current status, occupied by a derelict building and surrounded by a surface car park, is less cherished but future archaeological work may yet reveal evidence to restore awareness of its likely early importance.

Bibliography

- ALLDRIDGE, N. J. 1981. “Aspects of the Topography of Early Medieval Chester”. *Journal of the Chester Archaeological Society* 64, 5–31.
- AYERS, B. 2011. ‘The growth of an urban landscape: recent research in early MEDIEVAL Norwich.’ *Early Medieval Europe* 19 (1), 62–90.
- AYERS, B. 2017. “Coslania, Norwich: an Archaeological Contribution to Early Medieval Urban History”, in Clark, L. and Danbury, E. (eds.), “A Verray Parfit Praktisour”: Essays Presented to Carole Rawcliffe. Woodbridge, 1 - 21.
- AYERS, B., Haynes, C., Heslop, T. A. and Lunnon, H. 2017. The Parish Churches of Norwich north of the River Wensum: City, Community, Architecture and Antiquarianism’. *Church Archaeology* 18, 1-19.
- BEVAN, A. 2022. St Olave’s archival footprint: an overview (unpublished).
- BLAIR, J. 2005. *The Church in Anglo-Saxon Society*. Oxford.
- BLOMEFIELD, F. 1806. *An Essay towards a Topographical History of the County of Norfolk* 4. London.
- BOWN, J. 1992. “The Ditch and the Dutch”. In Ayers, B. et al, *Digging Ditches: Archaeology and Development in Norwich*. Norwich, 7-11.
- CAMPBELL, J. 1975. “Norwich”. In Lobel, M. D. (ed.), *Historic Towns II*. London.
- CARTER, A. 1977. “The Anglo-Saxon Origins of Norwich: the problems and approaches”, *Anglo-Saxon England* 7, 175-204
- CRAWFORD, B. E. 2008. “The Churches dedicated to St Clement in Medieval England”. *Scripta ecclesiastica*. St Petersburg.
- DAVISON, A. and Evans, D. H. 1985. “Excavations on 49-63 Botolph Street (Site 281N)”. In Atkin, M. et al (eds.), “Excavations in Norwich 1971-1978: Part II”. *East Anglian Archaeology* 26, 114-143.

39 Blomefield 4 1806, 475.

40 <http://www.thedigitalwalters.org/Data/WaltersManuscripts/html/W34/description.html>

41 Dickins 1937-45, 62.

42 Blomefield 1806, 475. He references the amalgamation of churches following the Reformation.

43 Sandred and Lindström 1989, 97.

44 Bevan 2022, 8.

- DICKINS, B. 1937-1945. "The Cult of St Olave in the British Isles". *Saga-Book of the Viking Society XII*, 53-80.
- EKROLL, O. 2019. "Sanctus Olaus rex et martiris: Constructing the early cult of St Olav of Norway 1030 – 1220". In Hope, S. et. al. (eds.), *Kulturhistoriske studier i centralitet – Archaeological and Historical Studies in Centrality*, 4, 168-184.
- FORTE, A., Oram, R. and Pedersen, F. 2005. *Viking Empires*. Cambridge.
- HALL, R. A. 2007. *Exploring the World of the Vikings*. London.
- HARMER, F. E. 1952. *Anglo-Saxon Writs*. Manchester.
- HOFFMANN, E. 1975. Die heiligen Könige bei den Angelsachsen und den skandinavischen Völkern. Neumünster.
- LICENCE, T. 2020. *Edward the Confessor: Last of the Royal Blood*. Yale.
- MONSON, E. (Ed.) 1932. *Heimskringla or The Lives of the Norse Kings* by Snorre Sturlason. Cambridge.
- MORRIS, R. 1989 (1997 edition). *Churches in the Landscape*. London.
- NIGHTINGALE, P. 1987. "The Origin of the Court of Husting and Danish Influence on London's Development into a Capital City". *English Historical Review* 404, 559–578.
- NUTHALL, T. 2020. "Blomefield and his Use of Documentary Evidence. A Case Study focussing on the Parish of St Clement Colegate, Norwich". *Norfolk Archaeology* 48, pt. 3, 361-367.
- ORME, N. 2014. *The Churches of Medieval Exeter*. Exeter.
- RODGERS, M. and Wallace, M. (eds.) 1999. "Norwich Landgable Assessment 1568-70". *Norfolk Record Society LXIII*.
- SANDRED, KI, and Lindström, B, 1989, *The Place-names of Norfolk, Part One: the Place-names of the City of Norwich*, English Place-name Society, Vol 61.
- SEWARD, D. 2022. *The Greatest Viking: The Life of Olaf Haraldsson*. Edinburgh.
- SHELLEY, A. 2015. "South Conesford, Norwich: A Danish Garrison Port?". *Medieval Archaeology* 59, 87 - 102.
- SMITH, A. H. 1937. "The Place-Names of the East Riding of Yorkshire and York". *English Place-Name Society* 14. Cambridge.
- (VCH Cheshire 1) Lewis, C. P. and Thacker, A. T. (eds.) 2003. *A History of the County of Chester: Volume 5 Part 1, the City of Chester: General History and Topography*. London.
- (VCH Cheshire 2) Lewis, C. P. and Thacker, A. T. (eds.) 2005. *A History of the County of Chester: Volume 5 Part 2, the City of Chester: Culture, Institutions, Buildings*. London.
- (VCH Sussex 3) Salzman, L. F. (ed.) 1935. *A History of the County of Sussex: Volume 3*. London.
- WALLIS, H. 2010. "Anglia Square, Norwich: Phase 2 Archaeological Evaluation". *Oxford Archaeology East report 1202* (https://eprints.oxfordarchaeology.com/1315/1/Report_1202_LR.pdf).
- WEST, J. R. (ed.). 1932. *St Benet of Holme 1070-1210*. Norfolk Record Series 2.

Acknowledgements

I am most grateful to my colleagues Sandy Heslop and Clare Haynes for their helpful comments and observations on the text.



Bauen über den Fluss – Hochmittelalterliche Bauhölzer unter einer Steinkammer im Bremer Martiniviertel

von Dieter Bischof, Bremen

Die Baugrube für das *Atlantic Grand Hotel* an der Bredenstraße im Bremer Martiniviertel bot – wenn auch unter großem Zeitdruck – die Gelegenheit, an dieser zentralen Stelle Bremens sowohl Informationen über die frühmittelalterliche Hafensituation als auch die Besiedlung bzw. Kolonisierung von neugewonnenen Flächen innerhalb der Stadt zu gewinnen. Das heutige Hotel befindet sich im Martiniviertel südlich des historischen Marktplatzes und liegt östlich der Bredenstraße und westlich der Rückseite der Böttcherstraße. Auf einem Stadtplan von 1664 zeichnen sich die einzelnen wohl noch mittelalterlichen Hausparzellen ab, die nur zum Teil giebelständig zur Breden- und Kirchenstraße beziehungsweise zur südlich gelegenen Martinistraße standen (Abb. 1). Die nach Süden von der Bredenstraße abzweigende und mit ihr einen spitzdreieckigen Häuserblock bildende Kirchenstraße führte bis zum Zweiten Weltkrieg direkt auf die 1229 erstmals urkundlich erwähnte Martinikirche zu. Die Kirchenstraße wurde im Jahr 2009 von dem Hotelneubau vollständig überbaut. Vor dem Krieg wurde hier das sogenannte Hermann-Göring-Haus erbaut, dessen Reste der Dienstsitz des Senators für Häfen und Wirtschaft übernahm, der aber wiederum dem Hotelbau weichen musste. Die Fundamente des senatorischen Gebäudes hatten schon tiefgründig Teile der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Bebauungsspuren zerstört. Trotzdem konnten von der Stadtarchäologie noch baubegleitend große Reste der Bebauung und über 13 Brunnen dokumentiert werden (Abb. 2).

Der letzte, nur noch 4 m breite Rest der ab 1602 kanalisierten Balge verlief bis ins 19. Jahrhundert etwa 40 m nördlich des heutigen Hotels (Abb. 1). Aktuell ist ihr Verlauf noch im Pflaster der Straße Stintbrücke markiert.

Geologische Bohrungen und wenige Altgrabungen im Umfeld des heutigen Hotels zeigten schon im Vor-



Abb. 1 Detail aus dem Stadtplan von 1664. Hervorgehoben sind die Weser und die Balge. Rötlich die Fläche des heutigen Atlantic-Hotels, grünlich die des Scandic Crown (heute Radisson Blue Hotel). Stadtplan von Gerhard Meier (Kupferstich: Caspar Schultz, bearbeitet durch J. Schmidt).

feld, dass sich das alte Balgebett im Mittelalter von hier aus weiter südlich erstreckt hatte und im frühen Mittelalter ein Flussbecken bildete. Die Balge trennte den Martiniwerder von der eigentlichen Altstadt. Durch den Bau mehrerer Brücken beziehungsweise die zunehmende Verlandung und Überbauung der Balge sollte der Martiniwerder im Laufe des Spätmittelalters mit dem Rest der Stadt zusammenwachsen (Weidinger 1997, 209; Bischof 2009, 211f.).

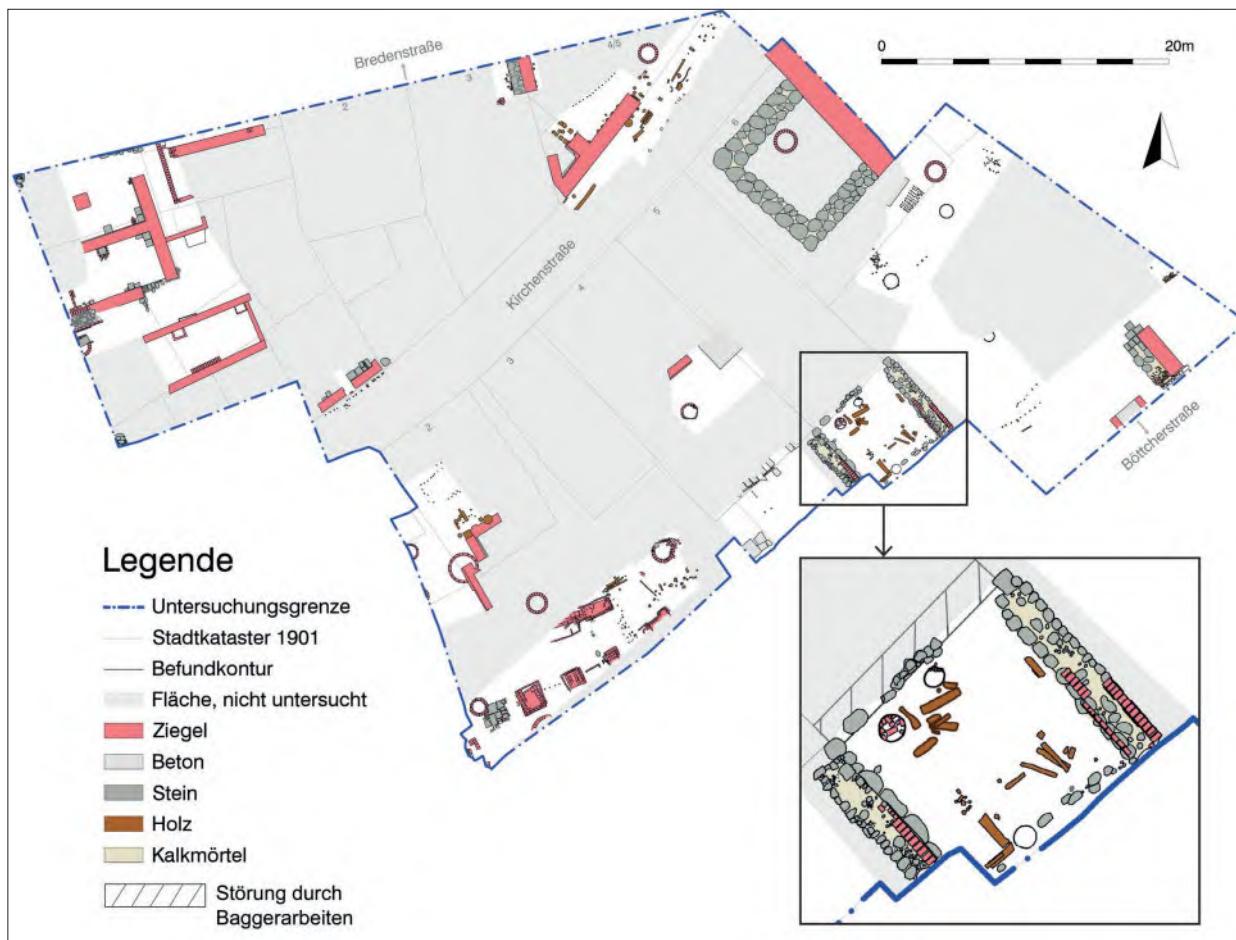


Abb. 2 Spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Befunde der Ausgrabung Bredenstraße. Im Norden ist die bereits 1951 aufgedeckte große Steinkammer eingetragen, die als sogenannte Bucksburg zu bestimmen ist. Herausgehoben die 2009 ergrabene Steinkammer (Plan: J. Geidner / J. Schmidt, Landesarchäologie Bremen).

Während der verschiedenen, zeitlich und räumlich eng gestuften Phasen des Bauprojektes *Atlantic-Hotel* Ende 2007 bis Oktober 2009 konnte im gesamten Baugrubenbereich, etwa 7,5 m unter dem heutigen Niveau, ein zum Teil mehr als 3 m mächtiger steriler Schwemmsandhorizont beobachtet werden (Abb. 3). Diese innerhalb eines großen Balgebeckens, der sogenannten Marktbalge, abgelagerte starke Schwemmschicht deutet auf ein oder mehrere kurzfristige Flutereignisse hin. Vom Prallhang einer nahen frühmittelalterlichen Weserarmschlinge abgeschwemmte Dünensande feiner bis mittlerer Sandkorngröße hatten sich hier im als Hafenbecken genutzten erweiterten Flussabschnitt abgesetzt.

Auf dem Grund dieses Balgebeckens gab sich ein Fundschleier mit abgeschwemmtem Material der nahen frühmittelalterlichen Ufersiedlung zu erkennen. In

dieser Sedimentschicht waren zahlreiche Funde karolingischer Zeitstellung eingelagert. Zu nennen sind große Mengen Tierknochen, darunter viele Pferdeknochen, eine menschliche Schädelkalotte, wenige teils bearbeitete Holzreste sowie zahlreiche Keramikscherben, Webgewichtsreste, Basaltmahlsteinreste und die Gussform einer kleinen Scheibenfibel (Bischof 2011a, 367-376; Küchelmann 2011). Eine Pseudomünzfibel lag etwas höher. Die Datierung der Siedlungsreste deutet sich schon durch die Keramik an, teilweise stempelverzierte Muschelgrusware und Importkeramik aus dem fränkischen Reich wie zum Beispiel Badorfer Amphoren oder Tatinger Ware. Sicher hat ein mäandrierender, an die Bremer Domdüne prallender Weserarm zu starker Erosion und zum Zusanden des Marktbalgebeckens des Ufermarktes südlich der Domburg geführt (Jeute 384, Bischof 2011a, 364-366).

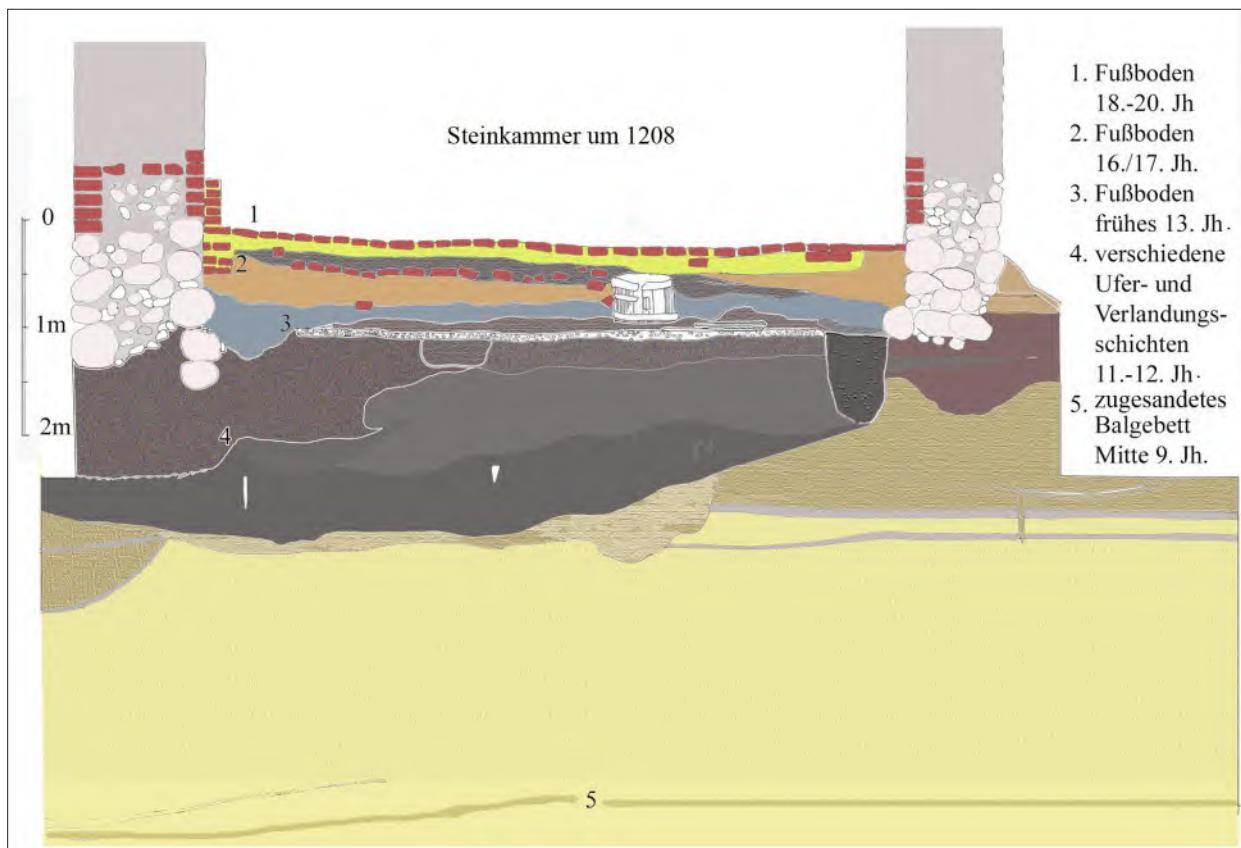


Abb. 3 Grabung Bredenstraße, Schnitt von Nordost nach Südwest durch die Steinkammer und die darunterliegenden frühmittelalterlich-frühneuzeitlichen Balgefussbetten (Zeichnung: H. Steinwand).

Feinchronologisch zuweisbare Funde wie ein Denar Karls des Kahlen (840-864 n. Chr.) und ein bald nach 829 n. Chr. gefällter Eichenstamm verweisen das Entstehen dieser Schwemmsandschicht auf ein oder gar mehrere Hochflutereignisse in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Dieser Datierungshinweis deckt sich recht gut mit dem dendrochronologischen Ergebnis des 1989 in der nur 50 m entfernten Baugrube des damaligen *Scandic Crown Hotel* an der Wachtstraße entdeckten Lastkahns „Karl“. Er wurde dem dendrochronologischen Gutachten nach um / nach 808 n. Chr. erbaut (Hoffmann / Ellmers 1991). Einige wenige Einblicke in diese Baugrube ermöglichten es, die weitere Entwicklung, Verlandung und Kolonisation des Hafenbeckens der Marktbalge zu rekonstruieren.

In die Flusssedimentschichten der Karolingerzeit hatten sich im Hochmittelalter mehrere kleine Fließgewässer eingeschnitten. In diese später wieder anthropogen verfüllten Gewässerarme waren Pfosten eingeschlagen, von denen einer auf das Jahr 1080 n. Chr.

datiert werden konnte (Rech 2004, 65; Moritz 1991, 198). Ähnliche Ergebnisse (*termini ante quem* zwischen 1060 und 1078/80 n. Chr.) für kleine Wasserläufe konnten Befunde im Nordwesten und -osten der *Atlantic*-Baugrube liefern (Bischop 2011a, 365f.). Ab dem fortgeschrittenen 11. Jahrhundert müssen also mehrere kleine nachkarolingische Flussarme in Verlandung begriffen gewesen sein, während sich der Balgearm nunmehr in den historisch überlieferten, spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen nördlichen Flusslauf zurückzog.

Inwieweit dieses durch anthropogene Aufschüttungen gewonnene Neuland bereits im Hochmittelalter zur sofortigen Bebauung der sich stetig ausbreitenden florierenden Handelsstadt zur Verfügung stand, bleibt unsicher. Die wenigen *in situ* vorgefundenen Pfosten lassen hier keinen ausreichenden Aufschluss über ihre genaue Funktion zu. Eine großflächige Bebauung des neugewonnenen Gebietes kann jedoch erst zu Beginn des 13. Jahrhunderts erfolgt zu sein. So ist etwa eine

aus Eichenbrettern gezimmerte, kastenförmige Kloake (Befund 111) dendrochronologisch nach 1208 n. Chr. oder eine sehr ähnliche Konstruktion nahe der Breden-

straße (Befund 88) in die Zeit um 1222 datiert. In die Zeit um 1200 kann ein Baumstammbrunnen im Norden der *Atlantic*-Baugrube eingeordnet werden.

Eine *Steenkamer* über der Balge

Ein schmaler, relativ ungestört erhaltener Parzellenstreifen am Nordostrand der Baugrube des *Atlantic*-Hotels bot einen schlaglichtartigen Einblick in die Aufsiedlung des verlandeten Balgefusses. Hier konnte unmittelbar hinter der Böttcherstraße beziehungsweise vor dem rückwärtigen Eingang des ehemaligen Bremer Spielcasinos gelegen über einem verlandeten Balgarm der aus Findlingen errichtete Unterbau eines frühen Steingebäudes festgestellt werden. Ein Profilschnitt zeigt das von Schwemmsanden zugefüllte karolingische Marktbalgebecken und darüber den südlichen Rand des hochmittelalterlichen Balgefuers (**Abb. 3**).

Es handelt sich um einen Steinbautyp, der sich in den archivalischen Quellen für die Zeit um 1200 als *Steenkamer* wiederfindet und mittlerweile archäologisch mehrfach nachgewiesen ist (Rech 2004, 126–132; Bischof 2008a). Unter der südwestlichen Findlingsmauer diente eine über 5 m lange Holzbohle als ausgleichende Schwelle unter dem wenig tragfähigen verlandeten Balgarm (**Abb. 12.36**). Ähnliche ausgleichende Fundamentbohlen konnten bereits 1951 nur knapp 17 m nördlich von S. Fliedner dokumentiert werden. Hier befand sich der untere Bereich eines mit 8 x 6,5 m Innenmaß noch größeren Steingebäudes (**Abb. 2**), der sogenannten Bucksburg (Rech 2004, 127). Die Bucksburg wird in historischen Quellen als großes Steinhaus der Patrizierfamilie Buck erwähnt, zu dem eine später als Verlies dienende Steinkammer gehörte. Das Gebäude muss noch in der frühen Neuzeit relativ repräsentativ ausgestattet gewesen sein. In der Chronik des Johann Renner (gest. 1583) wird erwähnt, dass Graf Albrecht von Mansfeld während des Schmalkaldischen Krieges in Bremen weilte und mit seinem Hofstaat eine Zeit lang in der Bucksburg residierte (Schütze 2015, 59).

Die unter der vermutlichen Bucksburg als Mauerunterfangung vorgefundene Bohlen waren noch größer als die 2009 geborgene: 6,5 m lang, 0,5 m breit und 0,2 m hoch. Wenige damals geborgene Kugeltopfscherben geben einen Datierungshinweis auf das späte 12. bis beginnende 13. Jahrhundert.

Bei dem kleineren, 2009 entdeckten Steinbau konnte eine Fundamentbohle dendrochronologisch in die Zeit um/bald nach 1208 datiert werden (**Abb. 12.36**). Das Steingebäude lag im hinteren Bereich der langgestreckten Parzelle Kirchenstraße 6 und war wahrscheinlich von hier aus erreichbar. Die etwa 1 m breite Mauer war aus unterschiedlich großen Feldsteinen beziehungsweise Findlingen in Muschelkalk gesetzt. Zumindest an der Innenseite der nordwestlichen Mauer war eine frühneuzeitliche Ziegelsteinmauer vorgesetzt worden. Obwohl die nordwestlichen und südöstlichen Mauern des fast quadratischen Gebäudes durch den Bagger und durchs Verbausetzen stark zerstört waren, stellte sich der Innenbereich noch relativ ungestört dar (**Abb. 4**). Der 6 x 5,5 m große Raum war ursprünglich mit einem Lesesteinpflaster ausgelegt. In späteren Jahrhunder-ten war der Boden offensichtlich durch Lehmauftrag mehrfach erhöht und mit Klosterformatsteinen gepflastert worden (**Abb. 3, 4 und 6**). Offensichtlich war der Kellerboden während der über 700 Jahre seines Bestehens um fast 1 m erhöht worden, bis das Gebäude endgültig im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurde. Am nordöstlichen Mauerabsatz fanden sich mehrere verschmolzene Eimachgläser mit Erbsen, die zum Teil starke Brandspuren durch die Brandbombenzerstörung des Jahres 1944 aufweisen, welche das Martiniviertel und einen Großteil der gesamten Altstadt in Schutt und Asche gelegt hatten.

Der ursprüngliche, aus kleinen Lesesteinen bestehende Boden war an den Innenwänden alt gestört. Offensichtlich war der Boden hier tiefgründig aufgegraben worden, um den Übergang zur Mauer hin nachträglich mit einem massiven Lehmpaket abzudichten (**Abb. 3 und 5**). Mit dieser Lehmpackung wurde auch der kleinteilige Steinfußboden des Kellers vollständig überzogen, wohl eine notwendige Erhöhung aufgrund der Gefährdung durch Überflutung. Zwischen diesem Lehmboden und einem weiteren darüber liegenden fanden sich noch einzelne Backsteinreste, möglicherweise Überreste eines ersten, später teilweise wieder entfernten spätmittelalterlichen Ziegelbodens. In ihn war an der Südostmauer ein Fass mit eisernen Ringen eingebbracht



Abb. 4 Ansicht der Ostecke der Steinkammer. Erkennbar sind unter frühneuzeitlichen Ziegelbodenresten Teile des ursprünglichen Fußbodens aus Lesesteinen, der vor der Findlingsmauer später durch eine Lehmpackung ersetzt wurde (Foto: D. Bischof, Landesarchäologie Bremen).



Abb. 5 Die Steinkammer bald nach der Auffindung. Erkennbar sind u.a. Fußbodenreste aus Klosterformatziegeln (Foto: D. Bischof, Landesarchäologie Bremen).

worden. Darüber lagen noch zwei weitere Ziegelsteinböden der frühen Neuzeit, von denen der letzte bzw. oberste (Nr. 1) noch bis in das 20. Jahrhundert Bestand hatte. An der Außenseite der südlichen Mauer konn-

te im Ansatz noch ein Lehmboden festgestellt werden. Er scheint zu einem südlich angrenzenden Nebenbau gehört zu haben, von dem keine weiteren Spuren mehr nachweisbar waren.

Die spätmittelalterlichen Funde

Die spätmittelalterlichen Funde aus beziehungsweise unter den ersten Fußbodenaufhöhungen sind recht vielfältig. Auf dem ältesten Fußboden lagen Scherben einheimischer grautoniger Kugeltopfware sowie eine zerscherbte helltonige bauchige Henkelkanne mit roter streifiger Bemalung (Abb. 6). Hervorzuheben sind weiter Fragmente einer unter anderem mit plastisch aufgelegten Blüten verzierten Kanne der Rouenware (Abb. 7), einer frühen polychrom glasierten, westeuropäischen Importware der Zeit um 1200, die in Bremen mittlerweile mehrfach nachgewiesen werden konnte und sich auch in einem nahe gelegenen Baumstammbrunnen der Zeit um 1200 fand (Bischof 2019, 130).

Erwähnenswert sind zwei schlichte kleine Glasringe, ein Knochenwürfel (Abb. 8), ein steinerner Tiegelrest sowie zwei Pilgerzeichen (Abb. 9). Das eine Zeichen stammt aus dem brandenburgischen Wilsnack. Erhalten sind noch zwei der ursprünglich drei dargestellten Bluthostien, die in der dortige Wunderblutkirche St. Nikolai bis zur Reformation verehrt wurden. Die Hostien zeigen Darstellungen aus der Heilsgeschichte, wie die Kreuzigung und Auferstehung Christi. Wilsnack scheint bei den Bremern des Spätmittelalters eine beliebte Pilgerstätte gewesen zu sein, wie einige weitere Zeichen dieses Pilgerortes beweisen (Bischof 2011b, 55; Rech 2004, 312).

Das andere Pilgerzeichen zeigt in einem hochrechteckigen Bildfeld den Heiligen Leonhard im langen Mantel und mit einem Buch in der Hand. Vor ihm hebt ein kniender, wohl nackter Gefangener als Bittsteller seine Hände zu ihm. Im Hintergrund ist die wohl aufgebogene Kette, das Attribut des Heiligen, zu sehen. Der Name des Heiligen steht unter einem Zinnenkranz. Leonhard von Limoges galt als Schutzpatron für alle Gefangenen und Gebären. Warum genau der Bremer Pilger die Fahrt ins über 1100 Kilometer entfernte Limoges zum „Kettenheiligen“ St. Leonhard unternahm, lässt sich leider nicht mehr in Erfahrung bringen.

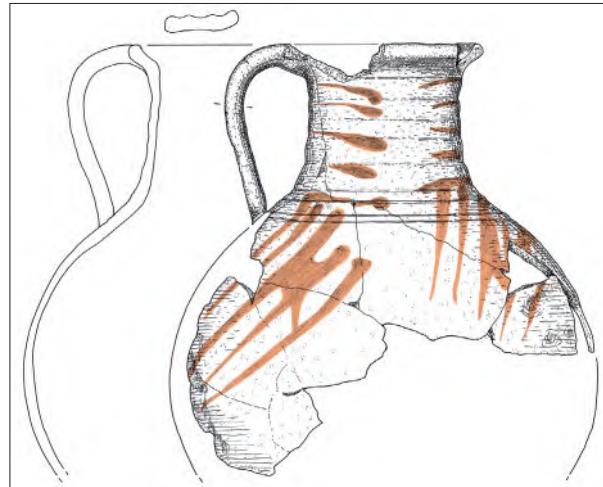


Abb. 6 Fragmente einer helltonigen bauchigen Kanne mit streifiger roter Bemalung (Zeichnung: E. Schindler / J. Schmidt, Landesarchäologie Bremen).



Abb. 7 Fragment einer floral verzierten Kanne der Rouenware in situ (Foto: Landesarchäologie Bremen).

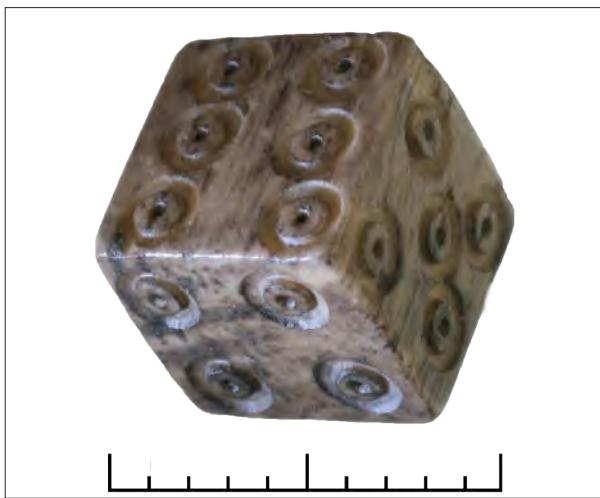


Abb. 8 Knochenwürfel aus dem Pflasterbereich (Foto: Landesarchäologie Bremen).

Reste von Daubenschalen und einzelnen Bauhölzern sowie zwei 1 m lange Fassdauben und das Fragment einer weiteren Daube (**Abb. 12.45-47**) lagen über dem Lesesteinpflaster nahe der nordöstlichen Wand. Eine der beiden Eichendauben konnte dendrochronologisch auf die Zeit 1218 +/- 10 Jahre datiert werden.

Im 13. Jahrhundert waren zwei Eichenfässer vermutlich als kühle Vorratsbehälter nahe der nordwestlichen Steinkammermauer im Kellerboden eingelassen worden (**Abb. 12.48-49**). Löcher in Boden und Fassdauben zeigen, dass die Fässer schon zuvor längere Zeit in Nutzung gewesen waren. Neben dem nördlichen, nur etwa 47 cm breiten Fass (**Abb. 12.49**) waren vier Pfosten unregelmäßig in den Boden eingetrieben. Einer der Pfosten datiert nach 1264.

Ein sekundär als Pfosten genutzter Wandständer (**Abb. 10.6**), der den Boden des Fasses durchschlagen hatte, stammte von einer um 1235 (+/- 10 Jahre) geschlagenen Eiche. Der Fassboden selbst war nur teilweise erhalten. Zwei Löcher waren im Ansatz noch erkennbar. Das Fass wurde unter anderem aus dem Holz einer um/nach 1084 geschlagenen süddeutschen Tanne geböttchert.

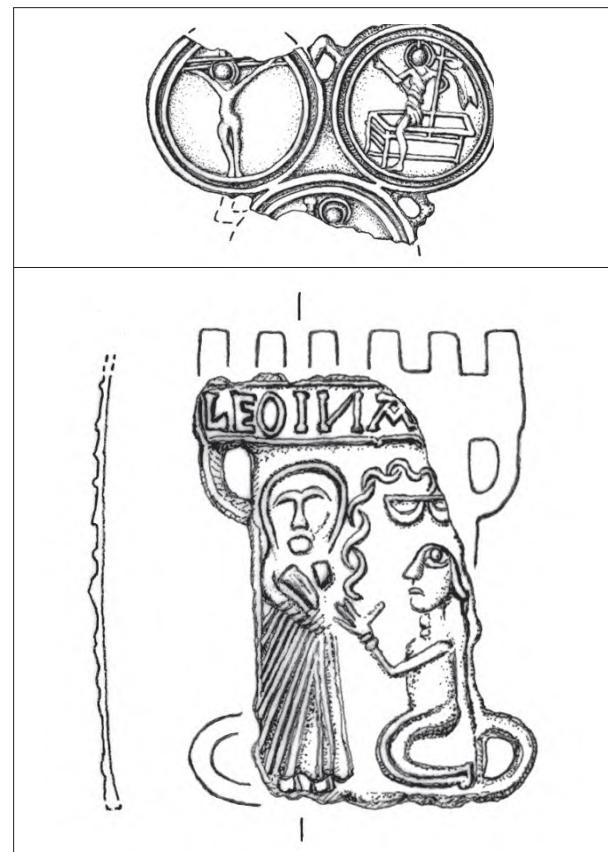


Abb. 9 Pilgerzeichen aus der Steinkammer an der ehemaligen Kirchenstraße (Ausgrabung Bredenstraße): oben Bluthostienzeichen aus Bad Wilsnack, unten Pilgerzeichen des Heiligen Leonard aus Limoges (Zeichnungen: E. Schindler, Landesarchäologie Bremen).

Das andere Fass (Befund 232), in dem unter anderem eine Bronzepfanne, Keramikscherben und das Skelett einer Katze lagen, wies nicht nur mindestens vier Löcher im fast 75 cm breiten Boden auf, sondern auch einige Löcher in der Wandung (**Abb. 12.48**). Der Fassboden war zusätzlich mit einer nur unvollständig erhaltenen Hausmarke versehen. In diesem Fass fand sich relativ viel Ziegelbruch, unter anderem mit Fragmenten von spätgotischen Form- und Dachziegeln, eventuell Schutt einer Umbauphase.

Bauhölzer und Funde unter dem Steingebäude

Besonders viele bearbeitete Bauhölzer des späten 11. und 12. Jahrhunderts befanden sich vor allem unter dem ältesten Steinfußboden (**Abb. 4**). Sie lagen so-

mit in der letzten Flussverfüllung und waren darum für Bremer Verhältnisse erstaunlich gut erhalten. Die Bauhölzer waren hauptsächlich aus Eiche gefertigt und,

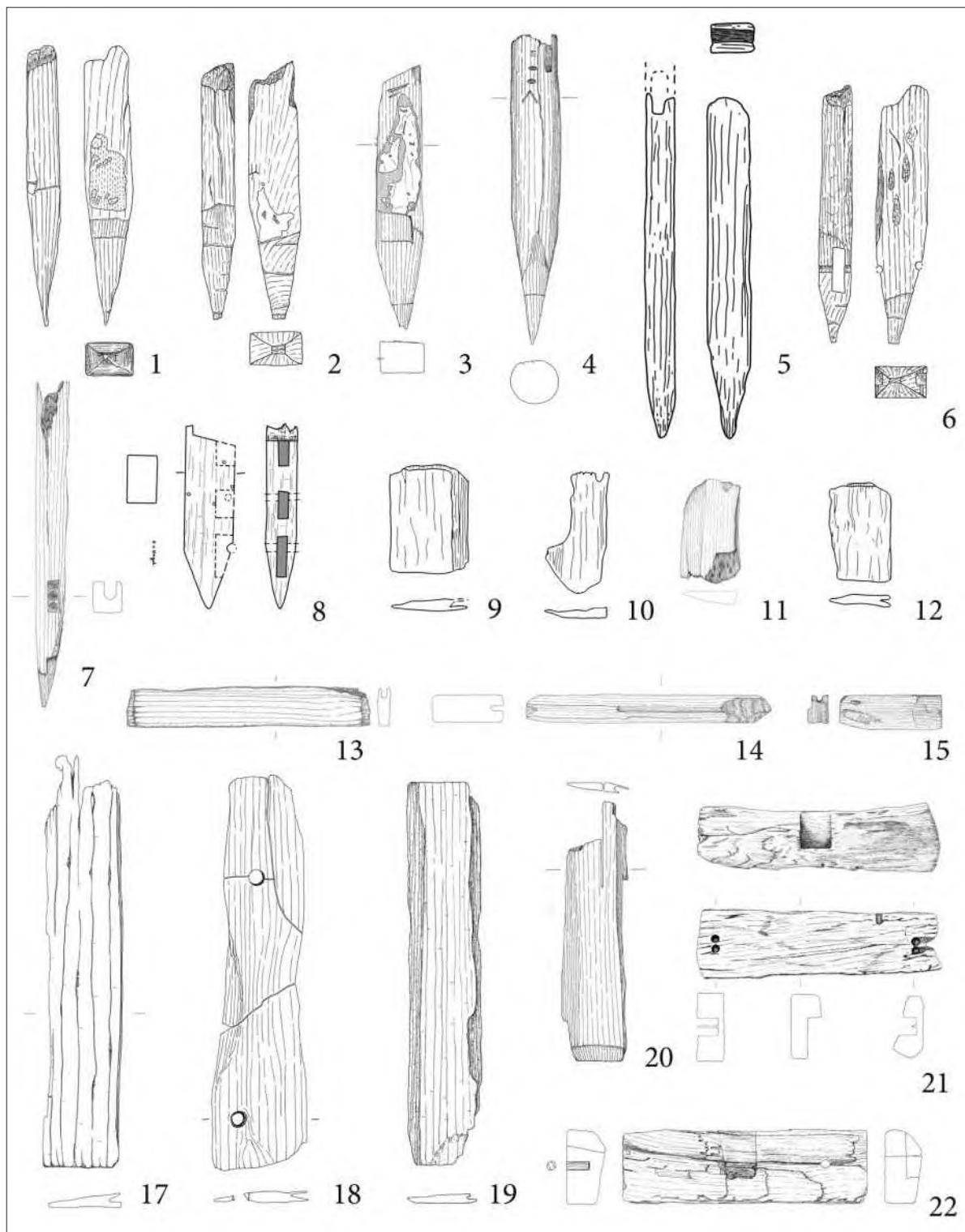


Abb. 10 Umzeichnungen von Bauhölzern, zumeist aus der letzten Verfüllung unter der Steinkammer. 1-8: Pfosten, z. T. aus Wandständern oder Rähmbalken umgearbeitet; 9-12 und 17-20: Wandbohlen; 13-15: Rähmbalken; 21-22: Riegelfragmente (?). M. 1:20 (Zeichnungen: H. Steinwand / J. Schmidt, Landesarchäologie Bremen).

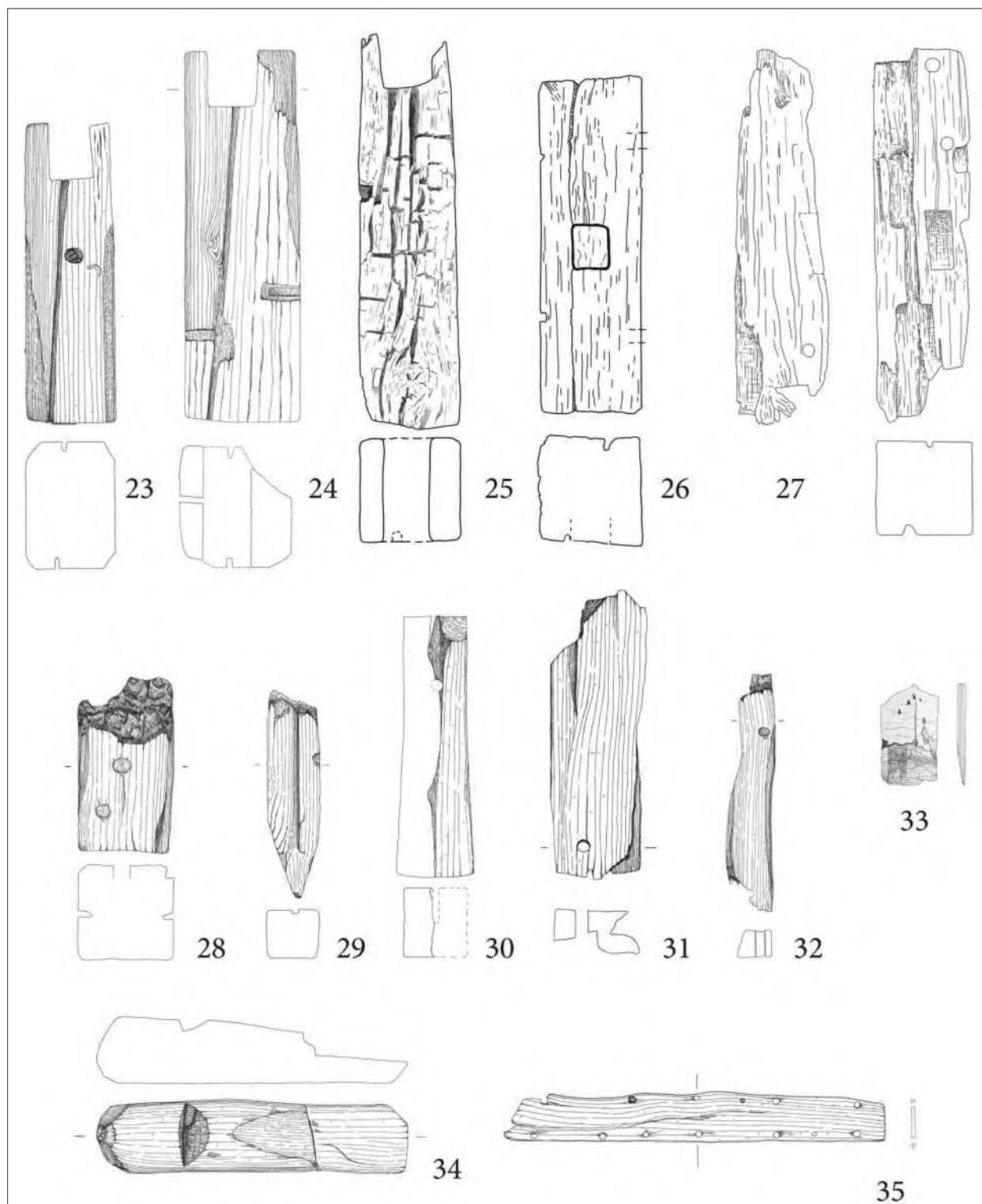


Abb. 11 Umzeichnungen von Bauhölzern. 23-32: Wandständer; 33: Dachschindel (?); 34: Gekehltes Rundholz; 35: Bootsplank. M. 1:20 (Zeichnungen: H. Steinwand / J. Schmidt, Landesarchäologie Bremen).

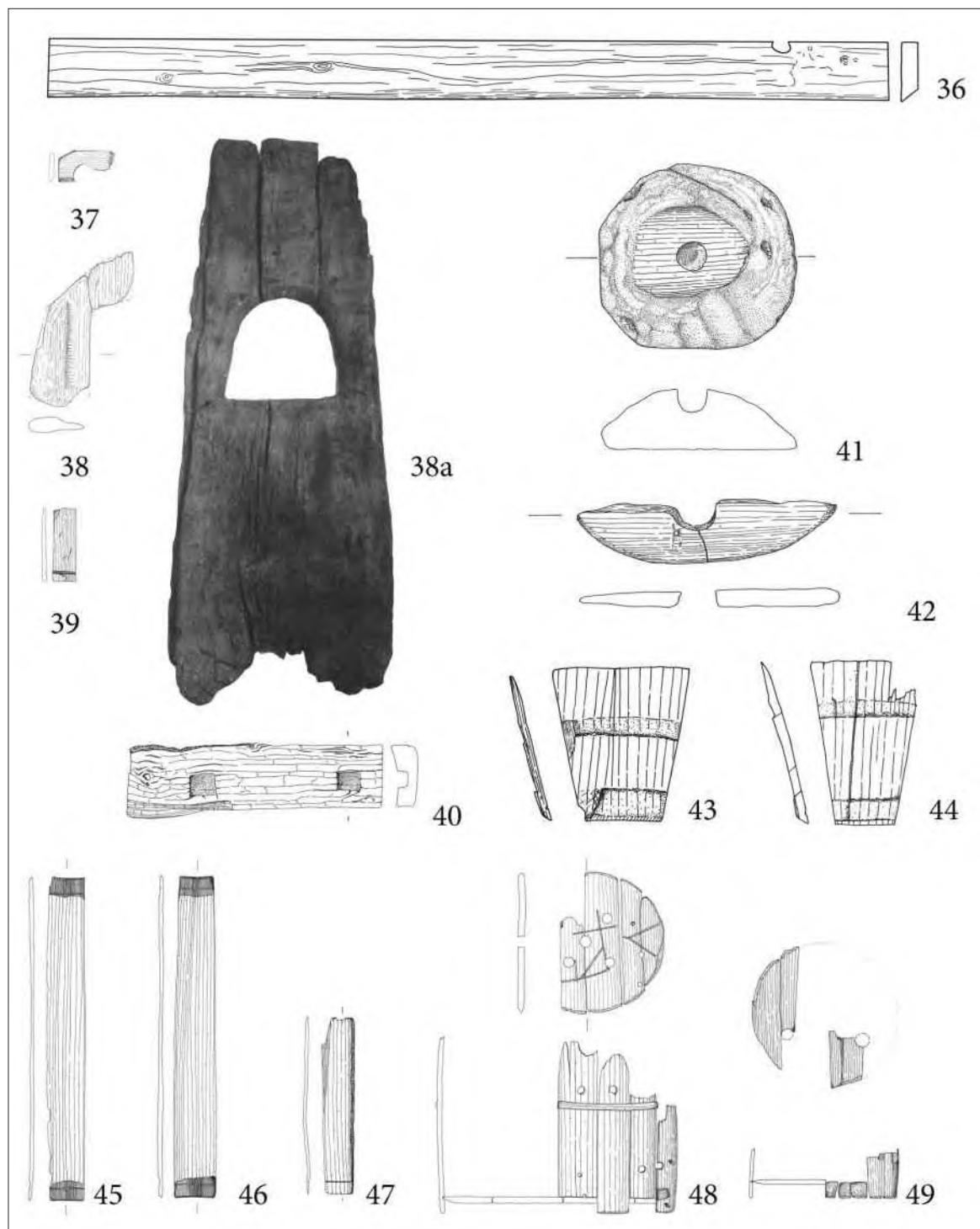


Abb. 12 Umzeichnungen von Bauhölzern und Holzobjekten: 36: Schwellbohle (M. 1:30); 37, 38 und 40: Fensterbestandteile (M. 1:20); 39: Fensterladenfragment (?) (M. 1:20); 38a: Fensterbohle aus einer Niederungsburg bei Haus Meer (nach Müller-Wille 1968, 23, Abb. 16); 41-42: Holzobjekte unbekannter Funktion (M. 1:20); Abb. 43-44: Daubenschalenfragmente (M. 1:4); Abb. 45-47: einzelne Fassdauben; Abb. 48-49: Fassfragmente (M. 1:20) (Zeichnungen: H. Steinwand / J. Schmidt, Landesarchäologie Bremen).

da beschädigt oder unbrauchbar geworden, in den verlandenden Gewässerarm entsorgt worden, bevor er im frühen 13. Jahrhundert überbaut werden konnte. Einige wenige Wandpfosten standen zwar aufrecht im aufgefüllten Flussbett, befanden sich jedoch nicht mehr in einem Bauzusammenhang. Die meisten Hölzer lagen einzeln in der Verfüllung. Sie lassen sich zwar keinem bestimmten Schwellbohlenbau zuordnen, doch werfen sie ein Schlaglicht auf den Holzbau in der Stadt Bremen im Übergang vom Hoch- zum Spätmittelalter, der dem reichen Fundbestand aus Lübeck ähneln dürfte.

In Bremen sind bisher, aufgrund der prinzipiell schlechten Erhaltungsbedingungen für organische Stoffe, Holzbauten noch nicht beziehungsweise kaum in ihrem baulichen Originalzusammenhang ausgegraben worden. Wenige Spuren fanden sich bei Grabungen an der Langenstraße (Fundstellen 214 und 267/Altstadt). Meist sind sie nur indirekt durch die Zweitverwendung von Bauhölzern in Kloaken oder Bohlenwegen überliefert (Melisch 2022, 163; Bisshop 2008b; Rech 2004, 124).

Einige der Bauhölzer aus der Grabung *Atlantic-Hotel* konnten Wandständern, Stabwandbohlen, Riegeln oder Rähmbalken zugeordnet werden (Abb. 10-12), wobei zumindest die letzteren zum Teil in Zweitverwendung zu Pfosten umgearbeitet worden sind (Abb. 10.5-8). Von den Wandständern (Abb. 11.23-32) liegen teils nur Segmente vor. Runde Dübellocher und in einem Fall ein quadratisches Zapfloch (Abb. 11.26) deuten auf eine ursprünglich stabile Verbindung der Ständer mit der Gesamtkonstruktion hin. In die Eck- oder Mittelständer ist die Nut zur Aufnahme der Wandbohlen teils schräg nach unten verlaufend eingebracht, um das Regenwasser nach außen abzuweisen (Abb. 11.23-24). In 0,7 bis 1,05 m Höhe findet sich zum Beispiel die Aussparung zur Aufnahme eines Hals- oder Brustriegels (Abb. 13).

Diese Ständer sind im Querschnitt meist entweder quadratisch mit einer Kantenlänge von 30 bis 32 cm oder rechteckig, wobei die Breite zwischen 25 und 30 cm und die Länge zwischen 33 und 35 cm betragen kann. Zwei schmale Wandständer mit rechteckigen Aussparungen für Brust- oder Halsriegel sind sekundär einseitig als Pfosten angespitzt worden (Abb. 10.5-6). Die im Querschnitt keilförmigen, genuteten Wandbohlen (Abb. 10.17-20) sind im Durchschnitt 25 cm breit gewesen und besaßen eine Länge von bis zu 1 m. Einzelne Wandbohlen verraten nicht, ob sie als Stabwandbohlen senkrecht oder

waagerecht eingesetzt gewesen waren. Sie datieren etwa in die Zeit zwischen 1163 und 1186, also etwa 20 Jahre bevor die Steinkammer erbaut wurde.

Holznagellöcher bei einzelnen Bohlen dienten ursprünglich zur Befestigung an bestimmten Elementen der Holzrahmenkonstruktion, wie bei einer nach 1060 gearbeiteten Bohle, die ausnahmsweise nicht aus Eiche, sondern aus Buchenholz besteht (Abb. 13.18). Einzelne genutzte Balkenreste dürften zu oberen Rähmhölzern gehören haben (Abb. 10.13-15). Zwei etwa 80 cm lange Stücke mit mittlerer Aussparung (Abb. 10.21-22) könnten möglicherweise Riegeln zugeordnet werden. Weitere Stücke bleiben in ihrer Zuweisung unsicher. Unklar ist etwa, ob ein Streufund (Abb. 11.27) zu einem aus einem Ständer umgearbeiteten Dachsparren gehörte, ob ein flaches Eichenholzstück (Abb. 11.33) eine Dachschindel war oder ein Rundholz mit großer Kerbe (Abb. 11.34) Teil eines Steigbaumes oder einer in Blockbauweise erstellten Holzkonstruktion war.



Abb. 13 Wandständer (Nr. 23, Bf. 252) (Foto: D. Bisshop / J. Schmidt, Landesarchäologie Bremen).

Bei einem über 1 m lang erhaltenen Eichenbrett mit je einer Reihe von Löchern an den beiden Längsseiten scheint es sich hingegen um eine ausgesonderte Bootspanke zu handeln (Abb. 11.35).

Wenige Holzfragmente dürften Reste von Fensterrahmen darstellen (Abb. 12.37-38 und 40). Dazu zählt ein Bohlenstück mit dem Rest einer ausgearbeiteten, oben wohl gerundeten Fensterrahmung (Abb. 12.38). Eine vergleichbare vollständige Bohle mit einer nur 25 cm breiten, halbrunden Fensteröffnung hat sich bei der Niederungsburg Haus Meer im Rheinland vollständig erhalten (Abb. 12.38a; vgl. Müller-Wille 1968, 23, Abb. 16). Das Stück aus der Bredenstraße konnte dendrochronologisch auf die Zeit um / nach 1057 datiert werden. Ob ein kleines Bohlenfragment (Abb. 12.37) ebenfalls zu einem kleinen runden Fenster bzw. Sichtloch gehörte, bleibt unsicher.

Bei dem dritten Stück, einem Streufund (Abb. 12.40), mag es sich um ein Fensterbord mit Aussparungen für

eine etwa 32 cm breite Fensterrahmung bzw. einen Fensterriegel handeln. Ein Brettrest mit Nut für ein Band könnte Teil eines Fensterladens gewesen sein (Abb. 12.39).

Ein niedriges, konisch geformtes Holzobjekt (Abb. 12.41) besitzt mittig eine nicht durchgängige Lochung; die Funktion dieses Stücks wie auch einer größeren gelochten Scheibe (Abb. 12.42) sind nicht geklärt. Ein weiteres Holzobjekt kann hingegen recht klar als hölzerne Spiegelfassung bzw. -rahmen gedeutet werden (Abb. 15). Ein theoretisch in solch einen Rahmen passendes Spiegelglas fand sich bereits 2003 nur etwa 50 m weiter östlich bei Grabungen unter der Böttcherstraße im Zusammenhang mit einem um 1275 erbauten Bohlenweg (Bischof 2008b, Abb. 8,2).

In dem Aufschüttungshorizont lagen noch weitere Holzteile wie Fragmente von zweibindigen Daubenschalen (Abb. 14) oder das obere Endstück eines Flechtwerkzaunes oder eventuell eines Möbelstückes. Zwei



Abb. 14 Reste von zweibindigen Daubenschalen aus der Aufschüttungsschicht unter der Steinkammer (Foto: D. Bischof, Landesarchäologie Bremen).



Abb. 15 Hölzerner Spiegelrahmen (Foto: D. Bischof, Landesarchäologie Bremen).

Gürtelschnallen aus Messing beziehungsweise Bronze fanden sich ebenfalls unter dem wohl bald nach 1208 eingebrachten Pflasterbereich. Die größere der beiden lag unmittelbar unter zwei übereinanderliegenden Wand-

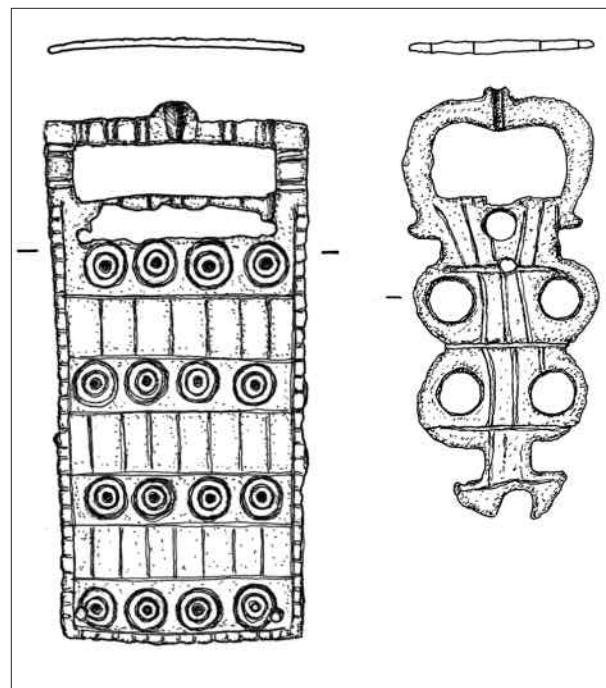


Abb. 16 Gürtelschnallen aus der Aufschüttung unter der Steinkammer. (Zeichnungen: E. Schindler, Landesarchäologie Bremen).

bohlenfragmenten (Abb. 16). Die rechteckige Platte der einen Gürtelschnalle ist flächendeckend mit Kreisaugen verziert, während die andere mit profiliertem Rahmen durchbrochen gearbeitet ist.

Zusammenfassung

Das Areal des heutigen *Atlantic Grand Hotels* Bremen ist größtenteils in frühgeschichtlicher Zeit von einem Weserarm, der Balge, durchzogen gewesen, der sich im Laufe des Mittelalters immer weiter verschmälerte und hier erst durch natürliche Sedimentierung und letztendlich intentionelle anthropogene Aufschüttung bis zum 12. Jahrhundert besiedelbar wurde. In der letzten Phase der Verfüllung fanden einige teils sekundär genutzte Bauhölzer ihren Weg in die Auffüllung, bevor bald nach 1208 darüber eine Steinkammer im hinteren Bereich einer neu entstandenen Parzelle erbaut werden konnte. Die Steinkammer hatte in Rudimenten bis zum Zweiten Weltkrieg Bestand.

Die hochmittelalterlichen Bauhölzer sind – ganz im Gegensatz zu den reichen hölzernen Baubefunden im Lübecker Gründungsviertel (Rieger 2019) – in Bremen eine

sehr seltene und fast unbekannte Fundgattung. Die wenigen Reste werfen jedoch ein deutliches, wenn auch seltenes Schlaglicht auf den eigentlich unbekannten Holzbau in der aufstrebenden mittelalterlichen Handelsstadt an der Weser (Abb. 17).

Wenn auch bei der späteren Präsentation der archäologischen Funde im Hotelgebäude die Holzbaubestandteile nicht berücksichtigt werden konnten, so haben doch die Reste der steinernen Gebäude vor Ort ihre Spuren hinterlassen. Die Überreste der im frühen 13. Jahrhundert über der zugeschütteten Balge errichteten Steinkammer waren zwar nicht an Ort und Stelle zu erhalten, doch konnten sie, wenn auch leicht transloziert und verkleinert, im Innenhof des *Atlantic-Hotels* einen würdigen Platz finden (Abb. 18).

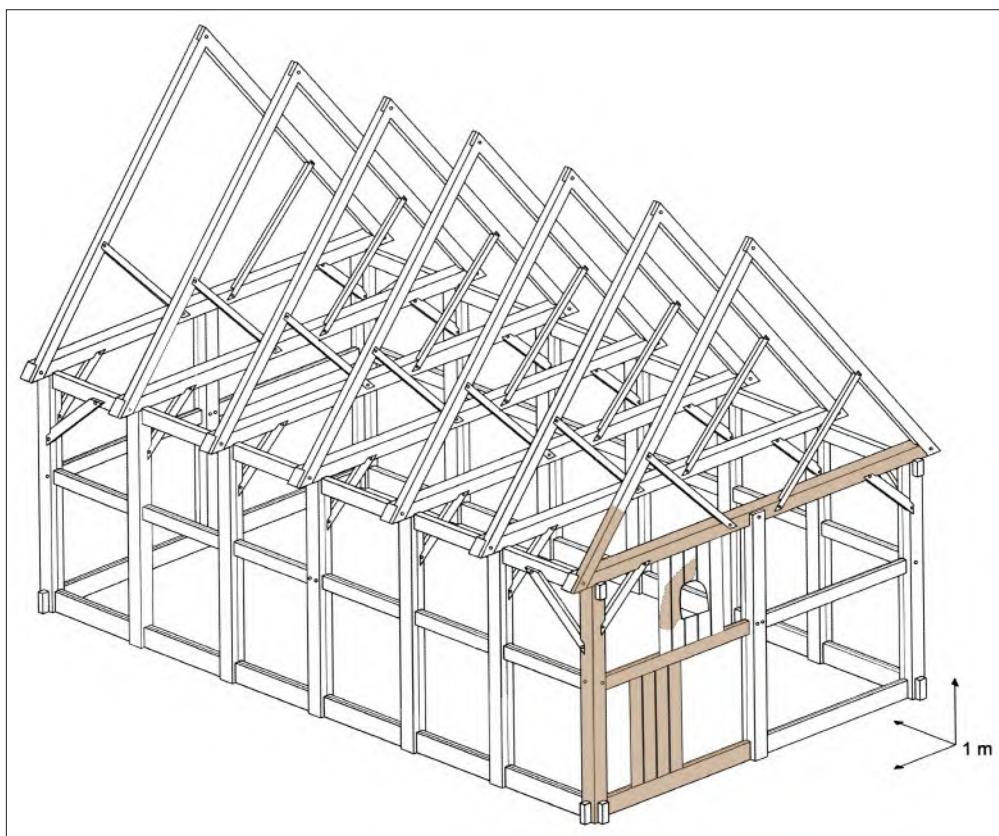


Abb. 17 Unter der Steinkammer vorgefundene Konstruktionshölzer (farbig), eingesetzt in ein idealisiertes Ständergebäude (nach Rieger 2019, Abb. 75, bearbeitet durch J. Schmidt).



Abb. 18 Translozierte und verkleinert wiederaufgebaute Steinkammerreste im Innenhof des Atlantic Grand Hotel an der Bremer Bredenstraße (Foto: D. Bischof, Landesarchäologie Bremen).

Literatur

- BISCHOP 2008a: D. Bischof, Frühe Steinbauten an der Bremer Schlachte. In: M. J. Hurst, B. Switala und B. Zehm (Hrsgg.), Steinwerke – ein Bautyp des Mittelalters? Schriften zur Archäologie des Osnabrücker Landes 6, Bramsche 2008, 159-178.
- BISCHOP 2008b: D. Bischof, Der Bohlenweg unter der Böttcherstraße aus dem Winter 1274/1275. Bremer archäologische Blätter N. F. 7, 2005/08, Bremen 2008, 55-66.
- BISCHOP 2009: D. Bischof, Zeugnisse mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Uferbefestigungen in Bremen, in: A. Caune und I. Ose (Hrsgg.), The Hansa Town Riga as Mediator between East and West, Riga 2009, 106-117.
- BISCHOP 2011a: D. Bischof, Die Bremer Balge im frühen Mittelalter. Siedlungs- und Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 34, Rahden / Westf. 2011, 359-378.
- BISCHOP 2011b: D. Bischof, Die Frohe Botschaft aus der Kloake. Religiöse Funde aus Bremen. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 23, Paderborn 2011, 51-62.
- BISCHOP 2019: D. Bischof, Neufunde der Rouenware aus Bremen, in: H.-G. Stephan (Hrsg.), Keramik in Norddeutschland. Hallesche Beiträge zur Archäologie des Mittelalters 3, Langenweißbach 2019, 60-69.
- HOFFMANN / ELLMERS: P. Hoffmann und D. Ellmers, Ein Frachter aus der Zeit Karls des Großen. Bremer archäologische Blätter N. F. 1, 1990/91, Bremen 1991, 33-37.
- JEUTE 2021: G. H. Jeute, Gab es Duckdalben am Bremer Markt? Zeit für Paradigmenwechsel, in: S. Kahlow, J. Schachtmann und C. Hähn (Hrsgg.), Grenzen überwinden. Archäologie zwischen Disziplin und Disziplinen. Festschrift für Uta Halle zum 65. Geburtstag, Rahden / Westf. 2021, 379-390.
- KÜCHELMANN UNPUBL.: H. Ch. Küchelmann, Tierknochen aus der Bremer Altstadt, Fundstelle 231/Altstadt. Zwischenbericht: Karolingische Funde (unveröffentlicht).
- MELISCH 2022: C. M. Melisch, Mittelalterliche Befunde in der Böttcherstraße. Bremer Archäologische Blätter N. F. 8 2021, Bremen 2022, 163-166.
- MORITZ 1991: T. Moritz, Die Ausgrabung in der Bremer Altstadt 1989. Bremisches Jahrbuch 70, Bremen 1991, 191-206.
- MÜLLER-WILLE 1968: M. Müller-Wille, Eine Niederungsburg bei Haus Meer, Gem. Büderich, Kreis Grevenbroich, in: Rheinische Ausgrabungen 1 (= Beihefte der Bonner Jahrbücher 28), Köln 1968, 1-55.
- ORTLAM 1985: D. Ortlam, Das mittelalterliche Flusssystem der Weser im Bremer Becken – Die Balge als Weser-Hauptstrom der Werra-Weser, in: Der Aufbau 51/1, Bremen 1996, 28-32.
- RECH 2004: M. Rech, Gefundene Vergangenheit. Archäologie des Mittelalters in Bremen. Bremer Archäologische Blätter Beiheft 3, Bremen 2004.
- RIEGER 2019: D. Rieger, Genese und Besiedlungsentwicklung, in: M. Schneider (Hrsg.), Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsviertel I – Die Siedlungsgeschichte, Lübeck 2019, 31-183.
- SCHÜTZE 2015: E. Schütze, Straßen, Häusern und Familien der Altstadt Bremen. Ergänzungen, Clausthal-Zellerfeld 2015.
- WEIDINGER 1997: U. Weidinger, Mit Koggen zum Marktplatz. Bremens Hafenstrukturen vom frühen Mittelalter bis zum Beginn der Industrialisierung, Bremen 1997.



Neue Erkenntnisse zur Urtopografie und zur slawischen Befestigungsanlage am Lübecker Burghügel

von André Dubisch, Lübeck

Im Norden der Lübecker Altstadtinsel wurde für den Neubau des Europäischen Hansemuseums in den Jahren 2012 bis 2015 ein großes Areal der Westflanke des sogenannten Burghügels abgetragen (**Abb. 1**). Dieser Einschnitt in die historisch gewachsenen Schichten eines der bedeutendsten Siedlungskerne Lübecks wurde unter Anleitung von Dr. Manfred Schneider innerhalb von zwei aufeinanderfolgenden Grabungskampagnen durch Archäolog:innen der Hansestadt Lübeck fach-

gerecht begleitet. Die bis zu 12 m hohen Erdprofile und die vielen tausend Funde und Befunde ermöglichen auf einer Fläche von 1.500 m² einen einmaligen Einblick in unterschiedlichste Nutzungsphasen der über 1200-jährigen Siedlungsgeschichte dieses bedeutsamen Ortes. Ein umfassender Gesamtüberblick zur ersten Grabungskampagne (2012-2014) wurde bereits im Jahr 2014 in der Festschrift für Manfred Gläser vorgelegt (Dubisch et al. 2014).

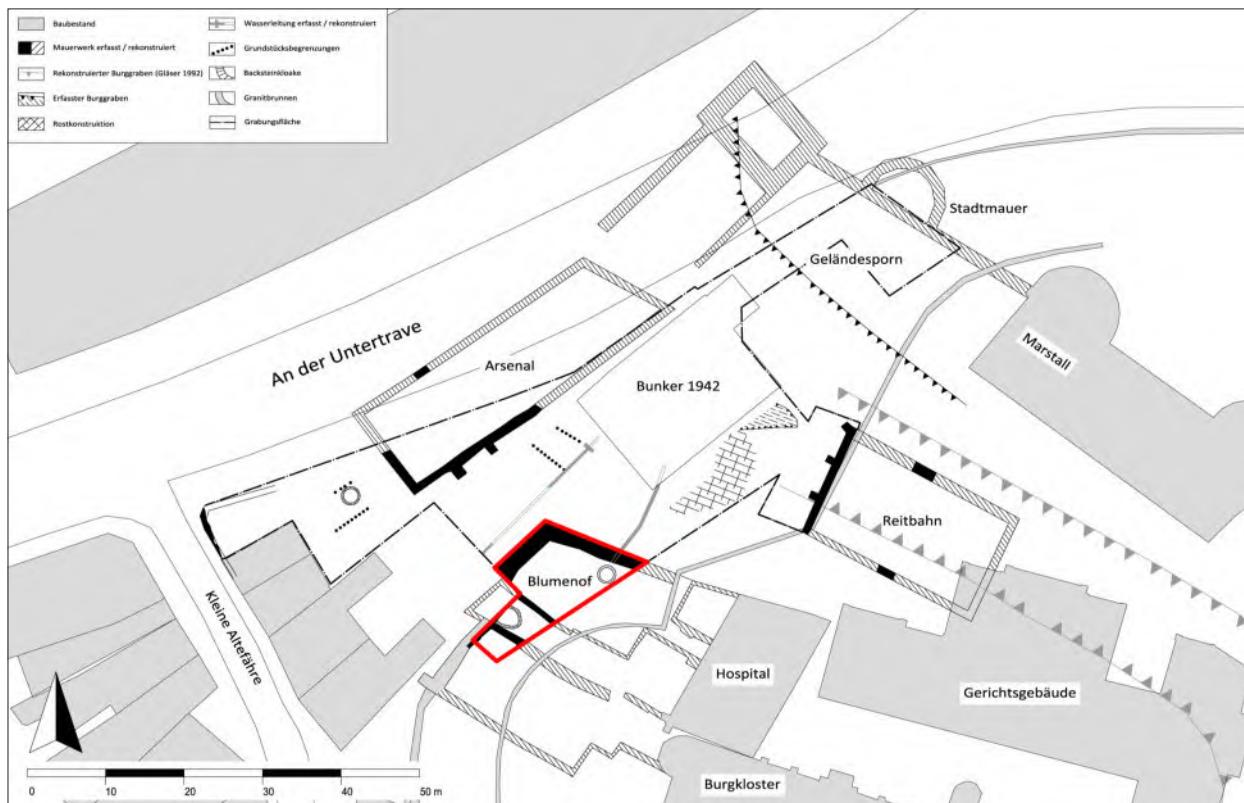


Abb. 1 Lübeck. Übersichtsplan der Ausgrabungen mit einer Auswahl der wichtigsten Befunde. Rot umrandet Grabungsbereich I (Grafik: A. Dubisch und H. Rohland, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).

Doch erst nach Abschluss der zweiten Grabungskampagne ließ sich – dank der neuen Einblicke in die ältesten Schichten am nördlichen Ende des Altstadthügels – ein umfassendes Gesamtbild der Urtopografie der Westflanke des Geländesporns und der slawischen Burg rekonstruieren. Im Fokus steht dabei vor allem der sogenannte Grabungsabschnitt 1 (**Abb. 1**). Er liegt am südlichen Ende der Grabungsfläche, eingerahmt von modernen Bohrpfahlwänden und der ehemaligen „*Blumenhofmauer*“, deren Fundament aus dem 13. Jahrhundert stammt.

Der Beweggrund für die zeitliche und räumliche Teilung der Grabungsmaßnahmen ist im inhaltlichen Konzept des Neubaus zu finden: Noch während der ersten Grabungsphase fiel die Entscheidung, einen Teilbereich des Areals (Abschnitt 1) nicht weiter abzugraben und zu versiegeln. Die Erdschichten und Mauerreste sollten stattdessen konserviert und in den Neubau des Europäischen Hansemuseums integriert werden (**Abb. 2**). So wird den Besucher:innen eine Momentaufnahme der Grabung vermittelt, in der sie

zahlreiche Relikte aus den historischen Schichten der Stadt entdecken können. Zum ersten Mal wird damit in Deutschland erfolgreich der Versuch unternommen, nicht nur einzelne Fundstücke oder Mauerreste, sondern komplett Erdschichten zu erhalten. Der Rundgang durch das Museum beginnt heutzutage in einem auf 15°C temperierten Raum, in dem einzelne Aspekte der archäologischen Grabung sowie Überreste der Stadtgeschichte vom 9. bis ins 21. Jahrhundert sichtbar werden (Dubisch 2016; Schneider 2021, 324). Einige Bereiche mussten für die museale Nutzung des Raumes (beispielsweise für die Fundamente eines Besuchersteges oder einer Hebebühne) teilweise sehr tief ausgegraben werden. Die hierfür benötigten Fundamentgruben fungierten dabei als archäologische Tiefsondagen, die bis auf den gewachsenen Boden reichten. Auf Grundlage dieser Einblicke in die ältesten Schichten des Burghügels und unter Einbeziehung der Erkenntnisse aus der ersten Grabungskampagne ergeben sich gänzlich neue Interpretationsansätze zur Urtopografie und der slawischen Burg, die im Nachfolgenden erläutert werden.

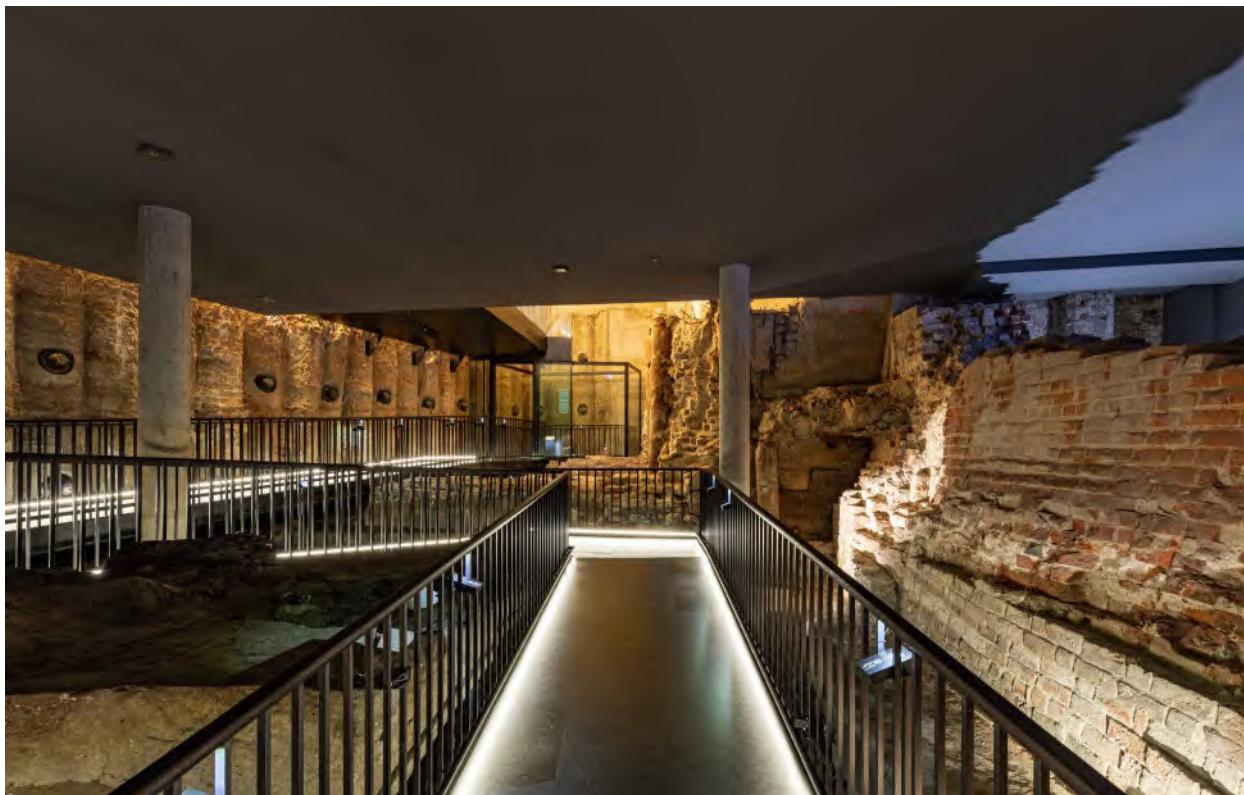


Abb. 2 Lübeck. Einblick in die heutige museale Präsentation des Grabungsabschnittes 1 im Europäischen Hansemuseum. Links die Bohrpfahlwand. Mittig die Hebebühne und der Besuchersteg. Rechts die Blumenhofmauer (Foto: Stefan Dendorfer. © Europäisches Hansemuseum Lübeck).

Die Urtopografie des Burghügels

Der Hügel, auf dem die Burg und später die Stadt Lübeck entstanden, wurde am Ende der letzten Eiszeit durch die Erosionsrinnen der Flüsse Trave und Wakenitz geformt. Zur Gründungszeit der ersten Lübecker Burg im Frühmittelalter war der Hügel noch keine Insel (das wurde er erst mit dem Bau des Elbe-Lübeck-Kanals Ende des 19. Jahrhunderts), sondern durch eine schmale Landbrücke im Norden mit dem Traveufer verbunden (Friedrich 1903, 4 und 15; Slawenchronik I, 57). Die Anhöhe war umgeben von sumpfigen Niederungen, die erst im Verlaufe des 13. Jahrhunderts aufgefüllt und bebaut wurden (vgl. Erdmann 1982; Gläser 1992). Diese groß angelegten Umgestaltungen führten zu der Topografie des Altstadthügels, die man auf neuzeitlichen Plänen erkennen kann.

Im Norden der Halbinsel war der Höhenrücken nicht nur am schmalsten, sondern zeigte sowohl zur Trave- als auch zur Wakenitzniederung die steilsten Gefälle, wie aus Querschnittsprofilen in der Linie Engelsgrube – Weiter Lohberg (Friedrich 1910, 47 und Taf. I) sowie dem Kanaldurchstich (Friedrich 1903, Taf. II) – zu erkennen ist. Außerdem scheint der Bereich der Burg nochmals eine zusätzliche kleine Erhebung gebildet zu haben, die nach Norden zwar weniger steil, aber doch merklich abfiel; von etwa +14 m NHN im zentralen Bereich der Burg (Gläser 1992, Abb. 7, 14) bis etwa +7,5 m NHN im Bereich des heutigen Elbe-Lübeck-Kanals (Friedrich 1903, 15). Das besonders steile Gefälle zur Trave ist wohl das Ergebnis einer alten Prallhangssituation des Flusses, der hier den Hügel erodierte. Nach Osten zur Wakenitz hin lag unterhalb der Achse Königstraße – Breite Straße eine nasse Talsandmulde, die noch im 13. Jahrhundert ein Sumpf gewesen sein soll (Friedrich 1910, 45). Allerdings ist ihre Ausdehnung nach Norden nicht genau bekannt. Bei den Grabungen im Heiligen-Geist-Hospital wurde als gewachsener Boden „gelb-brauner Sand mit oberer Bleichzone und Brauneisen-

ablagerungen an der Oberfläche“ angetroffen (Fehring 1997). Auffällig sind jedenfalls noch heute das steile Abfallen der Straßenzüge Kaiserstraße, Kleine Gröpelgrube und Große Gröpelgrube unterhalb der Großen Burgstraße sowie die Endungen der Straßennamen auf „-grube“, die in Lübeck auf aufgefüllte Niederungsbereiche hindeuten.

Diese bislang bekannten topografischen Voraussetzungen konnten durch die Erkenntnisse der Grabungen an der Westflanke und auf Grundlage der Auswertung weiterer Bohrproben und Altkarten in einem weiten Bereich um den Burghügel durch Dr. Hendrik Rohland erweitert werden und sollen hier erstmals präsentiert werden. Der gewachsene Boden wurde großflächig in nahezu allen Grabungsabschnitten im Bereich der Westflanke des Burghügels angetroffen. In den Bereichen nahe der Straße An der Untertrave, in denen der geologische Boden nicht archäologisch dokumentiert werden konnte, vervollständigen bauvorgreifende Sondierungs- und einige Tiefenbohrungen, das Gesamtbild. Auf Grundlage dessen lässt sich anschaulich rekonstruieren, wie der nördliche Altstadthügel und der Verlauf von Trave und Wakenitz vor der Umformung durch den Menschen ausgesehen haben mögen (**Abb. 3**).

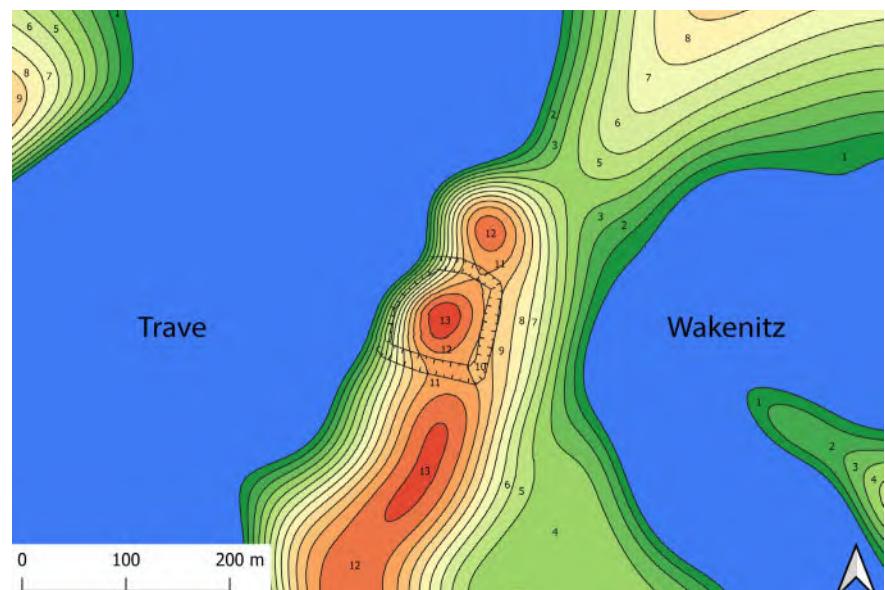


Abb. 3 Lübeck. Geländemodell der rekonstruierten Urtopografie unter Einbeziehung von Altkarten, Grabungsprofilen und Bohrungen im Bereich der nördlichen Altstadtinsel. Mittig der Burghügel mit rekonstruiertem slawenzeitlichem Graben-/Wallverlauf und Steilhang zur Trave (Modell: H. Rohland).

Im nördlichen Bereich der Grabung wurde direkt unter der alten Oberfläche von +11,50 m NHN der geologische Boden angetroffen. Dieser zeigte in tieferen Lagen zum Teil eine blau-gelbe Schichtung, die nach Südwesten abfiel. Auch die in einigen Profilen erfasste Oberfläche des Gewachsenen zeigte ein deutliches Gefälle nach Südwesten. Man kann sich an dieser Stelle also einen Geländesporn vorstellen, der in Richtung Trave hervorragte und die natürliche Schuttlage des dahinterliegenden Geländes verstärkte. Eine möglicherweise bereits vorhandene Senke in Richtung Burghügel wurde später wahrscheinlich durch den angelegten Graben der deutsch-dänischen Burg geschickt ausgenutzt und verstärkt. Auf diesem Geländesporn wurde später die Stadtmauer errichtet, die bekanntermaßen deutlich weiter nach Nordwesten ragte als heute. Der Sporn und selbst die dahinterliegende Depression des späteren Grabens waren nach historischen Abbildungen und Plänen bis Ende des 19. Jahrhundert gut zu erkennen (**Abb. 4**).

Dem Gelände weiter südlich folgend deutete sich eine Senke an, die sich in Richtung Trave erweiterte. Nahe des ehemaligen Uferverlaufes in Richtung der Straße An der Untertrave wurde der gewachsene Boden jedoch nicht erfasst, da hier die Bausohle bereits erreicht war. Nach den Ergebnissen der im Zuge der Baugrunduntersuchung durchgeführten Bohrungen ist diese Senke im Bereich der Straße An der Untertrave mit einer Torfschicht ausgefüllt. Es handelt sich dabei um organische Ablagerungen des ehemaligen Traveverlaufes. Diese Schicht wurde vor dem Eckgebäude An der Untertrave 2 festgestellt, wo sie etwa 2,70 m stark war und nahm nach Nordosten an Mächtigkeit zu, um dann kurz darauf, nachdem sie +4 m NHN erreicht hatte, wieder abzunehmen. Vor dem ehemaligen Bunker war sie nur noch etwa 0,30 m mächtig. Im Bereich vor dem erwähnten Geländesporn war die Schicht dann gar nicht mehr nachzuweisen. Aufgrund dieser Befunde ist der Uferbereich unterhalb des Burghügels als eine Art kleine Bucht zu rekonstruieren, die von einem nach Osten schwingenden

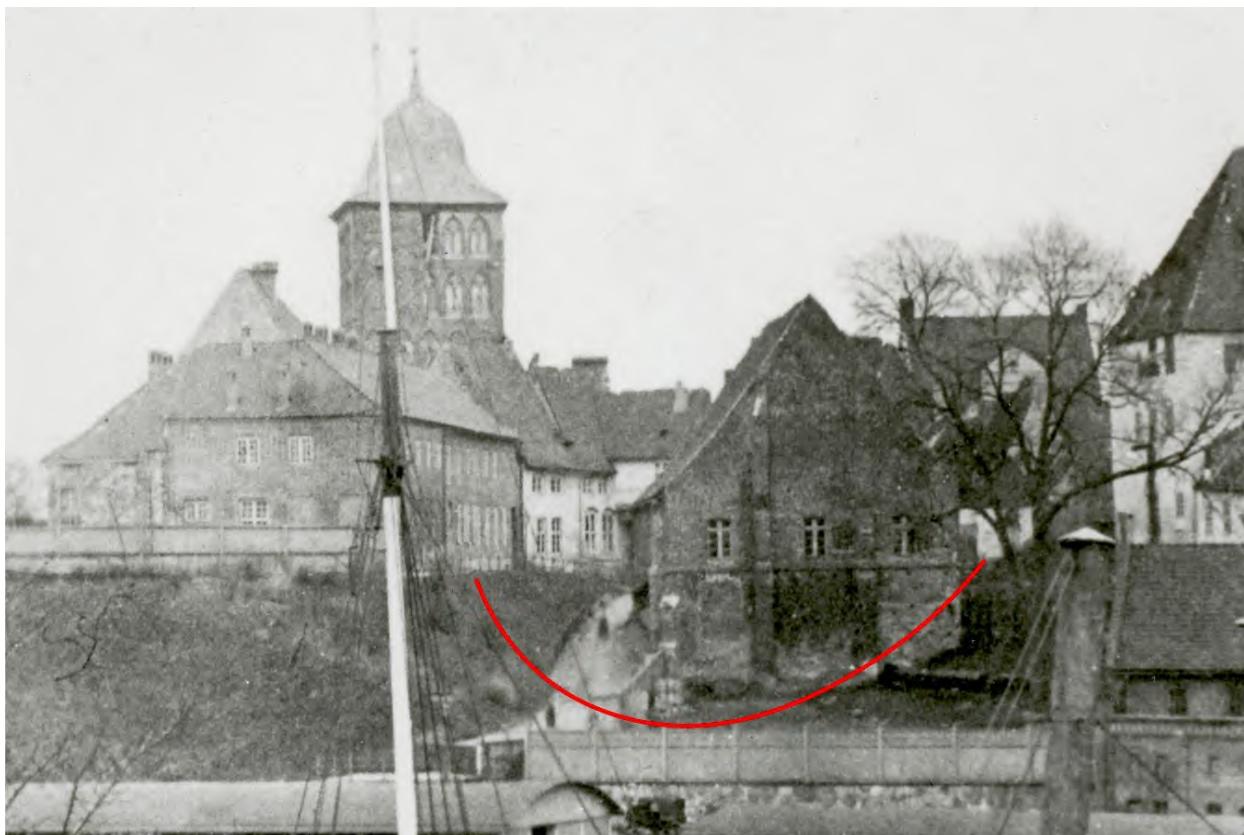


Abb. 4 Lübeck. Ansicht des Lübecker Burghügels von Westen am Ende des 19. Jahrhunderts. Links der Marstall mit dem Turm des Burgtores im Hintergrund. In der Bildmitte das Gebäude der sogenannten Reitbahn. Dazwischen ist als tiefer Einschnitt die Senke des ehemaligen Burggrabens zu erkennen (durch rote Linie markiert). Rechts am Rand das Hospital des Burgklosters mit davorstehenden Nebengebäuden (Foto: Hansestadt Lübeck, Bildarchiv des St. Annen-Museums. Nachbearbeitung: A. Dubisch).

Travebogen zwischen Mengstraße und Burg geformt worden war (Spethmann 1956, 71). Aufgrund des steilen Abfalls des festen Tones gewährte sie wohl einen guten Zugang zur Trave. Auch der Name der Straße Kleine Altefähre deutet darauf hin, dass hier Schiffsverkehr zumindest mit Booten moderater Größe möglich war. Beachtenswert sind in diesem Zusammenhang die Beobachtungen von Hans Spethmann, der aufgrund zahlreicher Bohrungen annahm, dass die Trave nördlich der Mengstraße weit nach Osten in eine Niederung einbog und der Bereich der größten Tiefe nahe am festen Grund des Stadthügels etwa in der Linie Böttcherstraße – Kupferschmiedestraße – Alsheide verläuft, um dann zwischen Großer und Kleiner Altefähre auf den heutigen Lauf der Trave zu treffen (Spethmann 1956, 71). Seit 1310 war für den Bereich der Untertrave und des nördlichen Engelswisch der Begriff „*Englische Wiese*“ (in *prato anglico*) gebräuchlich; im Jahre 1344 ist von einer verlassenen englischen Wiese (*prope aream desertam pratum anglicum*) die Rede. Spethmann hält dies für einen Beleg, dass sich hier im Schutze des Burghügels ein Anlegeplatz befand, der schon früh von englischen Kaufleuten, also für Seeschiffe genutzt wurde (Spethmann 1956, 75f.).

Im südlichen Abschnitt der Grabung wurde ein beachtlicher Höhenunterschied etwa zeitgleicher Schichten zwischen den Grabungsabschnitten beobachtet. Abschnitt 1 lag dabei immer deutlich höher als

die angrenzenden Bereiche. Die Ergebnisse der zweiten Grabungskampagne zeigen, dass der anstehende Lehm von Südosten kommend auf einer Höhe von +4 m NHN relativ waagerecht verlief. Spatenstiche und sehr klare Übergänge zwischen dem geologischen Untergrund und den von Menschenhand umgeformten Schichten lassen vermuten, dass der ehemalige Unterboden noch vor der Errichtung des slawischen Burgwalls um einige Meter höher gewesen sein mag. In diesem Kontext besonders herausstechend ist die Beobachtung, dass sich nach nur wenigen Metern in Richtung Trave hin die Topografie einschneidend und abrupt änderte. Der bisher ebenerdig verlaufende geologische Boden fällt plötzlich in einem 45°-Winkel steil nach Nordwest hin ab. Diese Beobachtung lässt sich bis in den südlichen Bereich der Grabung verfolgen. Es verwundert somit nicht, dass nur ein bis zwei Meter weiter in Richtung Trave der geologische Boden nur noch ansatzweise und in einem noch steileren Winkel angetroffen werden konnte. Es kann angenommen werden, dass in damaliger Zeit an dieser Stelle ein natürlicher Steilhang weit über fünf Meter oberhalb der Trave verlief. Der Fluss Trave mäandrierte somit direkt am Fuße dieses hohen Steilhangs entlang und erneuerte mit dem schwankenden Wasserstand immer wieder die Abbruchkante. So lassen sich in diversen Querschnittsprofilen Hinweise auf das Absacken bzw. Erodieren der geologischen Schichten erkennen, ähnlich heutiger Abbruchkanten an Steilhängen oder -küsten entlang natürlicher Flussläufe.

Die slawische Wallbefestigung

Die topografische Lage des Burghügels mitsamt Geländesporn, Bucht und Steilhang bildete die ideale naturräumliche Grundlage für die Errichtung eines ersten befestigten Stützpunktes in slawischer Zeit oberhalb der Trave und Wakenitz (Abb. 3). Von dieser markanten Erhebung aus ließen sich die Verkehrs- und Handelsnetzwerke, die über Lübeck weit in den Ostseeraum und ins Hinterland führten, kontrollieren (Müller-Wille 2011, 257 ff.). Darüber hinaus zeigen die Untersuchungen der Westflanke eindrücklich, dass die slawischen Erbauer der Burg samt Ringwall ebendiese topografischen Voraussetzungen zu ihren Gunsten zu nutzen wussten und in ihre fortifikatorischen Überlegungen und Pläne mit einbezogen. Die Befunde belegen, dass die Wehranlage bis ins 10. Jahrhundert systematisch ausgebaut, dann jedoch abrupt niedergebrannt und schließlich bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts nicht weiter als fortifikatorische

Wehranlage genutzt wurde. Damit widerlegen die neuen Erkenntnisse die durch den Chronisten Helmold von Bosau bisher aufgestellte Annahme, dass der Slawenfürst Cruto das Burggelände Bucu auf dem Altstadthügel ab dem 11. Jahrhundert als Machtdemonstration am unteren Travelauf ausbauen ließ (Slawenchronik I, 57). Der eigentliche Niedergang der Burg lässt sich sowohl auf die innerslawischen als auch auf äußere machtpolitische Umwälzungen jener Zeit zurückführen (Hammel-Kiesow 2008, 13ff.). Hinzu kommt, dass das wenige Kilometer flussabwärts der Trave in Richtung Ostsee liegende Handelszentrum Liubice, besser bekannt als Alt Lübeck, seit dem 9. Jahrhundert immer mehr an Bedeutung gewann und im 11. Jahrhundert sogar zur Hauptstadt des Reiches der Abotriten wurde (Meier 2011, 203ff.). Der christliche Fürst Heinrich von Alt Lübeck könnte in der Burg auf dem Altstadtrücken eine Gefahr für seine frühstädtische

Kaufmanns- und Handwerkssiedlung gesehen haben und ließ sie daher möglicherweise niederbrennen.

Vorerst konnten in den Grabungsabschnitten der ersten Kampagne nur wenige Schichten und Befunde der slawischen Zeit zugeordnet werden. Natürliche Bodenprozesse erschweren die Interpretation und Zuordnung der lückenhaft auftretenden Befunde. Insgesamt zeugten diese Befunde von den problematischen Untergrundbedingungen am westlichen Abhang des Burghügels: Die Schichten waren abgerutscht und verworfen, was auch ihr unregelmäßiges Erscheinungsbild erklärt. Einige wenige Befunde konnten dennoch als Brandschichten interpretiert werden. Doch auch weitere Befunde wie eine Grube mit slawischer Keramik, sandige Uferhorizonte oder aber drei mächtige, aufrecht in den anstehenden Boden gerammten Eichenspaltinge, die auf die Zeit um oder nach 891 (dendro-)datierten, ergaben nach Abschluss der ersten Kampagne noch kein zusammenhängendes Bild der Besiedlung in slawischer

Zeit. So konnten der Verlauf und die Konstruktionsart des einstigen Burgwalls im Bereich der Westflanke des Burghügels bisher nur vermutet werden (vgl. Gläser 1992; Radis 2011).

Erfreulicherweise förderte die zweite Grabungskampagne gänzlich neue Einblicke der nahezu ungestörten Stratigraphie der ehemaligen slawischen Wallkonstruktion zutage. Die über einen Meter mächtigen slawischen Schichtpakete gehören zu den ältesten anthropogenen Spuren in Grabungsabschnitt 1 und können grob in drei Bauphasen des slawischen Burgwalls unterteilt werden. Die ältesten Schichten liegen dem anstehenden geologischen Boden direkt auf und lassen sich aufgrund der Keramikscherben, ähnlich dem Sukower und Menkendorfer Typ, in die früh- und mittelslawische Zeit einordnen (Meier 2011, 187f.) (**Abb. 5**).

Es handelt sich hierbei um verlagerte, teils erodierte durch Menschenhand umgegrabene sandig-tonige

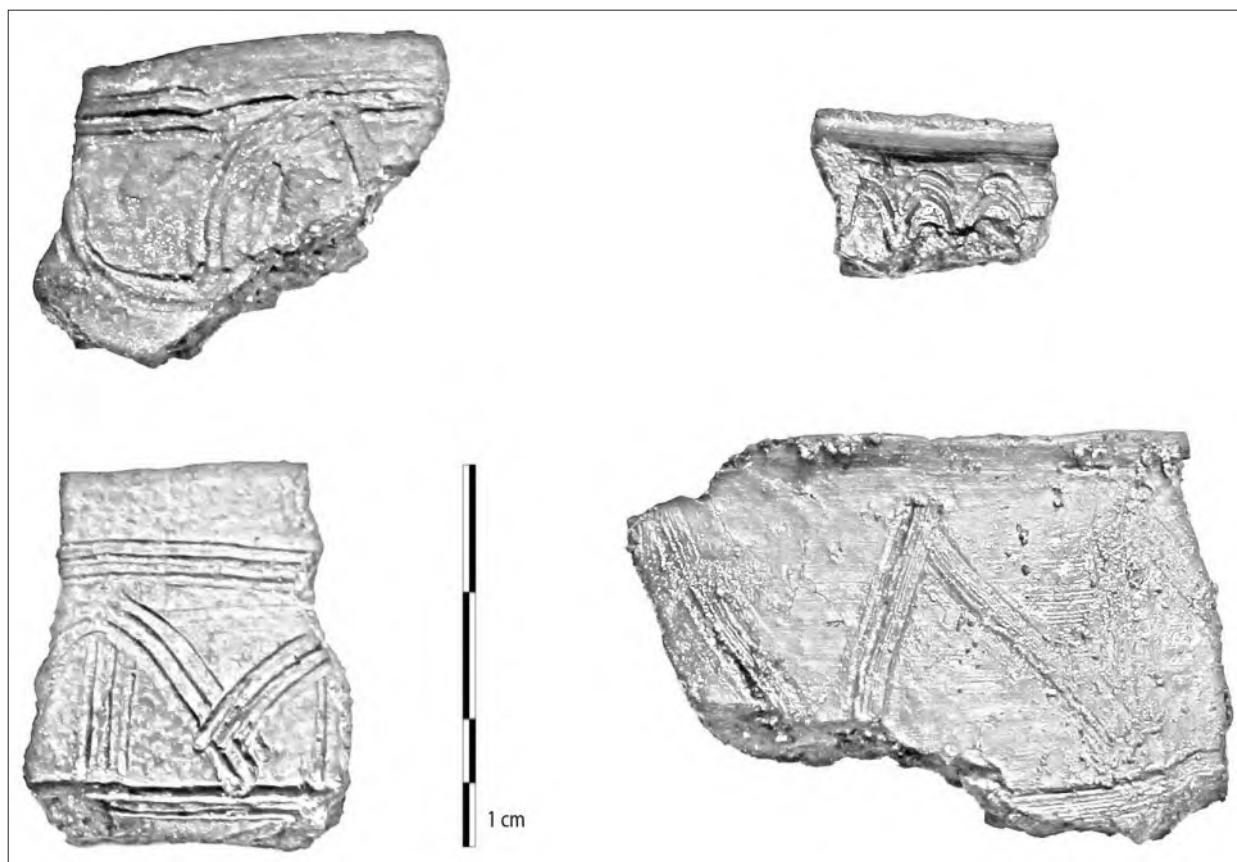


Abb. 5 Auswahl von Keramikfragmenten aus der verkohlten Burgwallschicht Befund 755. Mittelslawische Keramik des Typs Menkendorf. Gut zu erkennen sind die Wellenbänder und Strichmuster (Zeichnung: A. Dubisch).

Erdschichten, die mit Lehm einschlüssen durchzogen waren. Anhand der durchmischt-heterogenen Struktur und den als Spatenstichen interpretierten Spuren im geologischen Boden scheint es sich hierbei um eine künstliche Planierung zu handeln. Der ehemalige Oberboden (A-Horizont) wurde für den Bau der slawischen Burganlage umgegraben und eingeebnet. Jene Planierungsschichten dienten sehr wahrscheinlich in der zweiten und dritten Bauphase des Walls als Fundament für die Errichtung der eigentlichen Burgwallbefestigung und -konstruktion (Abb. 6). Die Befunde der zweiten Bauphase bestehen aus mehreren aufeinanderliegenden homogen-sandigen Schichten, die sich immer wieder durch

Bänder mit dunkel-organischem Material voneinander abheben. Die Schichtpakete sind als merklich künstliche Erhöhung oberhalb des Steilhanges erkennbar und folgen dem natürlichen Hanggefälle nach NW hin. Sie können einer ersten slawischen Burgbefestigung zugeschrieben werden. In der dritten Bauphase scheint der Wall dann massiver ausgebaut worden zu sein. Auf die ersten Planierungs- und Wallschichten folgten mehrere Zentimeter dicke, heterogene verkohlte Holzkonstruktionen samt Lehmauflage. Die verkohlten, als Rost gelegten Hölzer waren teilweise mit noch erhaltenen kleinen Pflöcken gesichert. Dabei deuten die rotbraunen, gebrannten Lehmeinschlüsse auf eine starke Hitzeeinwirkung hin. Eine zuverlässige Rekonstruktion der eigentlichen Baustrukturen war jedoch nicht möglich. Bei diesem Schichtpaket scheint es sich um einen ehemaligen Bereich der Burgbefestigung aus der früh- bis mittelslawischen Zeit des 8.-10. Jahrhunderts zu handeln.

Der Versuch, die Hölzer mit Hilfe der Dendrochronologie zeitlich einzuordnen, brachte keinen Erfolg. Zur zeitlichen Verifizierung konnten nebst Keramikfragmenten der mittelslawischen Zeit auch C-14-Proben aus der Holzkohleschicht (Befund 755) des Profils 177 entnommen werden. Die Datierungsergebnisse unter-



Abb. 6 Lübeck, HL 160, Profil 177. Einblick in die Stratigraphie des slawischen und deutsch-dänischen Burgwalls (8.-13. Jahrhundert). Querschnitt durch Grabungsabschnitt 1 mit erkennbarem Gefälle zur Trave hin. Deutlich zu sehen sind hier die Wallplanierungen (2. Bauphase) im unteren linken Bereich und die direkt aufliegenden rotbraun-schwärzlichen verkohlten Schichten (3. Bauphase) der slawischen Wallkonstruktion. Darüber liegen die jüngeren Planierungen des „deutsch-dänischen“ Walls (Fotogrammetrie / Umzeichnung: A. Dubisch).

streichen damit die Vermutung, dass die gesamte Wallbefestigung in die früh- bis mittelslawische Zeit gehört (Abb. 7). Insgesamt sprechen die Erkenntnisse zur Wallkonstruktion dafür, dass die Burg samt Wall durch kriegerische Auseinandersetzung oder nach absichtlicher Aufgabe im 10. Jahrhundert niedergebrannt wurde. Identische Schichtverläufe mit verbrannter Holzkohle kamen bei Grabungen unterhalb des nur wenige Meter entfernten Beichthauses ans Tageslicht (Radis 2011, 29, Abb. 9). Die Archäologin Ursula Radis stellte im Anschluss an die Grabungen aus dem Jahr 2001 die Vermutung auf, dass es sich bei ihren Befunden um eine Hangbefestigung der slawischen Burg gehandelt haben mag. Diese Vermutung lässt sich gut auf die hier dargestellten Befunde projizieren. Es kann davon ausgegangen werden, dass auch unter dem Beichthaus Bereiche der abgebrannten Wallkonstruktion angetroffen wurden. Alle Erkenntnisse deuten darauf hin, dass der Wall seinerzeit mehrere Meter hoch und breit gewesen war und die Burg an der gesamten Westflanke entlang des Steilhanges bis hin zum Beichthaus umgab. Weiterhin sprechen die aufeinanderfolgenden Sandschichten, verkohlten Holzrostfunde und Lehmschichten dafür, dass der Wall ehemals aus einem großen Schichtpaket aus Erde, Holz und Grasrosten bestand. Weiterhin kann vermutet werden, dass der

Wall zum zusätzlichen Schutz mit Holzpalisaden verstärkt wurde. Auf diese Annahme deuten einige wenige zugespitzte Holzpfähle hin, die während der zweiten Kampagne im südlichsten Bereich für das Fundament der Hebebühne gezogen wurden. Die dendrochronologischen Proben erbrachten keine Ergebnisse, sodass lediglich die Stratigraphie für eine zeitliche Zuordnung in die slawische Zeit herangezogen werden kann. Eine nähere Untersuchung der Hölzer war aufgrund der Grabungssituation nicht möglich.

Der sich anschließenden spätisländischen Zeit konnten im gesamten Grabungsareal keine (umgelagerten) Befunde und nur vereinzelte Keramikscherben zugeordnet werden. Diese Beobachtung passt zu den Erkenntnissen aus vorherigen Untersuchungen auf dem inneren Burggelände (Gläser 1992, 69). Die bislang fehlenden spätisländischen Befunde und der geringe

Anteil an spätisländischer Keramik sprechen für eine Abnahme der Siedlungskontinuität und können nun erstmals gedeutet werden. Es scheint nach der Zerstörung der Burg im 10. Jahrhundert bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts kein Ausbau und auch keine Neubesiedlung des Burgareals stattgefunden zu haben. Erst im Jahr 1143 wurde dann laut historischer Quellen auf den Ruinen der slawischen Burgenanlage durch Graf Adolf II. von Schauenburg, Graf von Holstein, Stormarn und Wagrien die deutsche Burg errichtet (Slawenchronik I, 57). Im Geiste der slawischen Burgherren, direkt auf dem ehemaligen Burgwall – ob bewusst oder unbewusst sei dahingestellt –, ließen die deutschen und dänischen Burgherren ihren neuen Erdwall errichten (Abb. 6), der die deutsch-dänische Burg bis ins Jahr 1227 schützen sollte, bis das Gelände dem Dominikanerorden geschenkt wurde und das Maria-Magdalenen-Kloster entstand.

No	Lab. no.	Sample	Years BP	±	1 sigma / cal AD	2 sigma / cal AD
1	Poz-66610	Slavic1_1724	1245	30	687-777	680-780
2	Poz-66611	Slavic2_1725	1215	30	788-874	753-889
3	Poz-66612	Slavic3_1726	1170	30	801-893	771-903
4	Poz-66613	Slavic4_1727	1170	30	801-893	771-903
5	Poz-66614	Slavic5_1728	1180	30	777-887	730-887
6	Poz-66615	Slavic6_1729	1240	30	689-860	684-780

Abb. 7 Tabelle der C-14-Radiocarbonergebnisse des Poznan Radiocarbon Laboratory (2015). Ergänzend dazu wurden weitere Proben vom Leibniz Labor für Altersbestimmung und Isotopenforschung der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel untersucht, mit nahezu identischem Ergebnis. Die Proben stammen aus Befund 755 der Holzkohleschicht der slawischen Wallbefestigung (Tabelle: A. Dubisch).

Literatur

- DUBISCH 2016: A. Dubisch, Einblicke in die Ursprünge Lübecks, in: F. Sternfeld (Hrsg.), Katalog des Europäischen Hansemuseums Lübeck, Lübeck 2016, 99-103.
- DUBISCH ET AL. 2014: A. Dubisch, C. Hähn, E. Müller, H. Rohland und K. Siegfried, Ein tiefer Blick in die Geschichte des Lübecker Burghügels, Neue Befunde zur Befestigung und Entwicklung eines wichtigen Siedlungskerns der Stadt Lübeck, in: A. Falk, U. Müller und M. Schneider (Hrsgg.), Lübeck und der Hanseraum. Beiträge zu Archäologie und Kulturgeschichte. Festschrift für Manfred Gläser, Lübeck 2014, 51-68.
- ERDMANN 1982: W. Erdmann, Hochmittelalterliche Baulandgewinnung in Lübeck und das Problem der Lokalisierung beider Gründungssiedlungen, Erste Befunde aus den Gebieten Große Petersgrube und An der Untertrave, in: G. P. Fehring (Hrsg.), Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 6, Bonn 1982, 7-31.
- FEHRING 1997: G. P. Fehring, Besiedlung und Bebauung vor Errichtung des Heiligen-Geist-Hospitals, in: K. B. Kruse, Die Baugeschichte des Heiligen-Geist-Hospitals zu Lübeck. Lübecker Schriften zu Archäologie und Kulturgeschichte 25, Bonn 1997, 31-39.
- FRIEDRICH 1903: P. Friedrich, Geologische Aufschlüsse im Wakeitzgebiet der Stadt Lübeck, Aus den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Lübeck 17, Lübeck 1903.
- FRIEDRICH 1910: P. Friedrich, Der Untergrund der Stadt Lübeck, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 12 / 1, Lübeck 1910, 28-48.
- GLÄSER 1992: M. Gläser, Untersuchungen auf dem Gelände des ehemaligen Burgklosters zu Lübeck. Ein Beitrag zur Burgenarchäologie, in: G. P. Fehring (Hrsg.): Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 22, Bonn 1992, 65-121.
- HAMMEL-KIESOW 2008: R. Hammel-Kiesow, Die Anfänge Lübecks, Von der abotritischen Landnahme bis zur Eingliederung in die Grafschaft Holstein-Stormarn, in: A. Graßmann (Hrsg.), Lübeckische Geschichte, Lübeck 2008, 1-45.
- MEIER 2011: D. Meier, Schleswig-Holstein im frühen Mittelalter, Landschaft – Archäologie – Geschichte, Heide 2011.
- MÜLLER-WILLE 2011: M. Müller-Wille, Fernhandel und Handelsplätze, in: M. Müller-Wille (Hrsg.), Zwischen Stargard / Oldenburg und Novgorod, Beiträge zur Archäologie west- und ostslawischer Gebiete im frühen Mittelalter (= Studien zur Archäologie und Siedlungsgeschichte der Ostseegebiete 10), Neumünster 2011, 257–266.
- RADIS 2011: U. Radis, Das Beichthaus im ehemaligen Dominikanerkloster zu Lübeck gibt seine Geheimnisse preis, in: A. Falk und D. Mührenberg (Hrsg.), Beichthaus, Turnhalle, Atelier und Museum. Ein Bauwerk und seine Geschichte (= Jahresschrift der Archäologischen Gesellschaft der Hansestadt Lübeck 6), Lübeck 2011, 21-41.
- SCHNEIDER 2021: M. Schneider, Was bleibt? Archäologie und Öffentlichkeit in der Hansestadt Lübeck, in: M. Schneider (Hrsg.): Archäologie im Hier und Jetzt (= Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum XI), Lübeck 2021, 317-332.
- SLAWENCHRONIK: Helmold von Bosau: Slawenchronik, Übers. von Heinz Stoob, (= Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters 19), Darmstadt 1973.
- SPETHMANN 1956: H. Spethmann, Der Stadthügel zur Zeit von Lübecks Gründung. Skizzen und Studien (= Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft und des Naturhistorischen Museums in Lübeck 46), Lübeck 1956.



The placing of wooden rods in graves: an under-reported Northern European tradition

von Dave H. Evans, Hull

Amongst the several hundred medieval graves which were encountered during excavations at the Austin Friary at Hull were 13 in which the skeleton was accompanied by one or more deliberately-placed wooden rods (Morris / Evans in press). These had chanced to survive in the heavily-waterlogged conditions which prevailed in graves found in the lower-lying levels at the site; but, as many of the other burials were found in higher, more aerated contexts, it is possible that there had once been further examples of this burial practice here. The 16 rods which were recovered ranged between 0.25 and 1.95 m in length, and had been fashioned from young, slim, roundwood poles of hazel or ash wood; several showed signs of having been cut from a coppice-stool, and some had been stripped of their bark. None had been made from split-sectioned wood, such as would have been expected had any of these been intended for use as a walking-staff, or quarter-staff; and that observation would also be supported by the fact that none of these Hull rods appeared to be very robust – with some examples being relatively slender.

These are examples of a burial tradition which can be found on both sides of the North Sea (Fig. 1); in Britain it is so far known mainly from medieval contexts, but in some rural areas in Scandinavia this practice appears to have persisted as late as the 19th century (Jonsson 2009, 112). Instances of wooden rods being found with burials are occasionally mentioned as long ago as the 15th century, but numerous surviving examples have been recovered from archaeological excavations during the last two centuries. They have been variously described in English-language accounts as “rods”, “poles”, “staffs/staves”, “batons” and “wands”, whilst older accounts often use less-precise terms such as “sticks”, “branches”, or even “twigs”; but, regardless of the terminology used, they share one thing in common – they were deliberately placed in the grave. The Hull examples were mostly

laid alongside the body, or placed diagonally on top of it; but some of the rods were arranged so that one end lay beneath the body, whilst its other end was hooked over one of the limbs. In one burial, two short lengths of rod were placed at the bottom of the grave, not only beneath the body, but probably beneath the fragmentary remains of the coffin which had held it. In most cases, just a single rod was placed in the grave, but there were a few instances of burials containing two rods; where coffins were present, the rods could be placed either inside or outside the coffin.

The evidence from Hull compares well with trends which have been observed elsewhere. Single or double rods in graves tend to have been the most common, but instances of multiple rods (up to six in number) being found in the same grave can sometimes be encountered, and there have been occasional instances of bundles of rods being placed in graves. They can be found both with adults, and with children, and with burials of both sexes (e.g. Figs 2 and 3). They can be placed inside a coffin, or equally underneath or on top of it; and they can be just as common in graves without coffins, as they are in coffined burials. The patterns formed by multiple lengths of rods (cf. Figs 3 and 6) indicate that these were carefully positioned within the grave, rather than being thrown in casually.

The distribution of sites currently known (to this author) to have produced evidence for such burials is shown on Fig. 1, but this is doubtless a gross under-estimate of the original prevalence of this tradition. Firstly, any attempt to map its extent would more accurately reflect the extent of ground-conditions favourable towards the preservation of wood. Secondly, as with many archaeological distribution-maps, there would be a built-in bias towards mapping discoveries from those areas where archaeologists have been actively working, and where

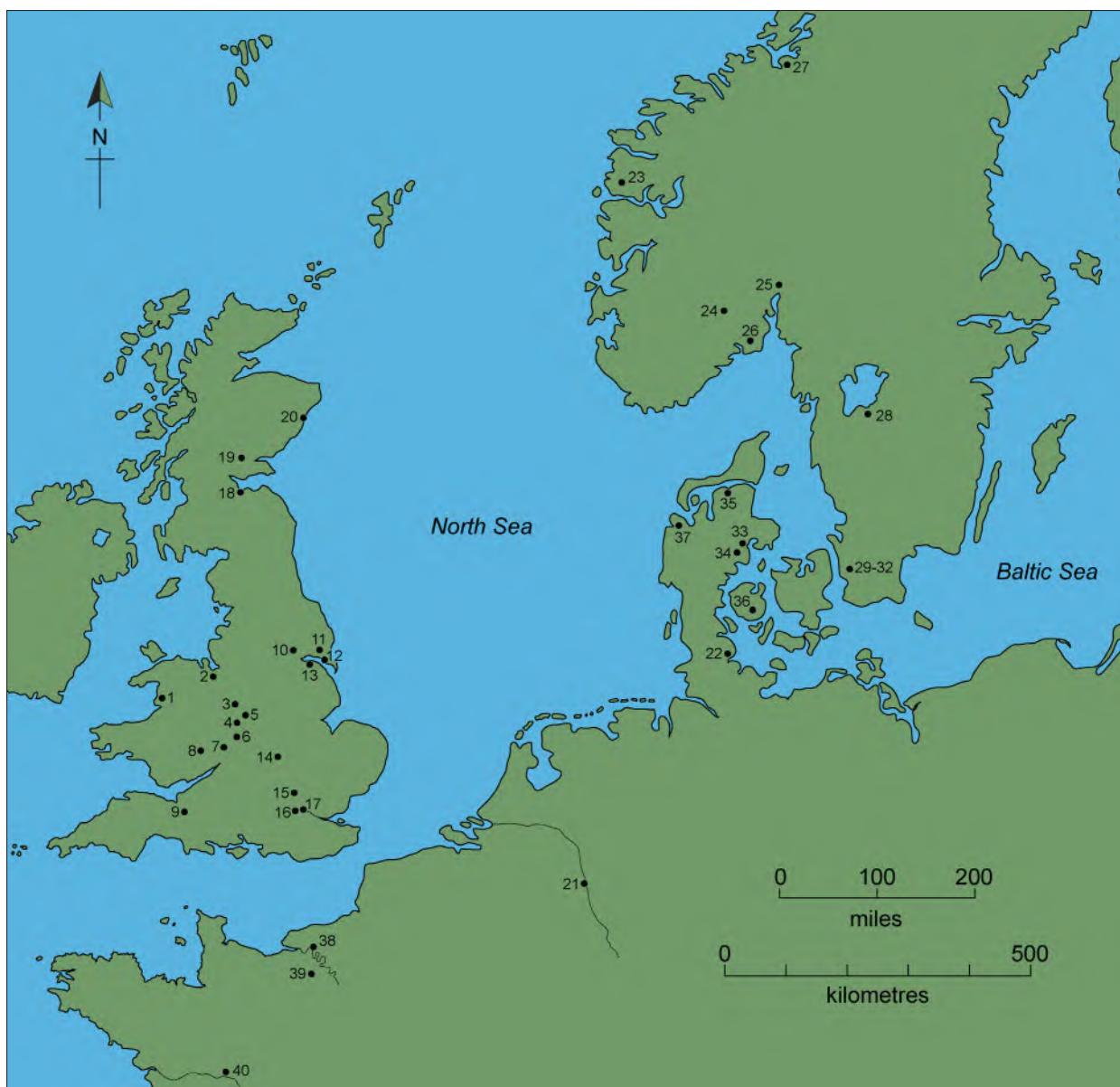


Fig. 1 Location map of sites known to have examples of burials containing wooden rods:

1. Talylllyn, Merionethshire
2. Chester Cathedral
3. Hulton Abbey, Staffs.
4. Sandwell Priory, Staffs.
5. Lichfield Cathedral
6. Bordesley Abbey, Worcs.
7. Worcester Cathedral
8. Hereford Cathedral
9. Glastonbury Abbey, Somerset
10. Church Hill, Selby, N Yorks.
11. Beverley Minster, E. Yorks.
12. Austin Friary, Hull
13. St Peter's church, Barton-on-Humber
14. Priory of St Andrew, Northampton
15. St Alban's Abbey, Herts.
16. St Lawrence Jewry, London
17. St Mary Spital, London
18. St Giles Cathedral, Edinburgh
19. Whitefriars, Perth
20. St Nicholas East Kirk, Aberdeen
21. Kölner Dom, Köln
22. Rathausmarkt, Schleswig
23. Guddal church, Sogn og Fjordane
24. Heddal stave church, Telemark
25. St Clement's church, Oslo
26. Tønsberg
27. St Gregory's church, Trondheim
28. Skara cathedral
29. Lund cathedral
30. Katesund church, Lund
31. Holy Trinity, Lund;
32. St Stefan, Lund
33. Århus
34. Hornung church
35. Sebbersund
36. Svendborg Franciscan monastery
37. Trans church
38. Abbaye St Wandrille, Seine Maritime, Normandy
39. Le Neubourg, Normandy
40. Toussaint, Angers, Maine-et-Loire.

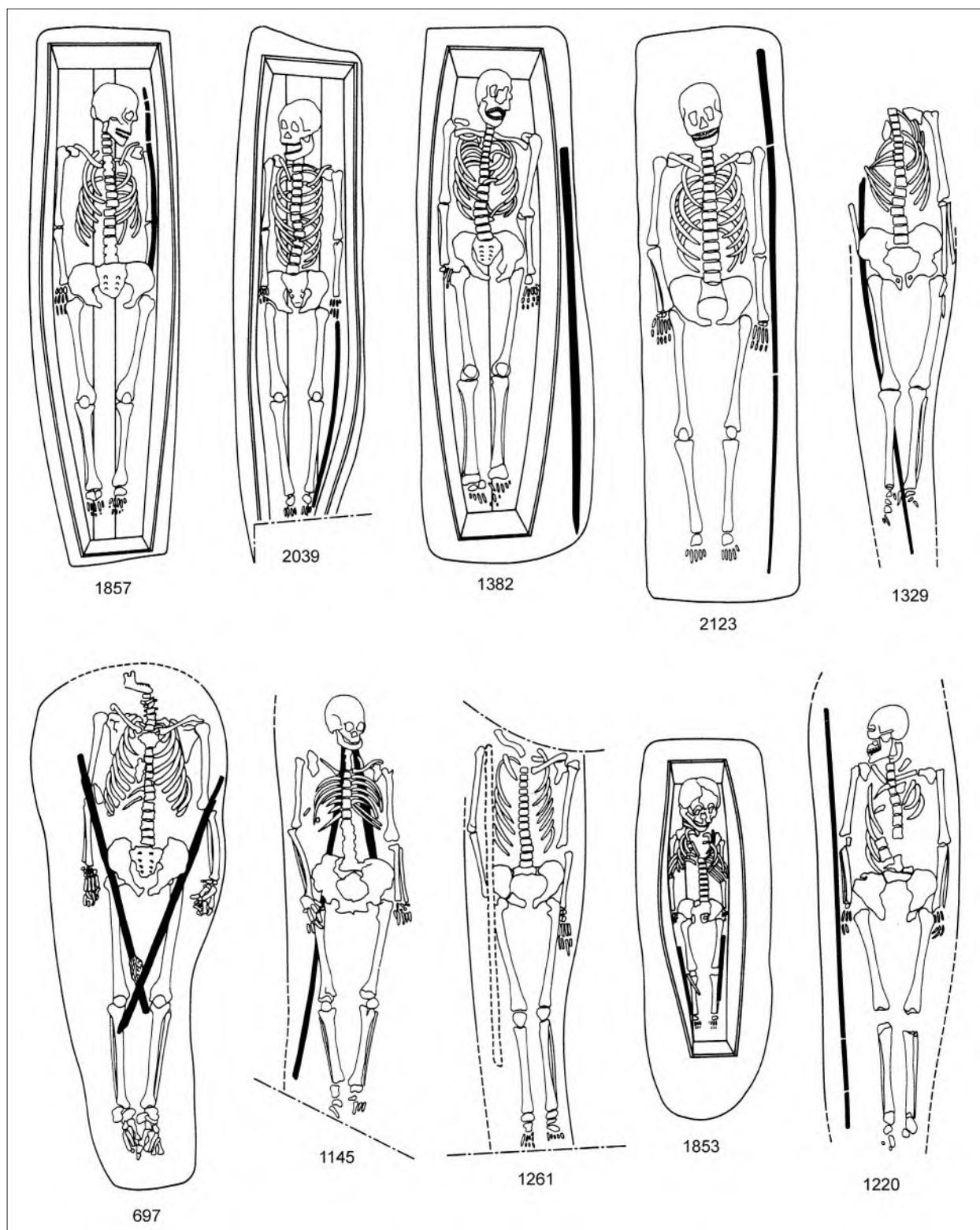


Fig. 2 Examples of burials with wooden rods at the Austin Friary, Hull.



Fig. 3 A pair of wooden rods laid over Skeleton 697 at the Austin Friary, Hull.

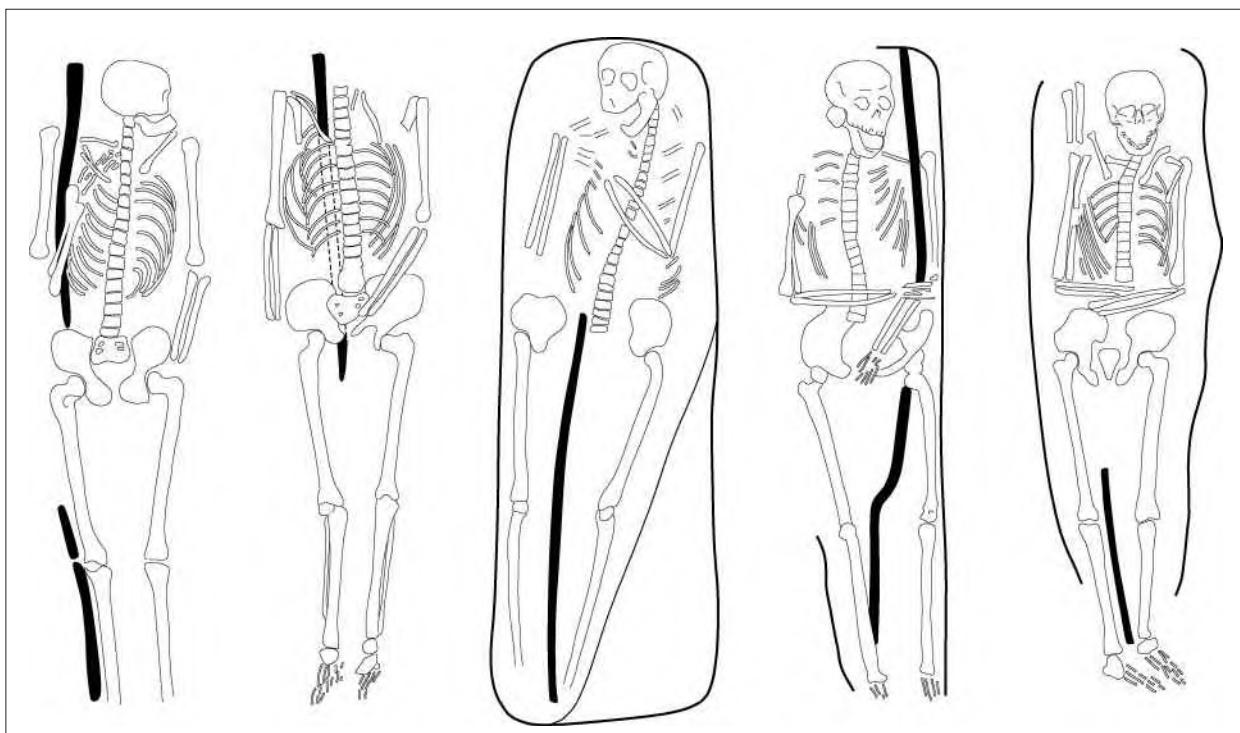


Fig. 4 Examples of burials with wooden rods at the churchyard of St Gregory, Trondheim [based on originals published in Jonsson 2009].

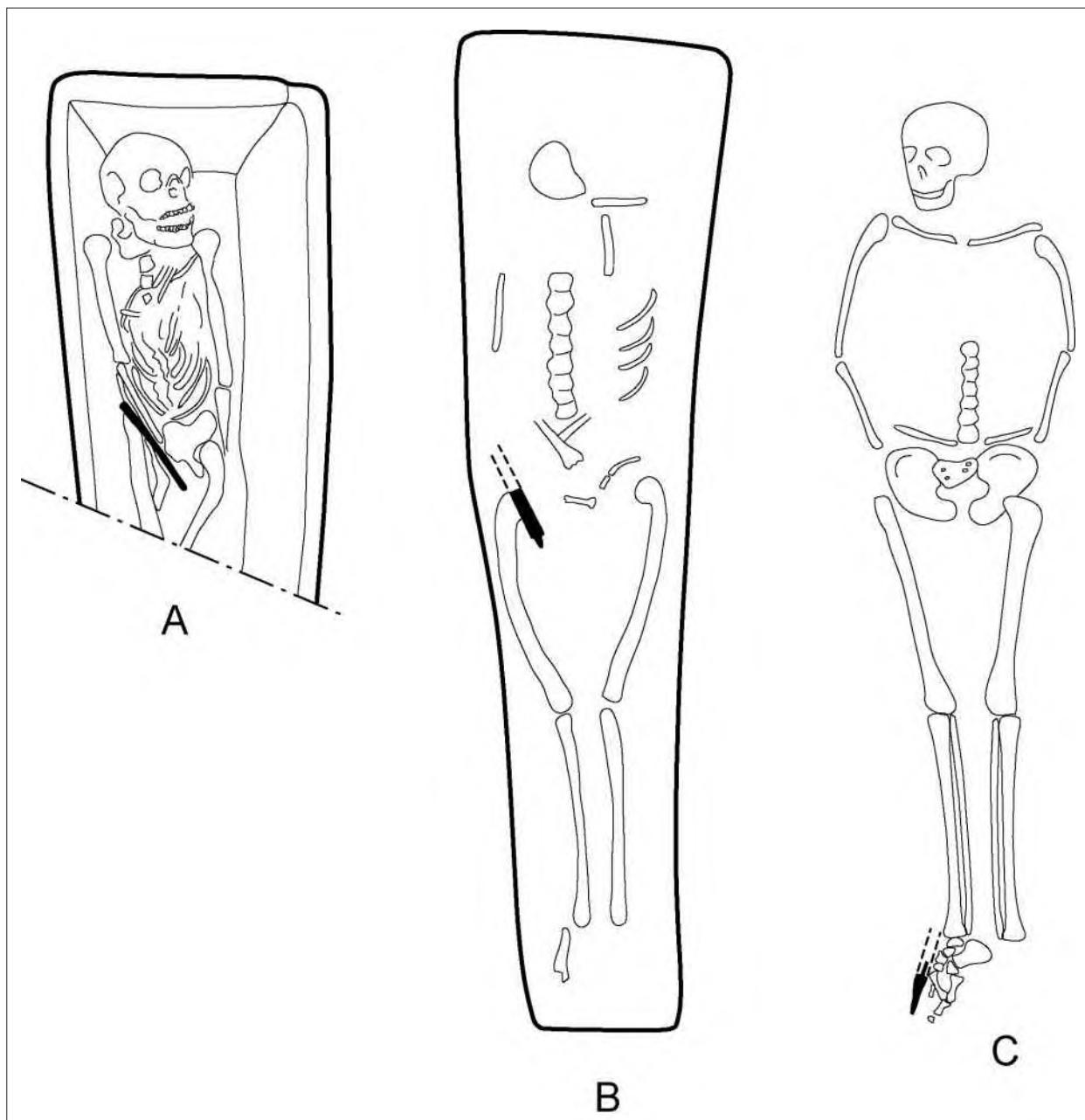


Fig. 5 Sketch-plans of graves containing short batons, at: (A) Rathausmarkt, Schleswig; (B) St Giles Cathedral, Edinburgh (skeleton 31); (C) St Giles Cathedral, Edinburgh (skeleton 43) [based on published photographs, and/or small-scale excavation plans].

previous studies have recorded such finds; whilst other areas may appear to be "blank", that is not necessarily an accurate reflection of past activities. It is noticeable that, at the moment, there would appear to have been no such finds currently known from the Low Countries, and this would appear to reflect a genuine dearth of such

burials; yet we do have burials from countries bordering them to both east and west – antiquarian sources record three sites in Normandy and Anjou associated with such finds (e.g. Anderson 1874-76, 386), and there are certainly examples on either side of the modern border between Germany and Denmark. None has yet been re-

ported from Ireland, and only one so far known from Wales; yet Irish folk traditions and Welsh literary sources both attest the widespread use of measuring-sticks (see below), which might suggest that this tradition may once also have been prevalent in these countries. A third factor which is likely to be reflected in **Fig. 1** is that the reporting of such finds can be subject to a significant elements of chance – both in the initial recognition of the objects and of their potential significance, and also in any subsequent reporting of such findings. A mid 19th-century account of the opening of the tomb of Bishop Richard Mayo at Hereford Cathedral describes that in addition to the expected remains of his wooden crozier, which had been laid diagonally across his body, a slender wand apparently of hazel had been placed on the right-hand side of his grave; the text then adds that similar wooden wands had previously been noted in medieval burials at the Cathedral (Anon. 1849, 48). In other words, the earlier discoveries had been unusual enough to have stayed firmly in people's memories, but had not been considered worthy of publication; similarly, another 19th-century account of the opening of the tomb of Ranulph Higden at Chester Cathedral recorded the finding of a hazel wand laid across his legs – and, perhaps for this reason only, a small footnote adds that a similar wand had been found in another grave in the Cathedral during the same year (Barber 1903, 124, n. 1).

Examples of such wooden rods have been recorded from at least 20 sites in Britain (**Fig. 1**), though this may be a considerable underestimate; early accounts are not often specific about the precise numbers found, and more recent archaeological discoveries are sometimes recorded only in limited-distribution “grey literature” reports, but we are perhaps looking at a minimum of about 100 such rods. In contrast, more than double that

number are known from sites in Scandinavia; Kristina Jonsson in her detailed study of medieval Scandinavian burial practices looked at 185 rods from four large cemeteries alone (Jonsson 2009), and this represents just a sample of the total now known. This burial practice appears to have evolved in Scandinavia by about the end of the 10th century, and had certainly been adopted by the first half of the 11th century (Gilchrist / Sloane 2005, 173; Jonsson 2009, 112; Baklid 2017, 9-10 and Table 2). It seems to have been introduced into parts of England at much the same time; the earliest incidences known so far are from the area controlled by the Danes – the so-called Danelaw – in northern and eastern England, and could date from as early as the 990s (e.g. at Beverley and at Barton-upon-Humber), but the subsequent Danish conquest of England, and the accession to its throne of Cnut (in AD 1016) may have greatly assisted its spread into areas formerly held by the Saxons (Gilchrist / Sloane 2005, 173). Such rods can be found with both male and female burials, and – as the plan of the many such burials at St Stefan churchyard in Lund clearly shows – can occur in similar frequencies for either sex (Jonsson 2009, fig. 25); there also appears to have been a fairly even distribution across most age-groups (Jonsson 2009, 120), with examples of rods even being buried with children (as at Hull). However, what is readily apparent is that this burial rite was always selective, as most of these distinctive burials have been recorded in graveyards or within churches where the majority of burials contained no such rods; in many of the Scandinavian cemeteries with sufficient data for calculation, the proportion of burials with rods ranged from as low as 0.8% to no higher than 12.5% – Kattesund church in Lund being a rare exception, with 41.9% of the graves containing rods (Baklid 2017, 5 and Table 1).

The possible significance of such rods

Functional interpretations previously suggested for the rods

When British examples were first discussed in the archaeological literature, some authors proposed functional explanations for their presence in graves; amongst the many roles which have been suggested for such objects are possible pilgrim staffs, walking-sticks, stretcher-poles, splints, crutches, beating-rods, or even “symbols of office” (Daniell 1997, 167). This last suggestion

stems from medieval references to wand-bearers (virgatarii or virgatores) at Westminster Abbey (Harvey 1993, 29), but, as those particular officers would appear to have been involved in crowd control at the Abbey's religious events, this has little relevance to rods found in graves; however, these references do imply that rods could sometimes be regarded as formal symbols of office. At Sandwell Priory, two thick rods were thought to have been functional but unused staffs (Hodder 1991, 111), whilst the others were considerably thinner (8-16 mm, as

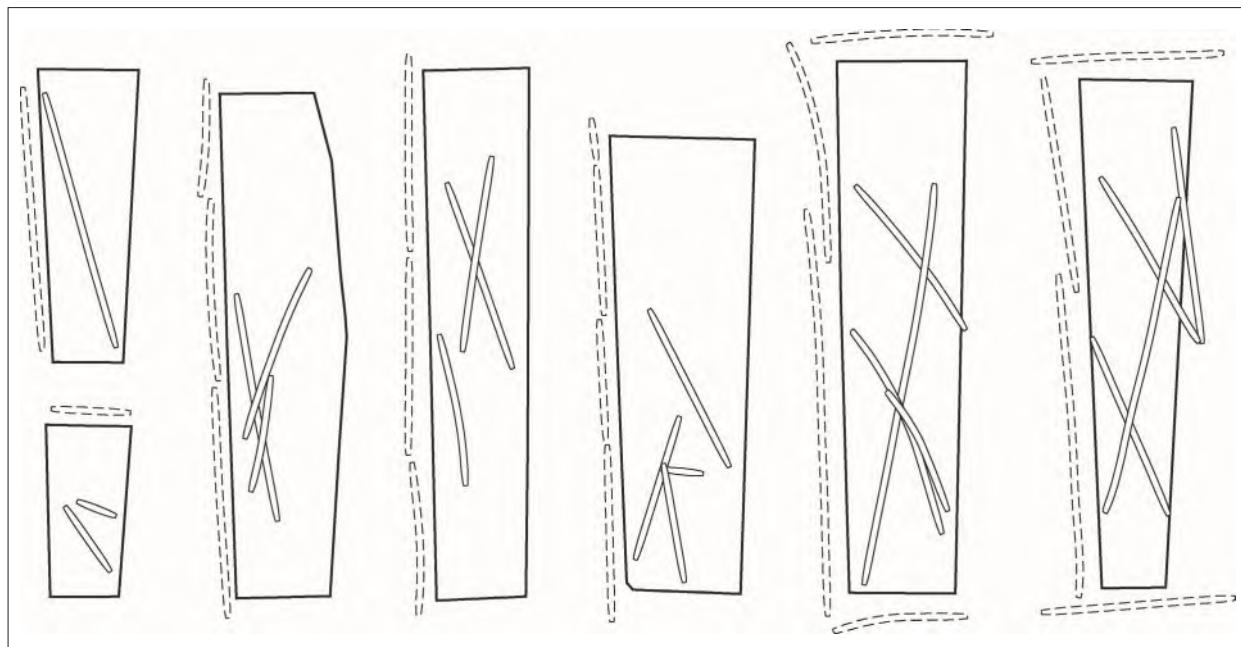


Fig. 6 The careful arrangements of fragments of wooden rods in selected graves in the Kattesund cemetery in Lund; these can be under, over, or alongside coffins, or placed in the base of a grave [based on originals published in Jonsson 2009].

opposed to the 22–40 mm of the thicker ones); on several other sites, the insubstantial nature of many rods, and their lack of wear led writers to suggest that they probably had ‘a symbolic function’ (e.g. Boothroyd 2004, 154; Daniell 1997, 168). On the other side of the North Sea, the much larger sample of rods found on Scandinavian sites had also shown that, in addition to individual rods placed next to a body, there could also be fragments of rods carefully positioned in the base of the grave, or above, below or alongside a coffin (Fig. 6); hence, in these cases, it was already clear that those particular graves contained fragments which had no obvious functional role to play in the afterlife of the deceased.

Symbolic interpretations of the rods

The suggested symbolic functions for such rods fall mainly into three broad categories: (1) items deliberately placed in the grave because of the fear or concern that their close association or contact with someone who is now dead might somehow bring bad luck or misfortune to others – i.e. the concept of something being taboo. (2) items which are placed in the grave because they are thought to be beneficial or propitious to the deceased in his / her after-life; these can include talismans, items associated with superstitions, folklore and magic. (3) Items which are placed in the grave, because they are

associated with religious beliefs; this category can share overlaps with the previous one, as talismanic items can have religious overtones, and certain items mentioned in scripture can also be associated with notions of good luck.

The first of these categories includes *measuring-sticks*. Many northern European cultures used these to ensure that both the size of a grave, and that of the coffin would match closely the size of the corpse, as it was considered extremely bad luck should either be too wide or too narrow (see Jonsson 2009, 115 for examples from Nordic folklore of beliefs in the consequences); the use of such measuring-sticks is well-attested in both medieval and early post-medieval texts and poems (e.g. Rees 1954), and in the folklore and traditions of many European cultures. The fear and superstitions of close contact with a corpse (and, hence, of potentially catching any disease) meant that these *ad hoc* measuring-sticks were preferred for such purposes, rather than using a standard measuring-tool; they could be quickly fashioned from a length of hazel, broken or trimmed to size, used, and then afterwards be discarded. A late 14th-century text written in the English Midlands (and first published a century later) describes the following funerary ritual: ‘There is also a measuring yard, laid by him in place of a staff, as a token that he is going to his

long home; but this staff is broken in token that therein is no defence, but he must accept better or worse as he deserves' (from John Mirk's *Festial...*: Erbe 1905, 295). This tradition persisted in some parts of England into the 17th century; hence, in Yorkshire a 1615 Visitation by the Archbishop of York heard a charge against a man for "putting the *metwand* [or measuring-stick] into the winding-sheet [around the corpse] in a superstitious manner" (Daniell 1997, 168; Gittings 1984, 45). In some areas, the intact measuring-stick was placed in the grave, but in others it appears to have been deliberately broken – as Mirk described – and sometimes into a number of pieces. Kristina Jonsson's detailed studies of four Lund cemeteries identified three broad lengths of rods amongst the great bulk of her sample: full-length rods, half-lengths, and a third group which approximated to one-third of the grave's length (Jonsson 2009, 113); these would imply that many of the rods had been broken into either two, or three pieces, before being interred. She also noticed a few instances of even shorter pieces, and that there were occasional examples of bundles of rods present. No single interpretation could explain all the different categories of wooden rods found in graves, but Jonsson has made a convincing case for at least some of them having originally been measuring-sticks (Jonsson 2009, 113-122).

Whilst the concept of placing measuring-sticks in the grave would certainly explain the presence of fragments of rods found at the base of grave-cuts or on top of the lids of coffins (cf. Fig. 6), it has little relevance to the finding of rods laid carefully alongside, over or under parts of a corpse – whether interred within a coffin, or not. In the case of these examples, it is far more likely that the decision to bury somebody with a rod or pair of rods was taken by those organising the funeral, and that the placing of the rod(s) was intended in some way to be beneficial or propitious to the deceased. Many of the rods were made of hazel, whilst willow has also been identified at some sites (e.g. at Hull, at Bordesley Abbey and in graveyards beneath the London Guildhall); hazel, in particular, is a species that is often associated in popular perception with regeneration – because of the capacity of its cuttings to take root, and to produce fresh shoots (cf. Daniell 1997, 168). Hence, the choice of hazel rods to be placed next to the corpse, may have been deliberate, so that it could play a similar role to the placing of parts of evergreen plants (e.g. laurel, ivy, or boxwood) within a coffin, or close to the body (cf. Gilchrist / Sloane 2005, 124-125; Daniell 1997, 157 and 160-161). These can all be viewed, not only as ritu-

al, but as having talismanic qualities, with associations of sympathetic magic (Gilchrist 2008). In addition to this perceived regenerative quality, a full-length wooden staff – even a token insubstantial example – could play a significant figurative role in the soul's journey through Purgatory and on to its final resting-place. A staff was viewed as essential not just for its physical support and perceived defensive qualities, but also because of its role in various Old Testament stories – e.g. Moses parting the waters of the Red Sea by raising his staff (*Exodus 14, 16*), or, when Moses smote the rock with his rod to bring forth water for his people to drink (*Exodus 17, 5-6*); it is miraculous powers such as these, which were often attributed in popular imagination to such staffs, that may explain why a tradition of placing these in graves would evolve in many different lands, and persist for periods ranging from some five to nine centuries (depending upon the area selected). It may be of passing interest to note that a similar tradition was recorded many centuries later in Malekula Island in Melanesia: "*a cane...is cut to the exact length of the dead man's body and placed beside him in the grave. This will be seen to be the wand with which he parts the waters of the rivers encountered on his way*" (quoted in Rees 1954, 30). Rees provides no contextual information for this observation, but, if it related to a Christian burial, then this may well have been influenced by ideas brought by European missionaries to this region.

Biblical associations and religious beliefs almost certainly played *some* role in the placing of rods in graves, and that is partially tied into the concept of a rod or staff being a propitious or beneficial item to place in a grave; these two concepts can overlap at times, but they should not be automatically conflated. It would be a mistake to assume that the primary reason for placing a rod in a grave *must* always have been religious; superstition, folk traditions, local vernacular beliefs, and magic may all have played a part in influencing the decisions made by those organising the burial. Roberta Gilchrist has written extensively about the roles which magic, and both vernacular and folkloric traditions may have played in influencing burial practices (Gilchrist 2008; 2012). Nevertheless, the imagery of Bible stories and familiar passages from the Old Testament will undoubtedly have played a significant role in an era when the Church figured so prominently in people's lives and routines. There are many Biblical mentions of rods, besides the two relating to Moses (see above). One of the better-known examples is in the 23rd Psalm: "Yea, though I walk through the valley of the shadow of death, I will fear no evil:

for thou art with me; *thy rod and staff they comfort me*" (my italics. *Book of Psalms*, Psalm 23, 4). Before Moses and Aaron went to the Pharaoh's court, the Lord instructed them that should they be asked to perform a miracle, "Take thy rod, and cast it before Pharaoh, and it shall become a serpent" (*Exodus* 7, 9). In another Biblical story, Aaron's rod underwent regeneration when it "was budded, and brought forth buds, and bloomed blossoms, and yielded almonds" (*Numbers* 17, 8). The latter event was seen as having so much Biblical significance that later "Aaron's rod that budded" would be one of the handful of sacred objects placed within the Ark of the Covenant (*Hebrews* 9, 4). A rod also featured in Jacob's last hours: "By faith, Jacob, when he was a dying, blessed both the sons of Joseph; and he worshipped, leaning upon the top of his staff" (*Hebrews* 11, 21). The one thing which these stories have in common is that the rods mentioned are associated with potent and miraculous powers; it is possible that the people who were organising these medieval funerals were hoping that the rods which they were placing with the deceased might also bear some powers in the afterlife.

Whilst the preceding paragraphs may provide some contemporary context in which this burial tradition may be viewed, it should not be forgotten that as it persisted in substantial parts of Northern Europe for at least five centuries – and in some areas, far longer – both the reasons

for practising it, and the beliefs attached to it, may well have evolved over time, and may also have varied from one region to another. There may have been very different reasons for placing full-length staffs with a body, from those which motivated the placing of fragments of rod either elsewhere in the grave, or with the body itself. Jonsson notes that in Lund "the custom of placing unbroken long rods alongside the deceased seems to have been practised for high-status burials with the coffin kept open during the ceremony" (Jonsson 2009, 122); however, no convincing evidence for linking this burial rite to social status has yet been published from sites elsewhere in Europe, so this remains simply an interesting thesis. Possibly more relevant to this current paper is Jonsson's concept that over time the ideas or ideologies behind this custom may have begun to evolve, and that a divergence may have developed in how this rite was practised in urban communities, compared with their rural counterparts. Jonsson suggests that in towns, whilst the original motives for placing rods in graves may have become redundant, the tradition persisted as it was felt that it was something which was "good to do" (Jonsson 2009, 129); in contrast, the rural communities were much more conservative, and it would be here that the original traditions would persist for longest, and well into the post-medieval era. Her observations about the continued practice of this rite in rural communities seems to accord with the British evidence.

Types of burials with rods

Previous publications have tended to group all burials with wooden rods into a single catchall category, but it would be more useful to split these into a number of types:

1. *Full-length staffs of office*, such as bishops' croziers and abbots' staffs. Although not discussed in this paper, there are plenty of examples of bishops' graves containing croziers (either complete as at Hereford Cathedral, or where the metal head survives, as at the Premonstratensian monastery of St Georg, Stade: Lüdecke 1998), and abbots' graves where their staff of office is laid on or over the body. These were laid either diagonally across the body from shoulder to ankle (in the case of croziers), or, in the case of shorter abbots' staffs, sometimes placed centrally along the axis of the body.

2. *Pilgrim staffs*. At Worcester Cathedral, the grave of a fully-dressed pilgrim was accompanied by a sturdy 1.55 m long pilgrim's staff, with an iron ferrule at its base (Lubin 1990, 14, fig. 10). Another probable pilgrim staff was found in a 15th-century burial in the nave of Lichfield Cathedral.
3. *Short batons*. Two skeletons in the Period 2b levels (13th-14th centuries) at St Giles Cathedral, Edinburgh were associated with short wooden batons. One of these lay diagonally over the pelvis of a woman, and appeared to have been held in her hand; the other lay over the feet of a male (Fig. 5B and C; Collard *et al.* 2006, illus. 14-15). One of the skeletons uncovered in the Rathausmarkt in Schleswig, North Germany, also appeared to be holding a baton at about waist height (Fig. 5A; Vogel 1989, pl. 52; see

- also Hägg 1997). It is not clear what the function of these batons might have been.
4. *Full-length wooden staffs.* These were often placed alongside the body, aligned with the long axis of the grave; most of those studied by Jonsson lay on the deceased's right side, but others can also be found to its left (e.g. **Fig. 2**). In some cases, the staffs can be laid diagonally across the body (e.g. **Fig. 3**), whilst they can also be found beneath a coffin. Jonsson found that single full-length rods were found in 37% of the graves in her sample, whereas those with more than one such rod amounted to just 7% of the total – the rest being made up of smaller lengths or fragments. As the length of the staff equates to the length of the grave – and that in turn may reflect the age of the deceased – there is no standard range of lengths, but staffs ranging between 1.40 m and 1.95 m long have been recorded, with several averaging c. 1.55 m long; diameters can range between 8 mm and 23 mm.
 5. Half-length and one-third length staffs. As noted above, these shorter lengths were found in more than half of Jonsson's study sample (cf. **Fig. 4**; see also Fig. 2). They can be found laid parallel to the arms or legs of the deceased; they can also be found carefully arranged within the grave beneath the body, or on top of the lids of coffins. If Jonsson's theory is correct, then many of these are likely to have once been part of measuring-sticks. Previous arguments attempting to establish a putative link between rods and pilgrimage do not easily equate with this category of shorter rods. Moreover, one of the Hull skeletons was that of a child in a coffin, with short lengths of ash rod (c. 0.25 m long) laid parallel to each leg (**Fig. 2**, no. 1853); as the age of the child has been estimated at 3-5 years old, this is far too young to have any connection with pilgrimages – even symbolic ones. Hence, another explanation needs to be found, and Jonsson's suggestion seems eminently plausible.
 6. *Bundles of rods.* At the site of St Lawrence Jewry, London, one of the late 12th-century burials may have been associated with a bundle of rods or short wands of hazel (Bowsher et al. 2007, 98). This would appear to be a British example of a phenomenon noted by Jonsson in her study of the Lund cemeteries, namely that there were a few examples containing a bunch of rods – in her cases, the rods were relatively long (Jonsson

2009, 113). The fact that these were recognisable on excavation as being a bundle would suggest that they had been bound with a withy, or other organic binding, before being buried.

The context of the specific Hull burials which were associated with rods is instructive. None was found in those areas where the graves of clerics might be expected; rather, they were all from those parts of the precinct where large numbers of secular burials were present, and this observation would also be consistent with the fact that some of the rods were found with the bodies of women and children. Jonsson has plotted the distribution of burials with rods for two of the four Lund cemeteries which she studied (Jonsson 2009, figs 24-25). At the Kattesund cemetery, where about 45% of the burials contained rods, such graves were found in all zones of the cemetery, but two clear clusters were apparent for those with rods placed *inside* the coffins, with full-length single rods being found in both the NW sector of the cemetery, and close to the eastern part of the church (Jonsson 2009, 118). At the church of St Stefan, Lund, graves with rods made up about 16% of the early phase and were scattered across all parts of the cemetery, but with marked clusters in its southern and western parts (Jonsson 2009, 119). As Jonsson's findings that rods were present in almost equal frequency for male and female burials in the Lund cemeteries, and could also be found with children, this again suggests that many of these burials were secular in nature. The evidence, such as it is, suggests that this was a burial practice which was both tolerated and accepted by the church (cf. its mention in John Mirk's *Festial...* – a late 14th-century collection of religious homilies for the liturgical festivals: Erbe 1905, 295); but there is nothing to suggest that this rite was ever viewed as a formal requirement by the church authorities. There are occasional instances of clerics being buried with wooden rods (both for ordinary monks, and for higher-ranking officials, such as bishops); but many of the burials – perhaps even the majority – appear to have been those of secular individuals. There is unlikely to have been a single compelling reason behind the placing of wooden rods in these graves, but then people do not always cope with facing the enormity of the death of a loved one in either logical or predictable ways; perhaps what we are witnessing was motivated by a concoction of popular religious beliefs, biblical imagery, magic, folklore, and local vernacular traditions – and, as Jonsson suggested, this evolved over time into a belief that this was simply a good thing to do, irrespective of why this practice had originally begun.

Acknowledgements

This paper had its genesis in the Kaminzimmer at Travemünde, and has benefited immensely from the work and ideas of others. Kristina Jonsson has made such a significant contribution to this field of study, that any subsequent overview would inevitably be substantially in her debt. Other major sources are credited in the Bibliography, but I also wish to thank Barney Sloane and Roberta Gilchrist for allowing me to see an early manuscript draft of what would later become their 2005 work *Requiem*; thanks are also due

to Derek Hall and Ian Reed for affording me access to some of the Scandinavian publications; again, to Derek and his team for generously sharing much very useful pre-publication data about the Perth Whitefriars finds; and to Ali Cameron and Ross MacLennan for kindly sharing data about the St Nicholas Kirk, Aberdeen graves. Lastly, I wish to thank Dr Carole Morris for her detailed study of the woodworking aspects of the Hull rods, and Dave Watt for the illustrations.

BIBLIOGRAPHY

- ANDERSON 1874-76: J. Anderson, Burial with Hazel Wands, in: J Anderson, Notes on the Survival of Pagan Customs in Christian Burials; with notices of certain conventional representations of "Daniel in the Den of Lions", and "Jonah and the Whale", engraved on objects found in early Christian graves, and on the sculptured stones of Scotland, and the crosses of Ireland, Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland 11, 386.
- ANON. 1849: Notes from a meeting of 6 June 1844 – item relating to bishops' graves in Hereford Cathedral, in: Proceedings of the Society of Antiquaries of London 1, issue 3 (1st series), 48-49.
- BAKLID 2017: H. Baklid, Hazel Rods in Graves, ARV. in: Nordic Yearbook of Folklore 73, 7-26 [available as a free download at USN Open Archive, <https://openarchive.usn.no/usn-xmldui/handle/11250/2479450>].
- BARBER 1903: E. Barber, The discovery of Ralph Higden's tomb, in: Journal of the Chester Archaeological Society 9, Chester 1903, 118-128.
- BOOTHROYD 2004: N. Boothroyd, Wands, in: W. D. Klempener and N. Boothroyd, Excavations at Hulton Abbey, Staffordshire, 1987-1994, in: Society for Medieval Archaeological Monograph 21, Leeds 2004, 154-155.
- BOWSHER ET AL. 2007: D. Bowsher, T. Dyson, N. Holder and I. Howell, The London Guildhall: an archaeological history of a neighbourhood from early medieval to modern times, MoLAS Monograph 36, London 2007.
- COLLARD ET AL. 2006: M. Collard, J. A. Lawson and N. Holmes, Archaeological excavations in St Giles Cathedral, Edinburgh, 1981-93, Scottish Archaeology Internet Report 22 [<http://www.sair.org.uk>].
- DANIELL 1997: C. Daniell, Death and Burial in Medieval England 1066-1550, London 1997.
- GILCHRIST 2008: R. Gilchrist, Magic for the dead? The archaeology of magic in later medieval burials, in: Medieval Archaeology 52, 119-159.
- GILCHRIST 2012: R. Gilchrist, Medieval Life: Archaeology and the Life Course, Woodbridge 2012.
- GILCHRIST / SLOANE 2005: R. Gilchrist and B. Sloane, Requiem: the medieval monastic cemetery in Britain, Museum of London Archaeology Service, London 2005.
- GITTINGS 1984: C. Gittings, Death, Burial, and the Individual in Early Modern England, London 1984.
- HÄGG 1997: I. Hägg, Grabtextilien und christliche Symbolik am Beispiel der Funde unter dem Schleswiger Rathausmarkt, Kirche und Gräberfeld des 11.-13. Jahrhunderts unter dem Rathausmarkt von Schleswig, in: Ausgrabungen in Schleswig. Berichte und Studien 12, Neumünster 1997, 85-146.
- HARVEY 1993: B. Harvey, Living and Dying in England 1100-1540: The Monastic Experience, Oxford 1993.
- HODDER 1991: M. A. Hodder, Rods, in: M. A. Hodder, Excavations at Sandwell Priory and Hall 1982-88, Transactions of the South Staffordshire Archaeological & Historical Society 31, 111-112.
- JONSSON 2007: K. Jonsson, Burial Rods and Charcoal Graves: New Light on Old Burial Practices, in: Viking and Medieval Scandinavia 3, 43-73.
- JONSSON 2009: K. Jonsson, Practices for the Living and the Dead: Medieval and Post-Reformation Burials in Scandinavia, Stockholm Studies in Archaeology 50, Department of Archaeology and Classical Studies, Stockholm 2009.
- LUBIN 1990: H. Lubin, The Worcester Pilgrim, Worcester Cathedral Publications 1, Worcester 1990.
- LÜDECKE 1998: T. Lüdecke, Die Zeughausgrabung in Stade I: Die Grablege des Bremer Erzbischofs Gottfried von Arnsbeck im Prämonstratenserstift St. Georg, Stade, Stade 1998.

MINTER ET AL. 2019: B. Minter, D. Hall and R. Crozier, Staffs, Staves and Sticks: Burials and Belief, presentation given to the 21st Annual Conference of the British Association for Biological Anthropology and Osteoarchaeology, at the Natural History Museum, London, in September 2019.

MORRIS / EVANS IN PRESS: C. A. Morris and D. H. Evans, Rods associated with the burials, in: D. H. Evans (ed.), Excavations at

the Austin Friary, Hull, 1994 and 1999. Volume 2: The Fabric and the Material Culture, Society for Medieval Archaeology Monograph Series 45 [Text currently with editor].

REES 1954: A. D. Rees, The Measuring Rod, in: *Folklore* 65/1, 30-32.

VOGEL 1989: V. Vogel, Schleswig im Mittelalter: Archäologie einer Stadt, Neumünster 1989.

„... die armen nicht vergis“ Bemalte Irdeware mit Inschriften

von Alfred Falk, Lübeck

Im Lübecker Fundmaterial befindet sich eine große Anzahl von Tellern, Schalen, Schüsseln und Töpfen der neuzeitlichen Bemalten Irdeware. Sie stammen überwiegend aus Kloaken und aufgelassenen als Abfallgruben genutzten Brunnen. Unter den in den frühen Jahren der Lübecker Archäologie unter Werner Neugebauer ausgegrabenen Funden sind mehr als 1000 Exemplare, Fragmente inbegriffen, dieser Warenart vorhanden. Gemessen am Gesamtfundmaterial der letzten Jahrzehnte ist nur ein sehr geringer Anteil davon bisher publiziert worden. Meist handelt es sich um einzelne Fragmente, die in Grabungspublikationen erscheinen und Hinweise für die Datierung neuzeitlicher Befundkomplexe liefern¹. Zusammengesetzte oder in größeren Teilen erhaltene Stücke sind von P. Hartmann, H. G. Stephan und K.-D. Hahn vorgelegt oder vom Verfasser zur Illustration spezieller Beiträge verwendet worden². Vielfach handelt es sich um rottonige Irdeware, die im Stil der Werra- oder Weserware des 17. Jahrhunderts verziert ist. Jüngst hat A. Voigtmann durch die Aufarbeitung des Fundmaterials eines Töpferestandortes des späten 16. bis frühen 18. Jahrhunderts in der Lübecker Innenstadt nachgewiesen, dass Teller, Schalen und Schüsseln mit diesem Dekor auch in Lübeck hergestellt wurden (Voigtmann 2021).

Die für diesen Beitrag ausgewählten Fundstücke sind von besonderer Art. Es sind Teller und Schüsseln aus rot bis hellrot gebranntem und beigeifarbigem oder gelblichem Ton mit oft mehrfarbiger Bemalung auf meist hellem, durch die Glasur gelblichem Untergrund. Die Fahnen sind mit religiösen und weltlichen Sprüchen und Lebensweisheiten beschriftet und zum Teil mit Jahres-

zahlen versehen. 13 Exemplare dieser Gattung sind kürzlich in dem schönen Band „Schätze aus dem Magazin“ in einer großformatigen Abbildung vorgelegt worden (Mührenberg et al. 2019, 36f.). Der im genannten Buch gewählten Bezeichnung „Wandteller“ vermag ich nicht zu folgen, da einige Exemplare Abnutzungen auf der Standfläche oder im Spiegel aufweisen, also nicht nur Dekorationsstücke waren. Dies konnte auch an anderen Tellern und Schüsseln der Bemalten Irdeware festgestellt werden.

Dierottonige Schüssel auf **Abb. 1** (Durchmesser 23 cm, Höhe 5 cm) ist innen mit braunem Tonschlicker überzogen, die ursprünglich weiße Bemalung ist durch die Glasur gelb verfärbt. Von den zwei grünen Tupfern auf der tulpenförmigen Blume im Spiegel ist einer zur Randzone hin verlaufen. Der umlaufende unvollständige Spruch „Von Gott will ich nicht lassen den er lässt ni“ ist zu „denn er lässt nicht von mir“ zu ergänzen. Es handelt sich um den Anfang eines Kirchenliedes von Ludwig Helmbold aus dem Jahre 1563 (Liederdatenbank). Das Lied hat neun Strophen und gehört zur Gattung der Kreuz- und Trostlieder (Liederdatenbank. A. Marti).

Die polychrom bemalte Schüssel auf **Abb. 2** (Durchmesser 29 cm, Höhe 8,9 cm) ist rottonig, hat einen hellgelben Untergrund und zeigt in der Mitte einen Vogel, der von Blumen, Blüten und von gefiederten und wellenförmigen Ranken umgeben ist. Die Farben sind gelb, grün und braun bis rötlich-braun. Als Randumschrift lässt sich lesen: „w(er) nur den lieben (G)ott lest walten und hoffet (auf) in alle“. Sie kann zu „und hoffet auf ihn

1 vgl. Meyer 1980, 72f., Abb. 31.11-12; Meyer / Neugebauer 1982, 166, Abb. 50.14; Schulz 1990, 178ff., 193f., Abb. 8.7, 20.2; Braßbandt et al. 1993, 237, 242, 250, Taf. 11.3, 12.1; Müller 1996, 222f., Abb. 13-15; Schmitt 1996, 273, Abb. 6.25; Laggin 2002, 37,

Abb. 2.2; Kenzler 2002, 335f., 342, Abb. 23.1-2, 24.1.

2 Hartmann 1978, 103f., Taf. 31.2-3; Stephan 1978, 79, Taf. 21, 22.2; Hartmann 1980, Abb. 59, Taf. 32; Hahn 1980, 20, Taf. 1.3; Falk 1988, 160; Falk 1997, 26f.

allezeit“ vervollständigt werden. Der Text ist der Beginn eines Kirchenliedes von Georg Neumark von 1641, das sieben Strophen umfasst und ebenfalls zur Gruppe der Trostlieder gehört (Liederdatenbank. A. Marti; https://de.wikipedia.org/wiki/Wer_nur_den_lieben_Gott_lässt_walten).

Der Teller auf Abb. 3 (Durchmesser 23,5 cm, Höhe 4,2 cm) ist rottonig, braun grundiert und durch die Glasur in Bemalung und Umschrift gelb verfärbt. Auch hier nimmt die Randbeschriftung den Text von Georg Neumark von 1641 auf. Lesbar ist „(w)e(r)nur den lieben Gott lässt wal(t)en und“. Im Spiegel sind eine Blume mit zwei Blüten, eine gefiederte und eine wellenförmige Ranke abgebildet. Grüne, zum Teil verlaufene Farbspritzer sind regellos verteilt.

Abb. 4 zeigt eine Schüssel aus hellem Ton (Durchmesser 30 cm, Höhe 6,3 cm) mit brauner und grüner Bemalung. Den Spiegel füllt eine Blume mit einer weit geöffneten und zwei geschlossenen Blüten. Die Randbeschriftung lautet: „iesu meine Freude meines Hertzen weid(e) iesu (me)ine 1737“. Es ist der Beginn der ersten Strophe eines Kirchenliedes. Die ersten Zeilen lauten: „Jesu, meine Freude, meines Herzens Weide, Jesu meine Zier“. Das Lied hat sieben Strophen, der Text stammt von Johann Franck und wurde 1653 verfasst. Die Datierung der Schüssel liegt nahe an der von Johann Sebastian Bach vermutlich zwischen 1723 und 1735 komponierten Motette für fünfstimmigen Chor (Liederdatenbank. Jesu meine Freude; https://de.wikipedia.org/wiki/Jesu,_meine_Freude).

Der fragmentarische Teller auf Abb. 5 (Durchmesser 22,7 cm, Höhe 3,4 cm) besteht aus hell gebranntem Ton, ist weiß grundiert und wirkt durch die dünne Glasur gelblich. Die Bemalung ist schwarz. Im Zentrum des Spiegels ist eine Blüte angebracht. Von der Inschrift ist lesbar: „Friede Er neh(rt) ... verzehrtt anno 1732“. Sie lässt sich ergänzen zu „Friede ernährt, Unfriede verzehrt“. So erscheint der Spruch auch in einer Sprichwörtersammlung von 1846 (Sprichwörter 1846, 92, Nr. 2780). Dass er älter ist, zeigen Jacob und Wilhelm Grimm im Deutschen Wörterbuch. Sie zitieren aus einem Gedicht von Paul Fleming (1609-1640): „denket dasz der friede nehrt, denket, dasz der krieg verzehrt“ (Grimm DWB s.v. Friede).

Die Schüssel auf Abb. 6 (Durchmesser 29,5 cm, Höhe 10 cm) ist rottonig, innen weiß grundiert und polychrom

bemalt. Die Glasur ist farblos. Als Farben sind rot, grün, gelb und braun verwendet worden. Im Spiegel ist ein ganzer Strauß mit offenen und geschlossenen Blüten oder Früchten dargestellt. Die Umschrift auf der Fahne ist, verglichen mit den anderen hier vorgestellten Stücken, in Schönschrift ausgeführt. Lesbar ist: „*Die Liebe Die auf schrauben stehet wirdt nimmer*“. Im Deutschen Wörterbuch steht „auf Schrauben stellen“ für unfest und dass Lösung jederzeit möglich ist. Für „seine Worte auf Schrauben stellen“ werden Beispiele von Kant („die praktischen Gesetze auf Schrauben stellen“), Lessing (ein Brief „ist doch sehr auf Schrauben gestellt“), aus Schlossers Weltgeschichte („ein auf Schrauben gestellter Ausspruch“) und Kirchhof (1602; „ein antwort ... auf schrauben gesetzt, und zu verstehen wie man wolte“) gegeben. Auch wird „einen auf Schrauben setzen“ gleichgesetzt mit „mit Redensarten anführen“ (alle Beispiele bei Grimm DWB s.v. Schraube, Abschnitt 4). Das Verb schrauben steht auch für: jemanden mit gewundenen Redensarten necken, höhnen, foppen (Grimm DWB s.v. schrauben, Abschnitte 6 und 7). Es führt zu weit, hierzu alle im DWB angeführten Beispiele anzugeben. Wir registrieren, dass die auf Schrauben gestellte Liebe eine mit schönen Worten versprochene oder beschworene oder nur vorgetäuschte Liebe ist, die so nimmer werden kann.

Das Schüsselfragment Abb. 7 (Durchmesser 27 cm, Höhe 6,9 cm) besteht aus hell gebranntem Ton, hat hellen Anguss innen, der durch die Glasur hellgelb wirkt, und ist hell- und dunkelbraun sowie grün bemalt. Mit Ranken und grünen Punkten gefüllte Bögen und eine zentrale Blüte, umgeben von grünen gefiederten Blättern, füllen den Spiegel. Von der Beschriftung auf dem Rand ist erhalten: „t ... die armen nicht vergis“. In Sprichwortsammlungen ist zu finden „Trink und iß, der Armen nicht vergiß“, aber auch „Trink und iß, Gottes nicht vergiß“ (Sprichwörter 1846, 497, Nr. 10483 und 10484; Wächter o.J., 179, Nr. 175 und 176). Zu letztem Spruch gibt es ein schönes Beispiel aus Hildesheim. Bei den Ausgrabungen an der Bernwardsmauer wurde ein Bartmannskrug aus Duinger Steinzeug gefunden. Auf dem Bauch umlaufend steht der Spruch: „DRINCK UND EST GOT NICHT FORGIST“. Er wird ins 16./17. Jahrhundert datiert (Brandorff 1990, 82f., Abb. 19; Katalognr. 129, Abb. 69c).

Die fragmentarische Schüssel Abb. 8 (Durchmesser 30,4 cm, Höhe 6,2 cm) ist hellrottonig, dunkelbraun, rotbraun und grün bemalt, ursprünglich wohl

farblos glasiert und durch Lagerung im Boden oder wahrscheinlich in einer Kloake stark angegriffen. Im Spiegel sind Reste einer großformatigen Blume und die Zahl 17 erhalten. Die Umschrift auf der Fahne lässt sich wie folgt lesen: „d ... wer will waß ... Schweigen haben der muß seine fraue sagen“. Manche der auf der Abbildung nicht oder nur schwer zu erkennenden Buchstaben sind am Original in Spuren zu ermitteln. Der Spruch nimmt ironisch Mitteilsamkeit und Redseligkeit der Frauen aufs Korn. Die gleiche Thematik findet sich auch in Sprichwörtern wie „Schweigen steht den Weibern wohl“ und ähnlichen Aussprüchen oder „Kein Kleid steht einer Frau besser als Schweigen“ (Sprichwörter 1846, 442, Nr. 9375-9377. 121, Nr. 2625). Wenn man die hier benutzte Sprichwörtersammlung durchsieht, entdeckt man schnell, dass auch den Männern das Schweigen als Tugend empfohlen wird, zum Beispiel „Schweigend Mann, lobend Mann“ oder „Wie soll der andere Leute heißen Schweigen, der selbst nicht schweigen kann?“ (Sprichwörter 1846, 441ff., Nr. 9345-9385).

Die Schüssel auf Abb. 9 (Durchmesser 29,1 cm, Höhe 6,4 cm) ist helltonig, hat einen weißen Anguss und ist durch Lagerung in der Kloake schmutzig und verfärbt. Im Spiegel sind vier einander überlagernde Fische in brauner Bemalung dargestellt. Darüber liegen ein paar verlaufene grüne Farbflecken. Die Beschriftung auf der Fahne lautet: „fiesch und vogel eß ich gern bey die mädgen schlaf ich gern 1744“. Ein Spruch, der keines Kommentars bedarf. Ähnlich ist die Beschriftung auf einem Teller aus Hessen, der mitteilt: „Fische, Vögel und Forellen, essen gerne, die Töpfergesellen. Dominico.“; im Spiegel: „Anno Dominio 1900“ (Leineweber 1982, Katalognr. 555). Dazu passt auch eine Doppelschüssel aus Hadersleben oder Umgebung mit der Randumschrift: „Fagel ondt fisk ist mein Lost 1755“ (Kaufmann 1981, 220f., Katalognr. 103).

Der Teller in Abb. 10 (Durchmesser 34 cm, Höhe 6,5 cm) ist helltonig, hat einen hellen, leicht gelblichen Grund und ist mittelbraun und grün bemalt. Die Mitte des Spiegels füllt ein Vogel aus, der von Blumen und Ranken umgeben ist. Die Randumschrift teilt mit: „Von Ton unt ert bin ich gemacht wer mich“. Die Wörter sind jeweils durch drei übereinanderliegende grüne Punkte voneinander getrennt. Der unvollständige Spruch lässt sich ergänzen zu: „wer mich zerbricht, der Töpfer lacht“. Das Beispiel für den vollständigen Vers finden wir auf dem Teller Abb. 12. Es ist gar nicht so selten, dass Töpfer und Töpferinnen dargestellt werden oder sich und ihre Tätigkeit auf ihren Produkten präsentieren.

Von den Töpfergesellen haben wir schon im Beispiel zu unserer Schüssel Abb. 9 gelesen. An der Scheibe arbeitende Töpfer finden sich auf Schüsseln vom Niederrhein (Bartels 1982, Abb. 37, 38, 43 und Titelblatt). In einer umfangreichen Arbeit zu Bildmotiven auf Irdeware gibt M. Bartels weitere Beispiele (Bartels 1988, 340f., Taf. 23, Abb. 111, 113 und Titelblatt). Die jüngste mir bekannte Äußerung eines Töpfers stammt aus Bayern. Auf einer Schüssel mit der Jahresangabe 1937 ist vermerkt: „Auf der Scheib die ich treib schaff ich Brot für Kind und Weib“ (Endres 1988, 206, Nr. 287). Zu den Bildern von arbeitenden Töpfern gehört auch die wunderbare Darstellung einer Töpferin („Hefneryn“) auf der Karte eines Kartenspiels (Hofämterspiel) aus der Zeit um 1450 (Spätmittelalter 2001, 224, Katalognr. 444c und Titelblatt).

Die Schüssel auf Abb. 11 (Durchmesser 32,1 cm, Höhe 7,9 cm) ist rottonig, braun grundiert und mit hellgelber Glasur überzogen. In den Spiegel ist eine große Blume mit drei Blüten, gefüllt mit grünen und braunen Punkten, gemalt. Die Wörter auf der Fahne sind jeweils durch vier übereinanderliegende braune Punkte getrennt. Der Spruch lautet: „Ich weiß woll waß ich weiß ka(l)te ei(ß)ßen sind nicht heiße“. Dazu passt „Kalt Eisen brennt nicht“ in der Sprichwörtersammlung (Sprichwörter 1846, 93, Nr. 2014). Im Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten wird erläutert: „Ein heißes Eisen anfassen: an eine kitzlige und delikate Angelegenheit rühren.“ Das „heiße Eisen“ geht danach zurück auf den mittelalterlichen Rechtsbrauch der Eisenprobe, bei der mit glühenden Eisen die Unschuld eines / einer Beschuldigten nachgewiesen werden konnte, wenn er / sie sich nicht verbrannte (Röhrich 2012, Bd. 1, 373). Ich verstehe die angeführten Sprüche daher so, dass geraten wird, die Finger von heißen Eisen, also von unangenehmen, riskanten, gefährlichen Dingen oder Angelegenheiten zu lassen.

Der helltonige Teller Abb. 12 (Durchmesser 30,3 cm, Höhe 5,3-5,9 cm) ist hell grundiert und hat eine dünne farblose Glasur. Die Bemalung ist blau, im Spiegel ist eine Blume dargestellt. Von der Umschrift ist erhalten: „dohn und erden ... (m)acht werd ich zerbrochen der Töpfer lacht 1709“. Dies ist die Vorlage der für den unvollständigen Spruch auf Abb. 10 vorgeschlagenen Ergänzung.

Da wir wissen, dass durch die großen Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte in Lübeck eine große Menge auch neuzeitlichen Fundmaterials in die Magazine

gelangt ist, lassen wir hier tiefergehende Fragen beiseite und sparen sie für künftige Forschungen auf. Ziel des Beitrags war, mit dieser kleinen Sammlung aufzuzeigen, welche kulturgeschichtlichen Schätze sich im

Fundmaterial aufspüren lassen. Kundigere Kolleginnen und Kollegen werden Mittel finden, diese Fundgattung keramikgeschichtlich und philologisch intensiver zu erforschen.

Literatur

- BARTELS 1982: M. Bartels, Aus Erd werden Schüssel gemacht. Volksleben und Brauchtum auf niederrheinischer bleiglasierter Irdennenware, Duisburg 1982.
- BARTELS 1988: M. Bartels, Bildmotive und Motivwanderungen auf ritzverzierte Irdennenware, in: J. Naumann (Hrsg.), Keramik vom Niederrhein, Köln 1988, 269-371.
- BRABANDT et al. 1993: J. Brabandt, H. Brandenburg, U. Buchhop-Kolbow u.a., Spätmittelalterliche und neuzeitliche Keramik aus einer Kloake auf dem Grundstück Schüsselbuden 6 / Alfstraße 1 in Lübeck, in: Lübecker Schriften zu(r) Archäologie und Kulturgeschichte (LSAK) 23, Bonn 1993, 219-227.
- BRANDORFF 1990: H. Brandorff, Essen und Trinken im 16. / 17. Jahrhundert, in: K. B. Kruse (Hrsg.), Küche, Keller, Kemenate. Alltagsleben auf dem Domhof um 1600. Ergebnisse der Grabungen an der Bernwardsmauer, Hildesheim 1990.
- ENDRES 1988: W. Endres, Die Werkstatt F. Bittner um 1930 / 40 in Oettingen i.Bay., in: W. Czysz und W. Endres, Archäologie und Geschichte der Keramik in Schwaben (= Neusäßer Schriften 6), Neusäß 1988.
- FALK 1988: A. Falk, Keramikfunde aus der Lübecker Innenstadt, in: 25 Jahre Archäologie in Lübeck (= LSAK 17), Bonn 1988, 158-161.
- FALK 1997: A. Falk, Verkehrte Welt, in: M. Gläser (Hrsg.), Gefunden in Lübeck. Archäologie im Weltkulturerbe (= Ausstellungen zur Archäologie in Lübeck 3), Lübeck 1997, 23-27.
- GRIMM DWB: Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch 1854-1954. Digitale Version <http://dwb.uni-trier.de>
- HAHN 1980: K.-D. Hahn, Fundmaterialien, archäologische Arbeitsmethoden und vorläufige Ergebnisse des archäologisch-historischen Forschungsprojektes zur Hansestadt Lübeck, in: LSAK 4, Bonn 1980, 17-25.
- HARTMANN 1978: P. Hartmann, Mittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik aus Lübeck, in: LSAK 1, Bonn 1978, 101-112.
- HARTMANN 1980: P. Hartmann, Zwei datierte Keramikgefäße des frühen 17. Jahrhunderts aus Oberhessen in Lübeck, in: LSAK 3, Bonn 1980, 179-181.
- KAUFMANN 1981: G. Kaufmann, Volkstümliche Keramik aus Norddeutschland. Irdene Töpferware des 17. bis 20. Jahrhunderts, Hamburg 1981.
- KENZLER 2002: H. Kenzler, Archäologische Untersuchungen zu Befunden und Funden des Hauses Königstraße 9 in Lübeck, in: LSAK 26, Rahden / Westf. 2002, 287-387.
- KRUSE 1987: H.-J. Kruse, Töpferwaare aus Preetz. Funde einer Töpferei des 17. bis 19. Jahrhunderts, Plön 1987.
- LAGGIN 2002: D. Laggin, Die Funde aus der Grabung Jacobikirchhof 2-4, in: LSAK 26, Rahden / Westf. 2002, 33-60.
- LEINEWEBER 1982: U. Leineweber, Töpferei des Reinhardswaldes vom 12. bis zum 20. Jahrhundert, Kassel 1982.
- LIEDERDATENBANK: Größte christliche Liederdatenbank – Kirchenlieder. <http://evangeliums.net/lieder>
- MEYER 1980: D. Meyer, Archäologische Untersuchungen an einer Töpferei des 13. Jahrhunderts und in Siedlungsbereichen am Koberg zu Lübeck, in: LSAK 3, Bonn 1980, 59-81.
- MEYER / NEUGEBAUER 1982: D. Meyer und M. Neugebauer, Archäologisch-baugeschichtliche Untersuchungen und Teiluntersuchungen im Haus Engelsgrube 56 und zu seinen Nachbarhäusern in Lübeck, in: LSAK 6, Bonn 1982, 163-183.
- MÜHRENBERG et al.: D. Mührenberg, D. Rieger und M. Schneider (Hrsgg.), Archäologie in Lübeck. Schätze aus dem Magazin, Rahden / Westf. 2019.
- MÜLLER 1996: U. Müller, Die Keramikfunde der archäologischen Untersuchungen im Handwerkerviertel zu Lübeck, Hundestraße 9-11, in: LSAK 24, Bonn 1996, 215-263.
- RÖHRICH 2012: Lutz Röhrich, Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. 4. Auflage, Freiburg 2012.
- SCHMITT 1996: G. Schmitt, Der frühneuzeitliche „Moor- oder Dreckwall“ von 1554 bis 1560 in Lübeck, in: LSAK 24, Bonn 1996, 265-285.
- SCHULZ 1990: C. Schulz, Keramik des 14. bis 16. Jahrhunderts aus der Fronerei in Lübeck, in: LSAK 19, Bonn 1990, 163-264.
- SPÄTMITTELALTER 2001: Spätmittelalter am Oberrhein. Katalogband, Stuttgart 2001.
- SPRICHWÖRTER 1846: Die Deutschen Sprichwörter. Gesammelt, Frankfurt am Main 1846, Nachdruck Dortmund 1978.
- STEPHAN 1978: H. G. Stephan, Archäologische Grabungen im Handwerkerviertel der Hansestadt Lübeck (Hundestraße 9-17); ein Vorbericht, in: LSAK 1, Bonn 1978, 75-91.
- VOIGTMANN 2021: A. Voigtmann, Dankwartsgrube 38 – Eine frühneuzeitliche Töpferei für Irdennenware und Ofenkeramik in der Hansestadt Lübeck (= LSAK 35), Rahden / Westf. 2021.
- WÄCHTER o. J.: O. Wächter, Altes Gold in Deutschen Sprichwörtern. Gesammelt, Stuttgart o.J. (ca. 1886).



Abb. 1 Lübeck. Sandstraße 6 (0179/E576) (Alle Fotos: Arne Voigtmann, Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

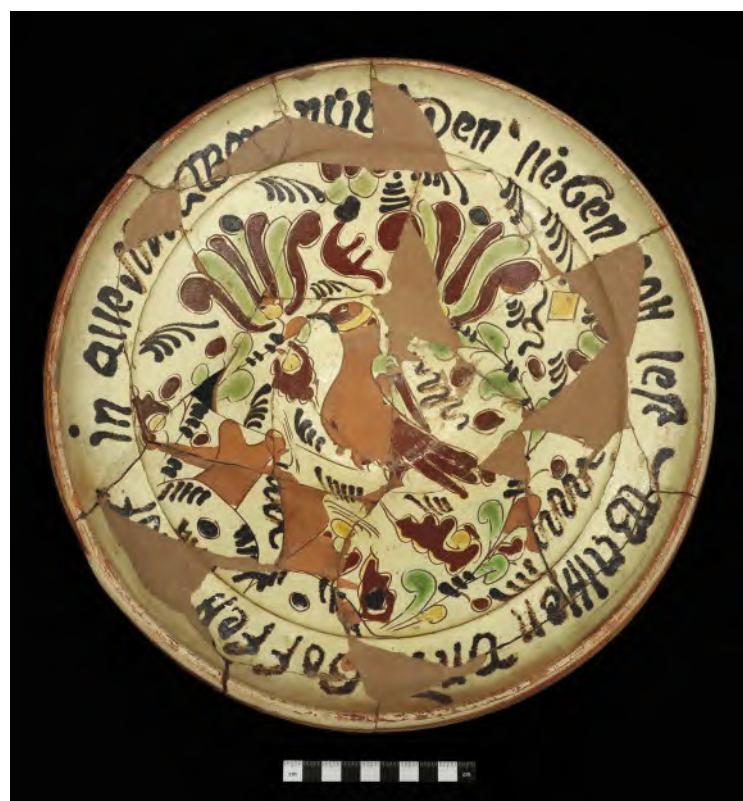


Abb. 2 Lübeck. Sandstraße 8-12 (0184/E127).

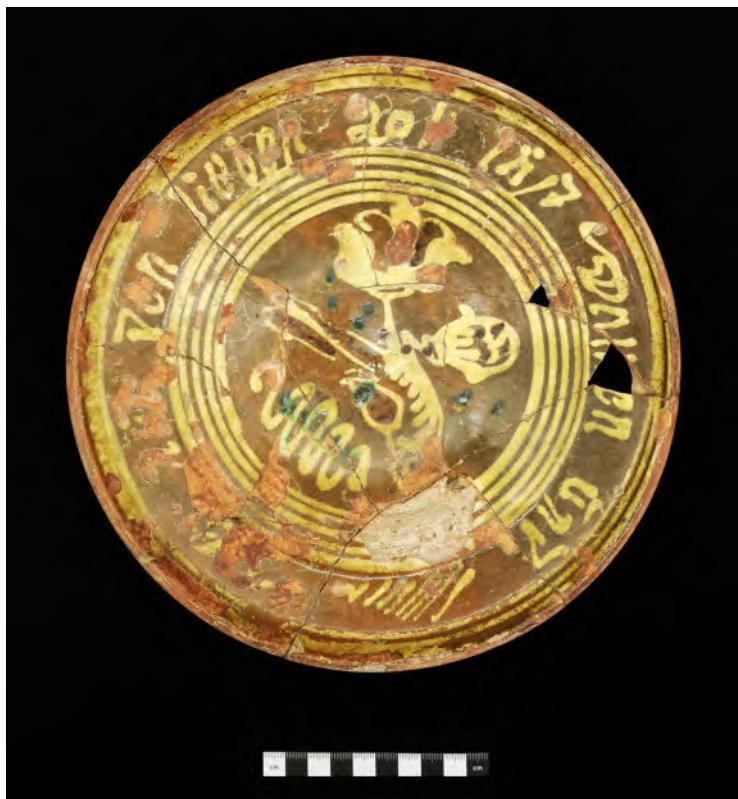


Abb. 3 Lübeck. Sandstraße 6 (0179/E110).



Abb. 4 Lübeck. Sandstraße 6 (0179/E577).

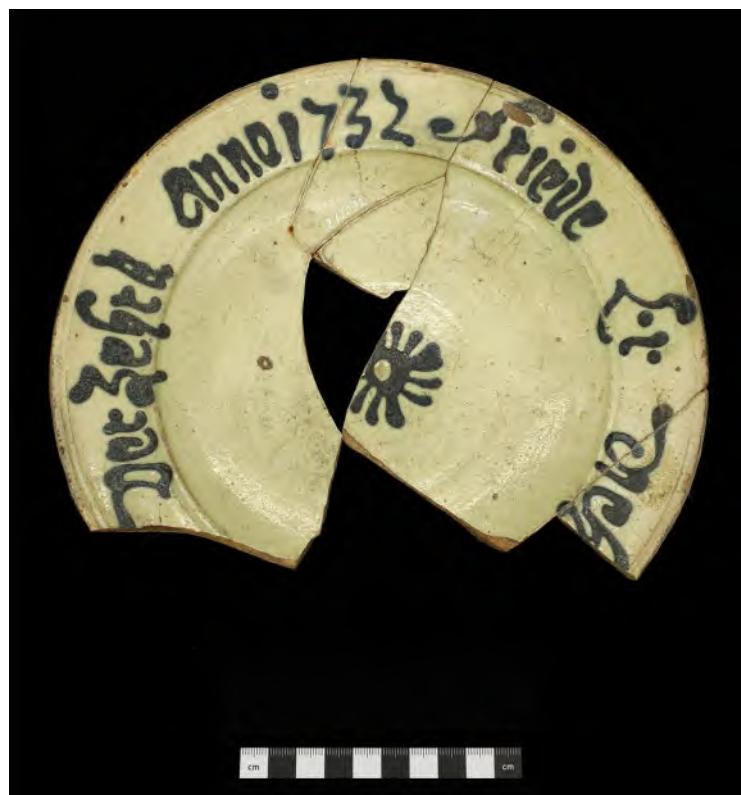


Abb. 5 Lübeck. Schrangen (HL 2 /2032).

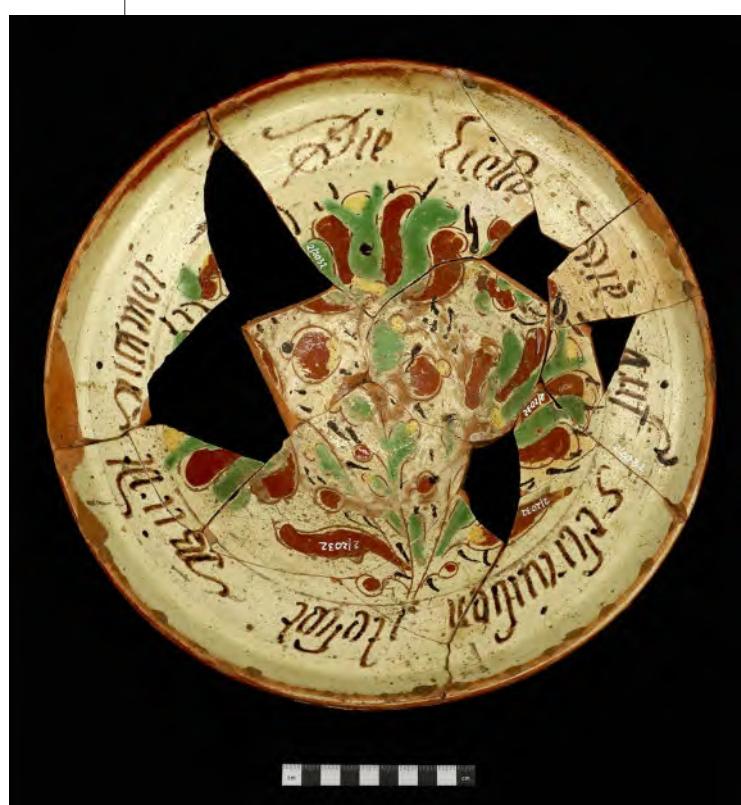


Abb. 6 Lübeck. Schrangen (HL 2 /2032).



Abb. 7 Lübeck. Innenstadt ohne nähere Angabe (0238/E173).

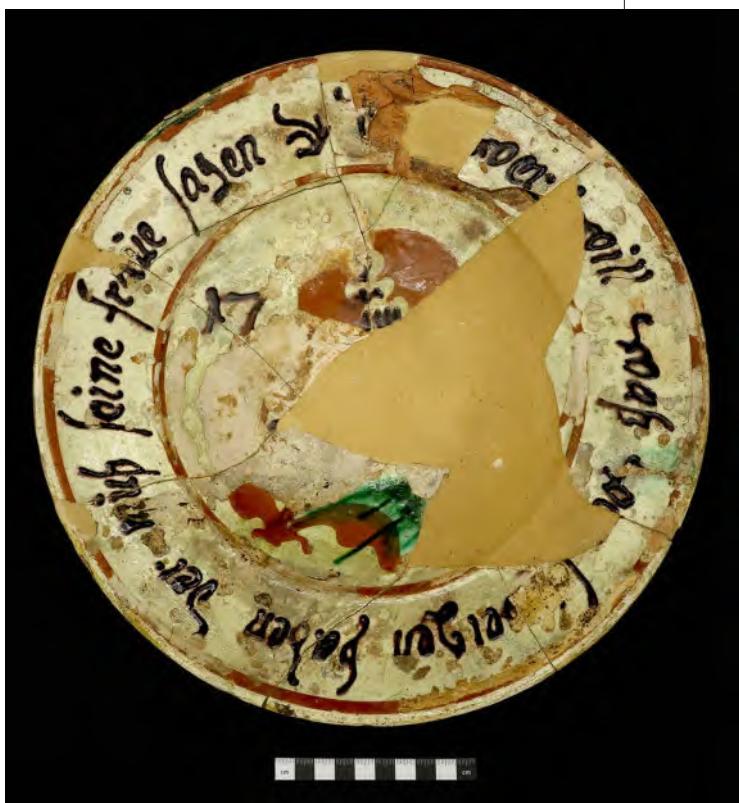


Abb. 8 Lübeck. Krähenstraße ohne nähere Angabe (014/E1).

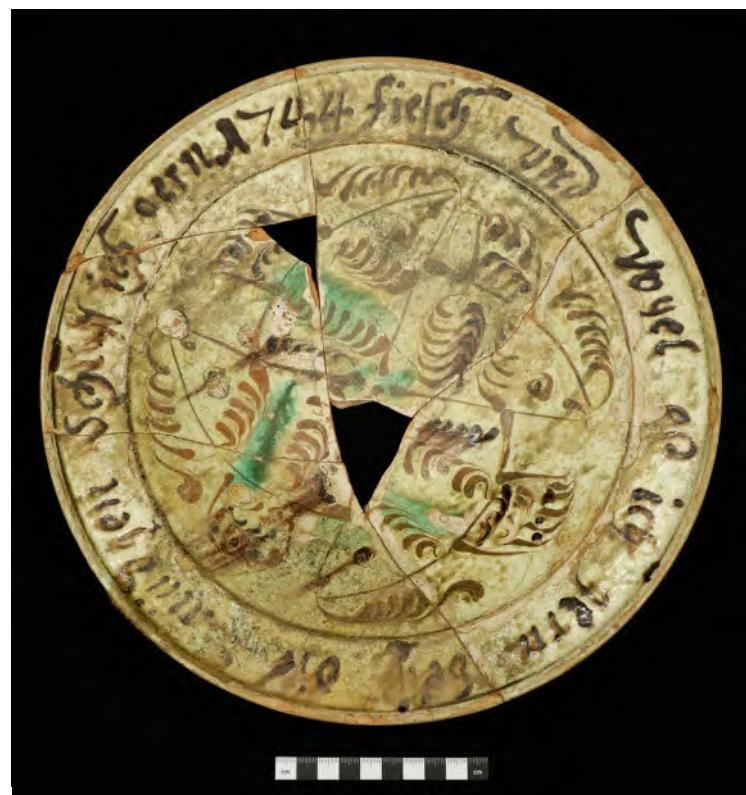


Abb. 9 Lübeck. Sandstraße 6 (0179/E116).

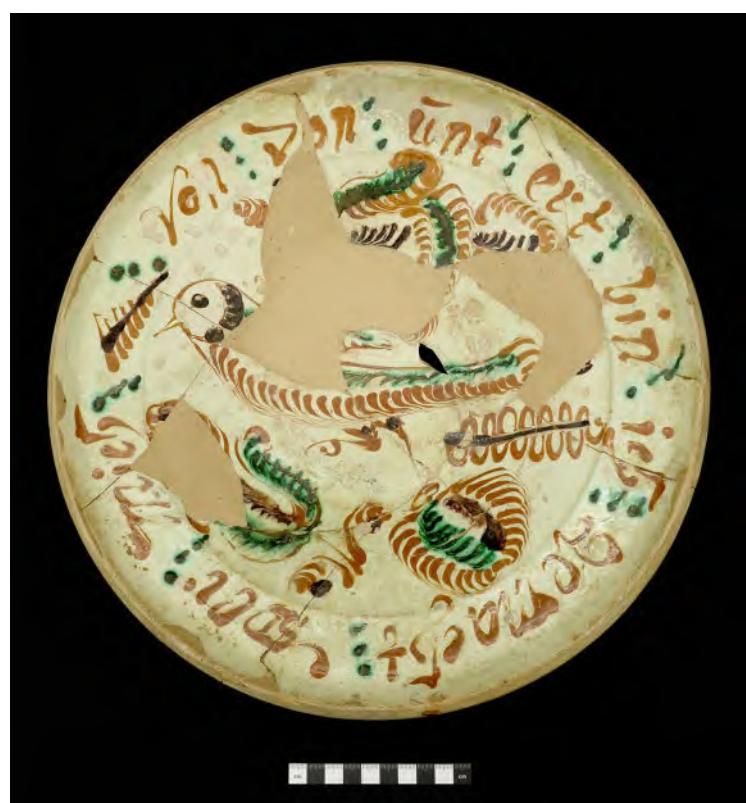


Abb. 10 Lübeck. Sandstraße 6 (0179/E579).

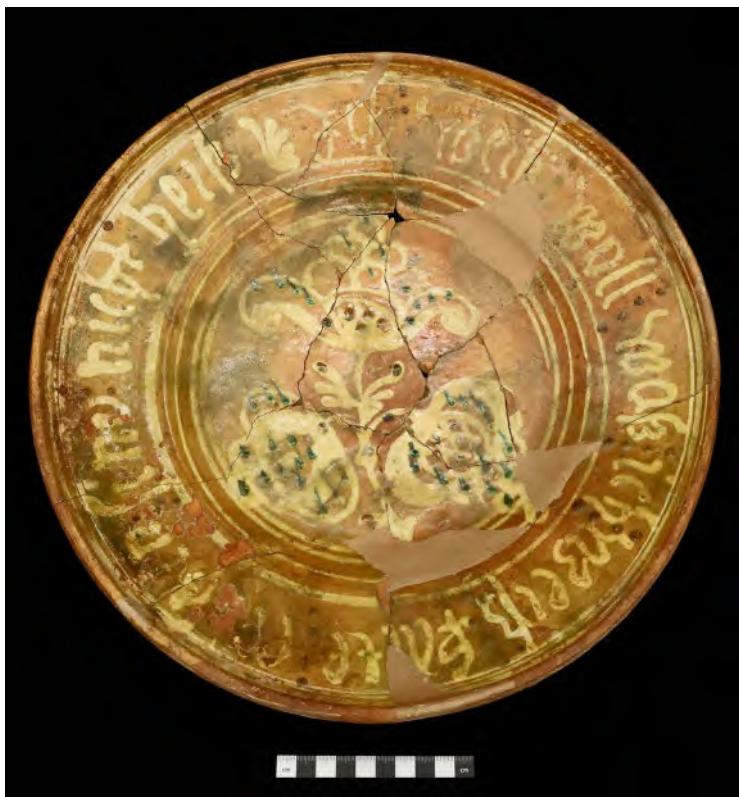


Abb. 11 Lübeck. Sandstraße 6 (0179/E129).

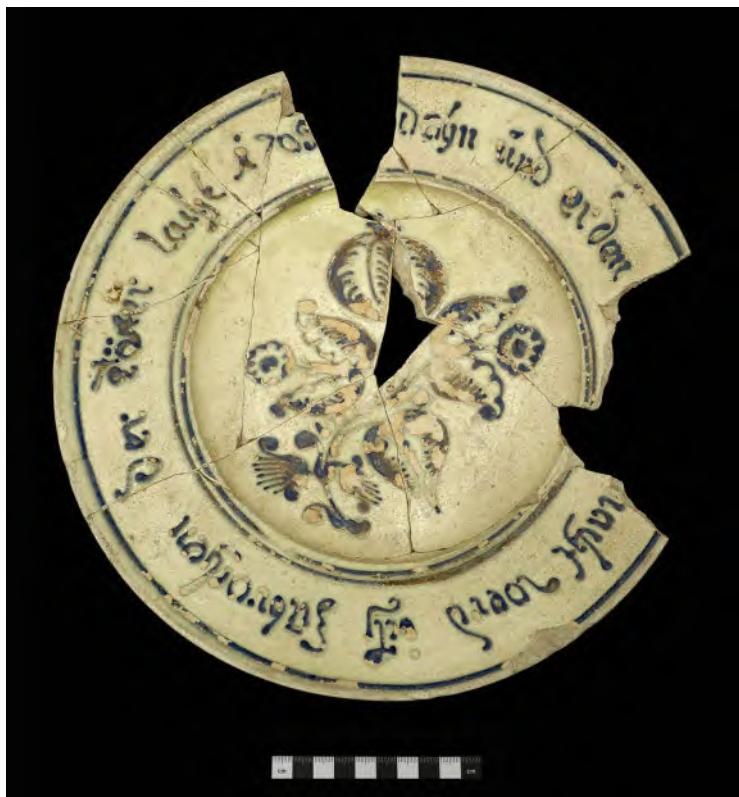


Abb. 12 Lübeck. Königstraße 49-57 (HL 90).

Hamburg – Neue Aspekte zur Baulandgewinnung auf den altstädtischen Werdern im 13. Jahrhundert

von Elke Först, Hamburg

Einleitung

In der Zeit der dänischen Herrschaft über Hamburg von 1202 bis 1227 begann die Kolonisierung der in der Flussmarsch der Elbe gelegenen Werder Reichenstraßeninsel, Cremon und Grimm unterhalb des altstädtischen Geestsporns mit der namengebenden Keimzelle Hammaburg auf dem heutigen Domplatz. Bereits im 10. Jahrhundert bestand unterhalb des Geestsporns auf den Uferwällen beiderseits des Bäckerstraßen-/Reichenstraßenfleets parallel zum Verlauf des heutigen Straßenzuges Neß, Große und Kleine Reichenstraße ein Ufermarkt mit einer Bebauung aus kleinen Flechtwand- und Blockhäusern an breiten, befestigten Uferstreifen, an denen Schiffe anlegen und Handelsgüter aus-, ein- und umgeladen werden konnten.

Bereits zu diesem Zweck waren um 900 die Uferwälle mit Bodenmaterial künstlich aufgehöht worden. Danach folgten weitere Aufträge. In allen archäologischen Aufschlüssen beiderseits des Bäckerstraßen-/Reichenstraßenfleets, die in den Nachkriegsjahren von Reinhard Schindler und Heino-Gerd Steffens durchgeführt worden waren, sind im Ufermarktbereich drei Auftragspakete in einer Mächtigkeit von durchschnittlich 1,80-2,00 m dokumentiert, die in der stratigrafischen Abfolge dem Früh-, Hoch- und Spätmittelalter angehören (Först 2014, 117ff.. Schindler 1957, 36ff.). Auf diesen setzte dann die erste städtische Bebauung im 13. Jahrhundert ein.

In den Jahren von 1988-1992, 2010, 2013/14, 2017 und zuletzt 2019/20 konnten ausgelöst durch Neubauvorhaben weitere Ausgrabungen auf der Reichenstraßeninsel, auf den Werdern Cremon und Grimm durchgeführt werden, die ein komplexes und differenzierteres Bild des Kolonisierungsprozesses und damit der Baulandgewinnung abseits des Ufermarktbereiches unter Einbeziehung der Neubewertung von Baubefunden

in der Altgrabung Große Reichenstraße erkennen lassen (Först 2017, 153f.). Ausgangspunkt hierfür war die Entdeckung von durch Abzugsgräben getrennten, kastenförmigen Bohlenwandkonstruktionen in den Nord-Süd-Fluchten des bis zur Kriegszerstörung 1943 existenten historischen Parzellengefüges während der 1988/90 durchgeföhrten Ausgrabung an der Großen Reichenstraße auf dem heutigen Grundstück Domstraße 17-19 (**Abb. 1**) (Lüth 1989, 37ff. mit Abb. 3 und 5). Charakteristisch für die altstädtischen Werder waren mit Ausnahme der Uferzonen aneinander gereihte schmale, tiefe Grundstücke, die rückwärts an schiffbaren Fleeten endeten. Ihre Bebauungsstruktur bestand in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus einem giebelständigen Dielenhaus und einem Speicher am Fleet, später ergänzt durch Seitenflügel zwischen Dielenhaus und Speicher.

Mit ihrer Entdeckung wurden die Bohlenwände in die Anfangsphase der um 1200 beginnenden Baulandgewinnung gesetzt mit der Schlussfolgerung, dass das historische, in den Stadtplänen ab 1589 sich widerspiegelnde Parzellengefüge in dieser Zeit in einem Zug entstand (Busch 1997, 173ff.). Vergleichbare Bohlenwandkonstruktionen mit Abzugsgräben fanden sich 2010 und 2013/14 auch in den Ausgrabungen auf den Werdern Cremon und Grimm (Först 2016, 151ff.). Die Auswertung der bis dato vorliegenden Dendrodaten von Bauholzern aus Eiche aus den Ausgrabungen auf dem Grimm und der Reichenstraßeninsel von 1988/89 zeigen aber deutlich auf, dass die Baulandgewinnung nach den jüngsten Fälldaten mittels kastenförmiger Bohlenwandkonstruktionen auf dem Grimm um 1286 (+12/-0) und auf der Reichenstraßeninsel um/nach 1272 erfolgte. Hinzu kommen nun weitere Fälldaten von Bohlenwandholzern aus der 2019/20 durchgeföhrten Ausgrabung am Hopfensack auf dem Ostzipfel der Reichenstraßen-



Abb. 1 Hamburg-Altstadt, Grabung Große Reichenstraße. Blick nach Osten auf die östlichen und westlichen, durch einen Abzugsgraben mit hölzerner Abwasserleitung getrennten Bohlenwandseiten von zwei Parzellen (Fotoarchiv Bodendenkmalpflege, Archäologisches Museum Hamburg).

insel, die im Abgleich mit den „bohlenwandfreien“ Ausgrabungen der Jahre 1990-1992 an der Kleinen Reichenstraße auf der Reichenstraßeinsel und 2017 Bei den Mühren (Suchowa 2021, 138ff.) auf dem Cremon neue

Aspekte im Kolonisationsprozess und damit der Bau- landgewinnung erkennen lassen, die im Folgenden auf dem bis dato vorliegenden Kenntnisstand zusammengefasst dargestellt werden sollen.



Abb. 2 Hamburg-Altstadt, Grabung Willy-Brandt-Straße. Blick nach Norden auf die Reisiglage der dritten Kolonisierungsphase auf der Altparzelle Hopfensack 13 (Fotoarchiv Bodendenkmalpflege, Archäologisches Museum Hamburg).

Der Kolonisierungsprozess

Der Kolonisierungsprozess auf den Werdern Reichenstraßeinsel, Cremon und Grimm ist gekennzeichnet durch eine Baulandgewinnung mittels Bodenaufträgen, die sich anhand von Reisiglagen und Lauf-/Nutzungshorizonten in mehrere Phasen gliedern lassen. Entgegen der bisherigen Darstellung zeichnet sich ab, dass die Baulandgewinnung bezogen auf die Tiefe der historischen Parzellen nicht immer in einem Zug sowie zeitgleich erfolgte. So lässt sich für die Ausgrabung am Hopfensack nachweisen, dass sich der Baulandgewinnungsprozess ab der fünften Kolonisierungsphase mit einer zeitlichen Verzögerung auf einer der beiden späteren Altparzellen vollzog. Darüber hinaus machen die hier erfassten Rückfronten der kastenförmigen Bohlenwandkonstruktionen deutlich, dass diese nicht in der gesamten Länge der historischen Parzellentiefe errichtet wurden, sondern lediglich in Tiefe der straßenseitigen Kernbebauung.

Der auf dem Ostzipfel gelegene Hopfensack lag vor der hochmittelalterlichen Stadtbefestigung, dem sogenannten Heidenwall, und war durch das Hopfensackfleet vom Kernbereich der Reichenstraßeinsel an der Großen und Kleinen Reichenstraße getrennt. Das Hopfensackfleet selbst nahm die Flucht des im östlichen Graben des Heidenwalls verlaufenden, holz- bzw. steingefassten Abzugsgrabens, eines sogenannten Hasenmoores, auf, das zugleich die Kirchspielsgrenze zwischen den Kirchspielen St. Petri und St. Jacobi markierte. Obgleich vor der Stadt liegend wurde der Hopfensack nach den Grabungsergebnissen zeitgleich mit den übrigen Arealen an der Großen und Kleinen Reichenstraße in der Grundstückstiefe nach dem gleichen Grundmuster kolonisiert.

In den Grabungsprofilen der Altparzellen Hopfensack 11 und 13 sind insgesamt sechs Kolonisierungsphasen durch Bodenaufträge dokumentiert. Zu Beginn

der Kolonisierung war, wie auch in allen anderen Ausgrabungen in der Stadtmarsch beobachtet, die hier knapp 20 cm u. NHN angetroffene, mit Birken und Erle bestandene Marschoberfläche gerodet worden, wobei Holzspäne und Zweige an Ort und Stelle liegen blieben. In den ersten drei Kolonisierungsphasen wurde auf den genannten Altparzellen überwiegend kleiges Bodenmaterial aufgetragen, das zur Festigung der matschigen Oberflächen zum Teil flächig mit Reisiglagen bedeckt worden war (**Abb. 2**). Auffällig war darüber hinaus, dass aus den Kleischichten nur wenige keramische Funde, aber viele Kalfatklammern geborgen werden konnten. Dies deutet darauf hin, dass der Klei von einem Uferstreifen im Stromspaltungsgebiet stammte, an dem Schiffe abgewrackt, repariert oder aber gebaut wurden. Nutzungs-spuren waren ab der zweiten Kolonisierungsphase in Form vereinzelt nachgewiesener Pfostenlöcher und Gruben fassbar, deren Funktion wegen fehlender baulicher Zusammenhänge bzw. Fundinhalte nicht zu bestimmen ist. Ab der vierten Kolonisierungsphase zeigten beide Altparzellen deutliche Unterschiede in den aufgetragenen Bodenmaterialien. Während auf der Altparzelle

Hopfensack 13 weiterhin homogener Klei für die Aufhöhung genutzt wurde, war dieser auf der benachbarten Altparzelle Hopfensack 11 stark mit organischen Resten, Holzabfällen, Zweigen, Keramikscherben, Metall-, Holz- und Lederfundens sowie Tierknochen durchsetzt, die hier als Müllbeimengungen mit entsorgt worden waren. Das geborgene keramische Fundmaterial umfasst neben Scherben der grauen Irdeware auch solche der mittelalterlichen glasierten roten Irdeware, der hochverzierten glasierten Irdeware und des oliven bzw. braunen Faststeinzeugs, die nach den Dendrodaten von Bauhölzern der zur nachfolgenden fünften Kolonisierungsphase gehörigen Bohlenwandkonstruktionen in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu datieren sind.

In der fünften Kolonisierungsphase kam es auf der Altparzelle Hopfensack 11 im Zuge eines Hochwassers zur Ablagerung einer Schwemmsandschicht. Infolge dieses Ereignisses wurden dann hier die bekannten Bohlenwände in Kastenform errichtet. Erfasst wurde auf der Altparzelle Hopfensack 11 die südliche Rückfront einer solchen Kastenkonstruktion aus versetzt



Abb. 3 Hamburg-Alstadt, Grabung Willy-Brandt-Straße. Blick nach Südwesten auf die Rückfront der kastenförmigen Bohlenwandkonstruktion der fünften Kolonisierungsphase auf der Altparzelle Hopfensack 11 (Fotoarchiv Bodendenkmalpflege, Archäologisches Museum Hamburg).

zueinander stehenden Pfosten/Pfählen mit Zwischenwänden aus horizontal und vertikal gesetzten Bohlen, die quasi zugleich als Spundwand (Vorsetzen) fungierte (**Abb. 3**). An diese schlossen sich rechtwinklig die Reste der leicht diagonal nach Nordosten ziehenden östlichen Seitenwand an. Die dazugehörige westliche Seitenwand konnte nicht erfasst werden. Vermutlich lag sie im Verlauf der hier tief gegründeten, im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts errichteten Brandmauer zweier Dielenhäuser zwischen den Altparzellen Hopfensack 11 und 13 und war beim Bau derselben ausgeräumt worden. Östlich der südlichen Rückfront fanden sich in ihrer Flucht zwei weitere Pfosten/Pfähle mit Resten einer Flechtwerkwand, die als letzte Reste einer östlich angrenzenden kastenförmigen Bohlenwandkonstruktion interpretiert werden können. Die Zeitspanne der vorliegenden Fälldaten von dendrodatierten Bohlen und Pfosten/Pfählen aus Eiche reicht von 1137, 1191, um/nach 1212, 1222, 1235, 1237, zweimal 1238, um/nach 1238, 1242, um/nach 1243 bis um/nach 1256. Nach dem jüngsten Fälldatum wurden die Bohlenwände unter der Wiederverwendung von Althölzern nach Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet. Parallel zur Bohleninnenwand der südlichen Rückfront verlief eine hölzerne Drainagerinne, die an eine kastenförmige Konstruktion aus Eichenbrettern anschloss und auf die eine zweite, von Norden kommende hölzerne Drainagerinne zuführte (**Abb. 4**). In diesem Kasten sammelte sich das Stauwasser. Nach den Fälldaten von dendrodatierten Bauhölzern wurde dieses Drainagesystem zeitgleich mit den Bohlenwänden angelegt.

Auf der Altparzelle Hopfensack 13 ließen sich ebenso die Überreste einer kastenförmigen Bohlenwandkonstruktion nachweisen (**Abb. 5**). Auch hier konnten Teilabschnitte der südlichen Rückfront und der Seitenwände erfasst werden. Die Dendrodatierung von verbauten Pfosten und Bohlen aus Eiche lieferte die Fälldaten 1185, 1192, 1193±10, zweimal 1206, 1207 und um/nach 1234. Damit zeichnet sich ab, dass die Bohlenwandkonstruktion auf der Altparzelle Hopfensack 13 um die

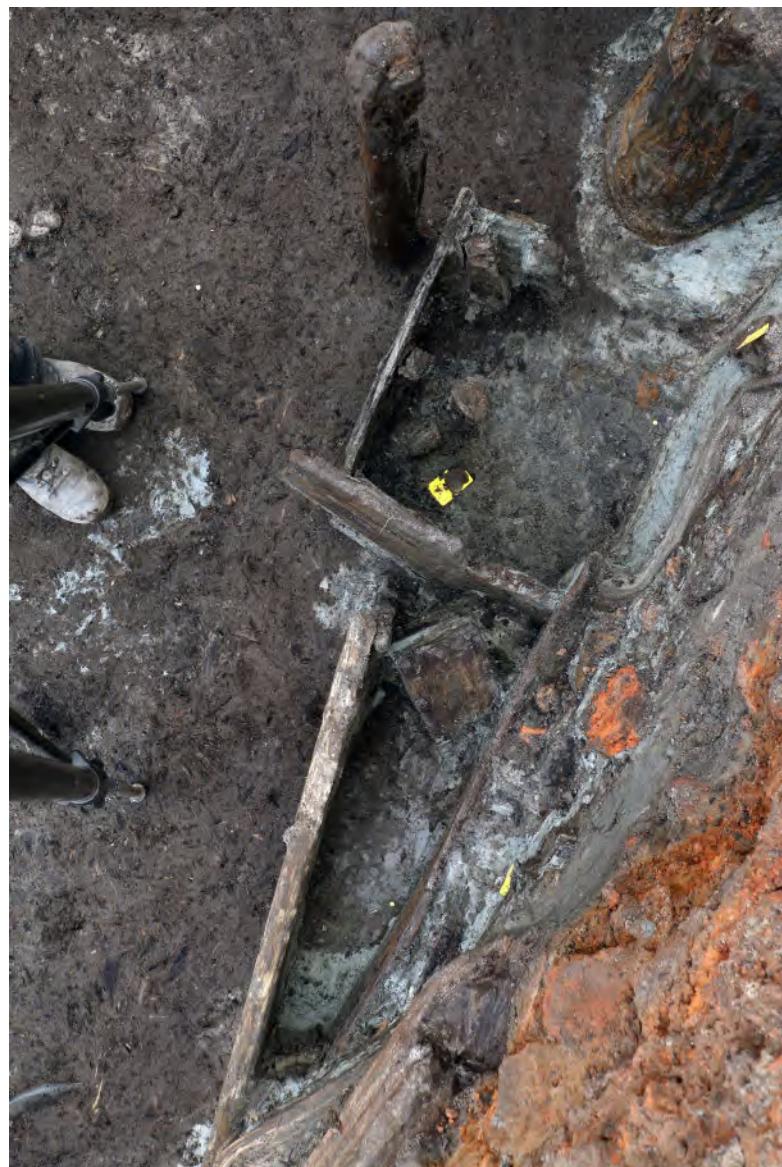


Abb. 4 Hamburg-Altstadt, Grabung Willy-Brandt-Straße. Blick nach Norden auf den hölzernen Drainagekasten mit der zulaufenden Holzrinne der fünften Kolonisationsphase auf der Altparzelle Hopfensack 11 (Fotoarchiv Bodendenkmalpflege, Archäologisches Museum Hamburg).

22 Jahre früher als auf der angrenzenden Altparzelle Hopfensack 11 errichtet worden war. Dafür spricht auch das Fehlen von Schwemmsandsedimenten des auf der benachbarten Altparzelle Hopfensack 11 nachgewiesenen Hochwassers. Auf einen früheren Baubeginn weisen zudem die um knapp 1 m nach Norden versetzte Flucht der südlichen Bohlenwand sowie die bereits für die vierte Kolonisationsphase nachweisbare Verschiedenartigkeit der Bodenaufträge hin. Davon ausgehend deutet



Abb. 5 Hamburg-Alstadt, Grabung Willy-Brandt-Straße. Blick nach Südwesten auf die östliche Seitenwand der kastenförmigen Bohlenwandkonstruktion der fünften Kolonisationsphase auf der Altparzelle Hopfensack 13 (Fotoarchiv Bodendenkmalpflege, Archäologisches Museum Hamburg).

sich an, dass in dieser Zeit die Errichtung der kastenförmigen Bohlenwandkonstruktionen in Eigenregie durch die späteren Siedler/Grundstückseigentümer erfolgte. Archäologische Belege für ältere Parzellierungen, wie zum Beispiel durch Nord-Süd verlaufende Gräben, fanden sich in den ersten vier Kolonisationsphasen aber nicht.

Zum sekundär umgelagerten, vermutlich vom Geestsporn stammenden Fundmaterial aus den Bodenaufträgen der fünften Kolonisationsphase auf der Altparzelle Hopfensack 11 zählen neben den bereits in der vierten Phase vertretenen Keramikwarenarten auch Ausrüstungssteile bewaffneter Reiter wie zwei Prierstangen von Schwertern und ein Eisensporn mit pyramidenförmigem Stachel sowie Bruchstücke von einfach und zweifarbig glasierten rottonigen Bodenfliesen.

Aus den unmittelbar folgenden Bodenaufträgen der sechsten Kolonisationsphase konnten weitere Bruchstücke von Bodenfliesen gleicher Machart ge-

borgen werden, wobei die zweifarbig glasierten Fliesen Dekorelemente in Form von Spitz- und Halbbögen, Kreisaugen sowie Lilien erkennen lassen. Zu den bereits bekannten keramischen Warenarten treten erstmals Scherben von zwei Krügen aus Siegburger Steinzeug hinzu.

Über der sechsten Kolonisationsphase wurden dann die ersten Häuser in Holzbauweise errichtet. Von diesen hatten sich durch die tiefgreifenden Fundamente der nachfolgenden Steinbebauung nur wenige Baubefunde erhalten. Auf der Altparzelle Hopfensack 13 konnten Schwellbalkenreste des südlichen Rückgiebels und der westlichen Seitenwand eines Schwellbohlenbaus erfasst werden, die die Fluchten der südlichen Rückfront und der östlichen Seitenwand der Holzkastenkonstruktion aus der fünften Kolonisationsphase aufnahmen, das heißt die Errichtung des ersten Hauses vollzog sich innerhalb der von den Bohlenwänden eingefassten Baugrundfläche. Dies gilt auch eingeschränkt für die Altparzelle Hopfensack 11. Hier ließen sich die Überreste eines



Abb. 6 Hamburg-Altstadt, Grabung Willy-Brandt-Straße. Blick nach Osten auf die ziegelgepflasterte Herdstelle des Schwellenbohlenbaus des ersten Bauhorizontes auf der Altparzelle Hopfensack 13 (Fotoarchiv Bodendenkmalpflege, Archäologisches Museum Hamburg).

traufständigen Hauses in Schwellen-Ständerbauweise fassen, das in der Länge zwei Holzkastenkonstruktionen überspannte. Die südliche Außenwand konnte durch eine Auflagerpfahlreihe im Abstand von knapp 5 m nördlich der südlichen Rückfronten der beiden kastenförmigen Bohlenwandkonstruktionen erfasst werden. Hinzu kam die Baugrube einer Trennwand in der Flucht der östlichen bzw. westlichen Bohlenwandseite. Für beide Häuser sind zwei Bauphasen durch Lehmfußbodenpakete und ebenerdige ziegelgepflasterte Herdstellen zu belegen (Abb. 6).

Die mittels Dendrodatierung für den Schwellenbau auf der Altparzelle Hopfensack 13 gewonnenen zwei Fälldaten von 1217 und um/nach 1220 zeigen im Abgleich mit den vorliegenden Fälldaten der darunter liegenden Bohlenwände die Problematik in der Datierung durch die geradezu regelhafte Wiederverwendung von Altbauholzern sowohl in den Kolonisierungsphasen als auch in den nachfolgenden Bauhorizonten deutlich auf. Es zeigt sich hier wie an anderenorts, dass erst durch

die Sequenz einer hohen Fälldatenmenge die Ergebnisse einer Dendrodatierung in ihrer Aussage letztendlich belastbar sind.

Die Dendrodatierung von vier eichenen Auflagerpfählen des Schwellen-Ständerbaus auf der Altparzelle Hopfensack 11 lieferte hingegen die Fälldaten um/nach 1182, 1266, 1273+/-10 und 1285. Damit deutet sich an, dass seine Errichtung, wie bei den kastenförmigen Bohlenwandkonstruktionen aus der fünften Kolonisierungsphase, deutlich später als auf der Altparzelle Hopfensack 13 um 1285 erfolgte.

Im nachfolgenden zweiten Bauhorizont wurden auf beiden Altparzellen zeitgleich unterkellerte Dielenhäuser mit Brandmauern im gotischen Verband errichtet. Die in der Grabungsfläche erfassten beiden Brandmauern zwischen den Altparzellen Hopfensack 13 und 15 sowie Hopfensack 11 und 13 lagen in den leicht diagonal von Norden nach Süden verlaufenden Fluchten der jeweils erfassten Seitenwände der Bohlenwandkästen.

Auffällig ist, dass in Höhe der Schnittpunkte mit ihren südlichen Rückfronten ein Bruch in der Gründungstiefe und Fundamentierung der Brandmauern zu verzeichnen war. Dieser Wechsel war im Mauerverlauf durch vorgesetzte Feldsteine markiert. Nach Süden war die westliche Brandmauer der Altparzelle Hopfensack 13 auf einer Ziegelbruchstickung gegründet, wobei die unterste Ziegellage etwa 60 cm höher lag als in ihrem nördlichen Verlauf. Die unterste Ziegellage der Brandmauer zwischen den Dielenhäusern der Altparzellen Hopfensack 11 und 13 lag im Gegensatz zur erstgenannten, die direkt auf den kompakten Kleinaufträgen der vorausgegangenen Kolonisationsphasen gegründet worden war, auf einer bis zu 1 m mächtigen Fundamentbettung aus längsliegenden Rundhölzern, die von einer Ziegelbruchstickung und einem Sandpaket überlagert wurden. Zurückführen lässt sich diese starke Fundamentierung auf die Lage zwischen den Seitenwänden zweier Holzkastenkonstruktionen. Der Wechsel in der Fundamentierung und in der Höhe der untersten Ziegellage war auch hier am Schnittpunkt mit der weiter im Süden liegenden Rückfront der Bohlenwandkonstruktion zu beobachten. Der vorgesetzte Feldstein an der Innenwand des Dielenhauses auf der Altparzelle Hopfensack 13 kennzeichnete zugleich die nahezu West-Ost verlaufende Flucht einer tief ausgehobenen und mit Sand verfüllten Baugrube als Gründung für eine Warmluftheizung in der Südostecke des Kellers, die zeitgleich im Verbund mit der Brandmauer aufgemauert und an die Innenwand des nicht erhaltenen, später ausgebrochenen Rückgiebels gesetzt worden war. In der Tiefe zog das Dielenhaus auf der Altparzelle Hopfensack 11 über die Rückfront der Holzkästen weiter nach Süden. Auch hier war der Rückgiebel auf einer 80 cm mächtigen Ziegelbruchstickung tief gegründet. In der Tendenz zeichnet sich somit ab, dass die Fundamente außerhalb der Holzkastenkonstruktionen mit ihren verfestigten Baugründen auf starken Ziegelbruchstickungen tief gegründet worden waren. Nach dem Fälldatum 1317 ± 10 einer parallel zum Rückgiebel in der Baugrube verlaufenden hölzernen Abwasserleitung wurden die Dielenhäuser im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts errichtet.

Die 1988/90 erfassten Bohlenwände der um/nach 1272 errichteten Holzkastenkonstruktionen zwischen zwei historischen Altparzellen an der Großen Reichenstraße wurden weit abseits der Kernbebauung im Hinterhofbereich angeschnitten und dokumentiert. Im straßenseitig gelegenen Kernbereich der Altbebauung fanden sich auf der östlich angrenzenden Altparzelle die Überreste eines frühen Steinbaus in Form

eines Steinwerks mit den Außenmaßen 8,20 m x 5,50 m, das in der Breite der Altparzelle und damit in der rekonstruierten Länge und Breite einer kastenförmigen Bohlenwandkonstruktion nach dem historischen Parzellengefüge um die Mitte des 17. Jahrhunderts von einem Dielenhaus überbaut worden war (**Abb. 7**). Die südliche Außenwand des Steinwerks verlief nahezu parallel zur Rückgiebelinnenwand des Dielenhauses. Das Ziegelmauerwerk im gotischen Verband war auf einem zweilagigen Feldsteinfundament gegründet, das wiederum auf längsliegenden Hölzern mit untergelegten Querhölzern ruhte. Die Dendrodatierung von zwei Querhölzern lieferte lediglich zwei Fälldaten von um/nach 1166 und um/nach 1202. Diese stehen scheinbar im Widerspruch zur Datierung der Bohlenwände, deren Errichtung nach dem jüngsten der vorliegenden Fälldaten um/nach 1272 erfolgte. Bei beiden Dendrodaten bleibt aber die Möglichkeit offen, dass es sich bei diesen um Althölzer gehandelt hat, die man für die Gründung wiederverwendete. In der Konsequenz würde dies bedeuten, dass die Errichtung des Steinwerks deutlich später, im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts erfolgt sein muss.

Das Steinwerk lag knapp 13 m zurückversetzt vom Vordergiebel des Dielenhauses an der Großen Reichenstraße. Davon ausgehend kann ein zugehöriges straßenseitig auf der Altparzelle stehendes Holzgebäude in Fachwerkbauweise vorausgesetzt werden, von dem sich aber keine Spuren erhalten hatten bzw. fassen ließen.

In der Flucht der Altparzellengrenzen sind auch auf dem Werder Cremon im Quartier zwischen Katharinenstraße und Katharinenvleet von der Straße bis zum Fleet reichende Bohlenseitenwände nachgewiesen, die in der Parzellentiefe offenbar durchgängig in einem Zug errichtet worden waren (Först 2017, 151ff. mit Abb. 6; 165f. mit Abb. 23). Von den für die Dendrodatierung bestimmten Proben von vier eichenen Pfosten/Pfählen konnten aufgrund zu weniger Jahresringen keine Fälldaten gewonnen werden. Das aus den Bodenaufträgen und den Abzugsgräben zwischen den Bohlenwänden zweier Holzkastenkonstruktionen geborgene keramische Fundmaterial ist in die zweite Hälfte des 13. und in das 14. Jahrhundert zu datieren. Anders verhält es sich auf den Altparzellen südlich des Katharinenvleets bis zur Straße Bei den Mühren, wo vergleichbare Befunde von Bohlenwänden in der 2017 durchgeföhrten Ausgrabung im Bereich der bis zur Kriegszerstörung 1943 am Katharinenvleet stehenden Speicher nicht erfasst werden konnten.



Abb. 7 Hamburg-Altstadt, Grabung Große Reichenstraße. Blick nach Norden auf die Mauern des Steinwerks mit Feldsteinfundamenten, im Vordergrund der Rückgiebel des neuzeitlichen Dielenhauses mit der Nord-Süd verlaufenden Gründungspfahlreihe einer Innenmauer (Fotoarchiv Bodendenkmalpflege, Archäologisches Museum Hamburg).

Abseits der straßenseitigen Vorderhausbebauung lassen sich hier vor der Erstbebauung sieben Kolonisierungsphasen durch Bodenaufträge belegen (Suchowa 2021, 138ff.). Bei diesen handelte es sich überwiegend um Kleiaufträge, die sich durch eingetiefte Gräben und Gruben in sieben Phasen gliedern lassen. Die von Nordost nach Südwest anscheinend parallel

zueinander verlaufenden, mit 2 m und 2,90 m außerordentlich breiten, 30 cm und 10 cm tiefen Gräben der ersten Geländeerhöhung und der annähernd Nordnordost-Südsüdwest verlaufende, 1,30 m breite und 40 cm tiefe Entwässerungsgraben der zweiten Geländeerhöhung lagen nicht in den Fluchten der historisch überlieferten, konstant vom 16. Jahrhundert bis 1943 be-

stehenden Parzellengrenzen. Erst für die dritte Phase der Geländeerhöhung ist ein Nord-Süd verlaufender Graben zwischen zwei historischen Parzellen zu belegen, der als Grenzgraben interpretiert werden kann. Das archäologische Fundmaterial aus den Verfüllungen der Gräben und den Auftragsschichten der zweiten und dritten Geländeerhöhung umfasst sowohl Scherben von grauer Irdeware als auch mittelalterliche glasierte rote Irdeware, hochverzierte glasierte Irdeware aus Flandern, Faststeinzeug, graues Steinzeug und Siegburger Steinzeug, die in der Zusammensetzung eine Datierung der Auftragsfrage in das ausgehende 13./14. Jahrhundert ermöglichen. Der Fund einer spitzovalen Messingbeschlagplatte vom Griffende eines Nierendolches, die beidseitig der mittigen Niedurchlochung schildförmig eingefasst und

eingebettet in schwarzes Email ein lilienförmiges Motiv mit zwei Punkten beidseitig der Blüte zeigt, deutet auf eine Zeitstellung der zweiten Geländeerhöhung in das späte 14. Jahrhundert hin (Suchowa 2021, 158 Abb. 7). Der Beginn der ersten Geländeerhöhung mit fehlenden Funden aus den Auftragsschichten lässt sich nach den Funden von Hohlziegeln vom Typ Mönch und Nonne sowie Ziegelbruch aus der Verfüllung eines Grabens nur allgemein in das 13./14. Jahrhundert datieren. Aufgrund des Datierungsansatzes der zweiten Geländeerhöhung in das späte 14. Jahrhundert und des sich in den anderen Ausgrabungen abzeichnenden Kolonisierungsprozesses von zeitlich unmittelbar aufeinander folgenden Auftragsphasen ist es wahrscheinlich, dass die erste Geländeerhöhung im Hinterhofbereich der späteren



Abb. 8 Hamburg-Altstadt, Grabung Kleine Reichenstraße. Im Profil erfasster Nord-Süd verlaufender Entwässerungsgraben der ersten Kolonisierungsphase (Fotoarchiv Bodendenkmalpflege, Archäologisches Museum Hamburg).

Parzellen an der Straße Bei den Mühren frühestens am Ende des 13./Anfang des 14. Jahrhunderts erfolgte. Erste Spuren eines Speicherbaus in Form einer Feldsteinlage als letzter Rest eines Fundaments sind erst für die Phase der sechsten Geländeerhöhung nachgewiesen, die in das 16. Jahrhundert zu datieren ist. In der nachfolgenden siebten Phase der Geländeerhöhung kam es dann am Katharinenfleet zum Neubau von Speichern, die nach den vorliegenden Fälldaten von Gründungspfählen im Verlauf des Rückgiebels und den Spickpfählen von Punktfundamenten von Stützpfeilern in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts errichtet wurden.

Eine vergleichbare Entwicklung lässt sich auch für die 1989/90 auf Hintergrundstücken von zwei Altparzellen durchgeführte Ausgrabung an der Kleinen Reichenstraße mit ihren vier Kolonisierungsphasen aufzeigen (Först 2017, 155ff.). Hier ließen sich ebenfalls keine Befunde kastenförmiger Bohlenwandkonstruktionen nachweisen, wohl aber ein Nord-Süd und zwei Ost-West verlaufende Entwässerungsgräben, die in die Aufträge der ersten Kolonisierungsphase eingetieft waren (**Abb. 8**). Danach folgten, getrennt durch Reisiglagen und Laufhorizonte, die drei weiteren Kolonisierungsphasen mit verschiedenartigen Auftragspaketen. Eingetieft in die Aufträge der zweiten und vierten Kolonisierungsphase waren zwei Nord-Süd verlaufende

hölzerne Drainagerinnen, die zum Gröningerstraßenfleet hin entwässerten. Die Drainagerinne der zweiten Kolonisierungsphase bestand aus V-förmig gesetzten Bohlen, die mit Querhölzern abgedeckt waren. Die Dendrodatierung hierzu verwendeter Bauhölzer lieferte dreimal das Fälldatum 1213. In der vierten Kolonisierungsphase waren hingegen halbrund ausgehöhlte Baumstammhälfte auf Stoß gesetzt worden. Spuren einer ersten Bebauung fanden sich in einer Höhe ab 2,00 m ü. NHN. Erfasst wurden die Überreste eines nach der Befunderhaltung einräumigen Gebäudes von 6,20 m x 5,50 m, dessen 30 cm starke Außenmauern aus Klosterformatziegeln im Wechsel von einem Läufer mit einem bzw. zwei Bindern sowie mit in unregelmäßigen Abständen vermauerten Findlingen nur noch maximal ein- bzw. vierlagig erhalten waren. Im Innenraum war der Fußboden aus glasierten quadratischen Bodenfliesen in den Farben Gelb und Grün sowie aus Klosterformatziegeln, gestört durch die Baugrube einer nach 1613 eingegrabenen hölzernen Abwasserleitung, in einer Höhe bei durchschnittlich 2,60 m ü. NHN nahezu flächig erhalten. Darüber hinaus verfügte der Raum über eine ziegelpflasterte, ebenerdige Herdstelle in der Südwestecke, die wie der Bodenbelag auf ein Gebäude mit Wohnnutzung am späteren Standort eines Speichers am Gröningerstraßenfleet hinweist.

Fazit

Im Ergebnis bleibt festzuhalten, dass das in historische Stadtplänen in der Stadtmarsch sich widerspiegelnde Parzellengefüge aus schmalen, tiefen Grundstücken im Zeitraum um die Mitte bis Ende des 13. Jahrhunderts entstand. Die strukturelle Basis bildeten aus Bohlenwänden bestehende, langrechteckige Holzkästen, die zum Teil in Überlänge wie anhand der Befunderhaltung auf der Cremoninsel ablesbar den historischen Parzellentiefen in Gänze folgen und offenbar in einem Zug errichtet worden waren. Ein vergleichbares Bild lässt sich für die Ausgrabung an der Großen Reichenstraße auf dem heutigen Grundstück Domstraße 17-19 auf der Reichenstraßeinsel zeichnen. Anders verhält es sich auf dem Ostzipfel der Insel am Hopfensack. Hier enden die Rückfronten der auf zwei Grundstücken erfassten Holzkästen nahezu in der Mitte der überlieferten historischen Parzellentiefen. Nach den vorliegenden Fälldaten und des Versprungs in der Flucht der rückseitigen Bohlenwände erfolgte hier die Errichtung der kastenförmigen Bohlenwandkonstruktionen nicht zeitgleich,

sondern im Abstand von um die 22 Jahren. Davon ausgehend und gestützt durch die Verschiedenartigkeit der Bodenaufträge ab der vierten Kolonisierungsphase und innerhalb der Holzkästen deutet sich an, dass diese Maßnahmen einhergehen mit der Vergabe an die späteren Grundstückseigentümer, die die von da an folgenden Bodenaufträge und die Errichtung der Bohlenwandkonstruktionen offenbar in Eigenregie durchführten. Über den Holzkästen wurden dann die ersten Häuser in Holzbauweise errichtet, die man im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts durch zeitgleich erbaute Dielenhäuser mit Brandmauern ersetzte.

Bei den auf Hintergrundstücken durchgeführten Ausgrabungen an der Kleinen Reichenstraße auf der Reichenstraßeinsel und Bei den Mühren auf der Cremoninsel ließen sich keine Bohlenwandkonstruktionen nachweisen, wohl aber annähernd Nord-Süd sowie Ost-West verlaufende Entwässerungsgräben, die in die Bodenaufträge der verschiedenen Kolonierungs-

phasen eingetieft worden waren und mit einer Ausnahme nicht in den Fluchten der historischen Parzellengrenzen lagen. Nicht auszuschließen ist, dass hier vergleichbar der Situation am Hopfensack entsprechende Holzkästen

lediglich in der Parzellentiefe der späteren straßenseitig stehenden Dielenhäuser errichtet worden waren, die Hintergrundstücke aussparten und davon ausgehend in den Ausgrabungsflächen nicht erfasst werden konnten.

Literatur

BUSCH 1997: R. Busch, Stadtarchäologie in Hamburg – Eine Bilanz im Jahre 1995, in: M. Gläser (Hrsg.), Stand, Aufgaben und Perspektiven (= Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum I), Lübeck 1997, 171-180.

FÖRST 2014: E. Först, Hamburg im frühen Mittelalter, in: R.-M. Weiss / A. Klammt (Hrsg.), Mythos Hammaburg. Archäologische Entdeckungen zu den Anfängen Hamburgs. Veröffentlichung des Helms-Museums, Archäologisches Museum Hamburg, Stadtmuseum Harburg 107, Hamburg 2014, 111-112 und 115-129.

FÖRST 2016: E. Först, Die Stadtentwicklung Hamburgs im Mittelalter in der Zusammenfassung alter und neuer Ausgrabungsergebnisse, in: M. Gläser / M. Schneider (Hrsg.), Vorbefiedlung, Gründung und Entwicklung (= Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum X), Lübeck 2016, 179-193.

FÖRST 2017: E. Först, Was der Wiederaufbau übrig ließ – Archäologische Baubefunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit in der Großbaustelle des neuen Quartiers Cremon Insel, in: R.-M. Weiss (Hrsg.), Hammaburg NF 17, Hamburg 2017, 147-179.

LÜTH 1989: F. Lüth, Neue Forschungen in der Hamburger Altstadt, in: R. Busch (Hrsg.), Bodendenkmalpflege in Hamburg. Veröffentlichungen des Hamburger Museums für Archäologie und die Geschichte Harburgs/Helms-Museum 36, Neumünster 1989, 35-47.

SCHINDLER 1957: R. Schindler, Ausgrabungen in Alt Hamburg, Hamburg 1957.

SUCHOWA 2021: K.-P. Suchowa, Leben am Strom – Ausgrabung auf der Cremon-Insel, in: R.-M. Weiss (Hrsg.), Hammaburg NF 18, Hamburg 2021, 133-158.

Zwei Dendrodaten und ein Gründungsakt

von Michael Geschwinde, Braunschweig

Geschichtswissenschaft und Archäologie sind zwei Disziplinen, die sich der Erforschung der Vergangenheit der Menschen widmen. Aufgrund ihrer völlig andersartigen Quellen und ihrer voneinander unabhängigen Methoden haben sie aber weniger miteinander zu tun, als oft angenommen wird. Es gibt jedoch unzählige Schnittstellen, die angesichts der skizzierten Ausgangslage mit entsprechender Vorsicht behandelt werden müssen.

Zwischen dem 8. Juni und dem 16. September 2009 führte die Bezirksarchäologie Braunschweig unter der Leitung von Dirk Rieger eine bauvorbereitende Ausgrabung (BS 09:01) im Bereich Ritterstraße 9–11 (**Abb. 1**) in der „Alten Wiek“ durch, einem der fünf Weichbilder, aus dem die mittelalterliche Großstadt Braunschweig bestand (Rieger 2012). Im Zentrum der Untersuchung stand die Frage nach der Erstbebauung im 11. Jh., nicht zuletzt, weil in der Alten Wiek als dem am wenigsten im 2. Weltkrieg zerstörten Weichbild bisher kaum archäologische Untersuchungen durchgeführt wurden. Beeinträchtigt wurde der Grabungsbefund durch die für Braunschweig typische Situation mit einem Meter Kriegsschutt über den Befunden und starkem Grundwasser ab einer Tiefe von ca. 2,5 Metern. Wegen der statischen Gefährdung der dicht anschließenden Nachbarbebauung war nur temporäres und flächig

beschränktes Abpumpen von Grundwasser möglich, so dass in den tieferen Bereichen keine regulären Befunddokumentationen erfolgen konnten.

In Grabungsfläche 6 musste zunächst ein großer Backsteinkeller Befund 57/58 abgebaut und davon ausgehend unter Baggereinsatz ein Planum in Höhe der erstmals auftretenden alten Oberfläche angelegt werden.

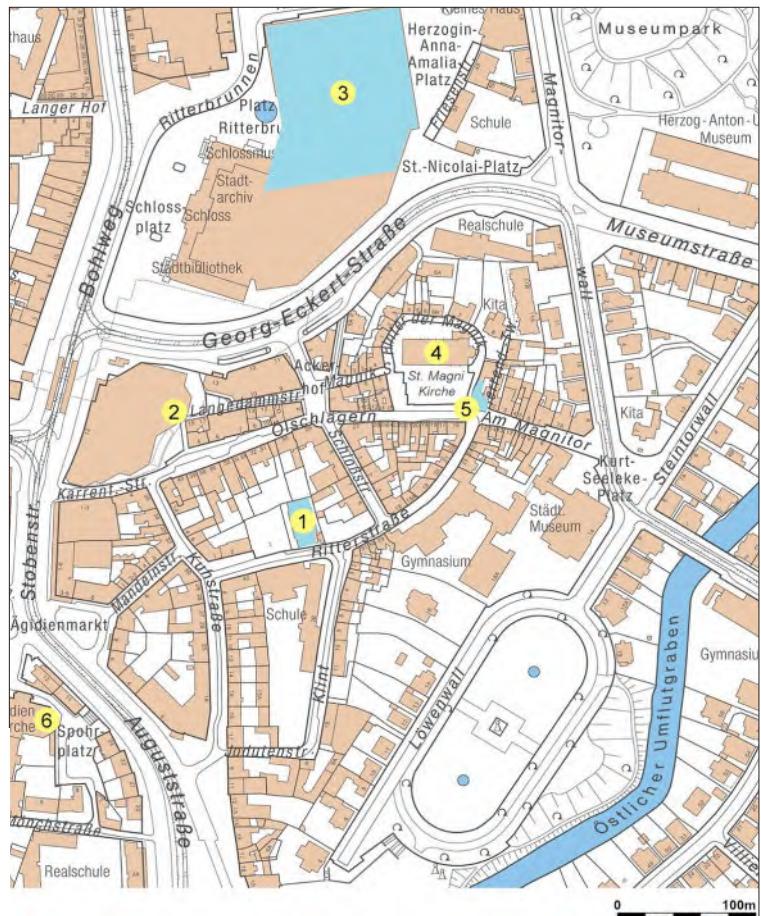


Abb. 1 Die Alte Wiek in Braunschweig mit den im Text behandelten Ausgrabungen. Grafik: N. Legero-Brangs, Bezirksarchäologie Braunschweig. 1 Grabung Ritterstraße 9-11 (2009), 2 Horten-Grabung (1972), 3 Schloßpark-Grabung (2004), 4 St. Magnikirche geweiht 1031; Grabung Am Magnitor 1 (1992); Kloster St. Ägidien gestiftet 1115.

Das Ostprofil außerhalb der Kellergrube (**Abb. 2**) zeigt den ursprünglichen Schichtaufbau: Unter einer frühneuzeitlichen Gartenschicht Befund 71 lag durchgängig der meterstarke mittelalterliche Siedlungshorizont Befund 87 (Rieger 2012, 218). Vier frühneuzeitliche Kloaken (Befund 220, 225, 224, 221/226) schneiden von oben kommend Befund 87. Ein fünfter großer Befund (Befund 223/227) ist davon stratigraphisch klar getrennt und liegt komplett unter Befund 87: Die im oberen Bereich (Befund 223) nach Innen eingesackte Grube 227 ließ sich als annähernd senkrecht nach unten ziehender Schacht bis in Tiefe des einsetzenden Grundwassers verfolgen. In dieser Tiefe wurde eine ursprünglich offenbar quadratische Holzkonstruktion aus stumpf an ihren Ecken gegen senkrechte Rundhölzer gesetzten Spaltbohlen beobachtet, die sich noch mindestens 60 cm tief verfolgen ließ (Rieger 2012, 218-219). Die mit einem Bagger ausgehobene Sohle des Befundes war fundleer. Die Sohle war ausgelegt mit einer plattigen Rogensteinschicht, und auch auf der Außenseite waren die Spaltbohlen umstellt von einer mindestens dreilagigen Schicht aus Rogensteinen. Die Funktion eines weiteren, senkrecht gestellten Pfostens ließ sich nicht ermitteln. Es handelt sich um einen Kastenbrunnen, dessen Bauweise mit den verbauten Rogensteinen vergleichsweise aufwändig ist. Da die Ecken der Spaltbohlen gegen senkrechte Pfosten gesetzt sind, gehört der Brunnen zu dem von Rötting

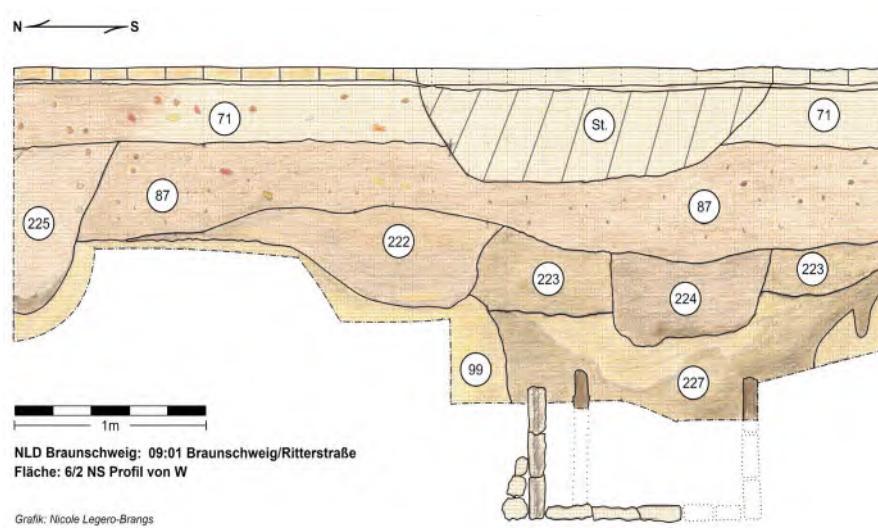


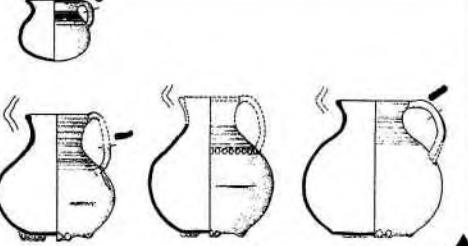
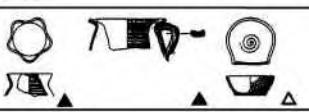
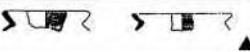
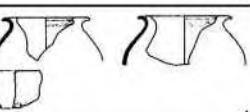
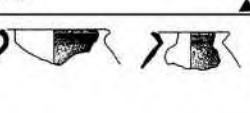
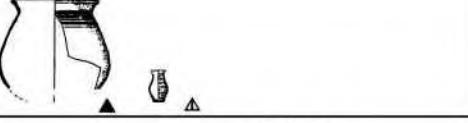
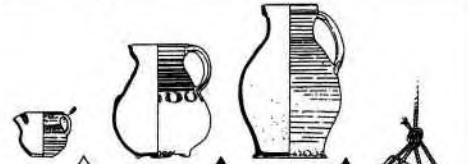
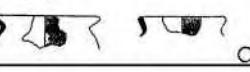
Abb. 2 Grabung Ritterstr. 9-11, Fläche 6, Ostprofil. Grafik: N. Legero-Brangs, Bezirksarchäologie Braunschweig.

herausgestellten Grundwasserbrunnen Typ Ib (Rötting 2002, 128 Abb.2), während das Rogensteinpflaster auf der Sohle zu den Merkmalen von Typ Ia zählt, dessen Ecken aber verkämmt sind. Dennoch bildet der Brunnen eine gute Parallel zu dem dendrochronologisch auf die Jahre 1064 +/- 6 (Rötting 2002 128, Abb. 2) datierten sog. „Horten-Brunnen“ (Niquet 1976, 356; Rötting 1997, 50, Abb. 21 I; 330, Abb. 12 Ia; Rieger 2007, 41-42), der das für lange Zeit früheste aus Braunschweig bekannte Dendro-Datum geliefert hatte (**Abb. 3**).

Es war möglich, aus zwei geborgenen Spaltbohlen (beide aus Eiche) des Kastenbrunnens (**Abb. 4**) Dendrodaten (Geschwinde 2011) zu gewinnen (DELAG, Dendrochronologisches Labor Göttingen; Gutachten vom 9.10.2009):

Probenbez. Labor	Jahrringe	Endjahr	geschätzte Ringe bis Waldkante	Fälljahr Baum
344R01_1	65 (10) ¹	1014	7 -6/+6	1021 ^{-6/+6}
344R02_0	41	1005	> 6	> 1011

¹ In Klammern die anteiligen Splintholz-Jahrringe.

Brunnentyp	ass. Nr. Brunnen	Datierung dc	aus Baugrube	aus Sediment bis 0,80m Brunnensohle
III	636S 4338	>1315		
	450S 280	-1271		
	636S 4344	-1247		
	636N 3620	1240±10		
	450N 444	1216±6		
	2291 20	1210		
Ib	636 4333	1176±6		
	450N 476	1110±6		
	636S 4332	1102±6		
	449 117	≥ 1073		
	449 116	≥ 1065		
Ia	Stgr. 117 St. 1/I	1064 ± 6		

Anm. ≥: um oder kurz nach (± 1 bis ± 6 Jahr)
-: ±1 Jahr

ältere Granitgrusware
 jüngere Granitgrusware
 jüngere graue Irdeware
 gelbe Irdeware
 grün-bleiglasierte Irdeware

20mm

Abb. 3 Brunnentypologie von Hartmut Rötting. Aus: Rötting 2002, 128, Abb. 2.



Abb. 3 Brunnentypologie von Hartmut Rötting. Aus: Rötting 2002, 128, Abb. 2.

Probe 344R01_1 erbringt einen Wert, aus dem sich ausgehend von den nicht mehr erhaltenen und nur geschätzten sieben Ringen bis zur Waldkante und einer Unschärfe von +/- 6 Jahren eine früheste Datierung in das Jahr 1015 ergibt, eine späteste Datierung in 1027. Bei Probe 344R01_0 lässt sich nur schätzen, dass mehr als sechs Jahre bis zur nicht mehr erhaltenen Waldkante zu dem gemessenen Alter hinzugerechnet werden müssen und der Baum nach 1011 geschlagen wurde. Unter der wahrscheinlichen Annahme, dass beide Hölzer im gleichen Jahr geschlagen wurden, ergibt sich eine Datierung des Fälljahres in den Zeitraum zwischen 1015 bis 1027, wobei nur 344R01_1 eine belastbare Datierung ergibt, die aber von dem zweiten Wert zumindest gestützt wird. Innerhalb dieses Intervalls besitzt kein Wert eine höhere Wahrscheinlichkeit als der andere, so dass auch keine Mittelwertberechnung sinnvoll ist. Ob sich damit das Jahr der Erbauung des Brunnens ermitteln lässt, bleibt zudem unsicher: Es gibt durchaus Belege dafür, dass für mittelalterliche Brunnen ältere Hölzer sekundär verwendet wurden. Bei Spaltbohlen ist das allerdings unwahrscheinlich und vermutlich wurden sie unmittelbar, nachdem sie zugerichtet wurden, verbaut. Der Bau eines Brunnens verrät nichts über dessen Zugehörigkeit zu einem bestimmbar Siedlungsgefüge: Derartige Brunnen sind in ländlichen Siedlungen ebenso zu finden wie in frühstädtischen Anlagen, in Burgen oder in Klöstern.

Ein erstes Ergebnis davon ist, dass sich eine Korrektur an der Datierung der Braunschweiger Brunnen nach der Typologie von H. Rötting ergibt, und die beiden Typen Ia und Ib als gleichzeitig anzusehen sind. Wichtiger noch sind die Dendrodaten aufgrund ihrer Nähe zur Magnikirche, deren Weihe-Notiz des Halberstädter Bischofs Branthago die älteste Erwähnung des Namens Braunschweig (*brunesguik*) für das Jahr 1031 enthält (Hänselmann 1895, 1-2). Die Urkunde (**Abb. 5**) überliefert die Übertragung von 18 Orten – darunter *brunesguik* – an den neu gebildeten Pfarrsprengel der von Branthago geweihten St. Magnikirche, die von dem Freien Hatheward und seiner Frau Atta für sich und alle die Ihnen gestiftet worden war (Last 1982, 25-26). *Brunesguik* – die heutige Alte Wiek – existierte zu diesem Zeitpunkt also bereits und war in dem Siedlungsgefüge auf der Ostseite der Oker offenbar ein bedeutender Ort, der als Standort einer Kirche ausgewählt wurde (Ehlers 2002). Hatheward und Atta schenkten ebenso wie ein Graf Liudolf der Kirche aus diesem Anlass Land. Die Weihe-Notiz hält also verschiedene Handlungen fest, die nicht unbedingt gleichzeitig gewesen sein müssen (Last 1981). Außerdem ist nicht klar, ob die neue Kirche schon fertiggestellt war oder sich noch im Rohbau befand, als Bischof Branthago ihren Altar konsekrierte (Ehlers 2002, 171). Will man das Jahr, in

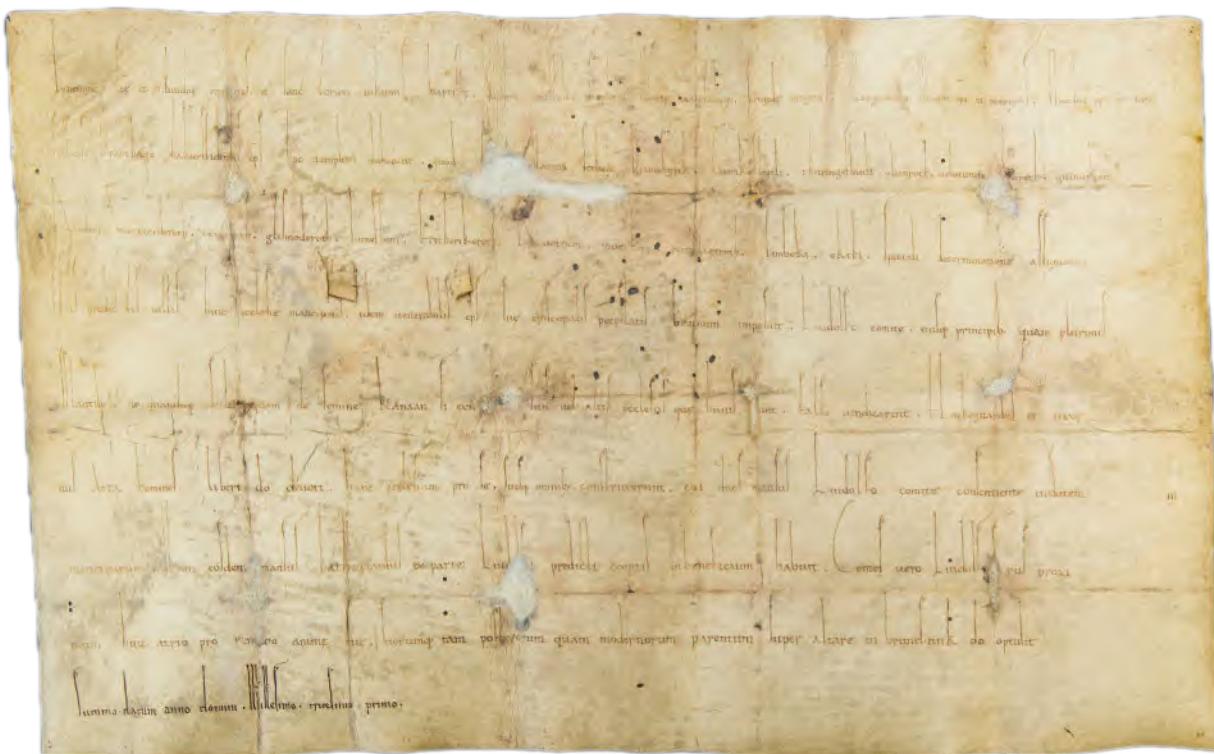


Abb. 5 Weihenotiz des Halberstädter Bischofs Branthago für St. Magni. Stadtarchiv Braunschweig A III 7: 1.

dem die Notiz ausgefertigt wurde, auf ein konkretes Ereignis beziehen, müsste man eigentlich mit einer zeitlichen Unschärfe kalkulieren, ähnlich wie bei den Dendrodatierungen. Die Ersterwähnung des Namens ergibt für den Siedlungsbeginn einen *terminus ante quem*, korrekt geschrieben also </= 1031. Naturwissenschaftliche und historische Datierung zusammen zeigen aber, dass es im 2. und beginnenden 3. Jahrzehnt des 2. Jahrtausends auf dem rechten Okerufer in einem Ort *brunesguik* bemerkenswerte Bauaktivitäten gab, die auf einen dynamischen Entwicklungsprozess hindeuten. Dass die frühesten naturwissenschaftlichen und historischen Datierungen so dicht beieinander liegen, ist ungewöhnlich und für die Braunschweiger Stadtgeschichte ein Glücksfall. Bei dem für 1031 genannten Grafen Liudolf handelte es sich um den 1038 verstorbenen Brunonen. Dessen vor 1012 verstorbener Vater Brun (Brusch 2000, 28-29) könnte dann aus archäologischer Perspektive als möglicher Namensgeber der Siedlung in Frage kommen – falls denn die Ableitung des Ortsnamens von einem Personennamen überhaupt zutrifft (Brusch 2000, 106-107; Eschebach 2007; Blume, Casimir, Ohainski 2018, 31-41).

Eine bei den archäologischen Arbeiten in der Alten Wiek wiederholt angetroffene Besonderheit ist die „Sandwich-Situation“ der Siedlungsbefunde des 11. Jh. über einer Rodungsschicht auf der Oberkante des anstehenden Bodens und unter einer flächigen Planierungsschicht des 12. Jahrhunderts. Bereits 1992 konnte H. Rötting bei einer baubegleitenden Untersuchung östlich der St. Magni-Kirche (**Abb. 1**) im anstehenden Boden humos verfüllte Arbeitsspuren von Hacke und Spaten beobachten (Rötting 1997, 337). Weiterhin stellte er einen 40 cm starken Gartenhumos-Horizont mit Keramik des 9. bis 13. Jh. fest, vorwiegend jedoch Kohlmarktkeramik des 10. und 11. Jh.

Bei seinen Untersuchungen an der Friesenstraße wies D. Rieger (2007, 65; 2012, 217-218) vor allem im Bereich eines dreischiffigen Pfostenbaus der älteren Siedlungsphase ebenfalls flächig Hackspuren im anstehenden Sandlöss nach (**Abb. 6**). Er diskutiert, ob es sich dabei (Phase 1) um Spuren einer agrarischen Vornutzung des Areals handelt oder ob sie im Zusammenhang mit der Errichtung des Gebäudes zu sehen sind. Letzteres erscheint wahrscheinlicher, da es sich offenbar



Abb. 6 Hackspuren im anstehenden Sandlöss im Bereich Friesenstraße. Foto: D. Rieger, NLD Bezirksarchäologie Braunschweig.

bei den Arbeitsspuren um den Abdruck eines einmaligen Vorganges handelt, vermutlich dem Freimachen der Fläche von Bewuchs bei Baubeginn. Stimmt die Annahme, dann sind diese Hackspuren aus der 2. Hälfte des 10. Jh. die ältesten archäologischen Belege für den Siedlungsbeginn in *brunesguik*.

Es gelang Rieger aber auch, eine auf die Aufgabe des Siedlungsgefüges Phase 2 folgende Phase 3 nachzuweisen (2007, 45), die aus einer bis zu 60 cm starken Schicht aufgebrachten grau-humosen Gartenlandes bestand. Er ging davon aus, dass der Abbruch und die Verfüllung der Grubenhäuser der Phase 2 während der 1. Hälfte des 12. Jh. erfolgte (Rieger 2007, 68). Phase 3 wiederum wurde überlagert von sandigen Planierungsschichten im Zusammenhang mit der Erbauung der Befestigung des Hagen nach 1178 (Rieger 2007, 72).

Die beschriebene stratigraphische Abfolge wiederholt sich auch bei der Ausgrabung Ritterstraße 9-11 (Rieger 2012, 218). Dort wurden auf der Oberkante

des anstehenden Bodens in einzelnen Bereichen ebenfalls Hackspuren dokumentiert (Befund 100). Eine im Zusammenhang dazu stehende Grube (Befund 100) enthielt Keramik des 11. Jh.. Im frühen 11. Jh. setzte eine intensive Bebauung ein, zu der der Holzkastenbrunnen Befund 224/227 rechnet (Rieger 2012, 217-219). Darüber folgen zwei flächige Auffüllungs- oder Planierungsschichten Befunde 87 und 71, von denen die ältere Keramik vorwiegend des 11. und 12. Jh. enthielt (Abb. 7). Offenbar wiederholt sich hier die an der Friesenstraße und bei der Magnikirche beobachtete Abfolge: Bis in den anstehenden Boden eingreifende Hackspuren als Phase der Urbarmachung – intensive Besiedlung im 11. Jh. – Siedlungsaufgabe und Nutzung des Geländes als Gartenland im 12. Jh.. Den

Abschluss dieser Phase datieren die diese schneidenden Befunde 134 und 219 mit Keramik um 1200, die den erneuten Ausbau der jetzt als „Alte Wiek“ bezeichneten Siedlung anzeigen (Rieger 2012, 223-227). Das würde bedeuten, dass wir für das 12. Jh. im Bereich des ursprünglichen *brunesguik* bis zum Beginn der Neuaufstellung um 1200 eine weitgehende Siedlungsleere fassen, die möglicherweise parallel zu der enormen Siedlungsdynamik auf dem Westufer der Oker zu sehen ist, wohin um 1100 offenbar nicht nur der Name, sondern vielleicht auch Teile der Bevölkerung gewechselt waren. D. Rieger hat die möglichen Ursachen eines Siedlungsabbruchs im Bereich der Friesenstraße diskutiert (Rieger 2007, 46; 2012, 228). Ein Zusammenhang mit der Gründung des Benediktinerklosters St. Ägidien 1115 in der direkten Nachbarschaft ist am wahrscheinlichsten: Offenbar erfolgte im Zuge der Klostergründung eine nachhaltige Neustrukturierung des Raums, während die alternativ von Rieger diskutierten kriegerischen Ereignisse kurzfristige Einschnitte darstellten, die eher zu einer Rückkehr zu der vorherigen Situation geführt hätten.

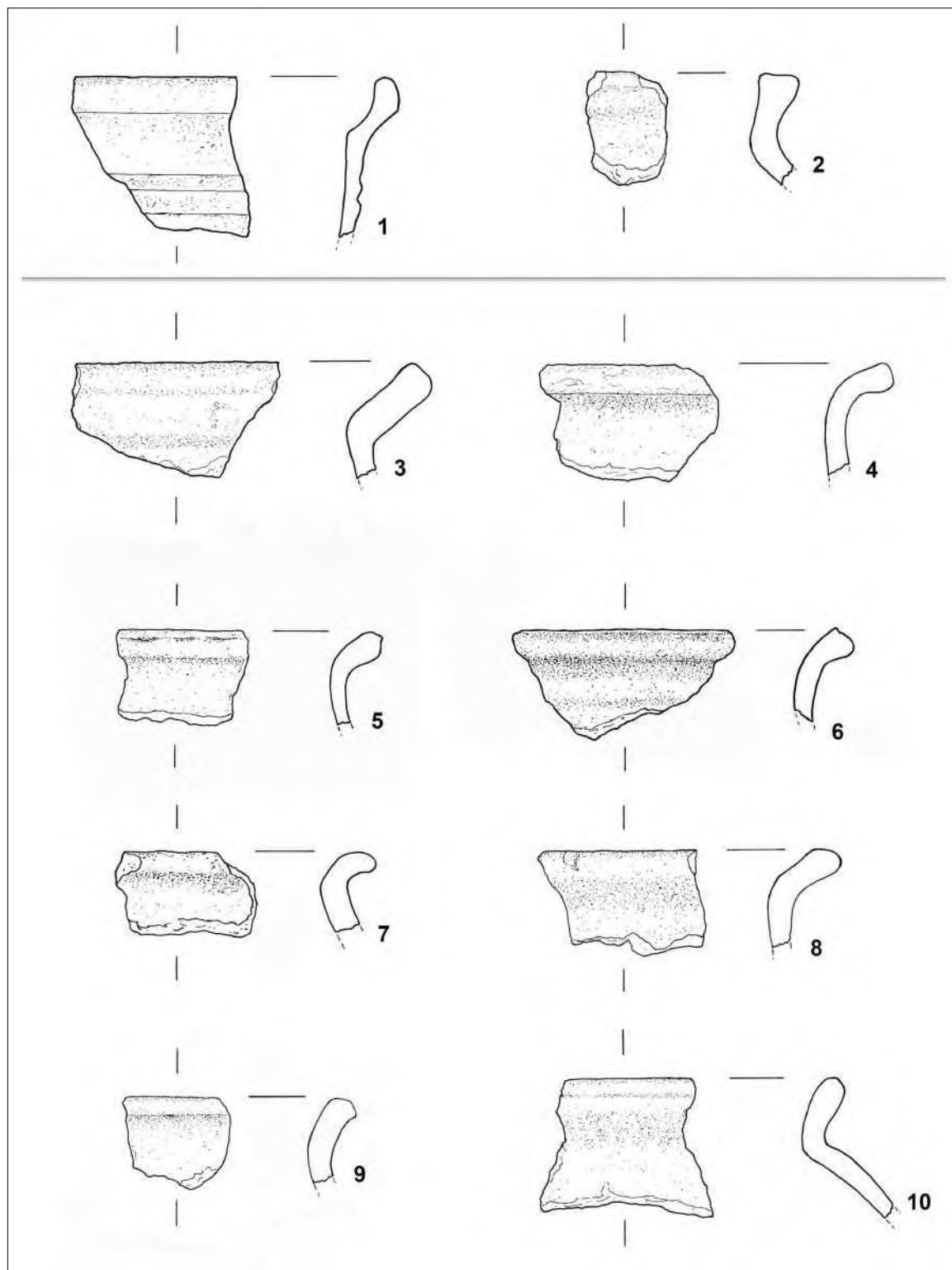


Abb. 7 3-10 Keramik aus Befund 87, 2 Befund 134, 1 Befund 134. Grafik: V. Sprenger, Bezirksarchäologie Braunschweig.

Literatur

- BLUME, Casimir, Ohainski 2018: H. Blume, K. Casimir, U. Ohainski, Die Ortsnamen der Stadt Braunschweig. Niedersächsisches Ortsnamensbuch Teil IX. Bielefeld 2018.
- BRÜSCH 2000: T. Brüscher, Die Brunonen, ihre Grafschaften und die sächsische Geschichte. Historische Studien 459, Husum 2000.
- HÄNSELMANN 1895: L. Hänselmann (Hrsg.) Urkundenbuch der Stadt Braunschweig. Im Auftrag der Stadtbehörden herausgegeben von Ludwig Hänselmann. Braunschweig 1895.
- EHLERS 2002: C. Ehlers, Brunswik und Dankwarderode. Eine neue historische Interpretation. In: H. Steuer, G. Biegel (Hrsg.), Stadtarchäologie in Norddeutschland westlich der Elbe. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 14, Bonn 2002, 169-172.
- ESCHEBACH 2007: E. Eschebach, Zur Geschichte der Erforschung von Name und Anfängen der Stadt Braunschweig – ein Überblick. In: W. Meibeyer, H. Nickel (Hrsg.) Brunswik – Name und Anfang der Stadt Braunschweig. Braunschweiger Werkstücke Reihe A, 51, Hannover 2007, 9-23.
- GESCHWINDE 2011: M. Geschwinde, Zwei Bretter vom Anfang der Stadt. In: M. Buck u. a. (Hrsg.), Tatort Geschichte. 120 Jahre Spurensuche im Braunschweigischen Landesmuseum. Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 113, Petersberg 2011, 76-77.
- LAST 1981: M. Last, Die Anfänge der Stadt Braunschweig. In: G. Spiess (Hrsg.), Brunswiek 1031. Braunschweig 1981. Folgeband zu Festschrift. Vorträge und Rückblick. Braunschweig 1982, 25-35.
- NIQUET 1976: F. Niquet, Archäologische Untersuchungen auf dem Baugelände der Horten-A.G. am Ackerhof in Braunschweig. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 42, 1073, 355-357.
- RIEGER 2007: D. Rieger, Die alte Wiek. Archäologische Untersuchungen eines hochmittelalterlichen Strukturwandels in Braunschweig. Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 12, Rahden/Westf. 2007.
- RIEGER 2012: *Brunesguik – Brunswik*. Archäologische Untersuchungen zur Frühphase der Stadt Braunschweig. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 81, 2012, 215-230.
- RÖTTING 1997: H. Rötting, Stadtarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976-1992. Erweiterte Neuauflage mit einem Forschungsbericht 1997. Forschungen zur Denkmalpflege in Niedersachsen 3, Hameln 1997.
- RÖTTING 2002: H. Rötting, Die Entwicklung der frühen Stadt am Beispiel der Braunschweiger Altstadt. Archäologisch-historische und archäometrische Forschungsergebnisse. In: H. Steuer, G. Biegel (Hrsg.), Stadtarchäologie in Norddeutschland westlich der Elbe. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 14, Bonn 2002, 125-168.

Die Holzkirche zu Alt Lübeck – Ein sakraler Zentralbau mitten im Slawenland

von Mieczysław Grabowski, Lübeck

Einleitung

Aufgrund ihrer Geschichte und Stellung innerhalb der vielen kleineren und größeren Burgen des Landes nimmt Alt Lübeck in der Erforschung der Elbslawen einen außerordentlich wichtigen Rang ein. Sie stellte den zeitweiligen Hauptort der Slawen dar mit dem Herrschersitz, einer Münze, einem Hafen und einer kaufmännischen Siedlung. Schriftquellen, aber auch archäologische Funde belegen vielseitige Handelskontakte. Alt Lübeck spielte zudem eine sehr bedeutende Rolle bei der Christianisierung der Slawen. Dies wird bereits bei der ersten Erwähnung deutlich, in der Adam von Bremen für Alt Lübeck ein Kloster bezeugt (Neugebauer 1964/65, 128ff.).

Auf die Zeit nach der Machtübernahme Heinrichs im Jahr 1093 beziehen sich mehrere Überlieferungen von Helmold von Bosau, in denen für Alt Lübeck zwei Kirchen erwähnt werden. Die eine für den Herrscher und seinen Hof direkt in der Burg, die andere für die Kaufleute in einer Handelssiedlung. Die Fundamente der Burgkirche sind erhalten geblieben und stehen den Forschern zur Verfügung, die andere Kirche ist im Zuge der wasserbaulichen Maßnahmen beim Begräden der Trave 1882 vermutlich unwiederbringlich verloren gegangen.

Die Burgkirche wurde bereits 1852 entdeckt und in den folgenden Jahren mit den Methoden der damaligen Zeit untersucht und dokumentiert (Abb. 1). Der erste Ausgräber K. Klug beschreibt die Arbeiten wie folgt: „Der innerhalb des Kirchenfundamentes befindliche Raum ist zum dritten Mal sorgfältig durchgraben worden.“ (Andersen 1992, 46). Die Ausgrabung in der Kirche,

die Gräber und viele hervorragenden Goldfunde lieferte, war Glück – der Senat der Hansestadt Lübeck hatte das Gelände aus wirtschaftlichen Tätigkeiten herausgenommen – und Fluch zugleich, denn durch die aus heutiger Sicht mangelhaften Grabungsmethoden sind wichtige archäologische Quellen verloren gegangen. So galt lange Zeit der Kirchenraum als „erforscht“, wo nichts mehr zu holen war. Von den Ausgrabungen des 19. Jahrhunderts hat sich leider keine Dokumentation erhalten. Unsere Informationen darüber stammen ausschließlich aus den Publikationen des Ausgräbers und sind nur im geringen Maß verifizierbar (Klug 1860 und 1867).

Erst 1977 fand erneut eine etwas umfangreichere Grabung im Bereich der Kirche statt, mit dem Ziel, ihre Fundamente und die Stratigraphie des Burginneren zu untersuchen (Abb. 1)¹. H. H. Andersen legte in der Steinkirche und nordöstlich ihrer Apsis mehrere längliche Gräben frei, teilweise noch mit Holzresten, und interpretierte sie als Wandgräben² mit Resten der Wandkonstruktion. Die Befunde wurden zwei Hallenbauten mit Wänden in Stabkonstruktion zugeordnet (Andersen 1980, 43). Um den Umfang der Bauten zu ermitteln unternahm der gleiche Forscher 1988 weitere Ausgrabungen nördlich und östlich der Steinkirche (Andersen 1992). Die Fortsetzung der bereits entdeckten Befunde und die neu hinzugekommenen Wandgräben veranlassten Andersen zu einer sehr mutigen Theorie: Die entdeckten Befunde stammen von einer Holzkirche, die älter ist als die bekannte Steinkirche. Noch spannender erschien der Grundriss der Kirche, den der Entdecker als kreuzförmig rekonstruierte. Ein solcher Grundriss wäre für

1 Die Ausgrabung aus dem Jahr 1949, welche sich von der Kirche ausgehend auf einer Länge von 30 m nach Osten erstreckte, berührte nur die Kirchenapsis (Hübener 1980).

2 Aus Gründen der Kontinuität wird an dieser Stelle der von Andersen verwendete Terminus „Wandgraben“ weiter benutzt, obwohl es sich um eine klassische Baugrube handelt.

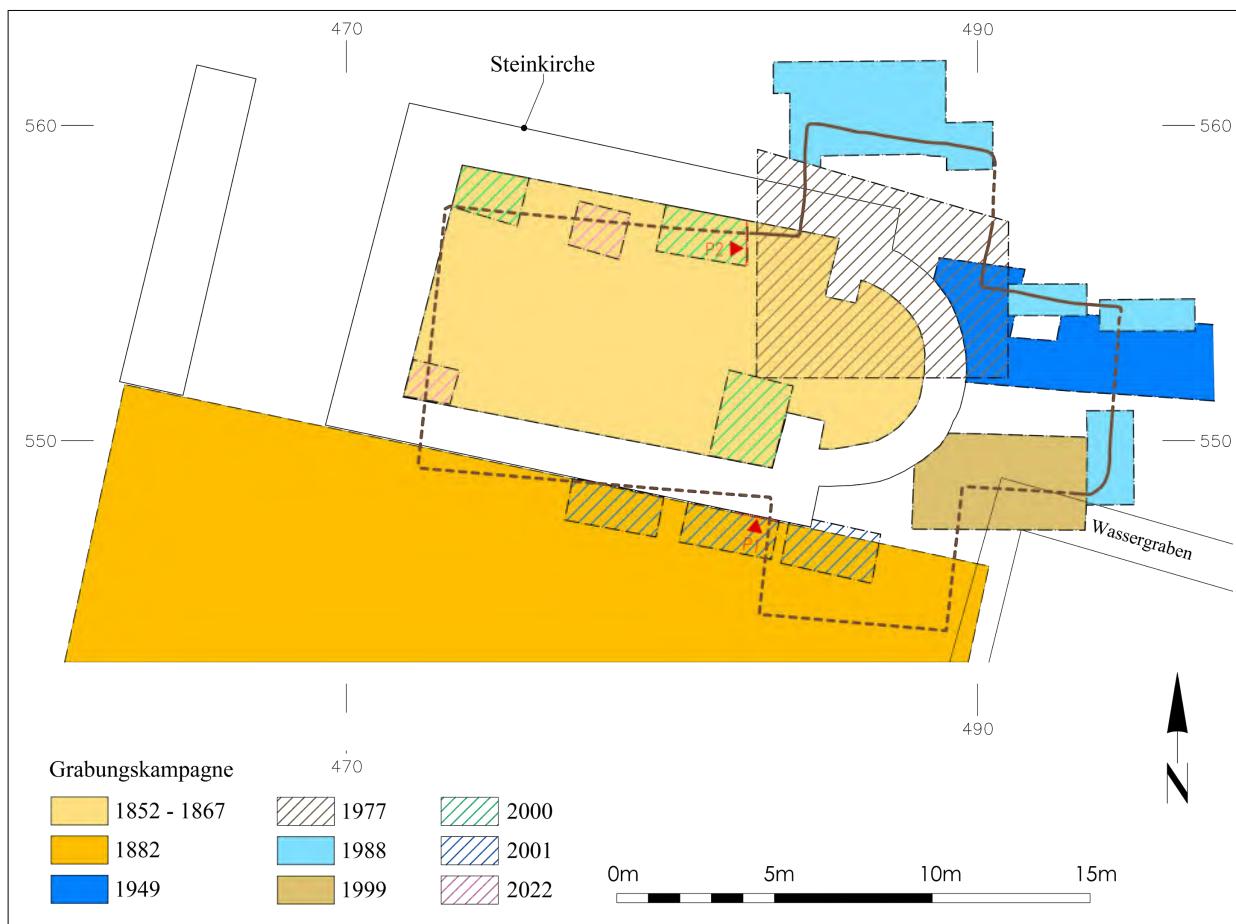


Abb. 1 Hansestadt Lübeck, Gemarkung Vorwerk, Alt Lübeck. Lage aller bisher durchgeführten Ausgrabungen im Bereich der Steinkirche mit Grundriss der Holzkirche im Befund sowie Rekonstruktion unter Berücksichtigung der Untersuchungen bis 1988 (Dirk Rummert, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck, nach Andersen 1992).

die Architektur der frühen Sakralbauten im nordeuro- päischen Raum einmalig (Andersen 1992, 49).

Seit ihrer überraschenden Entdeckung bleibt die Holzkirche Alt Lübecks ein Forschungsobjekt mit vielen offenen Fragen bezüglich ihres Grundrisses, besonders im Westen, ihrer Datierung und somit der historischen

Zuordnung. Die Antworten auf diese Fragen konnten nur erneute Grabungen liefern. Der Entdecker postulierte Suchschnitte unter anderem außen an der Südwand der Steinkirche sowie in der Südostecke ihres Schiffs (Andersen 1992, 49). Bei ihrer Ausführung sollten denkmalpflegerische Aspekte berücksichtigt werden, um so wenig Substanz wie möglich zu zerstören.

Die Untersuchungen der Holzkirche nach 1988

Im Jahre 1999 wurde die Erforschung Alt Lübecks wiederaufgenommen und mit Unterbrechungen bis 2022 fortgesetzt (Grabowski 2002, Grabowski i.V.). Als wichtigstes Ziel war die Untersuchung der Holz-

kirche angesetzt. Mit gezielten Schnitten sollten ihr Grundriss vervollständigt und Erkenntnisse zu Konstruktion und Aufbau sowie datierbares Material gewonnen werden.

Der Chor

Im westlichen Anschluss an den Abschnitt 12 der Grabung von 1988, in dem der Wandgraben der Ostwand des Chores entdeckt worden ist, wurde 1999 zuerst ein Abschnitt mit einer Größe von 3,5 x 5,4 m an der Stelle der vermuteten südlichen Chorwand mit dem Ansatz der Ostwand des Querhauses angelegt. Es war bekannt, dass dieser Bereich zum größten Teil durch einen Drainagegraben aus den Jahren 1882 und 1906 gestört war (Abb. 1). Trotzdem bestand die Hoffnung, auf ungestörte Teile des Chors zu stoßen.

Die südliche Chorwand wurde erst bei ca. +1,10 mNN beobachtet und bei ca. +1,00 mNN dokumentiert (Abb. 2); ihre Oberkante lag viel tiefer als die Ostwand, die bereits bei +1,50 mNN auftauchte (Andersen 1992, 45). Diese Tiefe ergibt sich aus dem weit nach Norden reichenden Drainagegraben aus dem Jahre 1882, der die Grabungsfläche erheblich gestört hat (Abb. 3). Wie die Ostwand ist auch die Südwand des Chors nur als Wandgraben erkennbar. Er wies auf der erfassten Länge von 2 m keine Holzspuren auf. Seine Breite betrug bis zu 64 cm bei einer Resttiefe von 10 cm. Die Sohle des Grabens war flach und stieg leicht nach Westen an. Seine West- und Südkanten wurden durch die oben erwähnte Drainage gestört. Somit bleiben die ursprüngliche Länge der Südwand des Chores und die Lage der Ostwand des Querhauses unbekannt. Die letzte ist zwischen



Abb. 3 Hansestadt Lübeck, Gemarkung Vorwerk, Alt Lübeck. Der geleerte Wassergraben der Jahre 1882-1906. Der Wandgraben der Südwand des Chores ist nur sehr geringfügig erhalten (Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).

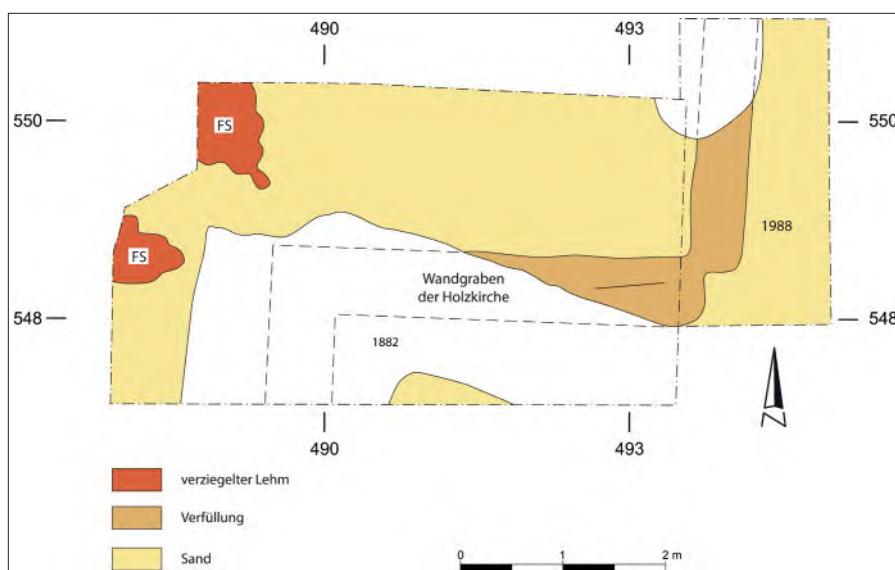


Abb. 2 Hansestadt Lübeck, Gemarkung Vorwerk, Alt Lübeck. Bei der Grabung 1999 wurde der erhaltene Rest des Wandgrabens der Südwand des Chores der Holzkirche erfasst (Dirk Simonsen, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).

den Nord-Süd-Koordinaten 488,50 und 490,50 anzunehmen, denn westlich davon, wie die Profile und Plana zeigten, war die Schichtung intakt und wies keinen Bodeneingriff auf, den man als Wandgraben interpretieren könnte. Trotz des begrenzten Maßes, in dem die südliche Chorwand erfasst wurde, bestätigte sie den rechteckigen Chor der Holzkirche.

Das Langhaus

Das Langhaus der Holzkirche war bisher am wenigsten erforscht. Alleine das Ostende seiner Nordwand wurde erfasst. Zur Ergänzung ihres

Grundrisses wurde mit der Suche nach der Südwand, sowohl innerhalb als auch außerhalb der Steinkirche, begonnen (Abb. 1). Die Ergebnisse der Grabungen 1977 hatten gezeigt, dass trotz dreimaligen Umgrabens des Kircheninnenraums noch immer mit alten Befunden zu rechnen war; es bestand die Hoffnung, weitere Spuren der Holzkirche zu finden. Jedoch hatte der in der Südostecke des Chor se geliefert. In der Fläche waren alle Befunde durch die Grabungen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts gestört. Die Burgschichtung hatte sich lediglich unterhalb des Fundaments der Steinkirche erhalten. Wie das Südprofil belegte, war sie nicht durch einen Wandgraben des zu erwartenden Querschiffs gestört.

Die Grabungsergebnisse zeigten, dass die Südwand des Schiffs der Holzkirche nicht innerhalb der Steinkirche zu suchen war. Ausgegangen von der Kirchenrekonstruktion durch Andersen versuchte man sie mit drei Schnitten an der südlichen Langhauswand außerhalb der Steinkirche zu finden. Zwar war aus der Forschungsgeschichte bekannt, dass dieses Areal bereits 1882 ausgegraben wurde (Neugebauer 1964/65, 173), dennoch bestand – unterstützt durch die Ergebnisse der Grabungen 1977 und 1999 – die Hoffnung, dass in unmittelbarer Nähe der Kirchenwand doch Reste der Schichtenabfolge und der Holzbefunde erhalten geblieben waren.

Die Resultate der Grabungskampagne waren ernüchternd: Sie erbrachten keine direkten Nachweise der Holzkirche in Form von erhaltenem Holz oder einem Wandgraben. Als Indiz für einen Graben könnte lediglich eine 0,55 m tiefe Grube gewertet werden, welche unter der südlichen Chorwand der Steinkirche im Profil entdeckt wurde (Abb. 4). Ihre Kontur verjüngte sich von 0,6 m oben bis auf 0,35 m unten, ihre leicht muldenförmige Sohle lag bei +0,95 mNN, was der Sohlentiefe der südlichen Chorwand entsprach. Die Lage der Grube deckte sich mit der rekonstruierten Westwand des Querschiffs nach Andersen (Abb. 1). Daher konnte sie unter Vorbehalt als der Wandgraben dieser Wand interpretiert werden. Da auf der anderen Seite der Südwand der Steinkirche keine derartige Grube auftrat, musste man von einem Ende der Grube und somit einem Ende der Holzwand unter dem Kirchenfundament ausgehen. Daraus resultiert die mutmaßliche Lage der Südwand des Schiffs der Holzkirche direkt unter der Südwand der Steinkirche.

Mit der Hoffnung, die Westwand der Holzkirche zu erfassen, wurde in den beiden westlichen Ecken der Stein-

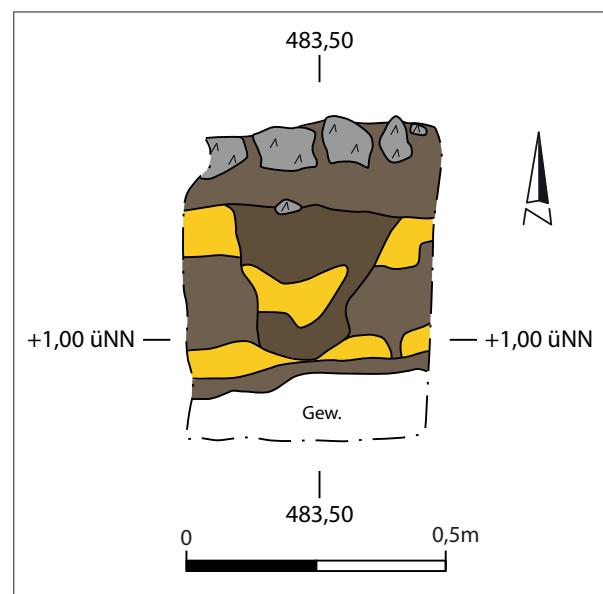


Abb. 4 Hansestadt Lübeck, Gemarkung Vorwerk, Alt Lübeck. In einem Teilprofil (P 1) unterhalb der Südwand des Schiffs der Steinkirche sichtbare Grube, die möglicherweise als Wandgraben der Westwand des Querschiffs zu interpretieren ist (Dirk Simonsen, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).

kirche je ein Schnitt angelegt. In beiden Fällen waren die Ergebnisse negativ, aber dennoch erkenntnisreich. Im nordwestlichen Schnitt konnten keine alten Befunde angetroffen werden; die Ausgräber im 19. Jahrhundert hatten ziemlich gründlich gearbeitet und die historische Substanz bis zum anstehenden Boden beseitigt. So war der historische Schichtenaufbau, so wie auch in anderen Teilen der Steinkirche, nur unter ihren Wänden unberührt geblieben. Er zeigte keine Spuren eines Wandgrabens geschweige denn des Holzes.

Anders die Situation in der Südwestecke. Hier wurden die Befunde im 19. Jahrhundert nur bis zu einer Tiefe von ca. +1,25 mNN abgetragen, die darunterliegenden Bereiche blieben unberührt. Bei unserer Ausgrabung tauchten in dieser Tiefe eine Feuerstelle und eine Kulturschicht auf. Sie wiesen keine Spuren von Störungen durch einen Wandgraben auf. Demzufolge konnte die Westwand der Holzkirche nicht so weit im Westen gelegt haben.

Für die Erforschung der Nordwand bin ich von den Ergebnissen der Grabung 1977 ausgegangen, bei der zum ersten Mal die Holzreste zum Vorschein kamen, die der Holzkirche zugerechnet wurden. Im westlichen Anschluss an diese Grabung wurde ein neuer, kleiner

Schnitt angelegt und ein kleiner Kontrollsteg für spätere Prüfgrabungen stehen gelassen (Abb. 1). Die freigelegten Befunde entsprachen im Großen und Ganzen den Befunden, die früher entdeckt wurden und eine Grundlage für die Rekonstruktion der Holzkirche lieferten. Bei +1,28 mNN tauchte zum ersten Mal die Nordkante eines Grabens auf, die sich in Ost-West-Richtung entlang des Schnittes erstreckte (Abb. 5). Der Verlauf der Südkante war schwieriger zu ermitteln; sie wurde bei der ersten Grabung 1852 stärker beschädigt und tauchte erst fast 40 cm tiefer, bei +0,90 mNN, auf. Die flache Grabensohle lag bei +0,60-0,65 mNN, die erhaltene Grabentiefe betrug mithin 0,68 m (Abb. 6). Bei dem Graben handelte es sich um die westliche Verlängerung des Wandgrabens, der 1977 bereits erfasst wurde. Auf dem Grund des Grabens im Osten konnten zwei nebeneinander verlaufende Holzstücke mit einer Länge von 1 m und 0,64 m geborgen werden (Abb. 7). Es handelte sich um geviertelte Stücke aus weichem

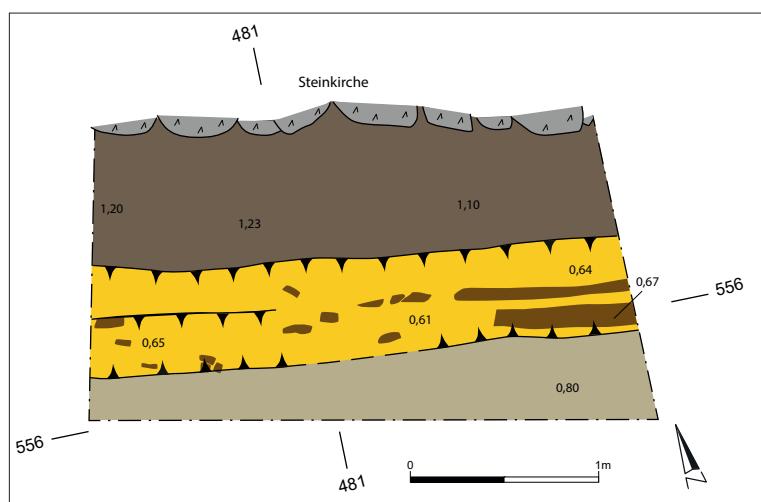


Abb. 5 Hansestadt Lübeck, Gemarkung Vorwerk, Alt Lübeck. Der Wandgraben der Nordwand der Holzkirche mit Holzresten (Dirk Simonsen, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).

Laubholz. In der westlichen Ausdehnung des Grabens war das Holz nicht mehr präsent, doch die auf der Grabensohle beobachteten kleinen Holzstücke belegten sein Abtragen (Abb. 8).



Abb. 6 Hansestadt Lübeck, Gemarkung Vorwerk, Alt Lübeck. Der Wandgraben der Nordwand des Langhauses im Ostprofil (P 2) des Schnittes von 2000 (Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).



Abb. 7 Hansestadt Lübeck, Gemarkung Vorwerk, Alt Lübeck. Wandgraben der Nordwand des Langhauses der Holzkirche mit erhaltenen Holzresten. Im Vordergrund ist der Graben durch die Grabung 1852 gestört (Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).

Die Verfüllung des Grabens bestand grundsätzlich aus dem Material, mit dem die Grabung 1852 zugeschüttet wurde. Nur am Ostende des Schnitts konnte eine differenzierte Verfüllung nachgewiesen werden (Abb. 6). Die sandigen Schichten direkt auf der Grabensohle und zum Teil über den Hölzern unterschieden sich deutlich von der oberen Verfüllung des 19. Jahrhunderts. Sie wurden nach dem Entfernen der senkrechten Wandhölzer aufge-

bracht. Diese Maßnahme dürfte bereits beim Bau der Steinkirche stattgefunden haben, was bautechnisch notwendig gewesen war.

Obwohl der Abstand zwischen dem Abschnitt aus dem Jahr 2000 und der Grabung 1977 nur 35 cm betrug, wiesen die entdeckten Hölzer in beiden Abschnitten eine sehr große Diskrepanz auf. Während im Abschnitt von 1977 eine 28 cm breite, bis zu 7 cm starke Bohle aus Buche (Andersen 1980, 42) lag (Abb. 9), waren die Hölzer der Grabung 2000 deutlich kleiner dimensioniert: zwei geviertelte Rundhölzer mit Querschnitt 13 x 6,5 cm und 5 x 2 cm. Dies ist jedoch nicht außergewöhnlich, denn eine ähnliche Situation wurde in den beiden freigelegten Ecken des Querhauses beobachtet, wo einer 28 bzw. 24 cm breiten Bohle kleinere Hölzer folgen (Andersen 1980, Tafel 13.2).

Mit einem zusätzlichen Schnitt im Jahre 2022 versuchten wir den weiteren Verlauf der Nordwand des Kirchenschiffs zu ermitteln. Er wurde zwischen dem zuletzt erwähnten und dem Schnitt in der Nordwestecke der Steinkirche angelegt. Diesmal gelang uns ein Volltreffer. Bereits bei +1,03 mNN kam die nördliche Kante des Wandgrabens zum Vorschein und bei +0,90 mNN auch die südliche Kante, die eine Biegung nach Süden zeigte. Ungefähr 15 cm tiefer traten die ersten Hölzer auf, die rechtwinkelig zueinander lagen (Abb. 10). In Ost-West-Richtung erstreckten sich ein 0,4 m langes, kantiges Holz mit einem Querschnitt von 11 x 7 cm und weitere kleinfragmentierte Holzstücke. In Nord-Süd-Richtung lag ein 28 x 23,5 x 5 cm großes, in drei Teile zerbrochenes Bohlenstück. Es handelte

sich um sehr weiches Holz, keine Eiche. Die freigelegte Situation ließ sich eindeutig als die gesuchte Nordwestecke des Langhauses interpretieren. Angetroffen wurden wie beim Querhaus nur die Grundschenkel, aber keine aufrechtstehenden Wandbohlen. Es konnten keine Pfosten oder ihre Abdrücke festgestellt werden. Die freigelegten Hölzer wiesen keine konstruktiven Merkmale wie Verbindungen, Nuten oder Bohrungen auf.



Abb. 8 Hansestadt Lübeck, Gemarkung Vorwerk, Alt Lübeck. Wandgraben der Nordwand des Langhauses der Holzkirche. Kleine Holzsplitter deuten größere Hölzer an, die durch die Grabung 1852 gestört wurden (Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).



Abb. 9 Hansestadt Lübeck, Gemarkung Vorwerk, Alt Lübeck. Die Nordostecke des Langhauses bei der Entdeckung (Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck, nach Andersen 1980, Taf. 13.2).



Abb. 10 Hansestadt Lübeck, Gemarkung Vorwerk, Alt Lübeck. Die Nordwestecke des Langhauses bei der Entdeckung 2022. Links sind die Steine der nördlichen Wand der Steinkirche sichtbar. Blick nach Norden (Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).

In diesem Zusammenhang ist die Überlieferung der Grabung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts in einem anderen Licht zu sehen. „Im tiefsten Grund wurden zwei föhrene Bohlen gefunden, resp. 6 1/2 und 7 3/4 Fuß lang und 1 Fuß 8 Zoll breit. Beide lagen waagerecht und parallel mit den Fundamenten, die eine nicht weit vom Eingang, die andere an der südlichen Seite nahe bei dem Fundamenten von Osten nach Westen.“ Andersen hielt die Bohlen für Teile des Fundaments der Holzkirche (Andersen 1992, 46). Zwar sind die Lokalisierungsangaben unpräzise – „unweit vom Eingang, ... nahe dem Fundamenten ...“ – dennoch widersprechen sie den Grabungsergebnissen, nach denen die westlichen Wände der beiden Kirchen in einem Abstand von 4 m zueinander lagen. Über die Bedeutung der beiden früher entdeckten Bohlen kann aus heutiger Sicht nur spekuliert werden.

Grundriss

Obwohl dem Entdecker der Holzkirche nur begrenzte Informationen zur Verfügung standen, stellte er eine mutige, doch wie sich herausstellte sehr treffliche These über einen kreuzförmigen Grundriss des sakralen Baus

auf. Seine Gesamtlänge bezifferte er unter Vorbehalt mit 22 m. Etwas präziser konnte Andersen die Maße des Querhauses von etwa 15,5 x 5,5 m und des Chors von etwa 5,5 x 6 m bestimmen (Andersen 1992, 47). Er postulierte weitere Grabungen, um diese These zu überprüfen und gegebenenfalls zu korrigieren.

Die durch die neuen Ausgrabungen gewonnenen Erkenntnisse erlauben es, die bisherige Rekonstruktion des Kirchengrundrisses neu zu bewerten (**Abb. 11**). Die Grundlage dafür ist im Norden und Osten sehr gut: Der Nordarm des Querschiffs ist vollständig, der Chor fast vollständig ermittelt worden. Auch der volle Verlauf der Nordwand des Langhauses konnte nachgewiesen werden. Die neu entdeckte Nordwestecke des Schiffs liefert Hinweise für die Lage seiner Westwand, die ansatzweise freigelegt wurde.

Anders stellt sich die Situation im Süden dar. Durch die Grabung 1882 und einen Abzugsgraben ist der Bereich südlich der Steinkirche fast vollständig gestört und lieferte trotz mehrerer Suchschnitte keine direkten Nachweise für die Holzkirche. So ist der potenzielle

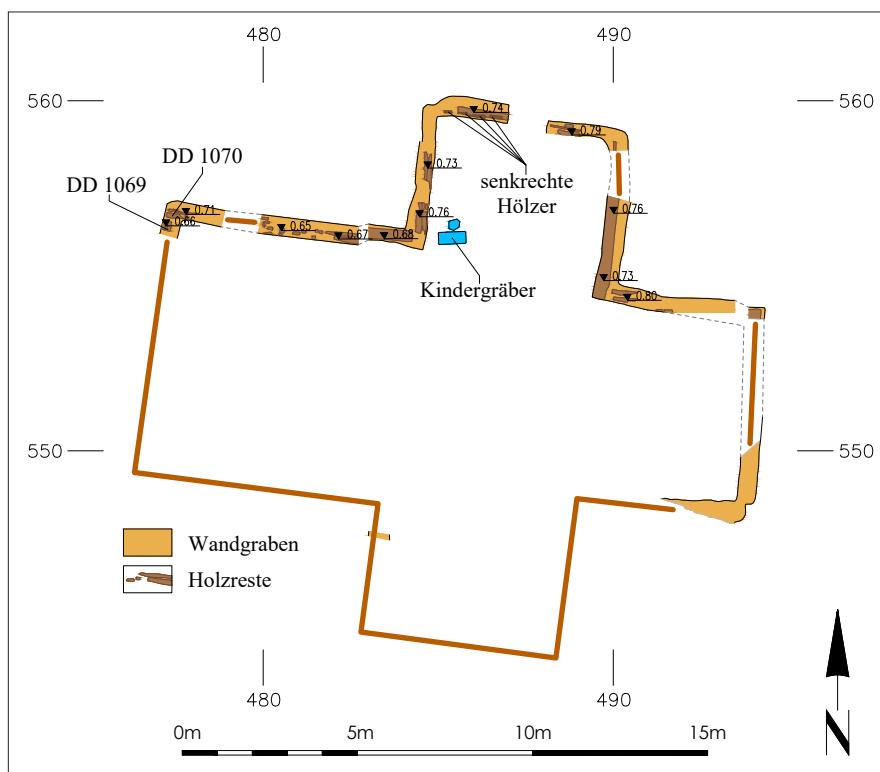


Abb. 11 Hansestadt Lübeck, Gemarkung Vorwerk, Alt Lübeck. Gesamtbild aller Befunde zur Holzkirche, welche bei den Grabungen 1977-2022 gewonnen wurden, mit rekonstruiertem Grundriss (Dirk Rummert, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).

Südarm des Querschiffs verloren gegangen. Lediglich eine schmale Grube unter dem Ostende der Südwand der Steinkirche könnte als Wandgraben der Westwand des Querschiffs interpretiert werden (Abb. 4). Die Lage der Grube deckt sich mit der Westwand des von Andersen rekonstruierten Querschiffs. Die Südwand des Langhauses ist unter der Südwand des Chors der Steinkirche zu lokalisieren. Allen Anzeichen nach scheint die kreuzförmige Rekonstruktion der Holzkirche zuzutreffen.

Die Abmessung des Holzbau, vor allem des Langhauses, konnte zum ersten Mal genau beziffert werden. Die Gesamtlänge der Kirche beträgt 17 m, das Langhaus ist 7 m lang und ca. 7,5 m breit. Das Querschiff ist 15,5 m lang und 5,5 m breit, der Chor entsprechend 5,5 x 4,5 m. Die Holzkirche ist somit kürzer als die hypothetische Rekonstruktion von Andersen. Ihr Grundriss in Kreuzform wurde bestätigt, sie wirkt aber gedrungener. Die

der Südwand des Langhauses und der Apsis der Steinkirche liegen. Ihre Baugrube, der Wandgraben, müsste demzufolge in der Fläche und im Westprofil des Schnitts von 1999 erfasst gewesen sein. Beide weisen allerdings einen intakten, durch keinen Graben gestörten Schichtenaufbau auf (Abb. 2 und 3). Somit gilt diese These als widerlegt.

Konstruktion

Zur Konstruktion des Sakralbaus liegen vor allem die Beobachtungen der Grabung von Andersen aus den Jahren 1977 und 1988 vor (Andersen 1980, 1992), ergänzt durch die Nachgrabungen 2000 und 2022. Sie beziehen sich in erster Linie auf die Fundamente der Kirche. In einen ca. 0,4 bis 0,6 m breiten und bis zu 0,8 m tiefen Wandgraben legte man längs orientierte Bohlen aus Erlenholz als Grundlage für die Wände³. Diese

Kirche erscheint als ein nicht vollkommen symmetrischer Zentralbau (Abb. 12). Ihre Arme haben folgende Längen: der Westarm 7 m, der Nordarm 3,8-4,5 und der Ostarm 4,5 m. Demnach ist eine Länge des Südarms von 3,8 m zu rekonstruieren. Ein Eingang wurde in der Nordwand des Querschiffs nachgewiesen. Die Existenz eines zweiten in der Mitte der Westwand des Langhauses erscheint sehr wahrscheinlich. Die Kirchenfläche beträgt ca. 162 qm.

Um jegliche Zweifel an der Grundrissrekonstruktion auszuräumen, soll an dieser Stelle noch eine andere Rekonstruktionsmöglichkeit erwähnt und diskutiert werden. Danach bestände die 17 m lange Kirche aus einem rechteckigen Langhaus mit einem Anbau im Norden. Seine Südwand würde, von der Ecke im Westen ausgehend, komplett unter

³ H. H. Andersen beschreibt diese Hölzer als Balken (Andersen 1980, 42). Bei einer Stärke von ca. 7 und 4 cm handelt es sich jedoch eher um Bohlen (Andersen 1980, Abb. 15.3 und 15.4).



Abb. 12 Zwei Rekonstruktionsvorschläge für die Holzkirche zu Alt Lübeck (Ludmila Grabowska / Dirk Simonsen, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).

Bohlen ohne Nut sind stellenweise in der Nordwand des Langhauses sowie im Nordarm des Querschiffs erhalten geblieben (Andersen 1980, 42). Im Graben für die Nordwand des Langhauses und unter der Westwand des Querschiffs wurden kleindimensionierte Hölzer beobachtet. Es handelte sich nicht um die Grundschwellen, sondern eher um den Unterbau für abgetragene Schwellenbohlen. Auf die Innenseite der Schwellen stellte man senkrecht die Spaltbohlen für die Wände. Ihre Abdrücke wurden ausschließlich im Querschiff als Erdverfärbungen nachgewiesen (Andersen 1980, Abb. 15.1 und Beilage 1). Durch Verfüllen der Wandgräben erreichte man auch eine gewisse Stabilität der Bohlenwände.

Die Wände, die man als Palisadenwände bezeichnen könnte, stoßen an den Ecken also rechtwinklig aneinander. In den freigelegten Ecken wurden weder Ständer noch Pfosten festgestellt, auch keine Abdrücke davon. Andersen beschreibt die Konstruktion als „Stabbau ohne tragende Pfosten, die innerhalb des Hauses zu suchen sind“ (Andersen 1992, 42). Diese Verbindungsart ist laut Ahrens (Ahrens 1982, 145) älter als die sich seit 1100 verbreitete Rahmenbauweise.

Eine Bodenverfärbung im Nordarm des Querschiffs interpretiert der Entdecker als einen Pfosten und Firstenträger (Andersen 1992, 47). Jedoch spricht die Stratigraphie des Befundes dagegen. Das Pfostenloch wird mit einer Schicht abgedeckt, die von den Wandgrä-

ben geschnitten wird. Somit ist es eindeutig älter als die Holzkirche. Es gab also keine Hinweise auf eine tragende Konstruktion innerhalb der Holzkirche⁴. Nach dem Aufstellen der Wandbohlen auf die inneren Kanten der Fundamentbohlen wurden die Wandgräben mit Erde verfüllt (Abb. 13). Eine solche Bau-

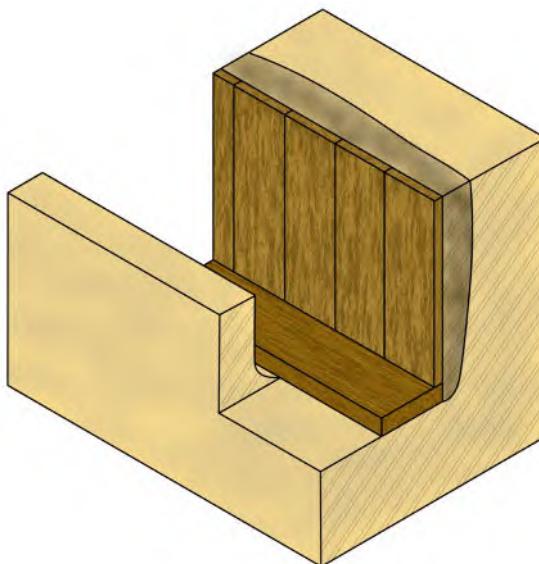


Abb. 13 Hansestadt Lübeck, Gemarkung Vorwerk, Alt Lübeck. Schematische Darstellung der Wandkonstruktion der Holzkirche im Fundamentbereich (Dirk Simonsen, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).

⁴ s. Grabungsdokumentation der Grabung AL-1977 im Bereich Archäologie und Denkmalpflege, Abteilung Archäologie.

weise ist außergewöhnlich, denn üblicherweise bauten die Slawen ihre Häuser, abgesehen von den Grubenhäusern, ebenerdig, ohne Baugruben (Hermann 1985, Schuldt 1985, 23ff.). Eingetiefte, unterkellerte Häuser sind aus Lübeck seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert bekannt (Legant 2010, 138ff). Dort wurden die Wand-

bohlen allerdings in die Außennut der Grundschenkel eingelassen.

Über weitere Details zur Konstruktion des Aufbaus der Wände und des Dachs der Holzkirche aus Alt Lübeck liegen keine Erkenntnisse vor.

Die Holzkirche als Begräbnisstätte

In der Burgmitte, im Bereich der beiden Kirchen, wurden insgesamt zwölf Gräber entdeckt. Beigaben aus Gold wie Fingerringe, Schläfenringe oder Fibeln, die meistens lose geborgen wurden, bezeugen den hohen Rang der Verstorbenen, die wohl zur Herrscherfamilie gehörten. Jedoch konnte nur für zwei Kindergräber, gefunden 1977 unter dem Fundament der Steinkirche, eine Zugehörigkeit zur Holzkirche

angenommen werden (**Abb. 11**). Die anderen Bestattungen könnten sowohl zur einen als auch zur anderen Kirche gehört haben (Andersen 1992, 48). Die Kindergräber belegen, dass bereits die Holzkirche als Nekropole der Herrscherfamilie gedient hatte. Es ist höchstwahrscheinlich, dass noch weitere Gräber aus dieser Periode stammen, was allerdings nicht belegt werden kann.

Datierung

H. H. Andersen hat sich ausführlich mit der Frage der Datierung der beiden Kirchen auseinandergesetzt (Andersen 1992, 48ff.). Er berücksichtigt alle ihm bekannten Quellen, darunter die schriftlichen Überlieferungen von Adam von Bremen und Helmold von Bosau, die C14-Daten, die stratigraphische Lage und die archäologischen Funde, darunter eine Münze des Dänenkönigs Svend Estridsen aus den 1060ern. Obwohl die drei C14-Daten eine Zeitspanne von 755 bis 1025 abdecken⁵, kam Andersen zu der Überzeugung, dass die Holzkirche in die 1090er und die Steinkirche in die 1120er zu datieren sind. Für eine endgültige und präzise Datierung fehlten damals die Dendrodaten. Nicht alle Forscher teilten diese Einschätzung und neigten dazu die Holzkirche in die Zeit zwischen 1060 - 1066 zu datieren, die Herrschaftszeit des Fürsten Gottschalks (Schneider 2014, 174).

Erst 2022 konnten zwei Proben aus den Fundamenthölzern in der Nordwestecke des Schiffs ausgewertet und bestimmt werden⁶. Es handelt sich um Erlenhölzer,

die zwei eng beieinander liegende Daten nach 1070 und 1069 +/- Waldkante lieferten⁷. Damit steht fest, dass die Hölzer um 1070 geschlagen wurden. Die neuen Daten stellen eine handfeste Grundlage für die Datierung der Holzkirche dar. Gleichzeitig bereiten sie ein Problem bezüglich der kulturhistorischen Zuordnung des Sakralbaus.

Die Schriftquellen belegen zweifelsfrei zwei Zeitfenster, in denen eine Christianisierung der Einwohner Alt Lübecks stattfand. Der Abodritenherrscher Gottschalk (1043-1066) aus dem Geschlecht der Nakoniden förderte das Christentum in seinem Reich, indem er an mehreren Orten Klöster und Stifte gründete. Adam von Bremen beschreibt ausführlich das Land der Abodriten und schildert die Bemühungen Gottschalks, sein Volk zu missionieren: „... und überall im Slawenland gab es Priester und Kirchen [...] Täglich wurde eine zahllose Menge bekehrt, sodass man in alle Länder Priester senden musste. Sogar Stifte für fromme Kanoniker entstanden damals in einzelnen Orten, auch solche für

5 Alle drei Proben stammen aus dem Querhaus: Die Westwand lieferte ein Datum 956+/-40, die östliche Wand 1125+/-70 (Andersen 1980, 49) und 1154+/-50 (Andersen 1992, 48).

6 Die Auswertung wurden durch Dr. Heußner von der Stiftung Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum Schloss Gottorf in

Schleswig durchgeführt. An dieser Stelle möchte ich mich für die schnelle Bearbeitung ganz herzlich bedanken.

7 Nach Mitteilung von Dr. Heußner sind die äußersten Ringe der Waldkante sehr eng und in sich stark zerdrückt. Eine geringe Toleranz ist hier möglich.

Mönche und Nonnen; meine Zeugen dafür sind Männer, die diese Anlagen in Lübeck, Oldenburg, Lenzen, Ratzeburg und anderen Burgen gesehen haben. In der prächtigen Abodritenfeste Mecklenburg sollen sogar drei Klöster für Diener Gottes bestanden haben.“ (von Bremen III 19 und III 20). Alle diese Gründungen wurden im Slawenaufstand 1066 zerstört, der Gründer fand dabei den Tod.

Das zweite Fenster öffnete sich mit der Machtübernahme von Heinrich, Gottschalks Sohn. Selbst Christ, war er beim Ausüben seines Glaubens und bei der Missionierung der Elbslawen viel vorsichtiger als sein Vater. Nach Helmold von Bosau existierte zu seiner Regierungszeit (1093-1127) in seinem Herrschaftsgebiet nur eine einzige Kirche in Alt Lübeck. „Im ganzen Slawenlande freilich gab es bis dahin weder Kirche noch Priester, außer in der jetzt ‚Alt Lübeck‘ genannten Burg, weil sich dort Heinrich mit seinem Hof öfter aufhielt.“ (Helmold I 34).

Zu keinem dieser Zeitfenster passen die durch Dendrochronologie gewonnenen Daten. Sie fallen in die Zwischenphase zwischen 1066 und 1093, in eine Zeit, für die keine schriftlichen Zeugnisse über die Ausübung des Christentums bei den Elbslawen existieren. Insgesamt erscheint die Situation unübersichtlich. Nach der Ermordung Gottschalks flohen seine Söhne; der jüngere Heinrich nach Dänemark, der ältere Budivoj zu den Sachsen. Mit deren Hilfe konnte er sich wenigstens in einem Teil des Landes, vermutlich in Polabien, behaupten. Sein Widersacher im Kampf um das väterliche Erbe und die Herrschaft über die Abodriten war Kruto, der nach dem Sieg über Budivoj und dessen Tod 1075 die Alleinherrschaft über die Elbslawen erlangte.

Es ist schwer vorstellbar, dass der mit der antichristlichen Bewegung zur Macht gekommene Kruto in Alt Lübeck eine Kirche bauen ließ. War Budivoj ihr Erbauer? Dafür würden die Dendrodaten 1070 sprechen. Es ist nur wenig über ihn bekannt. Sein Vater Gottschalk, im Kloster zu Lüneburg erzogen, war bekennender Christ. Von der Mutter fehlt in der Geschichtsschreibung jede Spur. Helmold von Bossau bezeugt, dass auch Budivoj ein Christ war. Beim Tod seines Vaters müsste Budivoj wohl schon erwachsen gewesen sein, mit einer genau definierten Weltanschauung und Religion. Hatte er in Alt Lübeck seine Residenz gehabt? Und hier für sich eine Kirche gebaut? Weder sein Aufenthalt in Alt Lübeck noch ein Bezug zu dem Ort sind allerdings durch Schriftquellen belegt.

Es kann natürlich nicht ausgeschlossen werden, dass erst Heinrich nach der Machtübernahme die Holzkirche bauen ließ. In diesem Fall müssen die kleindimensionalen Erlenholzler im Fundament als wiederverwendet gedeutet werden. Möglicherweise dienten sie als Unterleghölzer für größere, nicht mehr vorhandene Balken. Über ihre Herkunft kann nur spekuliert werden. Eine Zweitverwendung ist theoretisch möglich, aber praktisch wenig wahrscheinlich, denn warum sollten ausgerechnet kleine, minderwertige Hölzer wiederverwendet werden? Sollten die neuen Daten durch zukünftige Forschung bestätigt werden, würden sie für eine neue Datierung und Zuordnung der Holzkirche in Alt Lübeck sprechen. Die Frage nach dem Sakralbau aus der Gottschalkszeit bleibt nach wie vor unbeantwortet.

Eine Beobachtung aus einem Schnitt des Jahres 2001, der außen an der Nordwand der Steinkirche angelegt wurde (Grabowski i.V.), sollte noch vorgestellt werden. Zwar wurden dort keine Reste der Holzkirche entdeckt. Flächig trat jedoch eine mächtige Planierschicht aus gelbem Sand auf, die bereits an mehreren Stellen in und um die Holzkirche herum entdeckt und als Geländeerhöhung für ihre Errichtung gedeutet wurde (Andersen 1992, 43). Ihre Ausdehnung betrug ungefähr 23 x 19 m. Auf diese Schicht folgte ein 10 bis 20 cm starkes Schichtenpaket, das von der Baugrube für eine Sielleitung geschnitten wurde. Diese Sielleitung wurde bei mehreren Grabungen, vom nördlichen Wallfuß bis zum Tor im Süden, erfasst (Andersen 1988, 45, Abb. 2.2 und Beilage 2; Kempke 1985, 61, Beilage 2). Teils als offener Graben, teils mit Holzbrettern abgedeckt, entwässerte sie die Burg II nach ihrer Erneuerung Mitte des 11. Jahrhunderts. Im nördlichen Bereich wurde das Siel dendrochronologisch auf 1064 +/- 5 datiert (Wrobel / Eckstein 1984, 38).

Die Stratigraphie belegt die zeitliche Abfolge Planierschicht – Sielleitung. Ihr Aufschütten fand also vor 1064 +/- 5 statt und konnte nicht mit der in den 1070ern erbauten Holzkirche in Verbindung gebracht werden. Das bestätigt die Stratigraphie im Bereich des Querschiffes der Holzkirche, wo ihre Baugrube die erwähnte Planierschicht schneidet (Andersen 1992, Abb. 2). Über den Zweck der Geländeerhöhung können nur Mutmaßungen geäußert werden. Möglicherweise wurde sie für den in archäologischen Quellen nicht fassbaren Sakralbau aus der Gottschalkszeit aufgebracht. Kam es tatsächlich zur Gründung eines Klosters in Alt Lübeck, wäre natürlich die Errichtung einer Kirche notwendig gewesen.

Zentralbau. Historischer Hintergrund

Mit der Vervollständigung des Grundrisses der Holzkirche eröffnen sich neue Möglichkeiten ihrer Interpretation und der kulturhistorischen Zuordnung. Zugleich stellen beide Fragen die Forscher vor eine große Herausforderung.

Bereits bei der Entdeckung machte H. H. Andersen aufmerksam auf die fehlenden Beispiele und Parallelen im nordeuropäischen Raum. C. Ahrens katalogisierte und analysierte hunderte von frühen Holzkirchen aus Europa (Ahrens 2001). Bemerkenswert ist das Fehlen von zeitgenössischen Objekten mit kreuzförmigem Grundriss. Lediglich bei zwei Kirchen auf Island könnte man von einem kreuzförmigen Grundriss ausgehen. Bei der Kirche Hólar aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts wird ein solcher Grundriss vermutet (Ahrens 2001, 351). In Skálholt ist eine Kirche mit Querschiff aus dem

13. Jahrhundert in den Schriftquellen überliefert (Ahrens 2001, 355). Über weitere Details wie Grundriss, Konstruktion oder Aussehen gibt es allerdings keine Angaben. Durch archäologische Quellen ist eine Nachfolgerin der Kirche in Skálholt belegt. Es handelte sich um eine kreuzförmige, dreischiffige Kirche mit Querschiff und Chor, die allerdings über ein Steinfundament verfügte. Sie war deutlich jünger als die Alt Lübecker Kirche und datierte ins frühe 16. Jahrhundert. Erst nach der Reformation verbreitete sich der Typ einer kreuzförmigen Kirche in mehreren europäischen Ländern.

Es wird deutlich, dass in der sakralen Holzarchitektur in Europa zeitgenössische Vorbilder für die Alt Lübecker Holzkirche fehlen. In der Steinarchitektur finden sich hingegen mehrere Kirchen mit ähnlichen Grundrissen.

Schlusswort

Die Ergebnisse der Ausgrabungen aus den letzten Jahrzehnten haben neue Datensätze geliefert, welche uns erlauben, das Aussehen der Holzkirche in Alt Lübeck besser zu verstehen. Es handelt sich um einen 17 x 15,5 m großen Zentralbau auf kreuzförmigem Grundriss mit ungleichen Kreuzarmen. Die Konstruktion ist als Stabbau zu bezeichnen.

Nach wie vor ist der Zeitpunkt der Errichtung des Sakralbaus und somit seine kulturgeschichtliche Zugehörigkeit nicht ausreichend geklärt. Das Dendrodatum

1070 mit Waldkante fällt in einen Zeitabschnitt, für den in den Schriftquellen keine einzige Erwähnung über christliche Aktivitäten bei den Abodriten, insbesondere in Alt Lübeck, zu finden ist. In dieser Zeit rannten Budivoj und sein Widersacher Kruto um die Macht über Wagrien und Polabien. Unter der Voraussetzung, dass die Dendrodatierung (Erlenholz) zutreffend ist, ist das Errichten der Holzkirche in Alt Lübeck Budivoj zuzuschreiben. Ich bin mir des Gewichts dieser Äußerung bewusst, dennoch möchte ich sie zur Diskussion stellen.

Quellen

Adami bremensis Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum, in: Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburgischen Kirche und des Reiches, neu übertragen von W. Trillmich (= Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe XI), Darmstadt 1961.

Helmoldi Presbyteri Bozoviensis Chronica Slavorum. Neu übertragen und erläutert von H. Stoob (= Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr-vom Stein-Gedächtnisausgabe XIX), Darmstadt 1963.

Literatur

- AHRENS 1982: C. Ahrens, Frühe Holzkirchen im nördlichen Europa, Hamburg 1982.
- AHRENS 2001: C. Ahrens, Die frühen Holzkirchen Europas, Stuttgart 2001.
- ANDERSEN 1980: H. H. Andersen, Neue Grabungsergebnisse 1977 zur Besiedlung und Bebauung im Innenraum des slawischen Burgwalls Alt Lübeck, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 3, Bonn 1980, 39-50.
- ANDERSEN 1992: H. H. Andersen, Die Holzkirche zu Alt Lübeck, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 22, Bonn 1992, 41-64.
- GLÄSER 2006: M. Gläser, Die Kirchen von Alt Lübeck, in: F. Biermann, M. Schneider und T. Terberger (Hrsg.), Pfarrkirchen in den Städten des Hanseraumes (= Archäologie und Geschichte im Ostseeraum 1), Rahden/Westf. 2006, 13-19.
- GRABOWSKI 2002: M. Grabowski, 150 Jahre Ausgrabung in Alt Lübeck, in: M. Gläser, H.-J. Hahn und I. Weibe Zahnh (Hrsg.), Heiden und Christen. Slawenmission im Mittelalter (=Ausstellungen zur Archäologie in Lübeck 5), Lübeck 2002, 43-54.
- GRABOWSKI i.V.: M. Grabowski, Ausgrabungen in Alt Lübeck 1999-2004. Befunde. Ausgewählte Funde, in Vorbereitung für Lübecker Schriften zu Archäologie und Kulturgeschichte.
- HERMANN 1985: J. Hermann (Hrsg.), Die Slawen in Deutschland, Berlin 1985.
- HÜBENER 1980: W. Hübener, Die Ausgrabungen im slawischen Burgwall Alt Lübeck 1949, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 3, Bonn 1980, 13-47.
- KEMPKE 1985: T. Kempke, Alt Lübeck: Die Ergebnisse der Ausgrabung 1947-1950, Teil 2: Der südliche Teil der Burg – eine Synthese mit den Grabungsergebnissen 1882-1981, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 11, Bonn 1985, 53-73.
- KLUG 1860: K. M. J. Klug, Alt Lübeck, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 1, Lübeck 1860, 221-248.
- KLUG 1867: K. M. J. Klug, Ausgrabung des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 2, Lübeck 1867, 354-355.
- LEGANT 2010: G. Legant, Zur Siedlungsgeschichte des ehemaligen Lübecker Kaufleuteviertels im 12. und frühen 13. Jahrhundert. Nach den ältesten Befunden der Grabung Alfstraße-Fischstraße-Schlüsselbuden, 1985-1990 (= Lübecker Schriften zu Archäologie und Kulturgeschichte 27), Rahden/Westf. 2010.
- NEUGEBAUER 1964/65: W. Neugebauer, Der Burgwall Alt Lübeck, Stand und Aufgaben der Forschung, in: Offa 21/22, Neumünster 1964/65, 127-283.
- SCHNEIDER 2014: M. Schneider, „Die erste Kirche in Lübeck gebaut“. Lübecks Kirchen – unbekannte Bodendenkmale, in: A. Falk, U. Müller und M. Schneider (Hrsg.), Lübeck und der Hanseraum. Beiträge zu Archäologie und Kulturgeschichte. Festschrift für Manfred Gläser, Lübeck 2014, 173-182.
- SCHULDT 1985: E. Schuldt, Groß Raden. Ein slawischer Tempelort des 9./10. Jahrhunderts in Mecklenburg (= Schriften zur Ur- und Frühgeschichte 39), Berlin 1985.
- WROBEL / ECKSTEIN 1984: S. Wrobel und D. Eckstein, Dendrochronologische Untersuchung der Holzfunde aus den Grabungen in Alt Lübeck (1978-1981), in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 9, Bonn 1984, 28-29.

Der Lemgoer Häutehandel mit Schlachtern, Schuhgästen, Scharfrichtern und Lübeck

von Uta Halle, Bremen

Dank

Als Verantwortlicher für die Archäologie der Hansestadt Lübeck übernahm Manfred Schneider im Jahr 2017 auch die legendären mehrtägigen Lübecker Kolloquien zur Stadtarchäologie im Hanseraum. Für mich stehen seit meiner Berufung als Landesarchäologin immer archäologische Quellen der Stadt Bremen für diese Kolloquien im Mittelpunkt. Zuvor habe ich jedoch viel zu archäologischen und historischen Quellen der Handwerker in der kleinen Hansestadt Lemgo geforscht, unter anderem zu den Schuhmachern. Für einen Festschriftbeitrag gibt es

dann manchmal die Qual der Wahl: welches Thema aus welcher Hansestadt? Die Wahl für diesen kleinen Beitrag zur Festschrift fiel schließlich auf das Thema „Handel mit dem Rohstoff Häute“ und berührt damit sowohl den lokalen Lemgoer als auch den hansischen Fernhandel Lübecks im 17. Jahrhundert. Die Frage habe ich kurz schon in der Festschrift für den Vorgänger von Manfred Schneider, Manfred Gläser (Halle 2014), angerissen, hier soll jedoch der Unterschied zwischen lokalem und überregionalem Rohstoffbezug dargestellt werden.

Einleitung

Die Gedichtsammlung des Würzburger und Mainzer Domherren Johann II. von Erbach, die dieser unter dem Pseudonym „Der König vom Odenwald“ in der Mitte des 14. Jahrhunderts verfasste, enthält ein Gedicht über den vielfältigen Nutzen der Rinder, aus deren Häuten zahlreiche Produkte gefertigt wurden (Kobaki 1994, 415). Die von ihm genannte Produktpalette reicht von Stiefeln, Schuhen, Gürteln und Handschuhen als wichtige Bestandteile der Kleidung über Messerscheiden, Futterale und Taschen zur Aufbewahrung von Haushaltsgegenständen und Waffen bis hin zu Sätteln und Zaumzeug als Reitzubehör, Kummets für die landwirtschaftlichen Zugtiere und ledernen Einbänden für Bücher, „aus denen man singt und vorliest“ (**Abb. 01**) (Kobaki 1994, 415). Die archäologisch überlieferten Lederobjekte des Mittelalters und der frühen Neuzeit zeigen sehr anschaulich, dass die Archäologie bislang nur einen kleinen Ausschnitt der ehemals vorhandenen Lederprodukte erfasst. Hier überwiegt eine Fundgruppe, die Schuhe, die sehr viel häufiger im Fundmaterial vertreten sind als andere Lederobjekte wie Kleidungsstücke oder Bucheinbände.

Der Lederverarbeitung wurde insgesamt bis in die 1970er Jahre nur wenig Aufmerksamkeit vonseiten der Archäologie geschenkt. Vier Ursachen nennt die niederländische Lederspezialistin Willy Groenman-van Waateringe hierfür (Groenman-van Waateringe 1984):

1. Die Erhaltung von Leder ist von den Lagerungsbedingungen im Boden abhängig, deshalb ist es nur bei günstigen Erhaltungsbedingungen auf Ausgrabungen im Fundmaterial vertreten
2. Oftmals ist das Leder schlecht und fragmentarisch erhalten, deshalb findet durch die jeweiligen Ausgräber kaum eine Aufarbeitung statt, sondern es erfolgt oftmais nur eine lapidare Bestimmung als „Lederreste“
3. Die Auswertung von Lederfunden erfordert eine große Sachkenntnis, sodass schon das bloße Ordnen nicht von Hilfskräften übernommen werden kann (Fingerlin 1995, 131)
4. Leder stellt für die Magazinierung in den Bodendenkmalpflegeämtern ein besonderes Problem dar, da es nur schwer dauerhaft zu konservieren ist

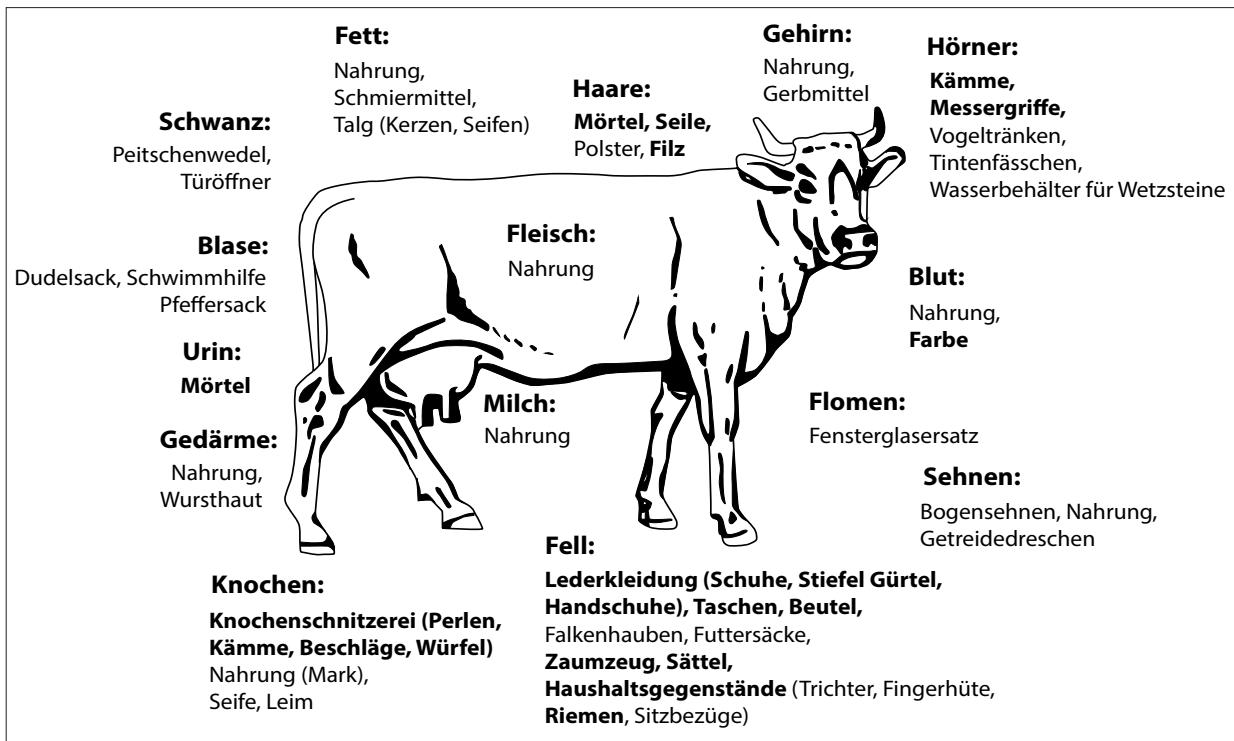


Abb. 1 Die vom König des Odenwalds erwähnten nutzbaren Teile eines Rindes. Fett dargestellt archäologisch nachgewiesen (nach Kobaki 1994, 415).

Eine wachsende Zahl von Neufunden, vor allem aus Stadt kerngrabungen, und die Aufarbeitung und Auswertung größerer Lederfundkomplexe haben allerdings dazu geführt, dass Groenman-van Waateringe schon 1984 feststellen konnte, dass „Leder heute seinen eigenen Beitrag zur Kenntnis der Vergangenheit“ leistet (Groenman-van Waateringe 1984, 8). Der Forschungsstand hat sich seitdem deutlich erweitert (Schnack 1992, 1993, 1994 und 1998; Diederich 2018; Schäfer 1996; Schumacher 2020; Volken et al. 2020).

Obwohl in Lemgo zu Beginn des 17. Jahrhunderts 70 Schuhmacher arbeiteten, gibt es im Gegensatz zu Lübeck (Groenman-van Waateringe 1993; Mührenberg 2006) in der Stadt nur wenige archäologische Lederfunde aus verschiedenen Stadtgrabungen (Diederich 1989, 257 und 263; Linde 2015, 127). Aber es gibt verschiedene Schriftquellen, die auf den Handel mit Häuten oder Leder eingehen. In diesen archivalischen Quellen wird nicht genau zwischen Haut und Leder – unter dem wir-

heute nur das gegerbte Endprodukt verstehen – unterschieden, deshalb wird hier immer der jeweilige Begriff der Quelle genutzt (Wilbertz 2004, 177).

Für Schuhmacher war die gegerbte Tierhaut, das Leder, der wichtigste Rohstoff. Im Jahr 1769 gab der Naturwissenschaftler Francois Garsault eine genaue Beschreibung des Schusterhandwerks und schrieb: „Das Leder ist überhaupt diejenige Materie, aus welcher die Schuhe, Stiefel, Halbstiefel u. d. gl. mehr verfertigt werden“ (Garsault 1767). Quantität und Qualität des Leders waren deshalb auch überregional von großer Bedeutung und sind ein Grund dafür, dass sowohl in Lübeck als auch in Lemgo der Handel hiermit im 17. Jahrhundert archivalisch nachzuweisen ist. Während der Fernhandel mit lebenden Rindern durch mehrere grundlegende Studien untersucht wurde (Wilbertz 2004, 175f.), ist der „Weg vom lebendigen Tier hin zur abgezogenen Haut“ (Bulach 2013, 185) im Nah- und Fernhandel bislang nur unzureichend erforscht und kaum differenziert betrachtet worden¹.

1 So schreibt der versierte Archäozoologe Norbert Benecke: „Die Felle bezog man von Tieren, die in den Städten geschlachtet wurden, sowie über den Handel als Ware.“ (Benecke 2005, 124)

Archäologisch sind manchmal die entstandenen Endprodukte oder Abfall aus der Lederverarbeitung überliefert, aber leider ist bei diesen Fundobjekten die Herkunft des Rohstoffs (noch) nicht nachweisbar. Von besonderem Interesse waren für die Schuhmacher die „Kuhhäute“,

aus denen ein äußerst strapazierfähiges Leder hergestellt werden konnte, das sie sicher zum Teil auch selber gerbt². Bezugsmöglichkeiten für Häute und fertig gegerbtes Leder entstanden im lokalen Umfeld, aber auch durch ausgedehnte Handelsreisen im norddeutschen Raum.

Der lokale Rohstoffbezug

Für den lokalen Rohstoffbezug gab es mehrere Möglichkeiten, die nachfolgend dargestellt werden: Der Ankauf bei den örtlichen Knochenhauern oder auch bei den im Häute- und Fellhandel tätigen Juden, bei den Käufern der Schuhe, den sogenannten „Schuhgästen“ sowie der zunftgemeinschaftliche Häuteeinkauf beim Lemgoer Scharfrichter.

Schlachter

Nach Grießinger kauften die Gerber die rohen Tierhäute direkt bei den Knochenhauern, da sie bei ihnen eigentlich als Nebenprodukt der Schlachterei anfielen (Grießinger, 1990, 224). Sie gelten als „primäre Ansprechpartner“ (Bulach 2013, 179), während die Gerber / Schumacher bei diesem Handel als Käufer auftreten. Dieser Handel, darauf hat schon die Historikerin Gisela Wilbertz vor einigen Jahren aufmerksam gemacht, ist bisher nicht quellenkritisch hinterfragt worden (Wilbertz 2004, 174f.). Der Lemgoer Amtsbrief der Schuhmacher aus dem Jahr 1602 beschreibt den Rohstoffbezug der lederverarbeitenden Handwerker bei den städtischen Fleischern, sodass hier verschiedene Aspekte dargestellt werden können. „Niemand, er sei den unser Gildebruder“ durfte dort Häute ankaufen und es war strengstens verboten, bei „den Knochenhauern in ihrem Hause“ den Ankauf zu tätigen. Der Handel mit Häuten durfte nur „aus dem Stege oder in den Scharren“, das heißt in den Verkaufsständen der Fleischer und dann auch nur „zur rechten Zeit“ erfolgen. Nun zeigt der Blick in die Lemgoer Zunftordnung, dass die Fleischer nicht die abgezogenen Häute der Rinder verkauften, denn diesem stand eine alte „Sitte und Gewohnheit“ entgegen, auf die sich

die Schuhmacher der Stadt geeinigt hatten. Diese bestand darin, dass sie die Häute nur kauften, „ehe man sie abzieht“, da sie dann „mit dem Kopf das Fleisch“ kaufen würden, das heißt sie mussten quasi das ganze geschlachtete Rind beim Knochenhauer erwerben. So ungewöhnlich wie dieser Handelsablauf angesichts der großen Fleischmenge eines Rindes bei den damaligen eingeschränkten Konservierungsmöglichkeiten erscheint, war er jedoch nicht. Das geschlachtete Vieh wurde in Lemgo durchaus im Ganzen verkauft³. Leider geben die überlieferten Zunftakten der Knochenhauer und der Schuster keinerlei Hinweise, wie viele geschlachtete Rinder auf diesem Weg den Besitzer wechselten. Vergleicht man diese mit den anderen Akten, zum Beispiel zum Bezug des Leders beim Scharfrichter oder auswärts, so liegt die Vermutung nahe, dass „Sitte und Gewohnheit“ zwar üblich waren, aber wahrscheinlich im 17. Jahrhundert eher selten praktiziert wurden und es sich dabei auch immer nur um einzelne Häute gehandelt haben kann. Es gibt in den Archivalien keinen Hinweis darauf, dass die Lemgoer Bürger die Häute erst den Gerbern zum Kauf anbieten mussten, wie dies zum Beispiel im schweizerischen Bern der Fall war (Schlottau 1993, 112). Dieser Rohstoffbezug von den Knochenhauern hatte deshalb in Lemgo eine Form, die für andere Städte noch überprüft werden muss.

Inwieweit die Lemgoer Schuhmacher neben der gewerblichen Schuhproduktion noch einen landwirtschaftlichen Nebenerwerb mit Viehhaltung betrieben, wie er beispielsweise für das 17. Jahrhundert in Göttingen für die Hälfte aller Handwerker nachgewiesen werden konnte (Buchhagen 1997, 37) und wie ihn auch die meisten

2 Das Gerben der Häute als Produktion in der Hand der Schuhmacher konnte für zahlreiche Städte nachgewiesen werden. Vgl. Stiewe 1996, 225 für die Kleinstadt Blomberg, für Lübeck Mühlenberg 2006, 259, für Lemgo Halle 2000, 379, für andere Städte im Ostseeküstenbereich Bulach 2013, 145.

3 In einem Schreiben des Knochenhaueramtes vom 17.6.1738 heißt es dazu: „[...] würden schon seit einigen Jahren her darüber Be-

schwerde führen müssen, daß sie [...] wegen der auf allen Dörfern herum liegenden Juden, mit ihren Scharren in größten Schaden gebracht würden, und nicht captable wären, ein Stück Vieh ganz zu verkaufen, sondern davon einen guten Teil allemal [...] zur Sommerszeit über; als mit Würmern überhäuft, in die Erde verscharren, oder in Herbst und Winterzeit mit großen Verlust selbst einsalzen müssen“. StadtA LE A 3091.

Bürger hatten, ist für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht bekannt. Aus der Schlachtung eigener Rinder hätten sie einen Teil des benötigten Rohstoffes beziehen können. 1620 wurde den Einwohnern der Grafschaft Lippe der Verkauf von Fellen und Häuten an „*jemand anders [...] als die lippischen Schuster*“ oder deren Ausfuhr verboten⁴.

Inwieweit sich die Schuster ihre Felle auch bei jüdischen Schlachtern kauften, lässt sich anhand der Quellenlage der Lemgoer Schuhmacherzunft nur selten feststellen. Aus den Schriftquellen zum jüdischen Leben in Lippe existieren einige Hinweise, wonach sie sich im Vieh- und / oder Fellhandel betätigten⁵. So enthält eine überlieferte Prozessakte aus Lemgo den Hinweis, dass ein Schuhmacher die benötigten Häute im Jahr 1693 bei einem Juden aufgekauft hatte⁶.

Schuhgäste

Neben dem schon beschriebenen speziellen Rohstoffbezug von den Knochenhauern gab es in Lemgo noch die sogenannten Schuhgäste. Nicht die Zunftordnung von 1602, sondern ein Schreiben der lippischen Schuster aus dem darauffolgenden Jahr gibt Auskunft über eine Ausnahmeregelung beim Lederankauf. Wenn dem Schuster von „*Schugäste[n], die er jährlich mit Schuhen versorgen*“ würde, „*geschlachtete Fälle [...] ins Haus gebracht, oder dazu er gerufen würde*“, sollten sie ihm zum Kauf „*gelassen werden*“⁷. Der Passus bedeutete, dass, wenn ein Bürger – auch er konnte oder musste wahrscheinlich das Fell mit dem Fleisch vom Schlachter kaufen – jenes zu den Schustern brachte, er sich daraus ein oder mehrere Paar Schuhe oder Stiefel anfertigen lassen und den Rest der Haut dem Schuster verkaufen konnte. Nachdem die Schuhe für den Schuhgast aus dem gelieferten Fell gefertigt waren, konnten aus dem verbliebenen Rest weitere Stücke produziert werden. Häute wurden aber nicht nur zu den Schustern gebracht, sondern die Handwerker wurden auch von den Besitzern zu sich ins Haus gerufen, um die Schuhe an Ort und Stelle anfertigen zu lassen. Da Viehbesitz für zahlreiche Bürger der Stadt überliefert ist,

kann davon ausgegangen werden, dass diese Handelsform durchaus üblich war. Sie brachte dem Schuhmacher einige Vorteile: Erstens bekam er seinen Rohstoff geliefert, zweitens hatte er auf diesem Weg wahrscheinlich einen relativ festen Kreis von Stammkunden und drittens musste er dabei nur einen Teil des Rohstoffes bezahlen, für den Rest setzte er seine Arbeitszeit und -kraft ein. Schuhgäste als fester Kundenkreis, der den benötigten Rohstoff gleich mitlieferte, waren auch im 18. Jahrhundert noch durchaus üblich (Berlepsch o. J., 139).

Scharfrichter

Die häufigste Art des Rohstoffbezuges, die sich in den Quellen widerspiegelt, ist der zunftgemeinschaftliche Häute- oder Ledereinkauf der Lemgoer Schuster beim dortigen Scharfrichter, der „*das Privileg zur ausschließlichen Nutzung der Abdeckerei*“ besaß (Wilbertz 2006, 117). Die eigentliche Arbeit des Fellabziehens und der Entsorgung der an Krankheit oder durch Unglücksfälle gestorbenen Tiere besorgten aber die Knechte des Scharfrichters als Abdecker. Der Scharfrichter trat in diesem Verkauf als Häute- oder Lederhändler auf⁸. Die älteste Quelle der Handelsbeziehungen zwischen dem Scharfrichter und der Lemgoer Schusterzunft bildet ein Vertrag aus dem Jahr 1612⁹. Fünf Mitglieder der Zunft verhandelten mit Franz Claus, da in der Zeit zuvor „*Mißverstende eingerissen*“ waren. Hierin verpflichtete sich der Scharfrichter „*dem Schuster Ampte alles Khu und Rindt ledder, wäß alhie bei diesem Dienste außen der Stadt fellet, denselben umb billichenn Kauff ein Jahr lanck vberlaßenn wolle*“. Der Scharfrichter musste also ein Jahr lang das Leder nur für die Lemgoer Schusterzunft vorhalten, erst nach Ablauf des Jahres durfte er es nach außerhalb verkaufen. Und er war verpflichtet, gleichzeitig mindestens zehn Häute an die Zunft zu verkaufen, denn er durfte „*auch niemandt, ein oder außwendig keine eintzelnen, Zwei oder Drie Khu oder Rinder heute abverkaufen*“. Die Schuster hingegen verpflichteten sich, „*keine eintzelnen Khuhuete von M. Frantze zue Kauffenn*“, sondern erst wenn Claus einen Decken Leder [= zehn Häute] beisammen hätte und es

4 Münz- und Taxordnung aus dem Jahr 1620. Lippische Landesverordnungen Bd. 1 493.

5 Vgl. Anm. 7. Vieh- und Fellhandel gehören zu den traditionellen jüdischen Berufen und lassen sich in anderen Aktenbeständen durchaus häufig nachweisen, vgl. van Faasen / Hartmann 1991.

6 Rechnung des Daniel Beschoren aus Herford aus dem Jahr 1703. StadtA Le A 7647. Beschoren gab an, dass er die Felle am 22. November 1693 bei Salmon Moses aus Brake gekauft hatte, sie an-

schließend in Lemgo gerben ließ und sie am 17. Juni 1694 an den Lemgoer Schuhmacher Henrich Halle verkaufte. Zu Henrich Halle vgl. Halle 2001.

7 Schreiben der lippischen Schuhmacher aus dem Jahr 1603. StadtA Le A 3194.

8 Zu den Aufgaben des Scharfrichters vgl. Wilbertz 2000.

9 StadtA Lemgo A 3194.

in Ordnung wäre, dann würden sie „*selbiges [...] kaufen*“.

Dieses Abkommen zwischen dem Scharfrichter und den Schustern blieb auch nach Franz Claus' Tod erhalten und wurde anscheinend ohne schriftliche Erneuerung auf seinen Sohn Diedrich Claus beziehungsweise 1647 auf seinen Enkel David Claus übertragen (Wilbertz 2000; Halle 2000). Ein Schuhmacher kaufte also beim Scharfrichter auf eigene Rechnung die Häute und verkaufte sie wiederum einzeln oder in kleineren Mengen an seine Zunftgenossen. Dieser zunftgemeinschaftlich organisierte Ein- und Weiterverkauf lässt sich durch mehrere Schuldverschreibungen der Schuster für Rindsleder bei ihren Kollegen nachweisen. Den Ankauf anderer Häute wie die von Pferden beim Scharfrichter überließen die Schuhmacher in Lemgo den ortsansässigen Riemschneidern und Sattlern¹⁰.

Bis 1658 scheint das Verhältnis zwischen den Schustern und dem Scharfrichter relativ ungetrübt gewesen zu sein, dann allerdings kam es zum Zerwürfnis und zu Beschwerden über den Häutehandel des Scharfrichters. Dieser würde die Kuhfelle nicht mehr ausschließlich an die Lemgoer Schuster verkaufen, sondern auch und „zunehmend“ an auswärtige Aufkäufer. Für den Scharfrichter war der Verkauf an die auswärtigen Käufer das lukrativere Geschäft, denn er verdiente dabei mehr Geld¹¹. Von den fremden Käufern konnte er für einen Decken Leder 11 Taler verlangen, während er von den Lemgoer Schustern nur 10 Taler und 27 Groschen erhielt.

Die Lemgoer Schuster beriefen sich deshalb auf ihr seit „*undenklichen Jahren*“ bestehendes Vorkaufsrecht und versuchten, dieses Recht weiter zu behalten¹². In der neu entstehenden Regelung berücksichtigte die Stadt Lemgo allerdings stärker die Interessen des Scharfrichters. Nun mussten sich die Schuster und andere Leder verarbeitende Gewerbe wie die Riemschneider innerhalb von zwei Wochen für einen Ankauf der vom Scharfrichter angebotenen Häute entscheiden, sonst könnte dieser den begehrten Rohstoff auch an andere verkaufen (Wilbertz 2000, 283). Drei Jahre hielt diese Regelung, dann erhielt der Rat der Stadt Lemgo den „*ernsten*“ Befehl des lippischen Landesherrn Graf Hermann Adolph, dieses Vorkaufsrecht aufzuheben und

dem Scharfrichter David Claus den Verkauf „*nach Belieben und Gefallen*“ zu erlauben. Zuvor hatte sich der Scharfrichter an den Landesherrn gewandt. Wilbertz macht darauf aufmerksam, dass die dazu eingereichte Bittschrift an den Rat der Stadt Lemgo vom 18. Februar 1661 das „*damalige Geschäftsgebaren*“ zwischen der Schuhmacherzunft und dem Scharfrichter aufzeigt (Wilbertz 2000, 284 Anm. 191). Deutlich wird erkennbar, dass „*weiln der Amptgenossen leider viele seyn*“, die nicht genügend Geld besaßen, um die Felle sofort zu bezahlen, die Schuster sich für den zunftgemeinschaftlichen Ankauf entschieden hätten. Die Zunft stellte es zudem so dar, dass dies nur zum „*Besten*“ für den Scharfrichter wäre, weil „*derselb allezeit gewisse und gute Leute*“ hätte, „*denen er sein Ledder anpieten und das Gelt dafür unfeilbar bekommen könnte*“. Außerdem führte die Zunft auch ihre Sorgen um „*Bürger und Bawern*“ als Argument an, denn „*Wenn es dem [Scharfrichter] erlaubet sein wurde, sein Ledder anders wohin oder auch wohlgar aus dem Lande, wie er gern wollte, zu verkauffen, undt das Ledder nach seinem Wohlgefallen zu versteigern*“, würden die Schuhe teurer werden. Bliebe den Lemgoer Schustern hingegen ihr Vorkaufsrecht, so wäre „*solches auch zu Indermänniglichen Nutzen*“, denn „*je geringer undt wolfseiler [...] Stieffeln und Schue wiederum verkauffet*“, desto größer wäre der „*gemeine Nutzen*“. Die Handwerker drohten also mit einer Verteuerung ihrer Produkte für den Fall, dass die Stadt Lemgo dem Scharfrichter den Leder- und Häuteverkauf freigeben würde. Aber alles Flehen und Drohen nützte den Schustern nicht. Im Mai 1661 erhielt der Scharfrichter David Claus das Privileg des lippischen Landesherrn für den freien Verkauf von Häuten, die in der Abdeckerei, die dem Scharfrichter unterstand, anfielen. Er konnte sein „*Leder in- und außerhalb der Stadt undt also auch an Fremde [...] verkaufen*“ und wurde dabei durch das Privileg „*geschützt*“.

Der Scharfrichter David Claus hatte sich mithilfe des lippischen Landesherrn durchgesetzt, der Monopolverkauf des Leders an die Lemgoer Schuster hörte auf zu existieren (Wilbertz 2000, 284f.).

Der Preis, den die Lemgoer Schuster David Claus für die Kuhhäute bezahlten, lag tatsächlich unter den Preisen, die an anderen Orten dafür bezahlt wurden. So

10 Beschwerde der Lemgoer Schuhmacher über David Clauss aus dem Jahr 1662. StadtA Le A 3194. Andere Hautarten, z. B. von Schafen sind in den Quellen nicht erwähnt.

11 Schreiben der Lemgoer Schuhmacher an den Rat der Stadt Lemgo

vom 18.2.1662. StadtA Le A 3194.

12 Klage der Schuhmacher über den Scharfrichter David Claus an den Rat der Stadt Lemgo vom 18.2.1662. StadtA Lemgo A 3194.

mussten die Schuster des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg 1646 für eine Kuhhaut 1½-2 Reichstaler bezahlen und für eine „vollständige friesische oder inländische Ochsenhaut“ sogar 3-3½ Reichstaler (Berlepsch o.

J., 137). Es ist schwierig abzuschätzen, wie umfangreich „die Menge der aus der Abdeckerei stammenden Häute und Felle tatsächlich war“. Hierzu fehlen in den Quellen die Angaben (Wilbertz 2020, 324).

Überregionaler Handel

Mit dem zunftgemeinschaftlichen Bezug der Häute und Felle beim Scharfrichter dürfte der mengenmäßig größere Teil des Häutehandels der Lemgoer Schuhmacher beschrieben worden sein. Trotzdem konnte der dortige Scharfrichter nicht alle Wünsche der Schuhmacherzunft befriedigen, sodass die Zunft auf andere Lederankäufe angewiesen war. Und hier lässt sich Erstaunliches nachweisen. Die Lemgoer Schusterzunft bezog einen erheblichen Teil ihrer benötigten Rohstoffe im überregionalen Handel, der bislang in der Forschungsliteratur weitestgehend unberücksichtigt blieb. Hier geben die Lemgoer Akten einen tiefen Einblick über die Entfernungen, die im Lederhandel zurückgelegt wurden. Lübeck wurde in diesen Akten mehrfach genannt und war ein wichtiger Umschlagplatz für Häute und Leder. Schon für die Jahre 1368/69 wird in den Pfundzolllisten der Hansestadt Lübeck ein Herman de Lemego genannt, der „Osemund, also weiches Schmiedeeisen, sowie Ballen mit Fell oder Häuten von Stockholm nach Lübeck“ brachte (Linde 2015, 150f.). Zu Recht macht Linde aber darauf aufmerksam, dass sein damaliger Wohnort kaum feststellbar ist (Linde 2015, 150). Lübeck war im Mittelalter und der frühen Neuzeit ein wichtiger Umschlagplatz für Felle und Häute, die aus dem Norden oder Osten antransportiert wurden¹³.

Für das Jahr 1607 und die darauffolgenden Jahre lässt sich der zunftgemeinschaftliche Rohstoffeinkauf von Leder für die Lemgoer Schumacher beim Scharfrichter Asmus Rathmann in Minden nachweisen¹⁴. Aus dem daraus entstandenen jahrelangen Prozess, den der Mindener Scharfrichter und nach ihm seine Söhne zwischen 1609 und 1620 mit zwei Lemgoer Schustern führten, lassen sich einige Details des Handels entnehmen. Zum einen

konnte der Mindener Scharfrichter seine Felle und Häute auch auswärtigen Kunden verkaufen, denn bei ihm kauften die alteingesessenen Lemgoer Schuster Henrich Homuth und Johan Höfing im Auftrag der Lemgoer Zunft jährlich für ca. 100 Reichstaler Leder. Rathmann übernahm auch den Transport des Rohstoffes nach Lemgo zur „Behausung“ von Homuth und Höfing. Dieses Mindener Leder war nur angezahlt, weitere Zahlungen sollten zu Jacobi und Martini erfolgen. Tatsächlich erfolgten dann kleinere Zahlungen, der Rest in Höhe von „154 taler 32 groschen“ (Wilbertz 2014, 26) aber blieb unbezahlt und führte in den Jahren 1609 bis 1620 zu dem erwähnten Rechtsstreit. In dessen Verlauf wurden mehrere Zunftgenossen der Lemgoer Schuster in Minden „arrestirt und eignes leibs in eine Herberge verwiesen“¹⁵.

Minden liegt rund 40 Kilometer von Lemgo entfernt. Sehr viel weiter entfernt liegt Lübeck (275 km), Zielort von drei Lemgoer Schustern, die dort 1606 „etlich Leder abgekauft und sich [...] einer für alle und alle für einen [...] verschrieben und verpflichtet[en]“, die noch ausstehenden 123 Reichstaler zu bezahlen¹⁶. Schon im 14. Jahrhundert bezogen die Lübecker Knochenhauer und Viehhändler Rinder aus der näheren und weiteren Umgebung. Hinzu kamen Häute aus dem Seehandel über die Ostsee (Bulach 2013, 181). Ob dieser weiträumige Häute- beziehungsweise Lederhandel zwischen den Lemgoer Schuhmachern und Lübeck schon im Spätmittelalter existierte, lässt sich anhand der Lemgoer Schriftquellen nicht ermitteln. Der Lederhandel mit Lübecker Lederverkäufern brach aber auch im Dreißigjährigen Krieg nicht ab. „Absonderlich und furnemblich aber bei diesen gefehrlichen Kriegslauff“, das heißt mittler im Dreißigjährigen Krieg, wurde Leder aus Lübeck

13 Aussagen zu Quantitäten lassen sich aber kaum erschließen. Sogar ein „herausragendes“ Leder wie das russische Juchten hinterließ um 1650 in den Lübecker Zollregistern „so gut wie keine Spuren“ (Harder-Greshoff 1998, 301).

14 Prozessakte Rahtmann gegen Höfing und Homuth mit Belegen aus den Jahren 1606-1612. StadtA Le A 8496.

15 Inhaftiert worden waren Henrich Traphagen, Wilhelm Schilling, Tile Potthast und Christopffer Lesemann. Schreiben der Stadt

Lemgo an die Stadt Minden vom 14.11.1610. KommA Minden, Stadt Minden B 672. Die Abschrift dieses Schreibens verdanke ich G. Wilbertz, Lemgo.

16 Der Schulschein über den Lederkauf der Lemgoer Schuster Henrich Homuth, Johan Höfing und Johan Schorff bei Hansen Döhren, Kaufherr und Bürger zu Lübeck in der Prozessakte Rahtmann gegen Höfing und Homuth. StadtA Le A 8496.

nach Lippe verhandelt¹⁷. So befanden sich im Juli 1636 die Lemgoer Schuhmacher Volmer und Berndt Dunker in Lübeck und kauften dort zwei größere Partien Leder bei dem „*ehrbahren undt vornehmen Herman Henrich Helmers*“. Auch in diesem Fall wurde für den Kauf des Leders Ratenzahlung vereinbart, die von Dunkers aber nicht eingehalten wurde¹⁸.

Die hier dargestellten Bezugsmöglichkeiten der Lemgoer Schuhmacher für das Leder gehörten zu den kapitalintensiven Bestandteilen des Rohstoffbezuges. Der Transport des Leders musste oft über weite Strecken und auch in unruhigen und gefährlichen Kriegszeiten organisiert werden. Die Historikerin Doris Bulach macht zurecht darauf aufmerksam, dass die Handwerker – in

diesem Beispiel die Lemgoer Schuhmacher – „mit ihrem Bedarf an den Ausgangsmaterialien ihrer Produkte also immer gleichzeitig Käufer, Produzenten und Verkäufer“ waren. Sie waren zum Teil zunftgemeinsame Käufer bei verschiedenen lokalen und überregionalen Verkäufern, wie den Lemgoer und Mindener Scharfrichtern sowie im Fernhandel mit Lübecker Händlern und arbeiteten für lokale Schuhgäste aus dem städtischen Umfeld. Die Produkte der Lemgoer Schuhmacher wurden in der Stadt produziert und die fertigten Schuhe an unterschiedliche Käufer aus der Stadt und dem städtischen Umfeld verhandelt. Lederschuhe und ihre Produzenten in der Stadt Lemgo waren somit in der frühen Neuzeit „über die verwendeten Materialien eingebunden in weit größere Wirtschaftszusammenhänge“ (Bulach 2013, 140).

Literaturverzeichnis

- BENECKE 2005: N. Benecke, Handel mit Schlachtvieh, Fischen und Fellen, in: H. Jöns (Hrsg.), Archäologie unter dem Straßenpflaster. 15 Jahre Stadtkernarchäologie in Mecklenburg-Vorpommern (= Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns, 39), Schwerin 2005, 123-124.
- BUCHHAGEN 1997: S. Buchhagen, Ein Leben zwischen Existenzbedrohung und Wohlstand. Göttinger Lederhandwerker im 18. und 19. Jahrhundert, Göttingen 1997.
- BULACH 2013: D. Bulach, Das Ledergewerbe in den Hansestädten der südwestlichen Ostseeküste (13. bis 16. Jahrhundert) (= Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte NF 65), Köln / Weimar / Wien 2013.
- DIEDERICH 2018: V. Diederich, Zur Aussagekraft von Lederfunden im Kontext einer stadtarchäologischen Ausgrabung. Fallbeispiel Ausgrabung „Alter Markt“ Fläche 2 und 2/8 in Duisburg, Masterarbeit Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn 2018, abrufbar unter <https://mittelalter.hypotheses.org/22224>.
- DIEDERICH 1989: R.-M. Diedrich, Funde aus einer Kloake des 16./17. Jahrhunderts in der Kramerstraße 4 in Lemgo, in: G. U. Großmann (Hrsg.), Renaissance im Weserraum, München 1989, 257-263.
- VAN FAASEN / HARTMANN 1991: D. van Faasen und J. Hartmann, ... dennoch Menschen von Gott erschaffen – Die jüdische Minderheit in Lippe von den Anfängen bis zur Vernichtung, Bielefeld 1991.
- GRIESSINGER 1990: A. Grießinger, Schuhmacher, in: R. Reith (Hrsg.), Lexikon des Alten Handwerks: vom späten Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, München 1990, 224-230.
- GROENMAN-VAN WAATERINGE 1984: W. Groenman-van Waateringe, Die Lederfunde von Haithabu (= Berichte über die Ausgrabungen in Haithabu 21), Kiel 1984.
- GROENMAN-VAN WAATERINGE 1993: W. Groenman-van Waateringe, Organische Funde aus Lübeck: ein Spiegelbild der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Hansestadt?, in: M. Gläser (Hrsg.), Archäologie des Mittelalters und Bauforschung im Hanseraum, Rostock 1993, 505-510.
- HALLE 2000: U. Halle, „Hereyn wer Stiffl und Schuh bedarff“. Die Lemgoer Schuhmacherfamilie Halle im 17. Jahrhundert, in: G. Wilbertz und J. Scheffler (Hrsgg.): Biographieforschung und Stadtgeschichte. Lemgo in der Spätphase der Hexenverfolgung (= Studien zur Regionalgeschichte 13; Beiträge zur Geschichte der Stadt Lemgo 5), Bielefeld 2000, 347-388.
- HALLE 2014: U. Halle, Archäologische Fragen und archivalische Antworten zum Schuster- und Töpferhandwerk in der Stadt am Beispiel Lemgos, in: A. Falk (Hrsg.), Lübeck und der Hanseraum: Beiträge zu Archäologie und Kulturgeschichte; Festschrift für Manfred Gläser, Lübeck 2014, 339-344.
- HARDER-GERSDORFF 1998: E. Harder-Gersdorff, Lübeck und Rußland. Quellen zur frühen Neuzeit im Archiv der Hansestadt Lübeck, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte 78,

17 Undatiertes Schreiben der Horner Schuhmacher über die Situation der lippischen Schuster im Dreißigjährigen Krieg. StadtA Le A 3194.

18 Prozessakte Dunker mit den Schuldverschreibungen aus dem Jahr

1636. Die Witwe Helmer gab sie nach 21 Jahren an Anthon Georg von Nagell aus Wollbrügge in Westfalen ab. Dieser trat die Schulscheine am 8.7.1666 in Lemgo an den Notar Caspar Gildemeister ab. StadtA Le A 7528.

- Lübeck 1998, 281-316.
- LINDE 2015: R. Linde, Lemgo in der Zeit der Hanse. Die Stadtgeschichte 1190-1617, Lemgo 2015.
- MÜHRENBERG 2006: D. Mührenberg, Das Handwerk in Lübeck vom 12. bis zum 18. Jahrhundert im Spiegel archäologischer Funde und Befunde, in: M. Gläser (Hrsg.): Das Handwerk (= Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum V), Lübeck 2006, 253-270.
- SCHNACK 1992: C. Schnack „Die mittelalterlichen Schuhe aus Schleswig“. Ausgrabung Schild 1971-1975 (= Ausgrabungen in Schleswig. Berichte und Studien 10), Neumünster 1992.
- SCHNACK 1993: C. Schnack, Lederfunde von der Schlachte in Bremen, in: Bremer Archäologische Blätter N. F. 2, 1992/93, Bremen 1993, 61-70.
- SCHNACK 1994: C. Schnack, Mittelalterliche Lederfunde aus Konstanz (Grabung Fischmarkt) (= Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 26), Stuttgart 1994.
- SCHNACK 1998: C. Schnack, Mittelalterliche Lederfunde aus Schleswig. Futterale, Riemen, Taschen und andere Objekte. Ausgrabung Schild 1971-1975 (= Ausgrabungen in Schleswig. Berichte und Studien 13), Neumünster 1998.
- SCHLOTTAU 1993: K. Schlottau, Von der handwerklichen Lohgerberei zur Lederfabrik des 19. Jahrhunderts, Wiesbaden 1993.
- SCHUMACHER 2020: C. Schumacher, Mittelalterliche und neuzeitliche Lederfunde aus Adelssitzen im rheinischen Braunkohlerevier (= Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 347), Bonn 2020.
- VOLKEN ET AL. 2020: M. Volken, A. Heege und S. Teuber, Einbeck-Petersilienwasser 2: Lederfunde und Schusterwerkzeuge (= Studien zur Einbecker Geschichte 19), Oldenburg 2020.
- WILBERTZ 2000: G. Wilbertz, Familie, Nachbarschaft und Obrigkeit. Soziale Integration und Loyalitätskonflikte im Leben des Lemgoer Schaftrichters David Claus d. Ä. (1628/29-1696), in: G. Wilbertz und J. Scheffler (Hrsgg.): Biographieforschung und Stadtgeschichte. Lemgo in der Spätphase der Hexenverfolgung (= Studien zur Regionalgeschichte 13; Beiträge zur Geschichte der Stadt Lemgo 5), Bielefeld 2000, 247-308.
- WILBERTZ 2004: G. Wilbertz, Der Scharfrichter als Kaufmann. Lederproduktion und Lederhandel in der Frühen Neuzeit, in: C. Deggim und S. Urbanski (Hrsgg.), Hamburg und Nordeuropa: Studien zur Stadt- und Regionalgeschichte. Festschrift für Gerhard Theuerkauf zum 70. Geburtstag, Münster 2004, 173-194.
- WILBERTZ 2006: G. Wilbertz, „... daß ein jeder einem Abdecker geleistete Dienst Schande bringe ...“ Reinheitsvorstellungen, Körperkonzepte und die Unehre der Wrasenmeister, in: S. Klocke-Daffa (Hrsg.), Tabu. Verdrängte Probleme und erlittene Wirklichkeit; Themen aus der lippischen Sozialgeschichte. (= Lippische Studien, 22), Detmold 2006, 117-192.
- WILBERTZ 2014: G. Wilbertz, „.... ein ehrlicher Mann und Meister ...“ Scharfrichter in Minden in der Vormoderne, in: Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins 26, Minden 2014, 7-116.
- WILBERTZ 2020: G. Wilbertz, Der Abdecker und das Tier – ein komplexes Verhältnis, in: M. Hirte und A. Deutsch (Hrsg.), „Hund und Katz – Wolf und Spatz“. Tiere in der Rechtsgeschichte. (= Kataloge des Mittelalterlichen Kriminalmuseums in Rothenburg ob der Tauber 3), Rothenburg ob der Tauber 2020, 318-352.

Mengstraße-LV – Chancen und Möglichkeiten einer baubegleitenden Ausgrabung

von Jörg Harder, Lübeck

Einleitung

Seit September 2018 finden in der Mengstraße im Westen der Lübecker Altstadt sehr umfangreiche Ausgrabungen statt. Ursache hierfür ist die Neuverlegung sämtlicher Ver- und Entsorgungsleitungen wie Gas, Wasser, Schmutz- und Regenwasser sowie von Elektro-, Breitband- und Telekommunikationskabeln. Zusätzlich wird der gesamte Oberflächenaufbau der Straße erneuert. Bis zum Jahresende 2022 wurde die untere Mengstraße bis zur Blocksquerstraße fertig gestellt und baubegleitend archäologisch untersucht, inklusive je ca. 50 m der einmündenden Geraden Querstraße, Siebenton Querstraße und Blocksquerstraße. Dies entspricht der Hälfte des Gesamtvolumens der Baumaßnahmen. Vor allem die Baugruben der verschiedenen Rohrleitungen, die bei einer Breite von ca. 1,10 m bis zu 4,50 m tief in den Untergrund eingriffen, ergaben auf einer Länge von 160 m des bisher untersuchten Areals hervorragende Einblicke in den Siedlungsaufbau des Straßenraums. Die 54 dazugehörigen Hausanschluss-

gruben führten größtenteils bis an die Bestandsgebäude heran und ermöglichten die Dokumentation etlicher Baubefunde und ehemaliger Zu- und Kellerabgänge. Durch das für den Neuaufbau nötige Auskoffern des Bürgersteigbereichs wurden unzählige aufgegebene Vorbauten wie Lichtschächte, Treppenwangen oder die Fundamente abgebrochener Erdgeschosszugänge freigelegt. Schon die quantitative Potenz von mehreren Hundert Quadratmetern Profilen, Mauerwerkszeichnungen und Flächenzeichnungen lässt erahnen, wie gründlich dieser Straßenbereich dokumentiert werden konnte und welche Chancen sich dadurch im Hinblick auf die Beantwortung wissenschaftlicher Fragestellungen zur Geomorphologie, Siedlungs- und Grundstücksentwicklung, Strategien der Oberflächenbefestigung, der Wasserver- und -entsorgung und nicht zuletzt dem Hausbau ergeben. Die Maßnahme ist noch nicht abgeschlossen, im Folgenden werden also nur vorläufige Ergebnisse vorgestellt.

Älteste Befundlagen

Der älteste erfasste Befund ist der anstehende Boden. Dabei handelt es sich um Ablagerungen von Sand- und Beckentonschichten, die weichselkaltzeitlichen Ursprungs sind und durch holozäne Flusserosion zu einem Hügel geformt wurden, der heutigen Altstadtinsel (Kräling 2019, 49f.). Er wurde erstmals vor der Mengstraße 37 auf 0,50 m ü. NHN (etwa 3,50 m unterhalb der heutigen Straßenoberfläche) erfasst, fällt von einer etwa 6,50 m östlich gelegenen Geländekante steil nach Westen ab und stellt vermutlich bereits die Uferrandzone des alten Traveverlaufs dar. Ab der Geländekante steigt er auf 40 m Länge bis zur Einmündung der

Geraden Querstraße gleichbleibend um ca. 6% an und bildet den nordwestlichen Rand eines Plateaus. Dieses steht im räumlichen Zusammenhang mit der am westlichen Rand des Gründungsviertels dokumentierten Uferrandsiedlung, die früher als die mittelalterliche Stadtgründung datiert. Der sich nach Osten anschließende Bereich bis zur Einmündung der Blocksquerstraße zeigt ein gleichmäßig flach ansteigendes Plateau, welches sich bis zur Braunstraße ausdehnt und die Fläche der mittelalterlichen Gründungssiedlung darstellt (vgl. Rieger 2019, 78). Nördlich der Mengstraße fällt dieses deutlich zur Beckergrube hin ab, womit es sich um die Randzone

des einstigen Gründungsviertels handeln dürfte (Rieger 2019, Abb. 39 und 42).

Als ältester anthropogener Befund wurde eine Lage hölzerner Flechtmatten sondiert, die als Oberflächenbefestigung auf dem anstehenden Boden verlegt wurden. Dieser Befund verläuft ab der Mitte der Mengstraße 33 auf 22 m Länge in Richtung Osten und lässt sich im Fortgang nur noch sporadisch beobachten (**Abb. 1**). Offensichtlich wurde die ursprüngliche Vegetation aus Gräsern und Büschen gerodet, sodass die Flechtmatte der Verschlammung und Erosion des Bereichs entgegenwirken musste (vgl. Kräling 2019, 51). Sie wird von einem schmalen Nutzungshorizont überlagert und im Norden vor dem Haus Mengstraße 56-58 von einem Ost-West-verlaufenden Palisadenzaun geschnitten. Der auf insgesamt 5 m Länge dokumentierte Zaun besteht aus zugespitzten Rundholzstämmen, welche in die Sohle eines Zaungrabens eingeschlagen wurden. Er wird von einem nördlich vorgelagerten Graben flankiert und stellt vermutlich die Grenze des ursprünglichen Siedlungsareals dar (**Abb. 2**).

Ebenfalls zu den ältesten Befunden zählt ein etwas südlich der Straßenmitte verlaufender, steilwandiger Drainagegraben von 2 m Breite und 1 m Tiefe. Er schneidet den Nutzungshorizont und lässt sich bisher auf einer Länge von 113 m entlang der Mengstraße nachweisen (**Abb. 3**). Mehrere einmündende Traufgräben mit Holzaussteifung führten dem Hauptgraben Regenwasser von den südlich liegenden Grundstücken zu. Diese ausgesteiften Gräben oder Rinnen markieren oftmals auch die einstigen Grundstücksgrenzen (Harder 2019, 701f.). Der Graben läuft bis zu der oben genannten Geländekante und entwässert nach Westen in den Uferbereich der Trave. Gleichtartige Drainagegräben sind bereits bei Straßengrabungen in der Braun-, Fisch-, Alf- und Einhäuschenquerstraße dokumentiert worden. Ebenso in der Geraden Querstraße. Sie liegen alle im Bereich der Gründungssiedlung und datieren in die Zeit der Stadtherrschaft Heinrich des Löwen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Sie zeugen von weitreichenden Maßnahmen zur Konsolidierung des Siedlungsareals mithilfe eines weitreichenden Entwässerungssystems (Rieger 2019, 122f.).



Abb. 1 Flechtmattenreste mit darauf liegendem Nutzungshorizont. Darüber Reste des Knüppeldamms. Darunter anstehender Sand auf anstehendem Ton (Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).



Abb. 2 Reste des Palisadenzauns, von Schichten der Geländeerhöhung überbaut. Rechts hinter dem Abwasserrohr tieft der vorgelagerte Graben ins Erdreich ein (Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

Spätestens gegen Ende des 12. Jahrhunderts begann man das aufgrund der häufig auftretenden Überschwemmungen siedlungsungünstige Traveufer aufzuschütten und sukzessive einen festen Baugrund für die Erweiterung der städtischen Siedlung zu schaffen. Im Untersuchungsgebiet äußert sich dies in massiven schwärzlichen Schichten, welche typische Siedlungsabfälle vorweisen und stellenweise mit rechtwinklig zueinander verlegten Rundholz- und Bohlenabschnitten befestigt sind. Sie überlagern die ältesten Befundlagen im Bereich der unteren Mengstraße bis vor die Einmündung der Geraden Querstraße und sind der erstmals von Manfred Gläser beschriebenen „Baulandgewinnung“ zuzuordnen (Gläser 1992, 60f. und 87). Weitere archäologische Nachweise liegen aus den unteren Bereichen der Braun- und Alfstraße sowie der Straße An der Untertrave vor (Rieger 2019, 123f.).



Abb. 3 Drainagegraben der Mengstraße mit Verfüllschichten, wird von einem Schwemmkanal des Drainagesystems überlagert (Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

Hölzerne Straßenbefestigungen

Die Einmündung der Geraden Querstraße in die Mengstraße markiert die nordwestliche Ecke des Siedlungsplateaus des Gründungsviertels. Hier wurde im südlichen Bereich der Mengstraße etwa 2,50 m unterhalb der heutigen Straße ein Knüppeldamm aus Nord-Süd-orientierten Rundhölzern und Spaltbohlen als ältester Oberflächenbelag auf insgesamt 17 m Länge dokumentiert (**Abb. 4**). Er lagert direkt auf dem oben erwähnten Nutzungshorizont, steigt von 2,70 m auf 3,40 m ü. NHN an, zieht im Norden bis an den bereits teilverfüllten Drainagegraben heran und findet dort mit Ost-West-verlegten Randhölzern einen Abschluss. Er datiert dendrochronologisch ins Jahr 1213. Rechtwinklig darüber verlegte Bohlen und weitere, teils massive Planierschichten mit etlichen Holzresten und Siedlungsabfällen zeugen von mehreren Ausbauphasen,

die auch nach Westen in den aufgeschütteten Bereich führen (s. Abb. 6). Analog dazu seien hier etliche Nachweise von hölzernen Straßenoberflächen deutlich massiveren Ausmaßes aus der Braun-, Fisch- und Alfstraße erwähnt (Rieger 2019, 123ff.). Massive Unterzugkonstruktionen, wie sie beispielsweise in der Braunstraße dokumentiert wurden, lassen sich im Befund lediglich an der sehr unregelmäßigen Abbruchkante der dunklen Planierschicht erahnen, welche die erhaltenen Hölzer überlagert. Rundliche Ausbuchtungen mit bis zu 25 cm Durchmesser deuten auf einen rustikalen Abriss der jüngsten Holzoberfläche hin, bei dem selbst die Substruktionshölzer mit abgebaut wurden. Dieser Vorgang diente der Vorbereitung auf eine erste Steinpflasterung in der Mengstraße, auf die weiter unten eingegangen wird.



Abb. 4 Knüppeldamm vor der Mengstr. 31, etwa 2,50 m unterhalb der heutigen Straße. Er wird von weiteren Befestigungen und der Sandbettung des ältesten Straßenpflasters überlagert (Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

Holzbrunnen



Abb. 5 Holzkastenbrunnen von 1230 vor der Mengstr. 29. Am oberen Rand ist die hölzerne Baugrubenausteifung zu erkennen (Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

Durchaus unerwartet war der Fund eines Brunnens inmitten der Straße im Grenzbereich der Mengstraße 29/31. Es handelt sich um einen Holzkastenbrunnen Typ A.1 (Harder 2019, 619 Abb. 2) mit 1,25 m x 1,20 m Binnenmaß, der etwa 3 m unterhalb der heutigen Geländeoberkante bei 3,00 m ü. NHN angetroffen wurde. Die Tiefe bis zur Sohle konnte nicht sondiert werden, dürfte jedoch mindestens 2,50 m betragen. Er ist der südlichen Bauflucht 1,25 m vorgelagert, wobei der Abstand zur heutigen nördlichen Bauflucht mit 6 m deutlich größer ist. Seine Konstruktion besteht aus vier Eckpfosten und horizontal von außen gegengesetzten Bohlen von bis zu 8 cm Stärke, die umlaufend leicht überstehen und ausschließlich vom Druck der Baugrubenverfüllung fixiert werden (Abb. 5 und 8). Die Bohlen datieren dendrochronologisch jahrgenau in das Jahr 1230. Die Baugrube ist – im Gegensatz zu den sonst üblichen runden und unverbauten Gruben der Holzbrunnen des Lübecker Gründungsviertels – rechteckig abgeteuft und mit vertikalen Spundbrettern verbaut, die von horizontalen Aussteifungsbalken von innen fixiert werden¹. Dafür wurde ausschließlich sekundär verwendetes Material genutzt. Der Brunnen schneidet den Knüppeldamm sowie die darüber verbauten Planierschichten und hölzernen Oberflächenbefestigungen und lässt sich zeitlich deren letzter Nutzungsphase zuordnen. Mit dem oben erwähnten Abriss der jüngsten hölzernen Straßenbefestigung wurde auch der Brunnen aufgegeben und von der Sandbettung des ersten Straßenpflasters überlagert.

1 Von den Ausmaßen der Baugrube sind 4,40 m in O-W-Richtung nachgewiesen und ca. 2,00 m in S-N-Richtung erfasst. Unter Be-

rücksichtigung der heutigen Bauflucht wird für Letztere eine Länge von ca. 3,50 m angenommen.

Straßenpflaster

Das älteste Straßenpflaster der Mengstraße besteht aus kleineren unbearbeiteten Feldsteinen bis 22 cm Durchmesser und wurde auf eine etwa 40-50 cm starke Sandbettung gesetzt, welche die Unebenheiten der abgetragenen hölzernen Oberflächenbefestigungen ausglich (Abb. 6). Es wurde erstmals vor Haus 64 in situ dokumentiert und ist durchgehend bis zur Einmündung der Blocksquerstraße auf 117 m Länge nachgewiesen. Da sich nur vereinzelt Reste des Pflasters erhalten haben, erfolgte der Nachweis hauptsächlich über deren Abbruchschicht, die sich als schmaler Horizont auf der Sandbettung äußert und an deren unterer Kontur sich die Standspuren der entfernten Steine abzeichnen. Durch die Korrelation der erfassten Niveaus lässt sich eine erste gepflasterte Straße rekonstruieren, die in etwa 2,00 m Tiefe unterhalb der heutigen Oberfläche verläuft und ein sehr ähnliches Höhenprofil zeigt. Das Pflaster kann nur grob in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert werden, da die Bet-

tungsschicht des Pflasters den Holzbrunnen überlagert, der nicht vor 1230 errichtet wurde und sicherlich einige Jahre in Nutzung war. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte wurde der Straßenraum sukzessive erhöht. Die Pflastersteine wurden dabei jeweils entfernt und eine neue Sandbettung von durchschnittlich 40 cm Stärke für die nächsten Pflasterlagen einplaniert. So lassen sich mindestens fünf verschiedene Straßenniveaus nachweisen. Unter Berücksichtigung des oberen bis in 1,20 m Tiefe komplett gestörten Bereichs summiert sich die Gesamtzahl auf bis zu acht verschiedene Oberflächenniveaus, da die letzten Regulierungen des 19. und 20. Jahrhunderts deutlich weniger hoch ausfielen (Abb. 7). Dies ist auch in den angrenzenden Seitenstraßen nachweisbar, deren Randbereiche stellenweise weniger tief gestört sind. Die Motive dieser Erhöhungen sind noch unklar. Vermutlich wurden damit Schadstellen oder starke Unebenheiten beseitigt, die durch ein Nachsacken verfüllter



Abb. 6 Ältestes Straßenpflaster in situ vor der Mengstr. 64. Die Sandbettung liegt auf Schichten der Geländeerhöhung. Über dem Pflaster ist die nächste Sandbettung aufgebracht (Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

Bereiche wie des Drainagegrabens verursacht wurden. Offenbar sollte dabei jeweils der komplette Fahrdamm in der Höhe reguliert werden, auch wenn dies ständig Anpassungen an den angrenzenden Gebäudeteilen nach sich

zog. Massive Aufschüttungen, wie sie z.B. in der oberen Braun- und Fischstraße als Reliefangleichung des steilen Anstiegs eingebracht wurden (Rieger 2019, 125), sind bis dato in der Mengstraße nicht erfasst worden.



Abb. 7 Abfolge der Straßenhorizonte aus Sandbettungen und Abbruchschichten im Wechsel (Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

Die Bürger- und Kaufleutewasserkunst

Erstmals wurden auf einer Ausgrabung im Gründungsviertel Teile der „Bürger- und Kaufleutewasserkunst“ von 1532 archäologisch nachgewiesen und dokumentiert. Es handelte sich dabei um eine hölzerne Druckleitung, die aus der Länge nach durchbohrten Eichenbalken bestand und die Straßen des Gründungsviertels mit Trinkwasser aus der Wakenitz versorgte (Grabowski 1994). Die in der Mengstraße erfassten Balken mit etwa 33 x 33 cm Querschnitt und bis zu 5 m Länge datieren dendrochronologisch um/nach 1514 und jahrgenau 1530. Sie sind an den Kopfenden rundlich-spitz zugerichtet, ineinandergeschoben und mit verstegten Eisenbändern verbunden (**Abb. 8**). Die Baugrube wurde steilschräg und leicht abgetreppt etwas südlich der Straßenmitte eingebrochen². Die Leitung ist ab der

Einmündung der Geraden Querstraße in Richtung Osten nachgewiesen. Sie wird jedoch im weiteren Verlauf stark gestört – so sind etliche Rohrsegmente für eine spätere Drainageleitung (siehe weiter unten), die nördlich parallel auf ähnlichem Niveau verläuft, umfunktioniert worden. Vor dem Haus Mengstraße 21 konnte der bisher einzige Abzweiger der Leitung nach Süden erfasst werden. Der ebenfalls längs durchbohrte Holzbalken war mit seinem nördlichen Ende stumpf mit einem aufgenagelten Eisenring an die hinter der Profilkante liegende Wasserleitung angeflanscht. Er fand sich etwa 3,30 m unter der heutigen Straße. Eine direkte Zuleitung durch eine Giebelmauer wurde bisher nicht nachgewiesen. Weitere Befunde dazu werden jedoch im nächsten Bauabschnitt bis zur Einmündung Schüsselbuden erwartet.



Abb. 8 Rohrsegmente der „Bürger- und Kaufleutewasserkunst“, DD 1530, aus längs durchbohrten Holzbalken. Rechts Verbindung zwischen den Segmenten. Unten hölzerne Baugrubensteifung des Kastenbrunnens (Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

2 Im mittleren Bereich der Straßen wurden ab 1860-1876 die ersten Sielleitungen verlegt. Vermutlich wurden deshalb weder in der Braun-, Fisch- noch Alfstraße Reste der Wasserkunstrohre entdeckt

– sie wurden mutmaßlich beim Einbau der Sielleitungen entfernt (Rieger 2019, 129f.).

Drainagesystem

Gleich in der ersten Haltung des Kanalbaugrabens für die neu zu bauende Abwasserleitung stieß man im Bereich der Grabensohle auf Holz. Es erwies sich im weiteren Grabungsverlauf als das westliche Ende eines extrem umfangreichen unterirdischen Drainagesystems aus abgedeckelten Holzrinnen, Holzleitungen und Backsteinkanälen von bisher über 200 m Länge, sieben Schwemmkästen und 13 Hausanschlüssen. Der Hauptstrang der Ableitung wurde in etwa 2,50 m Tiefe mittig der Straße in O-W-Richtung verlegt und besteht aus vierkantig zugerichteten Holzbalken mit einer Rinne aus einem U-förmigen Profil (**Abb. 9**). Diese wurden mit massiven Holzbohlen von ca. 10 cm Stärke verschlossen und zusätzlich mit Birkenrinde abgedeckt. Die Drainagerinne wird in unregelmäßigen Abständen von hölzernen Schwemmkästen mit bis zu 2 m Länge und 1,20 m Breite unterbrochen, die zur Ablagerung von mitgeschwemmtem Material dienten. Diese wurden komplett vormontiert

eingebaut und fungierten auch als Leitungseinführungen für Hausanschlüsse. Nach 22 m in Richtung Osten wurden die Holzrinnen durch einen Backsteinkanal ersetzt. Er gründet auf Holzbohlen – vermutlich die Abdeckungshölzer der ersetzen Rinnen – und setzt sich 54 m nach Osten fort. Die Seitenwände sind mit hochkant auf der Stoßseite gesetzten Backsteinen ausgeführt, zwischen denen auf der Längskante verlegte Backsteine als Laufrinne dienen. Den oberen Abschluss bildet eine Rollschicht, die mit einer etwa 10-15 cm starken Lehmschicht abgedichtet ist – ein hoher Aufwand für einen lediglich 18 x 13 cm messenden Kanalquerschnitt. Zwei von Norden einmündende Hausanschlüsse sind ebenfalls als Backsteinkanal ausgeführt (**Abb. 10**). Die hölzernen Schwemmkästen wurden zum größten Teil weitergenutzt, was durch die etwas höhere Lage des Kanals möglich war. Ab dem Haus Mengstraße 31 führt wieder eine Holzleitung weiter die Straße hinauf, die teils aus den genannten Holzrinnen



Abb. 9 Verbindungsstelle zweier Segmente der Holz-Drainageleitung mit bearbeiteten und eingeschobenen Kopfenden. Im Hintergrund die Abdeckung aus Bohlen und Birkenrinde (Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

besteht, jedoch mehrheitlich aus sekundär genutzten Rohrsegmenten der „Bürger- und Kaufleutewasserkunst“. Für die Anbindung wurde der Backsteinkanal leicht verbreitert, das Holz eingeschoben und mit einer massiven Kalksteinplatte abgedeckt. Die Dendrodaten der Hölzer streuen beachtlich. So datieren Proben aus der Leitung und den Abdeckbohlen des westlichen Bereichs um/nach 1484 und um 1757, die Abdeckung eines Schwemmm-

kastens sogar jahrgenau auf 1857. Der Hausanschluss der Mengstraße 23 datiert ins Jahr 1747, was in der Summe die Errichtung des Drainagesystems in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert plausibel erscheinen lässt. Die älteren Daten deuten auf die sekundäre Verwendung von Baumaterial hin, die jüngsten Daten belegen eine recht lange Nutzungsdauer bis zum Anschluss an das städtische Kanalisationssystem ab dem Jahr 1876.



Abb. 10 Einführung eines Hausanschlusses in den Backsteinkanal (Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

Baubefunde

Die bisher 54 erstellten Hausanschlussgruben und das Auskoffern der Bürgersteigbereiche ermöglichen umfangreiche Einblicke in die Baustrukturen der den Straßenraum tangierenden Gebäudeteile. Unzählige ehemalige Vorbauten wie Kellerabgänge, Lichtschachteinfassungen und Substruktionen einstiger Zugangstreppen haben sich direkt unterhalb des Gehwegs erhalten und sind in der Regel mehrfach umgestaltet worden (**Abb. 11**). Während des 19. Jahrhunderts erfolgte bei etlichen Häusern der Mengstraße ein radikaler Umbau, mit welchem die ehemals vorwiegend merkantil konzipierten Dielenhäuser

in reine Wohnhäuser umgewandelt wurden. So verlegte man beispielsweise die Erdgeschosszugänge von der Mitte an die Seite und veränderte die Geschosshöhen, um mehr Wohnfläche zu generieren. Die in den Straßenraum hineinreichenden Bauteile wurden dabei umfunktioniert, zugeschüttet oder auf das erforderliche Niveau abgetragen und durch den Bürgersteig überbaut. Sie zeugen noch heute von der ehemaligen Gliederung der Dielenhäuser, die durch ein mittiges Portal mit Zugangstreppe und je einem Kellerabgang auf jeder Seite gekennzeichnet war und sich bei etlichen Häusern bis heute erhalten hat.



Abb. 11 Mehrfach verkleinerter und abschließend zum Lichtschacht umgebauter Kellerabgang der Mengstr. 68. Stark durch einführende Rohrleitungen gestört (Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

Die erfassten Kellermauern konnten teilweise bis auf ihre Fundamenttiefe dokumentiert werden. Vertikale Baufugen deuten dabei auf eine ursprünglich individuelle Bebauungsfolge der Grundstücke hin. In einigen Fällen wurden die Eingangssituationen von ehemals vermutlich ebenerdigen Zugängen nachgewiesen. So erhielt sich beispielsweise im Bereich der Mengstraße 21 die Türlaibung eines Durchgangs als verbandsgerechte Mauerecke etwa 2,70 m unterhalb des Bürgersteigs (**Abb. 12**). Von Norden zieht die Abbruchschicht des ältesten Straßenpflasters gegen deren Unterkante und erschließt somit den zeitlichen Zusammenhang. Letzteres weist auch in Relation mit den Gründungstiefen der erfassten Fundamente auf eher ebenerdige Bauten hin. Der Höhenunterschied zwischen Pflasterlage und Oberkante der Findlingsfundamente der Mengstraße 23, 42 und 58 beträgt lediglich 0,55-1,10 m. Inklusive der Stickung und erster Steinlagen entspricht dies einer



Abb. 12 Mauerfuge zwischen der Mengstr. 21 und 23. Unten Reste der Türlaibung eines ebenerdigen Eingangs. Nach oben ist die massive Störung durch einen späteren Kellerabgang zu erkennen (Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

üblichen ebenerdigen Gründung. Die Höhendifferenz zwischen dem ältesten Straßenpflaster zu den heutigen Eingangshöhen der Erdgeschosse beträgt dagegen durchschnittlich 2,50-2,70 m, was einen funktionellen Zusammenhang klar ausschließt.

Einen interessanten Einblick ergibt der Rohrleitungsgraben in der Siebente Querstraße. Hier überlagern die austreppenden Backsteinfundamente des renaissancezeitlichen Bestandsgebäudes Mengstraße 54 und des südlich anschließenden Seitenflügels die vierte erfasste Straßenpflasterlage (**Abb. 13**). Das Eingriffsniveau dürfte damit nicht viel tiefer als die heutige Oberfläche gelegen haben. Das Dielenhaus baut dabei wie vermutlich alle noch stehenden Renaissancebauten der Straße auf seinem mittelalterlichen Vorgängerbau auf, was sich an absatzartigen Abbruchkanten

der Brandmauern innerhalb der Keller gut beobachtet lässt³. Alle bisher erfassten Kellerabgänge wurden nachträglich durch Mauerausbruch in die Vordergiebel eingebrochen, was anhand der Befunde zweifelsfrei

belegt ist. Ob dabei bereits vorhandene Zugänge verbreitert oder die Keller erst als solche erschlossen wurden, ist aus der Befundsituation heraus nicht zu klären.



Abb. 13 Das Backsteinfundament der Mengstr. 54 überlagert die Gosse der vierten Steinpflasterlage in der Siebenten Querstraße (Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

3 Bei Sichtmauerwerk konnte zum Teil auch ein Verbandswechsel vom Gotischen zum Blockverband festgestellt werden.

Fazit

Die vorläufigen Ergebnisse der noch andauernden Ausgrabung ergeben ein recht differenziertes Bild der Siedlungsentwicklung innerhalb der Mengstraße. Die geologischen Voraussetzungen weisen den Bereich als nördliche Randzone des Gründungsviertels aus. Nach der Rodung des Areals wurde eine hölzerne Flechtmatte als erste befestigte Oberfläche genutzt, das Siedlungsareal mit einem vermutlich zeitnahen Palisadenzaun und vorgelagertem Graben nach Norden begrenzt. Mit der Konsolidierung der Grundstücke geht ein mittig der Straße verlaufender, offener Drainagegraben einher, in welchen die Niederschläge über Traufgräben eingeleitet wurden. Eine erste massive Holzoberfläche ist im Bereich der mittelalterlichen Siedlungsfläche mit einem Knüppeldamm ab 1213 nachgewiesen. Anschließend erfolgte eine massive Erhöhung des Geländes im westlichen Bereich mit Siedlungsabfällen und größeren sekundär verbauten Hölzern, durch welche man tragfähigen Baugrund für die Erweiterung des Siedlungsgebiets nach Westen und Norden schuf (Baulandgewinnung). Es folgten weitere Oberflächenbefestigungen, die auch den nach und nach verfüllten Graben überlagerten. Ein 1230 erbauter Holzkastenbrunnen vor dem Haus Nr. 29 ist diesem Straßenausbau zeitlich zuzurechnen. Vermutlich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erfolgte eine deutliche Zäsur in der Gestaltung des Fahrdamms. Nach einem radikalen Abriss der hölzernen Beläge und ihrer Unterkonstruktionen wurde die gesamte Straße einheitlich mit einem Feldsteinpflaster ausgestattet und in der Höhe reguliert. Diese Maßnahme spiegelt vermutlich die sukzessive Verwendung von Backstein im bürgerlichen Hausbau wider. Die Korrelation der Höhen des ältesten Pflasters mit den erfassten Hausfundamenten ergibt zusammen mit den beobachteten Mauerfugen das Bild einer individuellen Bebauungsfolge der Grundstücke mit vermutlich ebenerdigen Steingebäuden. In den folgenden Jahrhunderten wurden die Pflasterlagen etliche Male erneuert und dabei jeweils ca.

0,40 m höher gesetzt, was permanente Anpassungen an den Zugängen und Fensteröffnungen der Gebäude erforderte.

Im Jahr 1532 ging die „Bürger- und Kaufleutewasser Kunst“ in der Mengstraße in Betrieb (Grabowski 1994). Während der Ausgrabung gelang der erste archäologische Nachweis des Leitungssystems im Kreuzungsbereich zur Geraden Querstraße. Ein einziger erfasster Abzweiger der Leitung zeugt von den ehemaligen Hauszuleitungen. Die Holzwasserleitung wird durch ein sehr umfangreiches und komplexes Drainagesystem aus abgedeckelten Holzrinnen, Backsteinkanälen und Schwemmkästen stark gestört. In dieses, vermutlich Mitte des 18. Jahrhunderts verlegte System wurden etliche Rohrsegmente der Wasserleitung integriert, da sie gut erhalten in der gleichen Trasse lagen. Durch die nachgewiesene Störung der Bürger- und Kaufleutewasserkunst im Verlauf des 18. Jh. ergab sich eine Versorgungslücke mit Trinkwasser bis zum Anschluss an die neue Wasserkunst im Jahr 1867. Wie und woher die Bewohner der unteren Mengstraße zu dieser Zeit ihr Trinkwasser bezogen bleibt vorläufig unklar.

Mit den bisherigen und den noch zu erwartenden Ergebnissen der Ausgrabung besteht die Möglichkeit, die Entwicklung des Straßenraums der Mengstraße vom Siedlungsbeginn bis zur Kriegszerstörung 1942 nachzuzeichnen. Um die Baubefunde noch gewinnbringender in diese Untersuchung mit einzubeziehen, wären umfangreiche bauhistorische Untersuchungen aus den noch erhaltenen Kellerräumen wünschenswert. Aber selbst ohne weitergehende Bauuntersuchungen zeigt sich, dass auch schlicht anmutende Befundlagen einer Straßengrabung wichtige Kernaussagen zur Siedlungsgenese der Grundstücke untermauern, entkräften oder erst ermöglichen können. Als wichtiger Aspekt sind dabei die Höhen von Oberflächenbefestigungen zu nennen.

Literatur

- GLÄSER 1992: M. Gläser, Die Ausgrabungen in der Großen Petersgrube zu Lübeck. Befunde und Funde, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 18, Bonn 1992, 41-186.
- GRABOWSKI 1994: M. Grabowski, „Das Wasser fließt in Röhren ...“ Wasserversorgung in Lübeck, in: G. Friege und M. Gläser (Hrsg.), In Lübeck fließt das Wasser in Röhren ... seit 700 Jahren! Eine kulturgeschichtliche Studie, Lübeck 1994, 19-54.
- HARDER 2019: J. Harder, Aspekte der Infrastruktur, in: M. Schneider (Hrsg.), Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsviertel I. Die Siedlungsgeschichte, Lübeck 2019, 614-782.
- KRÄLING 2019: H. Kräling, Die naturräumlichen Voraussetzungen, in: M. Schneider (Hrsg.), Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsviertel I. Die Siedlungsgeschichte, Lübeck 2019, 48-53.
- RIEGER 2019: D. Rieger, Genese und Besiedlungsentwicklung, in: M. Schneider (Hrsg.), Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsviertel I. Die Siedlungsgeschichte, Lübeck 2019, 54-148.



Unterwerfung im Paradies des St. Paulus-Doms zu Münster

von Michael Malliaris, Münster

Die archäologische Erforschung mittelalterlicher Kirchen in Westfalen hat durch die Forschungen Manfred Schneiders anhaltend wirksame wie wertvolle Impulse erfahren. Die LWL-Archäologie für Westfalen – ehemals Westfälisches Museum für Archäologie, Amt für Bodendenkmalpflege – und insbesondere das Fachreferat für Mittelalter- und Neuzeitarchäologie schulden ihm dafür großen Dank. Vor allem mit seiner 1988 publizierten Dissertation „Die Stiftskirche zu Cappel. Kunsthistorische Auswertung der Ausgrabung 1980 und der archivalischen Überlieferung“ (Schneider 1988) sowie dem 2011 erschienenen Beitrag der Reihe „Der Dom zu Münster, Band 5, Teil 1: Die Stiftskirche ‚Alter Dom‘ – Baubefunde und Baugeschichte auf dem Domherrenfriedhof. Katalog der Baubefunde“ (Schneider 2011) legte er mustergültige Proben seiner Könnerschaft vor, auf der Grundlage exzellent durchgeführter Ausgrabungen bau-, kunst- und kulturgeschichtliche Beobachtungen anzustellen, mittels kritischer Fragestellungen zwingende Schlüsse abzuleiten und unter Berücksichtigung aller historischen Quellen zu einem ausgewogenen Urteil zu gelangen. Der örtliche Bezug des folgenden kurzen Beitrags möge beste Erinnerungen an seine Tätigkeit in Westfalen wecken! Das Werk führt in die Zeit zurück, auf die Manfred Schneider im Laufe seiner beruflichen Tätigkeit besonderes Augenmerk legte: das hohe Mittelalter. Die „Entdeckung“ des Reliefs wurde am 5. April 2018 auf www.domradio.de mit der Überschrift „Anti-jüdische Figur im Münsteraner Dom entdeckt“ angekündigt¹.

Haupteingangsbereich der Münsteraner Kathedralkirche St. Paulus ist seit dem Mittelalter die Paradiesvorhalle (**Abb. 1**).

Die in der Spätromanik noch offene Halle mit reichem Skulpturenschmuck an der Nordwand war Schauplatz des Sendgerichtes, das seit dem 9. Jahrhundert über geistliche Verfehlungen im Bistum Münster richtete. Über der Doppeltür zum Inneren des Doms thront Christus als Weltenrichter (**Abb. 2**).

Direkt unter ihm ist der stehende Kirchenpatron Paulus mit dem Schwert in seiner Rechten dargestellt. Links und rechts der Doppeltür befinden sich als stumme Zeugen der einstigen Gerichtsverhandlungen unter anderem Statuen der Apostel.

Im Fokus dieser Betrachtung soll das figurale Hochrelief stehen, das in ca. 4 m Höhe den westlichen Türsturz bildet. Das nach 1225 entstandene Werk von ausgezeichneter Qualität, das nach den Forschungen Uwe Lobbedeys bei der Errichtung des Paradiesportals im 13. Jahrhundert von einem anderen Ort hierher transferiert und eingepasst wurde (Lobbedey 2004, 130), zeigt drei voneinander abgesetzte Figurengruppen. Links dargestellt ist die Anbetung der Könige, rechts die Beschneidung Christi.

In der Mitte thront auf einem luxuriösen Sessel die ca. 70 cm hohe Gestalt der Maria als Himmelskönigin mit Krone und Nimbus in einem kostbaren Gewand mit Edelsteinbesatz (**Abb. 3**).

Ihr linker Arm umfasst das auf ihrem linken Bein sitzende Christuskind, welches in der Linken die Weltkugel trägt. Marias Füße drücken zwei liegende männliche Gestalten zu Boden, deren Köpfe und Gliedmaßen sich unter der Last verrenken und zu winden scheinen. Der rechte Fuß Mariens lastet auf dem Kopf der linken

¹ Beitrag vom 5. April 2018 unter <https://www.domradio.de/artikel/anti-juedische-figur-im-muensteraner-dom-entdeckt>, aufgerufen am 17. April 2023.



Abb. 1 Paradiesvorhalle des Münsteraner Doms gegen Norden (Foto: Dietmar Rabich / Wikimedia Commons / CC BY-SA 4.0)



Abb. 2 Doppeltür der Paradiesvorhalle zum Inneren des Münsteraner Doms mit Hochreliefs des 13. Jahrhunderts als Türstürzen (Foto: Michael Malliaris).



Abb 3 Detail des Marienreliefs im Türsturz des Paradieses im Dom von Münster, nach 1225, Baumberger Sandstein
(Foto: Stephan Kube, Greven).

Gestalt, die wegen ihres spitz zulaufenden Judenhutes sicher als Personifikation des Judentums anzusprechen ist. Ihr linker Fuß drückt auf die Schulterpartie der anderen männlichen Figur, die als Verkörperung des Heidentums gedeutet wird (Grote o. J., 1).

Das Relief ist in besonderer Weise geeignet, das Verhältnis von Juden und Christen im mittelalterlichen Westfalen – wenn nicht im ganzen deutschsprachigen Raum – zu erhellen. Die drastische Darstellung der Unterwerfung von Judentum und Heidentum unter das Christentum kann durch unterschiedliche Passagen des alten und neuen Testaments erschlossen werden (Grote o. J., 2). Ein wesentlicher Ansatz dazu findet sich im neuen Testament im ersten Brief des Paulus an die Korinther (1 Kor 15, 24-25f.): „*Es gibt aber eine bestimmte Reihenfolge: Erster ist Christus; dann folgen, wenn Christus kommt, alle, die zu ihm gehören. Danach kommt das Ende, wenn er jede Macht, Gewalt und Kraft vernichtet hat und seine Herrschaft Gott, dem Vater, über gibt. Denn er muss herrschen, bis Gott ihm alle Feinde unter die Füße gelegt hat.*“

Im Marienrelief kommt die bei Paulus genannte Unterwerfung deutlich zum Ausdruck: Die Personifikationen des Judent- und Heidentums – gewissermaßen erscheinen sie als Feinde Gottes hier gleichwertig – unterliegen im wahrsten Sinne des Wortes dem Christentum, das durch Maria mit dem Kind verkörpert wird.

Menschen jüdischen Glaubens sind in Westfalen schon seit dem 11. Jahrhundert nachweisbar. Das hier

in den Mittelpunkt gestellte hochmittelalterliche Relief stellt sie gleichwohl wie viele andere bildliche Darstellungen als „Menschen zweiter Klasse“ dar. Nicht nur die Pogrome der Jahre 1069 und 1349 sind düsterer Ausdruck antisemitischen Gedankenguts, das sich auch auf der Grundlage christlicher Glaubensvorstellungen gewalttätig entlud².

Das Verhältnis der katholischen Kirche zum Judentum hat sich spätestens nach der Shoah grundlegend gewandelt. Der ehemalige Diözesankonservator des Bistums Münster und Domkustos des St. Paulus-Doms Dr. Udo Grote hat in seiner ausgezeichneten Abhandlung über das Marienrelief im Paradies der Kathedralkirche St. Paulus von Münster das neue, von Brüderlichkeit geprägte Verhältnis deutlich gemacht (Grote o. J., 3). Eine Internetausstellung bietet ausführliche Erläuterungen zu den antijüdischen Stereotypen des Reliefs und des heute herrschenden Verständnis der Beziehungen von Christentum, Judentum und Heidentum³.

Spuren jüdischen Lebens in Westfalen sind vom Fachreferat für Mittelalter- und Neuzeitarchäologie in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder mit besonderer Sorgfalt dokumentiert und gesichert worden. Als Beispiele dafür genannt seien Untersuchungen der Mikwe der jüdischen Gemeinde in Warburg oder in der alten Synagoge und dem Ritualbad von Petershagen (Peine / Battermann 2012; Peine / Dubbi 2011); zum „Europäischen Tag der jüdischen Kultur 2021“ erstellte das Referat zuletzt eine Ausstellung zu Spuren jüdischen Lebens (Radohs 2021).

Literatur

- ASCHOFF 1980: D. Aschoff, Kölnische Juden in Westfalen, in: P. Berghaus und S. Kessemeier (Hrsgg.), Köln – Westfalen 1180 – 1980. Landesgeschichte zwischen Rhein und Weser I: Beiträge, Lengerich 1980, 276-280.
- GROTE O. J.: U. Grote, Das Marienrelief im Paradies der Kathedralkirche St. Paulus (= Kunstwerke des St. Paulus-Domes zu Münster. Imagination des Unsichtbaren No. 26), ohne Jahr.
- LOBBEDEY 2004: U. Lobbedey, Der Dom zu Münster 793 – 1945 – 1993. Band 2, Die Ausstattung (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 26,2), Mainz 2004.
- PEINE / BATTERMANN 2013: H. W. Peine und W. Battermann, Das

- Ritualbad der jüdischen Gemeinde Petershagen, in: Archäologie in Westfalen-Lippe 2012, Langenweißbach 2013, 168-172.
- PEINE / DUBBI 2012: H. W. Peine und F.-J. Dubbi, Endlich gefunden: die Mikwe der jüdischen Gemeinde Warburg, in: Archäologie in Westfalen Lippe 2011, Langenweißbach 2012, 159-162.
- RADOHS 2022: L. Radohs, Ein archäologischer Beitrag zum „Europäischen Tag der jüdischen Kultur“ 2021, in: Archäologie in Westfalen-Lippe 2021, Langenweißbach 2022, 286-289.
- SCHNEIDER 1988: M. Schneider, Die Stiftskirche zu Cappel. Kunsthistorische Auswertung der Ausgrabung 1980 und der archivali-

2 Einen konzisen Überblick zur Geschichte des Judentums in Westfalen bietet Aschoff 1980, 276-280.

3 <https://bibel-im-paulusdom.de/paulus-muttergottes-im-paradies-und-mater-dei/>, aufgerufen am 17. April 2023.

schen Überlieferung Schneider (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 16; zugleich Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Lippstadt 6), Bonn 1988.
SCHNEIDER 2011: M. Schneider, Die Stiftskirche „Alter Dom“ – Baubefunde und Baugeschichte auf dem Domherrenfriedhof /

Katalog der Baubefunde, in: M. Schneider, C. Holze-Thier und B. Thier (Hrsgg.), Die Ausgrabungen auf dem Domherrenfriedhof von 1987 bis 1989. Die Stiftskirche „Alter Dom“ und die Bestattungen im Stiftsbereich (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 26,5), Mainz 2011, 1-230.

Von chinesischen Münzen, Papageienschwanz und Schwertfisch Kopff–

Exotica und Kuriosita im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stralsund

von Gunnar Möller, Stralsund

In einer Welt, in der heute dank omnipräsenen Internets, zahlreicher Dokumentationen und Abhandlungen in den Medien, ja selbst durch Whistleblower Alles und Jedes Jedem im guten wie im schlechten Sinne weltweit bekannt gemacht wird, in der durch solche Reizüberflutungen die Menschen ernüchtert sind, erfreuen sich Konzepte der einstigen Wunderkammern eines zunehmenden postmodernen Interesses, wie die entsprechenden Ausstellungen in Dresden oder Wien gezeigt haben. Sie regen, wie der Name schon sagt, durch ihre hier verwahrten vielfach aus exotischen Ländern stammenden *Naturalia* (von der Natur geschaffene lebende und unbelebte Dinge) und *Artificialia* (von Menschenhand gemachte Dinge) zum Staunen und Wundern an¹. In manchen Museen, so auch in Lübeck², erfahren sie kleine Würdigungen, waren sie doch vielfach die Vorläufer unserer heutigen wissenschaftlichen Sammlungseinrichtungen und vermittelten eine sinnliche Betrachtung der Exponate. Kunstkammern, die in der Regel keine (unbearbeiteten) natürlichen Gegenstände wie Mineralien, Tiere oder Pflanzen beinhalteten, galten in ihrer Blütezeit des 16. bis 18. Jahrhunderts als „etwas (was) zur Verschönerung desselben beyträgt: Bücher, Medaillen, Alterthümer, Bildhauerarbeiten, Gemälde, Zeichnungen großer Meister, Kupferstiche, fremde Kleidungen,

bis auf die Drechselarbeiten und Maschinen“ (Dezallier d’Argenville 1772, 84)³. Berühmte Naturaliensammlungen des 17. Jahrhunderts werden für den einstigen Hanseraum u.a. aus Hamburg, Danzig, Copenhagen, Lübeck und Stettin erwähnt (Valentini 1704, 13ff.), von denen allerdings allenfalls wenige Reste erhalten geblieben sind⁴.

Obwohl kein Geringerer als der Reformator Martin Luther schon im frühen 16. Jahrhundert gegen die aus seiner Sicht unnützen Importe aus Übersee wetterte, wuchs das Interesse am Erwerb von dort stammender Dinge in der nachfolgenden Zeit unvermindert an⁵.

Stralsund hat im 17. bis frühen 19. Jahrhundert einige Kunst- und Naturalienkammern unterschiedlichen Umfangs besessen, angefangen bei der Ratsbibliothek und der Gymnasialsammlung über die Sammlung des in Stralsund residierenden schwedischen Generalgouverneurs von Schwedisch-Pommern, Axel Graf von Löwen (1686-1772) bis hin zu kleineren bürgerlichen Sammlungen (Adler 1929; Hetzer 1999; Hamel 2011). Die Mischung der dort ausgestellten Dinge nahm teilweise kuriose Dimensionen an, so dass sie im 19. Jahrhundert zu einem „Galimathias von werthvollen und nichtsützigen Dingen“⁶

1 Zu den Wunderkammern siehe Beßler 2012. Weiterhin gehörten auch *Scientifica* (wissenschaftliche Instrumente, Modelle) zum Bestand etlicher Kunst- und Wunderkammern.

2 Die Kunst- und Wunderkammer des Lübecker Pastors Jacob von Melle (1659-1743) im Museum St. Annen.

3 Häufig waren diese prämodernen Sammlungen sowohl Wunder- als auch Kunstkammer mit einer großen Bandbreite der präsentierten Objekte.

4 Die sehr umfangreiche Naturalien- und Kunstsammlung des Rosstockers Carl Hoppe wurde wie die meisten anderen Sammlungen nach seinem Tode 1777 in alle Himmelsrichtungen zerstreut (Stralsundische Zeitung vom 20.1.1777).

5 „Aber der ausländische kauff's Handel, der aus Kalikut und Indien und dergleichen wahr herbringt, alls solch kostlich seyden und goltwerk und wurze, die nur zur Pracht und keinen Nutz dienen,

und Land und Leuten das Geld ausseuget, soll nicht zugelassen werden ...“ (Luther 1832, 201).

6 Ein anonymer Ostseereisender fällte 1838 folgendes Urteil über die damalige Sammlung des Stralsunder Rates: „Das Rathaus hat [...] ein altes Raritätenkabinett, das der Stadt einmal von einem Grafen v. Löwe geschenkt wurde. Selten habe ich so ein Galimathias von werthvollen und nichtsützigen Dingen gesehen, wie hier. Physikalische Instrumente, gute und werthlose Gemälde, ein Modell zu einer Festung, so groß, daß es fast allein einen Saal einnehmen könnte, chinesisches Porcellan, Antiken aus Pompeji und Herkulaneum, Waffen aller alten und neuen Art, Urnen, Kupferstiche, seltene Thiere aus dem Reiche der Vögel wie der Amphibien, durchkreuzten sich mit noch hundert andern Dingen im buntesten Chaos, von allem Etwas und von keinem etwas Geordnetes oder Vollständiges.“ (Anonymus 1838, 138ff.).

verkamen. Gerade diese Fülle an noch anwachsenden Gegenständen der eben namentlich genannten Rats- und Löwenschen Sammlungen, die sich seit 1761 in einer Hand, nämlich der des Rates, befanden, ermöglichte aber noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Gründung des ältesten Museums Norddeutschlands⁷, des heutigen STRALSUND MUSEUM. Der Altersjubilar hat hier übrigens mehr als ein Jahrzehnt von 1991 an als Archäologe, Kustos der Stadtarchäologie sowie stellvertretender Direktor gearbeitet.

Aber nicht das Museum und seine Ursprünge in der einstigen Ratssammlung sollen hier Thema sein, dies muss anderen Autoren vorbehalten bleiben, sondern es sollen ungewöhnliche oder exotische Dinge vor allem im archäologischen Zusammenhang, aber auch anhand schriftlicher Quellen sowie kunsthistorischer oder naturwissenschaftlicher Objekte aus Stralsund vorgestellt werden.

Als exotisch werden hier jenseits seiner soziologischen Bedeutung Gegenstände oder Materialien angesehen, die aus nicht einheimischen, meist fernen Gebieten der Erde stammen und für unseren Raum ungewöhnlich sind⁸. Dies können sowohl Handelswaren (z.B. ostasiatisches Porzellan, Färbeholz, Elfenbein, Gewürze, Tee, Kaffee), aber auch Luxuswaren (Waffen, Kleidung, exotische Tiere oder ähnliches), Sammlungsgüter (beispielsweise tropische Muscheln, außereuropäische Schriften, Mineralien, Tierpräparate) sowie Mitbringsel von See- und Kaufleuten aus Übersee sein.

Für eine Seehandelsstadt wie Stralsund ist es nicht außergewöhnlich, dass manche fremden, exotischen Dinge bereits im Spätmittelalter bekannte Seltenheiten wa-

ren. Anderes war wiederum so spektakulär, dass es unbedingt auch für die nachfolgenden Generationen bewahrt werden musste⁹. Die Faszination für das Fremde, das Andersartige, das Kuriose oder gar für Mirabilien, für die es keine Erklärung gab und die zum Staunen und Wundern anregten, war schon unseren Vorfahren im Mittelalter zu eigen, wollte man doch „*auf diesen Wunder und Thieren genugsam Gottes Wunderallmacht und sein Wundergeschöpf, beydes in dem Meer; offenbahrer See, und auf dem Erdreich in warmen und kalten Landen zu vermerken und zu sehen*“ (von Bülow 1880, 100).

Die Entdeckung neuer Kontinente und Inseln durch die Europäer, die Beschreibungen der dort gesehenen und erlebten Dinge sowie die mitgebrachten Güter weckten das Interesse an der Schau exotischer Tiere, Pflanzen und Artefakte, die man aus den heimischen Gefilden nicht oder bisher nur vom Hörensagen kannte¹⁰. Auch die in den Stralsunder Nachlässen genannten Bücher des 17. und 18. Jahrhunderts, die Schilderungen zu diesen fernen Erdteilen lieferten, verraten das Interesse einzelner Stralsunder am Exotischen¹¹.

Manches fremdartige Mitbringsel wird nicht nur bei den reichen Bürgern und Adligen Liebhaber gefunden haben, sondern auch in einfachen Familien, deren männliche Mitglieder sich nachweislich seit dem frühen 17. Jahrhundert – so auch für Stralsund in mehr als zwei Dutzend Fällen belegt – zeitweise als Seeleute, Handwerker, Soldaten oder Kaufleute in die Dienste der Niederländischen Ostindien-Kompanie (VOC) oder der Britischen Ostindien-Kompanie (BEIC) begeben hatten und hier speziell in Batavia (heute Jakarta, Indonesien), Indien, am Kap der Guten Hoffnung oder in Surinam bzw. Westindien dienten. Von diesen heimgekehrten

7 „... vor allem aber die Ratsbibliotheken – z. B. die Leipziger, Hamburger, Stralsunder und Danziger – dürfen ebenfalls als Urzellen der Museen des XIX. Jahrhunderts betrachtet werden“ (von Holst 1939, 120). Die Stiftungsurkunde stammt aus dem Jahr 1844. Während der napoleonischen Besetzung wurden einzelne Sammlungsgegenstände den französischen Militärgouverneuren „geschenkt“, anderes kam durch die unverhältnismäßige und unachtsame Zwischenlagerung abhanden.

8 Ungewöhnliche Dinge wurden auch als *Curiositas*, Dinge, die zum Staunen und Wundern anregen als *Mirabilia* bezeichnet. Die Sammlung fremdartiger Dinge oder gar die erzwungene Migration von Menschen aus anderen Erdteilen bzw. Kulturen im Rahmen der Sklaverei, insbesondere der Afrikaner, ohne die Kenntnis oder Reflexion der kolonialistischen Ursprünge wird heute zu recht auch kritisch gesehen. Gleichermaßen gilt für die damals als vollkommen normal angesehenen Fang-, Transport- und Haltungsbedingungen exotischer Tiere.

9 So präsentierte man noch im 19. Jahrhundert zwei (ausgestopfte) Löwen im Lübecker Rathaus, die im Jahr 1483 als lebende Geschenke der niederländischen Hansestadt Kampen an die Trave kamen (Mitteilungen 1900, 13ff.).

10 Zu den Tierschauen im neuzeitlichen Stralsund siehe Möller 2022.

11 So zum Beispiel das Inventar des Nikolaus Wilde von 1628, das u.a. eine „*Beschreibung der Stadt Venedig*“ enthielt oder das des Goldschmiedealthermanns Martin Dietrich von 1670, der ein reich bebildertes Buch des Flamen Simon de Vries besaß, das dessen Reise nach Westindien beschrieb. Der Advokat Grischow nannte 1775 diverse Reisebeschreibungen nach Madagaskar, Malabar, Ceylon, Moskau und Persien sowie aus Asien, Afrika und Amerika sein Eigen. 1757 werden im Nachlass des Kaufmanns und Altermanns der Brauer Heinrich Westphal auch Bücher über Reisen nach Ostindien sowie Missionstätigkeiten dänischer Missionare in Ostindien und in Grönland aufgeführt.



Abb. 1 Silberne Schnalle, javanische Arbeit, 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, 15,6 x 7,3 cm (Foto: STRALSUND MUSEUM Inv. Nr. 2020:122).

Stralsundern sind vermutlich einige Artefakte in die Ratssammlung (außer den weiter unten genannten Exponaten befanden sich darunter asiatische/arabische Handschriften sowie „eine Schrift auf Seidenpapier, die von den Einwohnern der Insel Java stammt“) (StAS Hs 879) und in die Gymnasialsammlung (u.a. „hindostanische“ Münzen, „Ein mit Figuren beschnitztes ostindisches Gefäß von Kokosnusschalen“, beschriftete südindische Palmblätter, „Zwei Bogen chinesisches Seidenpapier, der ein mit allerley Figuren, der ander zum Theil

mit chinesischer Schrift“) (StAS Rep. 22 Nr. 286: Verzeichnis von Stücken der naturwissenschaftlichen und Kunstsammlung des Gymnasiums 1786-1844) gelangt (Abb. 1).

Im Nachfolgenden werden eine Reihe außergewöhnliche, nicht einheimische archäologische Funde, aber auch in schriftlichen Quellen oder musealen Sammlungen überlieferte exotische natürliche und künstliche Dinge aus Stralsund erstmals als Übersicht vorgestellt¹².

Exotische Tiere

Weichtiere

Vereinzelt sind im archäologischen Fundzusammenhang neben einheimischen Muscheln und Schnecken auch exotische Exemplare gefunden worden. Das

Gehäuse einer Ringkaurischnecke (*Monetaria annulus*) wurde auf einer Grabung im Vorfeld einer Baumaßnahme vor Jahren in der Ossenreyerstraße 16 in spätmittelalterlichen Erhöhungsschichten gefunden¹³. Natürliche Verbreitungsgebiete dieser Meeresschnecken sind das

12 Die Nennung von nur noch schriftlich bezeugten, nicht einheimischen Dingen mag auch zur Sensibilisierung von Archäologen, Museologen, Archäobotanikern bzw. -zoologen beitragen.

13 Die Grabung ist unpubliziert. Die Kauri wurde lediglich in einer Publikation über eine landesherrliche Schatzdeponierung erwähnt (Möller 2018, 42 Anm. 57). Die Funde befinden sich im Depot des STRALSUND MUSEUM.

Rote Meer, der Indische Ozean und Teile des Pazifiks. Kauris kommen außer in frühgeschichtlichen Grabzusammenhängen sehr häufig in lettischen Frauengräbern des 12. bis 13. Jahrhunderts vor und dienten bis ins 14. Jahrhundert hinein auch noch als Zahlungsmittel im Gebiet der Kiewer Rus (Kovács 2008, 36ff; Migurevics 1965). In der Volkskunde wurden diese ob ihrer entfernten Ähnlichkeit auch als „*Otter- oder Schlangenkopf*“ bezeichneten Schneckenhäuser als Abwehrmittel gegen das Übel sowie auch zur Erlangung von Reichtum, Glück und Stärke bei sich getragen (Bächtold-Stäubli / Hoffmann-Krayer 1935/36, 1153).

In einem gemauerten Fäkalienschacht in der Fährstraße 11 fand man in Schichten aus der Mitte bis zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die napfförmige Schale einer Napfschnecke (*Patella vulgata*) (Möller 2004)¹⁴. Bei diesem Exemplar hat man die obere Hälfte abgetrennt. Das Vorkommen der Meeresschnecke reicht von den Lofoten über die Nordsee und den Ärmelkanal sowie den nördlichen Atlantik bis zum Mittelmeer. In der Ostsee kommt sie nicht vor. Die Schnecken sind sowohl roh als auch gegart essbar. Ob die ringförmige Schneckschale als Schmuck diente oder einen anderen Verwendungszweck hatte, ist nicht auszumachen.

Im Keller Frankenstraße 57a sind aus einem Befundzusammenhang, der kurz nach dem Stadtbrand von 1680 anzusetzen ist, zwei Schalen der Gedrungenen Trogmuschel (*Spisula subtruncata*) zutage getreten. Obwohl essbar, spielen sie heute allenfalls eine untergeordnete Rolle in der Küche. Das natürliche Verbreitungsgebiet dieser bis zu 2,6 cm langen Muschel, die sich bevorzugt im schlickigen Grund finden lässt, reicht vom Nordatlantik über die Küsten des nördlichen Ostatlantiks bis zur Nordsee. Gelegentlich kommt sie auch in der westlichen Ostsee vor. Der Ausgräber zieht (neben dem Verzehr) auch die Möglichkeit als „Seefahrermitbringsel“ in Betracht (Ansorge 2002, 176f.)¹⁵. Bereits gelegentlich in spätmittelalterlichen Kontexten, aber verstärkt ab dem 17. Jahrhundert kommen vergleichsweise oft Schalen der Europäischen Auster (*Ostrea edulis*) auf den Grabungen vor. Der natürliche Verbreitungsraum reicht von der östlichen Atlantikküste über die Nordsee bis zum Mittel- und

Schwarzen Meer, sie ist aber heute in manchen Regionen vom Aussterben bedroht und wird daher verstärkt in Aquakulturen gehalten. Austern sind ausschließlich als Nahrung eingeführt worden. Muschel- und Schneckschalen aus dem Atlantikraum wurden zusammen mit Ballastsand, der zum Bau einer am Strelasund liegenden Bastion im 18. Jahrhundert aufgebracht wurde, gefunden (Ansorge 2013a, 175f.).

Gänzlich andere Beweggründe für die Einfuhr lagen bei den nachfolgenden Funden von sogenannten Schulps (*Ossa sepia*) vor. Es handelt sich um insgesamt acht Exemplare dieser ovalen, aus Kalk bestehenden Innen-skelette von Tintenfischen (Sepien), die diesen als Auftriebskörper dienen. Sepien kommen in der nördlichen Nordsee bis zum Mittelmeer und der Westküste von Nordwestafrika vor. Aufgrund ihres geringen Gewichts und der damit verbundenen Schwimmfähigkeit findet man Schulps häufig als Treibgut an den Küsten der eben genannten Regionen. Die acht Schulps wurden in einem 1490 errichteten und nur gut eine Generation genutzten hölzernen Fäkalienschacht auf dem Grundstück Badenstraße 3 unmittelbar südlich des Rathauses gefunden und datieren noch ins frühe 16. Jahrhundert. Ihre leicht zu bearbeitende Struktur machte sie bis in die jüngste Vergangenheit zu einem begehrten Rohstoff für Goldschmiede- und Weichmetallgussformen. So verwundern auch nicht die in ihrem Zusammenhang ebenfalls geborgenen kleinen Gusstiegel und Schmelzrückstände (Ansorge 2016, 54f.)¹⁶.

Außer den eben genannten Funden von Weichtieren hat es im 18. und frühen 19. Jahrhundert in Stralsund auch sogenannte Conchiliensammlungen gegeben. Eine sehr umfangreiche Sammlung dieser Muscheln und Meeresschnecken von über 212 Arten wurde 1793 zusammen mit diversen Mineralien vom Hofrat Retzius¹⁷ dem Stralsunder Gymnasium übergeben. Diese Sammlung gelangte nach 1945 in den heutigen Fundus des Deutschen Meeresmuseums. Im 1756/57 verzeichneten Bestand der Ratsbibliothekssammlung, die auch einen großen Fundus an naturwissenschaftlichen, kunsthistorischen und völkerkundlichen Zeugnissen beinhaltete, waren neben zwei großen „*Meer-Schnecken*“ und Seeigeln

14 Die zoologische Bestimmung hatte seinerzeit Dr. Reinecke vom Deutschen Meeresmuseum Stralsund vorgenommen.

15 Als Wallfahrtsdevotionalie sind auch Jakobsmuschelschalen aus dem nordwestspanischen Ort Santiago de Compostela nach Stralsund gelangt (Ansorge 2002, 169).

16 Sie sind auch aus Stadtkerngrabungen in Großbritannien bekannt

geworden (Spencer 1998, 156).

17 Der gebürtige Schwede Magnus Retzius (1747-1794) war königlicher Lizenzverwalter und begleitete Friedrich Wilhelm von Hessenstein, den unehelichen Sohn von König Friedrich von Schweden, auf dessen Reise nach Italien und an andere Orte. Er wohnte auf dem Gut Pritzier bei Wolgast (Wallenius 2016, 104).

auch eine „*Sammlung schöner und bemerkenswürdiger Muscheln, die wir größtentheils den wohlseligen Herrn Pastori Lobes Seniori zu danken haben*“ (StAS Hs 1107)¹⁸.

Krebse

Ebenfalls aus der Nordseeregion dürften die Überreste des Exoskeletts eines Europäischen Hummers (*Homarus gammarus*) stammen, die während der

Sanierung des Stralsunder Rathauses in den Verfüllungen der Erdgeschoßgewölbedecken entdeckt wurden. Diese Verfüllung aus überwiegend „ausgedienter“ Eichenrindengerberlohe datiert um 1385 (Ansorge / Frenzel 2005, 51). Noch älter ist eine in Greifswald gefundene Schere eines Hummers, die in einem spätestens 1280 aufgegebenen Brunnen zutage kam (Kaute / Samariter 2016, 74ff). Diese Funde belegen, dass Hummer seit dem 13. Jahrhundert gelegentlich auf dem Speiseplan der Ostseehansestädter stand.

Wirbeltiere

Fische und Meeressäuger

Die Präsentationen „monströser“ Fische bzw. Meeressäuger, die an Rathäusern oder in den Kirchen gezeigt wurden, sind eher als „Mirabilia“, Wundersachen, denn als „Exotica“ zu werten, genauso wie die zahlreich in europäischen Kirchen seit dem Mittelalter präsentierten Fossilien von eiszeitlicher Megafauna oder ausgestopften Krokodilen (z.B. bei Mantua und Verona). Überliefert sind in Stralsund ein Schulterblatt und zwei Unterkieferknochen eines Bartenwals an der Nordostaußenseite des Rathauses (Abb. 2), zu dem wohl auch einst Rippen in der benachbarten St. Nikolaikirche gehörten (Redman 2009, 72ff.)¹⁹, der ausgestopfte Körper eines großen Katzenhais unter der Orgelempore von St. Nikolai (Reinle 1988; Laube 2011, 85)²⁰ oder die mumifizier-

ten Teile eines Schwertfisches, die sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts auf dem Dachboden des Rathauses befanden²¹. Der 1505 in Stralsund geborene pommersche Chronist Thomas Kantzow berichtete in seiner fünfunddreißig Jahre später erarbeiteten „Pomerania“, dass „*man [...] auch ehemals Wahlfisch gefangen (hat), item Schwertfisch, davon noch Ribben und Beine viel bei uns sein*“ (Kosegarten 1817, 430).

Gehörte der lange Zahn des Narwals seit dem Mittelalter als angebliches Horn des sagenhaften Einhorns zu den begehrtesten Raritäten in den Fürstensammlungen und diente als magisches Gegengift den Herrschenden, so wurden die Narwalzähne in der frühen Neuzeit nach wie vor als teure, aber dennoch allgemeiner erhältliche Wundermittel in Apotheken gehandelt. Auch die Apothe-

18 Ebenfalls zu den Meeresbewohnern gehören Schwämme. Der Fund eines im Atlantik, Mittelmeer und Indischen Ozean beheimateten Badeschwamms (*Spongia officinalis*) in einer spätmittelalterlichen Abfallschicht vor den Toren der mittelalterlichen Stadt Tallinn (Reval) vor wenigen Jahren zeigt, dass mit wesentlich mehr exotischen Tierfunden in spätmittelalterlichen Fundzusammenhängen gerechnet werden muss (Russow 2019, 207f.).

19 Die Walknochen gehörten wohl zu einem 1365 bei Damerow auf Usedom gestrandeten Finnwal. Das Schulterblatt wird in der ständigen Ausstellung des Ozeaneums Stralsund gezeigt.

20 Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts befand sich neben dem aufgehängten Katzenhai eine Inschrift in gotischen Minuskeln, die sich auf das ausgestopfte Tier bezog. In unmittelbarer Nähe stand bis zur Reformation der Altar der Bergenfahrer. Wie bei anderen Hai-präparaten (z.B. denen von Pfreimd in Bayern) kann man von einer apotropäischen Intention ihrer Präsentation ausgehen (Pollerspöck / Bauernfeind 2008). Noch Ende des 18. Jahrhunderts zeigte man in der Rostocker Beckerherberge einen 1625 im Zusammenhang mit einer Sturmflut in der Warnow gefangenen und dann mumifizierten 7 Fuß langen Riesenhai (Siemssen 1794, 97) (freundliche Mitteilung durch den Kollegen Ralf Mulsow, Rostock).

21 Ratsbücherei Lüneburg Ms. Lune 4° 13 Heinrich Witzendorff Itinerarium (Reisebericht Lüneburg-Greifswald und zurück) 1623 (Niederschrift 1625): „*Hinden auff dem Rathaus ist ein grosser boden darauff sie holtz und andere sachen haben, alhir lagk ein Kopf und Schwantz von dem Schwertfische, welcher in S. Marien Kirchen hinder dem Chor mit schwarzen Kohlen abgerissen war, der Kopff war gestallt wie eines andern fisches Kopff, ohn das superior pars oris einer Corloschen lenge und breite, ist auch wie holtz anzusehn gewesen, aber so hart wie stein. Der Schwantz ist ziemlich breitt, aber nach art eines andern fisches*“ (auf diese Quelle machte mich freundlicherweise Frau Dr. Magin, Universität Greifswald aufmerksam). Der erwähnte Abriss des Schwertfischs hinter dem Chor von St. Marien konnte bisher nicht nachgewiesen werden, allerdings befindet sich in der benachbarten Stadt Greifswald in der St. Marienkirche das Wandbild eines Schwertwals, der 1545 bei Greifswald gestrandet ist. Ein weiteres Walbild ist vor einiger Zeit in der Greifswalder St. Nikolaikirche bekannt geworden. Aus Rostock stammt in einem Befundzusammenhang des 15./16. Jahrhunderts der halbierte Wirbel eines mehrere Meter großen Thun- oder Schwertfischs (Mulsow 2008a, 102).



Abb. 2 Schulterblattknochen eines 1385 vor Usedom gestrandeten Bartenwals im Ozeaneum Stralsund (Foto: Autor).

ke des Stralsunders Schweling hatte 1791 noch ein „*Unicorum verum*“ (echtes Einhorn) als Arznei im Bestand (StAS Rep. 3 Nr. 3809). Abgeschabte bzw. abgeriebene Teile des elfenbeinartigen Stoßzahns galten außer als angeblich hochwirksames Gegengift noch bis weit in die Neuzeit als probates Mittel gegen Fieber oder Masern (Zedler 1734, 560ff.).

Gleichfalls sind im archäologischen Kontext in den letzten Jahren Funde von Walknochen auf Stralsunder Grabungen entdeckt worden. An der Ostseite der Altstadt wurde in einem hier vorgelagerten Graben (dem sogenannten Giergraben) an der Ecke Wasserstraße/Badenstraße, der im Verlauf des 14./15. Jahrhunderts teilweise verfüllt wurde, das abgesägte distale Ende einer Walrippe gefunden. Die Zuordnung zu einer bestimmten Walart konnte nicht vorgenommen werden (Ansorge 2013b, 564).

Ein interessantes Fundstück kam bei einer Grabung im Vorfeld einer Neubebauung vor der Stadtmauer im Bereich des einstigen städtischen Marstalls am Kürtort in abgelagerten Schichten des 14. und 15. Jahrhunderts zu Tage. Diese Schichten gehören vermutlich zu entsorgten Latrineninhalten. Bei dem Fundstück handelte es sich

um ein ca. 5 cm hohes tonnenförmiges und relativ dickwandiges Tintenfässchen, das aus einem Walknochen gefertigt wurde (Abb. 3) (Brüggemann 2013, 568f.)²².

In Ablagerungsschichten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die im Bereich der ehemaligen Fährbastion anstanden, fand man neben zahlreichen weiteren Funden auch ein Messer mit einem Griff aus einem Pottwalzahn (Abb. 4). Dieser Griff trägt die geschnitzten Figuren der Spes (Hoffnung) mit dem Symbol Anker und Taube, der Justitia (Gerechtigkeit) mit Waage und Schwert sowie der Caritas (Liebe) mit Kindern. Möglicherweise handelt es sich um eine Laienarbeit, wie sie Seeleute und Walfänger auf ihren langen Seereisen angefertigt haben (Ansorge 2013a, 203, Abb. 23.1).

Vögel

Bei der Öffnung eines im Spätmittelalter vermauerten Durchgangs zwischen Remter und Winterrefektorium des einstigen Katharinenklosters im Jahr 1987 wurden in einem Hohlraum zahlreiche hier abgelagerte Funde geborgen, die in die Mitte bis zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts datieren (Möller 1995, 43ff). Darunter waren auch Speisereste, die vor einigen Jahren naturwissenschaftlich untersucht wurden (Grimm 2005). Neben Knochen von Haus- und Wildsäugetieren (Schaf, Ziege, Rind, Seehund) und Fischen (Dorsch, Barsch, Hecht, Hering, Hornhecht, Lachs, Karpfen, Scholle und Brachse) waren auch die von Vögeln (Hausgans, Huhn, Stockente, Pfau) unter den Speise- und Müllresten. Von Interesse sind hier die Flügel- und Oberschenkelknochen eines Pfaus (*Pavo cristatus*). Diese ursprünglich auf dem indischen Subkontinent beheimateten Vögel wurden wegen ihres auffälligen Gefieders, aber auch als Fleischlieferanten seit der Antike im Mittelmeerraum gehalten und gelangten mit den Römern zeitweise in nördlichere europäische Regionen. Erst im Verlauf des Mittelalters wurde dieser vor allem den sozialen Oberschichten vorbehaltene Ziervogel in Mitteleuropa erneut

22 Aus Lübeck ist ein frühneuzeitliches, laut Inschrift im Jahr 1585 für 10 Solidi von einem Olav Erici gekauftes Tintenfässchen aus Nashorn bekannt geworden (Mührenberg 2021, 144f.).



Abb. 3 Tintenfässchen aus Walknochen, Höhe 5,2 cm (Foto: LAKD M-V, Landesarchäologie, Heiko Schäfer).

Teil des Hausgeflügels. Knochen von Pfauen sind seit dem Hochmittelalter von etlichen Fundplätzen bekannt, u.a. aus Nürnberg, Osnabrück, Lüneburg und Gdańsk (Benecke 1994, 400ff.; Makowiecki / Gotfredsen 2002, 69 und 76). Als Speisegeflügel diente der Pfau im Besonderen dem (Hoch-)Adel. Das Vorkommen unter den Speiseresten im Konvent des Stralsunder Bet-

telordens der Dominikaner wirft Fragen auf. Denkbar ist, dass er als Braten einem hochherrschaftlichen Gast serviert wurde. Allerdings galt Pfauenfleisch im Mittelalter und in der Volksmedizin bis in die Neuzeit auch als Speise zur Heilung verschiedener Gebrechen. So empfahl Hildegard von Bingen bei Wassersucht u.a. Pfauenfleisch mit Ysop (Kaiser 1901, 19)²³. Bekannt ist, dass der Roskilder Bischof Jakob Poulsen (1344-1350) im Stralsunder Dominikanerkloster verstarb, allerdings können wir nicht mit Sicherheit behaupten, dass er den Pfau verspeiste.

Von anderen nichteinheimischen Vögeln haben wir statt archäozoologischer Nachweise nur Nachrichten aus schriftlichen Quellen vorliegen. Der Stralsunder Bürgermeister Nikolaus Gentzkow erwähnt in seinem Tagebuch, dass ihm einen Tag vor Weihnachten 1561 ein Stralsunder Schiffer ein „half reingemakete kalekutsch huen“ geschenkt hat. Derselbe Schiffer hat ihm im darauffolgenden Jahr noch eine lebende „kalkuske henne“ überbracht und drei Jahre später bissen ihm zwei Ferkel „4 kalekutske küiken“ tot (Zober 1870, 153, 190, 219 und 357 sowie Böcker 2011, 206, 238 und 387). Bei den „Kalkutschen Hühnern“ handelt es sich um Truthühner oder Puten (*Melagris gallopavo*). Dieses bereits in vorkolumbianischer Zeit in Mittel- und Nordamerika domestizierte Geflügel wurde durch die Spanier und Niederländer im Verlauf der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts rasch in West- und Mitteleuropa verbreitet. Im archäologischen Kontext sind Knochenfunde u.a. aus Lübeck, Schleswig, Wismar, Osnabrück, Göteborg und Deventer bekannt geworden (Benecke 1994, 392ff.). Die Pute hat relativ schnell als wohlschmeckendes Geflügel den Pfau von der Tafel verdrängt, so wurde in den 1560er Jahren bei einem Gastmahl des Duke of Northumberland neben Schwan und Gans auch Truthahn aufgetischt (Breverton 2015). Den Namen *Kalekutisches Huhn* hat die Pute seit dem 16. Jahrhundert inne, da man wie beim Perlhuhn fälschlicherweise annahm, sie sei aus Indien, speziell der Stadt Kalikat oder Kalikut an der Malabarküste, eingeführt worden. Dass nachweislich ein Schiffer diese Vögel nach Stralsund lieferte, zeigt, dass selbige den Ostseeraum über den Seeweg aus Spanien bzw. den Niederlanden erreichten und hier sicherlich nicht zufällig in der städtischen Oberschicht als exotische Tiere gehalten und gegessen wurden.

²³ Sonst zählte Hildegard von Bingen den Pfau eher zu den schlechten Speisen, sicherlich auch wegen seines zähen, leicht tranigen Fleischs (ebenda, 17).



Abb. 4a, b Messer mit Griff aus Pottwalzahn, Länge 17 cm
(Foto: LAKD M-V, Landesarchäologie, Jörg Ansorge).

Noch exotischer als Truthühner sind die nachfolgenden reinen Ziervögel bzw. Teile von diesen, die in der frühen Neuzeit in den schriftlichen Quellen für Stralsund genannt werden. 1575 war Peter Bavemann, Altermann der Stralsunder Gewandschneider, als Pate zur Taufe der Tochter des Herzogs Bogislaw XIII. nach Barth an den Hof gebeten worden. Als Geschenk an den Herzog hatte Bavemann einen „blauen Rabenschwanz“, den er sonst für 6 Taler nicht hergeben wollte, sowie für den jungen Herzog Philipp einen Papageienschwanz mit einer goldenen Medaille im Wert von 14 Gulden dabei (Stralsundische Zeitung 23.3.1883)²⁴. Bei dem Rabenschwanz handelt es sich wahrscheinlich mit sehr hoher Um die langen Schwanzfedern eines Blauaras (*Anodorhynchus*) aus der Unterfamilie der Neuweltpapageien. Als „Indianische Raben“ wurden bis ins 19. Jahrhundert hinein Neuweltpapageien ob ihrer „Redegewandtheit“ bezeichnet²⁵. Papageien galten seit dem 17. Jahrhundert als Symbol der Exotik und waren wichtiger Bestandteil der Amerika-Allegorie (Jaeger 2016, 576). Bei dem Papageienschwanz kann es sich um den anderer Aras oder Amazonenpapageien gehandelt haben. Afrikanische Grau- oder Kleinpapageien kommen wegen ihrer kurzen Schwanzfedern eher nicht in Betracht. Der Erwerb und Besitz von farbenprächtigen exotischen Federn gehörte zu den er strebten Prestigeobjekten des europäischen Hochadels für ihre „Wunderkammern“ seit Beginn der Seefahrerentdeckungen²⁶. Neben Lissabon war Antwerpen als große Handelsstadt und Vermittlerin spanischer und portugiesischer Händler einerseits und west- und mitteleuropäischer Käufer andererseits im 16./17. Jahrhundert der Ort, wo man Exotica aus Amerika und

24 Die Angaben stammen aus dem verschollenen Tagebuch Peter Bavemanns, das noch im 18. Jahrhundert im Bestand des Gewandschneiderhauses war und von dem sowohl der Stralsunder Bürgermeister Johann Ehrenfried Charisius (1648-1760) als auch der Stralsunder Bürgermeister und Chronist Johann Albert Dinnies (1727-1801) Abschriften besaßen, die ebenfalls heute verschollen sind.

25 Zedler 1739, 342 unterscheidet zwischen „West-Indianischen Raben“ (Aras) und „Ost-Indianischen Raben“ (vermutlich Beos). Weiter heißt es hier, dass sie „von vornehmen reichen Leuten, weil es etwas seltsames ist, ernehret und gehalten“ werden.

26 Da viele der tropischen Vögel das mittel- und nordeuropäische Klima nicht lange überlebten, wurden die Bälge und Einzelfedern in die Sammlungen überführt. So verwahrten Kaiser Rudolf II. (1552-1612) und Ferdinand II. (1578-1637) von Habsburg Papageienfedern in ihren Wunder- und Rüstkammern (Haag 2015, 256).

Asien, darunter auch Federn und Federschmuck erwerben konnte (Lach 1970, 18)²⁷.

Zum Hausrat des Stralsunder Bürgermeisters Bartholomäus Sastrow gehörte neben zahlreichen Metallgefäßen auch ein Straußenei (StAS Hs 0361; Brosthaus 1972, 74). Darunter haben wir einen Pokal aus dem Ei eines Straußes (*Stuthio camelus*) mit entsprechender Edelmetallmontierung zu verstehen. Gleich den ebenfalls in jener Zeit vielfach verwendeten Nautilus- oder Kokosnusspokalen waren sie Teil der Reichtum und Status symbolisierenden Schaukredenzen ihrer adligen oder bürgerlichen Eigentümer. In vorreformatorischer Zeit sind Straußeneier auch in Klöstern (u.a. Bergen auf Rügen) (Hoogeweg 1994, 127, Anm. 3) oder Kirchen als Ziborium o.ä. verwendet worden (Bock 2005, 182ff., mit zahlreichen Beispielen aus dem Ostseeraum).

Kanarienvögel (*Serinus canaria*), die als Symbol für Luxus und Status galten, lassen sich in den vorliegenden schriftlichen Quellen erst kurz vor der Mitte des 18. Jahrhunderts in Stralsund belegen, obwohl sie bereits seit dem 16. Jahrhundert auf der iberischen Halbinsel und in Frankreich sowie etwas später in England beliebte Volierenvögel waren²⁸. Im Haushalt des Vaters des berühmten deutsch-schwedischen Chemikers Carl Wilhelm Scheele (1742-1786) befanden sich 1745 auch zwei Vogelbauer mit sechs Kanarienvögeln, Stieglitzen und Hänflingen (StAS Rep. 3 Nr. 5805)²⁹. Der Vater des stark verschuldeten Stralsunder Kaufmanns Johann Heinrich Hagemeister³⁰ hatte seinem Sohn 1744 zur Schuldentilgung dessen „Canarienvögel“ weggenommen und sie einem Kupferschmied gegeben. Die Vögel, deren „Haltung und kostbaren Unterhalt“, für die er

eigens Futter aus Hamburg hat kommen lassen, lagen Hagemeister besonders am Herzen, denn er schrieb, dass sie ihm wider seinen Willen genommen wurden (StAS Nachlass Hagemeister N-Hag 115).

Landsäugetiere

2010 wurde in den Auffüllschichten auf der ehemaligen Fährbastion am Strelasundufer aus der Mitte des 18. Jahrhunderts neben dem Griff einer Gabel aus Elfenbein sowie zweier zweizeiliger Kämme aus demselben Material die abgesägte Spitze eines Elefantenstoßzahns gefunden, wobei unklar ist, ob es sich um den eines Afrikanischen Elefanten (*Loxodonta africana*) oder Asiatischen Elefanten (*Elephas maximus*) handelt. Wahrscheinlicher ist letzteres. Diese Funde belegen die Verarbeitung von Elfenbein in jener Zeit in der Stadt am Strelasund (Ansorge 2013a, 208 und Abb. 28 1, 4 und 7)³¹. Der Handel mit Elfenbein, Eben- und Färbehölz (wie Sapam-, Brasil-, Fernambuk- und Campecheholz), Schildpatt, Cochenillefarbstoff, aber auch Schokolade, Tee und Kaffee war zunächst einzelnen Kramern vorbehalten, wie die Annoncen in den Stralsundischen Zei-tungen verraten³².

Lebende Elefanten sind erst im Zuge der Wanderingenagerien nach Stralsund gekommen. Der nachweislich erste Vertreter war 1836 eine dreijährige dressierte indische Elefantenkuh, „*Demoiselle Baba*“ (Möller 2022, 19). Bereits 1754 war hingegen das seinerzeit europaweit gezeigte Rhinocerosweibchen „*Clara*“ mit seinem Schausteller, dem Niederländer van der Meer, in Stralsund, bevor beide per Schiff im Juli des gleichen Jahres nach Danzig weiterfuhren (Möller 2022, 16ff.).

27 Selbst Albrecht Dürer war während seines Antwerpenbesuchs fasziniert von den hier angebotenen überseeischen Exotica (Unverfehrt 2007). Papageienvogelknochen sind bisher nur vereinzelt im archäologischen Kontext gefunden worden, so beispielsweise zwei Knochen einer nicht näher bestimmmbaren Spezies aus einem Abfallschacht aus der Mitte bis zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Norwich Castle, England (Albarella et al. 1997). Es kann vermutet werden, dass bei einer kritischeren ersten Durchsicht und anschließenden Fachbegutachtung des archäologischen Faunamaterials durch Archäozoologen der Nachweis exotischer Tiere signifikant größer würde.

28 Der schwedische Generalgouverneur für Vorpommern Carl Gustaf Wrangel (1613-1676) hatte schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch Kanarienvögel als Luxusgut gehalten (Mc Keown 2006, 130 Fußnote 10).

29 In England waren Kanarienvögel bereits ab den 1660er Jahren sehr

populär, die von speziellen französischen Vogelhändlern angeboten wurden. Ab 1700 waren es zunehmend Deutsche, die mit lebenden Singvögeln handelten (Plumb 2015, 49ff; Pepys 2010, Bd. 1, 408).

30 Der 1723 als Sohn eines Ratsherrn geborene Johann Heinrich Hagemeister war einige Jahre in niederländischen Diensten am Kap der guten Hoffnung in Südafrika tätig, ehe er nach Stralsund zurückkehrte (Dinnies o.J., Bd. 7).

31 Ein zweizeiliger Einlagenkamm aus Walrosselfenbein wurde im gleichen Jahr in dem spätmittelalterlichen Verfüllungen eines Holzkellers in der Greifswalder Altstadt gefunden (Kurze Fundberichte 2013, 469). Walknochen, Walross- und Elefantenelfenbein(gegenstände) des 17./18. Jahrhunderts im archäologischen Kontext sind auch aus Amsterdam bekannt geworden (Rijkelijkhuizen 2009).

32 u.a. Auszug aus den Neuesten Weltgegebenheiten 8.6.1771.

Ob bereits vor den Tierschaustellern des 18. Jahrhunderts Primaten in der Stadt am Strelasund gezeigt bzw. gehalten wurden, wissen wir nicht, ein bildliches Zeugnis schließt dies aber nicht aus³³. An einem Luchtpfosten (das große Hoffenster eines Dielenhauses) aus dem 15. Jahrhundert, der einst in der Stralsunder Fährstraße 24 befndlich war, ist unter anderem ein schwanzloser Berberaffe dargestellt, möglicherweise kannte der Künstler solch einen Primaten in *natura* (Abb. 5). In jener Zeit war die Haltung von Affen, speziell von Makaken und Meerkatzen, in Europa an Adelshöfen und bei vermögenden Bürgern weit verbreitet. Im London des 17. Jahrhundert waren Affen, denen man mit sicherlich zweifelhaften Methoden Kunststücke beigebracht hatte, Teil der Massenunterhaltung sowie als Statussymbol ähnlich wie Zibetkatzen oder Papageien gehaltene Haustiere (Pepys 2010, Bd. 1, 567).

In einer Zollrolle aus dem 15. Jahrhundert für das flandrische Zwin werden neben weiteren Tieren als Handelsgut auch „*symijnket*“ (Affen) genannt (Hansisches Urkundenbuch Bd. 11, Nr. 1235)³⁴. Im benachbarten Rostock wurde in einer Kloake auf dem Grundstück des einstigen Fakultätshauses der Mediziner das Skelett einer Meerkatze aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geborgen (Mulsow 2008b, 391)³⁵.

Vergleichbar mit gehaltenen Affen ist das nachfolgend genannte Säugetier eher als Spielgefährte bzw. zur Unterhaltung importiert worden. Am 28. September 1560 vermerkte der Stralsunder Bürgermeister Nikolaus Gentzkow in seinem Tagebuch: „*spät auf den Abend, brachte ein Mann von Ribnitz der Äbtissin Brief und 2 junge indianische Schweinchen*“ (Böcker 2011, S. 172).

Als „*indianische Schweinchen*“ bzw. „*Schwein aus Indien*“ (frz. *Cochon d'Inde*) haben im 16./17. Jahrhundert Portugiesen, Italiener und Franzosen Meerschweinchen (*Cavia porcellus*) bezeichnet (Gade 1967, 213)³⁶. Diese heute in Europa nur als Haustiere, in ihrer Heimat Südamerika sowie Teilen Afrikas als Fleischlieferant gehaltenen Nagetiere erfreuten sich bereits im Verlauf



Abb. 5 Luchtbalken mit der Darstellung eines Berberaffen, 15. Jahrhundert, ehemals Fährstraße 24.

des 16. Jahrhunderts großer Beliebtheit. Der flämische Maler Jan Breughel der Ältere (1568-1625) hat sie u.a. auf seinem Gemälde „*Das irdische Paradies*“ 1607 dargestellt. Auch danach sind sie auf weiteren Gemälden von anderen niederländisch-flämischen Malern gleichen Genres zu finden. Archäologisch sind Meerschweinchen bisher aus einem elisabethanischen Herrenhaus (Hill Hall Manor in Essex), datierend 1574/75 sowie von einem bürgerlichen Hausgrundstück im belgischen

33 1783 präsentierte der Schausteller Anton Chiefen u.a. Affen und Meerkatzen, 1786 hatte der aus Italien stammende Joseph Barbieri außer Raubkatzen einen Mandrill, einen Pavian und eine Meerkatze neben weiteren Exoten in seiner Menagerie (Möller 2022, 17ff.).

34 Bereits der „*Sachsenspiegel*“ nennt neben zahmen Wölfen, Hirschen und Bären auch Affen, für deren angerichtete Schäden der Halter gegenüber dem Geschädigten verantwortlich ist (Merseburger Domstaatsarchiv Hs 79 hier II.-LXII).

35 Knochen von Berberaffen, die im nordwestlichen Afrika zu Hause sind, wurden z.B. in Southampton in einem zeitlichen Kontext von um 1300 sowie in einem spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Fundzusammenhang in London gefunden (Thomas 2014, 57f.). Neuzeitliche Affenfunde, wie der eines südamerikanischen Kapuzineraffen stammen erst aus dem London des 17. Jahrhunderts (ebenda).

36 Die Briten nennen das Tier ähnlich geografisch falsch verortet „*Guinea pig*“.

Mons für das ausgehende 16. bzw. beginnende 17. Jahrhundert nachgewiesen worden (Raemakers et al. 2012, 190ff.; Thomas 2014, 58).

Namentlich niederländische Seeleute sollen eine Rolle beim Import von Meerschweinchen in Europa gespielt haben. Dass die Äbtissin des Ribnitzer

Klarissenklosters³⁷ zwei Jungtiere an den Stralsunder Bürgermeister verschenkte, zeigt, dass diese Kleinsäuger Mitte des 16. Jahrhunderts zunächst vor allem als Haustiere des Adels und der reichen städtischen Oberschicht gehalten wurden. Es dürfte sich bei Gentzkows Erwähnung um den ersten Nachweis für diese Säugetier- spezies im Ostseeraum handeln.

Exotische Pflanzen

Abgesehen vom archäologischen Nachweis tropischer bzw. subtropischer Gewürze in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Latrinen wie Pfeffer, Piment, Muskatnuss, Kardamom, Paradieskorn sowie Früchten wie Feigen, Datteln, Rosinen und Korinthen sowie Reis (Wiethold 2007; Jahnke 2016)³⁸ sind in der frühen Neuzeit auch nicht einheimische Garten-, Heil- und Zierpflanzen importiert worden (Jeute 2018, 34ff.).³⁹ Rund 500 Bäume und Sträucher, die ursprünglich aus Nord- und Südamerika, Asien oder Afrika bzw. Australien/Neuseeland stammen, wurden bis ca. 1800 in Europas Gärten heimisch, weiterhin auch mehrere hundert Blumen und Stauden aus diesen Erdteilen (Bayerdörfer / Hellmuth 2003, XIX)⁴⁰. Ein französischer Blumenhändler annoncierte am 21. April 1789 in der Stralsundischen Zeitung, dass er u.a. „50 Arten Ranunkeln von der Insel Candy“ (dies ist das heutige Sri Lanka) im Angebot hatte. Unter den zahlreichen Messern, die während der Grabungen auf der ehemaligen Fährbastion zu Tage kamen, fiel ein Messer mit einem dunklen Hartholz auf, bei dem es sich sehr wahrscheinlich um ein Tropenholz handelt (Ansorge 2013a, 203 und Abb. 25,3). Zu den für Stralsund frühesten Belegen von importierten exotischen Pflanzen(teilen) zählen die zwei „Nüsse zum Trinken“ (*II nuces ad potendam*) die in dem 1318 aufgesetzten Inhaltsverzeichnis einer Kiste mit Pretiosen des Rügenfürsten Wizlaw III. befindlich waren. Dieser Kisteninhalt diente vermutlich als Pfand für ein Kreditgeschäft des Fürsten in Stralsund⁴¹. Kokosnüsse, die im mittelalterlichen Europa vor allem aus den Distributionsorten Byzanz, Venedig, Genua und seit dem 15. Jahr-

hundert auch Lissabon bezogen wurden, waren begehrte Sammelobjekte von weltlichen und geistlichen Fürsten, des hohen Adels, reicher Bürger und in größeren Kirchen (Fritz 1983). Mit kostbaren Fassungen versehen dienten sie sowohl als Trinkgefäß als auch der Demonstration von Reichtum und Macht.

Aus dem Ostseeraum sind sechs Kokosnusschalen von einstigen silbergefassen Pokalen oder Bechern aus Lübecker Kirchenschätzen, ein Ziborium aus dem Domschatz von Kammin in Hinterpommern sowie aus dem Testament des 1350 in Stralsund verstorbenen Roskilder Bischofs Jakob Poulsen bekannt (Möller 2018, 46). Im archäologischen Kontext des 16. bis 19. Jahrhunderts sind Kokosnüsse bisher nur selten in London und in den Niederlanden gefunden worden (Giorgi 1997, 203; Rijkelijkhuizen / van Wijngaarden-Bakker 2006). Im Ergebnis der Entdeckung der Welt durch die seefahrenden Europäer gelangten Kokosnüsse nun in größerer Zahl in die europäischen Hafenstädte und wurden vermehrt auch von Bürgern zu statusträchtigen Gefäßern verarbeitet. Der bereits genannte Stralsunder Bürgermeister Nikolaus Gentzkow erhielt laut seinem Tagebuch 1563 durch denselben Stralsunder Schiffer, der ihm auch Puten geschenkt hatte, eine „Calecuteske nut“ mit acht Talern, um diese an derselben anzubringen und ein Trinkgefäß daraus zu machen („schenkede Jacob Swarte de schipper mi eine Calecuteske nut mit 8 dalern, dar ick sie mit scholde belegen und ein drinckgeschrir daruth maken laten“) (Zober 1870, 219; Böker 2011, 264).

37 Ursula (1510-1586), Tochter des Herzogs Heinrich V. von Mecklenburg und letzte katholische Äbtissin des Klosters.

38 Zum archäobotanischen Nachweis von importierten und angebauten fremdländischen Pflanzen siehe auch Beneš et al. 2012.

39 Hinzu kamen ab dem 16. Jahrhundert Schokolade und Tabak sowie ab dem 17. Jahrhundert Kaffee und Tee.

40 Keith Thomas kommt auf rund 700 weitere Baum- und Straucharten allein in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die nach England eingeführt wurden (Thomas 1984, 211).

41 Die Abschrift der nicht mehr vorhandenen eigentlichen Urkunde ist im Kopialbuch des Fürsten, dem sog. Codex Rugianus, enthalten (Schoebel 1999; Möller 2018).

Mit „*Calekutesk*“ ist die Stadt Kalikut bzw. Kalikat, das heutige Kozhikode an der indischen Malabarküste gemeint, die ein altes Handelszentrum war und ab 1498 unter portugiesische Herrschaft geriet. Wie bei der Bezeichnung „*Kalekutische Hühner*“ für die Puten (s. o.) bezieht sich diese Benennung der Kokosnuss ebenso wie „*Indianische Nuss*“ auf ihre exotische, ostindische Herkunft. Der deutsche Enzyklopädist, Arzt und Naturforscher Johann Georg Krünitz (1728–1796) wusste über die Verarbeitung von Kokosnusschalen folgendes zu berichten: „*Aus der mittlern Schale werden in Japan verschiedene Dinge, z.B. Trink=Gefäße, Zuckerschalen, Punschlöppel, Pulverflaschen, Dosen, Knöpfe ... u.d.g.l. verfertiget. Insonderheit machen viele Künstler in Dieppe, in Frankreich, die das Elfenbein so gut zu bearbeiten wissen, aus diesen Schalen sehr artige Arbeiten, die sie an verschiedene französische Oerter, sonderlich aber an die Krämer nach Paris, verschicken*“ (Krünitz 1776, 214). In den im Stralsunder Stadtarchiv erhaltenen Nachlassinventaren des 17. Jahrhunderts werden mehrfach Gefäße aus Kokosnüssen genannt, die sich im Besitz von Kaufleuten bzw. Handwerkern befanden⁴².

Nichteinheimische Pflanzen fanden seit dem Mittelalter zunächst über die Klöster und Lustgärten des Adels und städtischen Rates ihren Weg in bürgerliche Privatgärten. Bereits 1338 wird ein *ortus rosarum*, ein Rosen-

garten, im zweiten Stadtbuch genannt. Er ist mit dem auch im 15. und 16. Jahrhundert genannten Lustgarten des Rates identisch (Möller 2011, 14f.).

Der Stralsunder Stadtphysikus Johann Neukrantz sandte 1627 dem Rostocker Hochschullehrer Peter Lauremberg für dessen Gärten Ligusterpflanzen. Der Gewöhnliche Liguster kommt im Mittelmeerraum vor, andere Unterarten stammen aus Ostasien (Krause 1895)⁴³.

Im 17. Jahrhundert schaffte der Rat für den sog. Weinergarten vor der südlichen Stadtmauer neben Weinrebstöcken auch einen Aprikosenbaum und „*1 bunte Spanische Kirschbaum*“ an (StAS Rep. 38 Nr. 1533 Ausgabebuch des Rates 1657)⁴⁴. Als Spanische Kirsche gilt der aus Indien stammende immergrüne Bakul-Baum (*Mimusops elengi*), der ob seiner duftenden Blüten und hellrot-orangefarbenen essbaren Früchte zu jener Zeit auch in Südwesteuropas Gärten angebaut wurde.

Weniger ungewöhnlich sind die anderen in Stralsunder Privatgärten des 18. Jahrhunderts genannten fremdländischen Levkojen (Mittelmeergebiet und Westasien), Passionsblumen (Süd- und Mittelamerika bis südliches Nordamerika)⁴⁵, Maulbeer-, Orangen-, Zitronen- und Myrthenbäume.

Keramiken

Während der Teilsanierungen der Fußböden im einstigen Franziskanerkloster St. Johannis, das nach der Reformation 1525 in ein städtisches Armenhaus umgewandelt wurde, kamen im Bereich des sogenannten Hellen Ganges diverse Keramiken und andere Kleinfunde zutage. Sehr viele dieser Funde wiesen eindeutige sekundäre

Brandschäden auf. Die zeitliche Datierung der Keramiken stimmt mit der Brandkatastrophe an Weihnachten 1624 überein, die Teile des Armenhauses sowie die einzige Klosterkirche stark beschädigte. Unter den Keramiken war überraschenderweise auch ein größeres Fragment einer kleinen chinesischen Porzellanschale. Die

42 z.B. 1633 Kaufmann Heinrich Plumens Witwe „*Ein Indianisch Nus mit Silber beschlagen*“ (StAS Rep. 3 Nr. 5096) oder 1640 der Pelzer Esaias Tönnies „*Eine Indianische Nuß eingefäßt*“ (StAS Rep. 3 Nr. 5169). Kokosnüsse befanden sich im 18. Jahrhundert auch in der Rats- und Gymnasialsammlung.

43 Lauremberg hatte eine Fülle an nichteinheimische (s.o.) Pflanzen in seinen Gärten, außer Tulpen auch Päonien, Granatäpfel, Bataaten, Kartoffeln, Amarant, Zypressen, Wassermelonen, Kapuzinerkresse, Anemonen, Pomeranzen, Tomaten, Tabak u.a.

44 Der Baum wird zwar heute auch für unsere Breitengrade angeboten, ist aber nicht frostfest. Daher dürfte er sicherlich wie andere wärmeliebende Pflanzen im Winter allenfalls in Innenräumen/Orangerien überlebt haben.

45 So 1776 im Hofgarten des Stralsunder Kramers Hevernich befindlich (StAS Rep. 3 Nr. 3750). In der Orangerie des Grafen Schwerin in der Badenstraße standen 1773 neben Zitronen- und Myrthenbäumen auch vier Zitronatzitronenbäumchen, die ursprünglich via Mittelmeerraum aus dem indischen Assam stammen und vor allem ob ihres Duftes geschätzt werden. In den Annoncen des Hamburger Relationscourier aus dem frühen 18. Jahrhundert sind weiterhin Anzeigen für den Verkauf von Laurierbäumen (Amerikanischer Lorbeerbaum), mexikanischen Tuberosen, Lebensbaum, Palmen und Zitrusbäume zu finden. Hier waren es insbesondere holländische und italienische Pflanzenhändler, die über den Seeweg als Verkäufer auftraten.

blaue Bemalung mit floralen Motiven unter der transparenten Glasur erscheint eher leicht grau (Abb. 6) (Möller 1996). Es handelt sich um sogenanntes Kraakporzellan der Wanli-Periode (1573-1620). Dieses Porzellan wurde in der Ortschaft Jingdezhen in der Provinz Jiangxi hergestellt. Im Brandschutt des 1624 abgebrannten Nordflügels des Klosters fanden sich neben ligurischer Keramik auch wenige Scherben weiteren Chinaporzellans (Ansorge 2007, 266). Zusammen mit vereinzelten zeitgleichen Porzellanfunden in Rostock und dem ehemaligen Damenstift Ribnitz können wir davon ausgehen, dass diese Keramiken unseren Raum zeitgleich mit den vermehrten Einfuhren des Chinaporzellans in den Niederlanden erreichten⁴⁶. Auf dem Hof der Badenstraße 11 wurde in einem in der frühen Neuzeit als Latrine umfunktionierten spätmittelalterlichen Holzbrunnen unter anderem chinesisches Porzellan gefunden, das noch in die Mitte bis zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts datiert (Ernst 1999, S. 459). Für das Jahr 1670 ist der Schuster Herrmann Warnke als Eigentümer der Badenstraße 11 im städtischen Kataster vermerkt (ebenda). Fernöstliche Porzellane blieben im 17. Jahrhundert noch relativ selten im archäologischen Fundgut. In jener Zeit überwogen Fayencen aus Portugal und den Niederlanden, die das Porzellan hinsichtlich ihrer blau-weißen Farbigkeit und ihrer Motive imitierten. Dies änderte sich erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts, als chinesisches und seltener japanisches Porzellan Europa in großen Mengen erreichte,

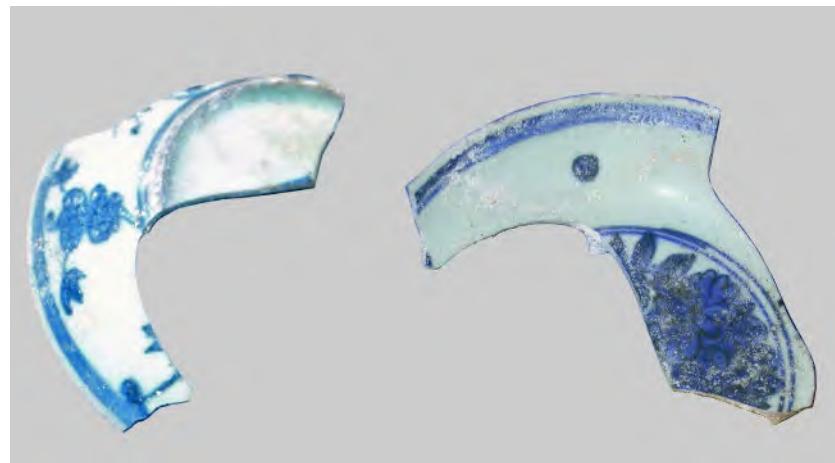


Abb. 6 Vorder- und Rückseite eines Fragments einer Wang-Li-Porzellanschale, abgelaert 1624 im Johanniskloster (Foto: Autor).

ehe es ab ca. 1750 durch europäisches Porzellan sowie durch das vermehrt aufkommende englische Steingut verdrängt wurde. In einer Latrinenverfüllung vom Grundstück Neuer Markt 14 in Stralsund fanden sich um 1760 unter den gut 1200 Keramikscherben 12 % blau bemaltes Porzellan neben außen braun glasierten oder mit einer polychromen Überglasurmalerei versehenen chinesischen Porzellanan (sogenanntes „Chinese Imari“). In den nachfolgenden Latrinenverfüllungen um 1770 ist kein Chinaporzellan mehr enthalten (Schindler / Schäfer 2003)⁴⁷. Aus einer Grube im Keller der Ossenreyerstraße 55 kam eine größere Menge außen braun glasiertes und innen blau bemaltes chinesisches Qianlongporzellan (sogenannte „Kapuzinerware“ oder „Batavia ware“) zutage (Ansorge / Rütz 2016, 198)⁴⁸. Das chinesische Porzellan wurde im 18. Jahrhundert durch Schiffer aus Kopenhagen bzw. Göteborg nach Stralsund geholt⁴⁹. In diesen

46 Der für unseren Raum ungewöhnlich früh in der Zeit zwischen 1575 und 1600 entstandene Teller gelangte zu Beginn des 17. Jahrhunderts in den Boden des Klosters Ribnitz (Schäfer 2005, 106). Hier ist auch die Möglichkeit eines Zwischenhandels mit Portugal statt den Niederlanden in Betracht zu ziehen, zumal in jener Zeit der Handel mit der iberischen Halbinsel und dem Mittelmeer durch die Hansestädte intensiviert wurde (Leidy et al. 2016). Zum Porzellanhandel speziell der Niederländer siehe Jörg 1990.

47 Es handelt sich überwiegend um sogenannte Koppchen (kleine Schalen) und Untertassen, einen Teller und eine vermutliche Teebüchse.

48 Zur „Batavia ware“ siehe Li 2012.

49 Siehe z.B. *Intelligenzen von Täglichen Vorkommnissen in Pommern und Rügen Nr. XVIII* vom 2.11.1753. Am 30. April 1756 findet sich in der gleichen Zeitschrift die Annonce des Stralsunder Kaufmanns (David) Hinrich Westphal, der auch eine eigene kleine Raritätsammlung besaß, folgende Annonce: „Dem Publico

dienet zur Nachricht, daß ich auffs neue fourniret bin, mit chinesischen Porcellain an diversen Sorten Thee- u. Coffee-Tassen, Porcellainen Teller, Spülkummen, Zucker-Dosen, Confect-Teller, kleine- und grössere Ponsch-Schaalen, Thee samt Tafel-Servicen, auch kleine Indianische Posituren [...]“ Die Lieferung an Westphal dürfte über zwei im April aus Göteborg mit „Ostindisch Gut“ angekommene Schiffer erfolgt sein. Unter den indianischen Posituren müssen wir uns kleine Porzellanfiguren vorstellen (zu den nach Schweden im 18. Jahrhundert eingeführten chinesischen Figurinen siehe Kjellberg 1974, 250ff.). Bei den in anderen Zusammenhängen gemeinsam mit fernöstlichen Keramiken im 17. Jahrhundert genannten „Erdene Löwen“ und „hündliches“ kann es sich um sogenannte chinesische Dogoo-Fu-Löwen bzw. -Hunde handeln, die es neben größeren steinernen oder metallenen Wächterfiguren auch in kleinen, handlichen Keramikausführungen gab. Daneben erfreuten sich auch buddhistische und taoistische Figuren aus Porzellan in Europa großer Beliebtheit..

Städten kamen jährlich die Handelsschiffe der Schwedischen Ostindien-Kompanie (1627-1813) (Kjellberg 1974) bzw. Dänischen Ostindien-Kompanie (1616 -1843 mit Unterbrechungen) an⁵⁰. Die schriftlichen Quellen belegen, dass fernöstliche Keramiken in den Stralsunder

Nachlassinventaren des mittleren und gehobenen Bürgertums Normalität waren. 1638 beispielsweise befanden sich im Nachlass des Schiffszimmermanns Philip Berken u.a. vier „klein indianisch schalen“ im Wert von vier Schilling (StAS Rep. 3 Nr. 5158).

Sonstiges

Eine bronzen chinesische Lochmünze („Cash“ bzw. „Käsch“), die in der Regierungszeit des Kaisers Sheng-Tsu (1662-1722) in Peking geprägt wurde, befand sich in den im frühen 18. Jahrhundert entstandenen Ablagerungsschichten auf der Kronlastadie am Hafen (Abb. 7) (Schindler 2013, 549 und Abb. 261,2). Im gleichen Jahr wurde ebenfalls während einer Rettungsgrabung in der Rostocker Fischergrube eine weitere chinesische Lochmünze gefunden, die unter dem Kaiser Kao Tsung während seiner Regierungszeit von 1736 bis 1796 entstand (Ansorge / Schindler 2013, 524 und Abb. 231,6). Bis dahin waren chinesische Münzfunde in Mecklenburg-Vorpommern unbekannt. Sie dürften in erster Linie Beleg für Mitbringsel durch Seeleute sein, die im Dienst einer der Ostindischen Kompanien standen⁵¹.

Außer den bereits genannten Artefakten finden sich in den schriftlichen Quellen weitere exotische Gegenstände. Der Graf Schwerin besaß 1773 neben einer Reihe europäischer Waffen auch drei türkische Gewehre in seiner Sammlung⁵². Aus der Sammlung des Stralsunder Kaufmanns David Hinrich Westphal, der u.a. auch mit chinesischem Porzellan handelte, wurde



Abb. 7 Chinesische Lochmünze, Prägung unter Kaiser Sheng-Tsu (1662-1722), Dm 2,3 cm (Foto: LAKD M-V, Landesarchäologie, Heiko Schäfer).

ein „Indianisches Schwert [...] mit einem Gefäß aus Silber und einer silbernen Kette“ in die Ratssammlung übernommen (StAS Hs 879 Verzeichnis von 1756)⁵³. Ein „Indianischer Dolch in einer hölzen Scheide“ gelangte ebenfalls in die Sammlung des Stralsunder Rates.

Überraschend war der mehrfache Beleg von Lackschalen in den Nachlassverzeichnissen Stralsunder Bürger des 17. Jahrhunderts⁵⁴, sind diese doch sonst eher

50 Welche Dimensionen die Einfuhr von Porzellan hatte, ist allein aus der am 4. September 1762 in dem Stralsunder „Auszug der Neuesten Weltbegebenheiten“ wiedergegebenen Ladung der in Göteborg angekommenen „Riksen Stander“ der schwedisch Ostindischen-Kompanie ersichtlich: „In 265 Kisten, 20 kleine dito, und 28 Tuben und 1406 Bundels, 311 073 Paar Theetassen, 79 565 dito Coffeetassen, 2360 dito Chocolad-Tassen. 639 S. Theekannen, 171 Stell Muggen, 98 stuck Punschkummen, 24 Tafelservicen. 83 Stell Schüsseln. 132 dito Salatdener. 14 900 Stück Confecturteller. 95 Theeservicen. 26 870 s. flache Teller. 5350 stuck Suppenteller. 6080 stuck Spülkummen. 2000 Stell Zuckerdosen. 29580 stuck einzelne Tassen. 16940 dito Reistassen“. Zum Umfang weiterer Schiffsladungen im 18. Jahrhundert siehe auch Kjellberg 1974, 232. Zur Einfuhr, Verteilung und Konsumtion chinesischen Porzellans in Kopenhagen zwischen 1600 und 1760 s. Kristensen 2014

51 Eine arabische Goldmünze mit dem Prägejahr 626 nach der islamischen Jahresrechnung, was dem Jahr 1229 entspricht, soll 1865 auf der Stralsunder Feldmark gefunden worden sein. Sie kam später ins Stralsunder Museum, ist heute aber als Verlust anzusehen.

52 StAS Rep. 3 Nr. 3736: „I gegossene antique Türkische dito (Kugelbüchse) mit Elfenbein ausgeleget I dito mit Perlmutt und Meßing noch eine Türkische Flinte“. Ob der schwedische Generalgouverneur Carl Gustav Wrangel auch in seinem Stralsunder Stadtpalais bzw. in seinen Schlössern Spycker auf Rügen und Wrangelsburg bei Greifswald Waffen und andere Gegenstände aus Nordamerika oder Asien hatte, ist unbekannt, allerdings gehörten diese Dinge zu seiner Kunstsammlung in seinem schwedischen Domizil Schloss Skokloster (s. <http://skoklostersslott.se/en/collections-0> sowie Snickare 2011 und 2022).

53 Die genaue Herkunft ist unsicher, es kämen sowohl ein indisches als auch chinesisches Schwert in Frage. Samurai-Schwerter besaßen keine Ketten.

54 z. B. 1646 (StAS Rep. 3 Nr. 5199) „15 Indisch lack schalen“ oder 1658 (StAS Rep. 3 Nr. 5238) „8 lacken schälchen“. Auch bei den 1664 genannten „drei papped schüßeln“ zu je einem Schilling kann es sich um persisch-indische Lackarbeiten gehandelt haben. Frau Dr. Patricia Frick, Museum für Lackkunst in Münster sei für ihre Angaben gedankt.

in fürstlichen Sammlungen für jenen Zeitraum überliefert⁵⁵. Wie die Porzellane stammen sie vor allem aus chinesischen, weniger aus japanischen oder indischen bzw. burmesischen Werkstätten. Gerade Schalen oder Kästchen mit Lackmalereien aus Südchina gelangten bereits in jener Zeit nach Europa. Später kamen außer weiteren chinesischen Lackkunstarbeiten auch japanische Arbeiten auf den europäischen Markt⁵⁶. Diese seinerzeit absolut fremdartige Technik mit exotischen Motiven sowie kostbaren Perlmutt- oder gar Goldeinlagen fand rasch Nachahmungen in Europa, insbesondere im Möbelbau.

Außer Tee, Gewürzen, Porzellan und anderen fernöstlichen Dingen wurden in geringem Maße auch südostasiatische Seiden(brokat)stoffe nach Europa exportiert. So befand sich im Inventar des Stralsunder Advokaten Hercules 1775 auch ein Kleid aus Batavia, bei dem es sich sehr wahrscheinlich um einen schimmernden Gold- bzw. Silberbrokat, der in Indonesien hergestellt wurde, handelte (StAS Rep. 3 Nr. 5468)⁵⁷. Bereits unter den spätmittelalterlichen liturgischen Gewändern des Stralsunder Kaland waren mittelasiatische und persische Seidenstoffe (von Fircks 2008).

Schon im Spätmittelalter hat es ganz vereinzelt Menschen in Stralsund gegeben, die ob ihrer Hautfarbe und Herkunft als exotische Statussymbole (vergleichbar den sogenannten „Hof- oder Kammermohren“ an Fürstenhöfen) in Haushalten der bürgerlichen Elite sicherlich nicht ganz freiwillig lebten. Der 1515 ins Exil gezwungene Stralsunder Bürgermeister Henning Mörder hatte einen Schwarzafrikaner in seinem Haushalt, der in Greifswald verstarb. Der Chronist Johannes Berckmann merkte dazu in seiner Stralsunder Chronik an, dass „*sin morman, de hadde he vann einen kleinen ventkenn uppgefodert; das meyde he sick sehre umme*“ („sein Mohr, den er von Kleinkind an großgezogen hatte, starb; das bereitete ihm viel Kummer“) (Berckmann 1833, 25)⁵⁸. Afrikanische Sklaven, aber auch Freie gelangten im Mittelalter über das Mittelmeer in angrenzende europäische Länder, seit dem 15. Jahrhundert auch durch portugiesische Seefahrer nach Portugal und von da aus nach Westeuropa (Dorsch 2000). Sicherlich waren in den Ostseestädten Afrikaner nur seltene Gäste oder gar nur im Einzelfall Einwohner. Aus dem 17. und 18. Jahrhundert liegen einige Informationen vor, aus denen hervorgeht, dass sowohl Afrikaner als auch türkische Kriegsgefangene in Haushalten der städtischen Elite in Stralsund lebten⁵⁹.

Zusammenfassung

Die vorliegende Übersicht über „Exotica“ und „Curiosita“ lenkt den Blick auf außergewöhnliche Dinge, die aus einer mittelgroßen Hafenstadt an der Ostsee bekannt geworden sind. Im Vergleich zu spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Zentren des Fernhandels

in Westeuropa, aber auch Städten wie Hamburg, Lübeck und Danzig sowie den großen nordeuropäischen Hafenstädten Kopenhagen, Göteborg und Stockholm, sind die hiesigen diesbezüglichen Angaben eher von quantitativ und sicherlich auch qualitativ geringerem Umfang als

55 So befanden sich in der Münchner Kunstkammer der Wittelsbacher 18 „Indianische, Japponische geflochtene, gemahlte, gefürneüssste, vnd andere schüßlen, vnd geschürr“ (Wappenschmidt 2009, 39). Neben hölzernen (Lack)Schalen waren es vor allem aus Bambus- oder Rontangstreifen geflochtene und lackierte kleine Gefäße, die auch nach Europa gelangten.

56 1613 wurden durch die niederländische VOC zwei kleine Lackschatullen, sechs Lacktassen und zwölf Lackunterschalen nach Holland eingeführt. 1635 waren es schon 233 Kisten mit Schalen, Kannen, Schüsseln und Backgammonbrettern chinesischer bzw. japanischer Lackarbeiten (Jörg 2000).

57 „Ostindische“ Baumwoll- oder Seidentextilien werden relativ häufig in den Stralsunder Zeitungsannoncen des 18. Jahrhundert genannt.

58 Auch wenn diese Menschen „gut behandelt“ wurden, so ist deren Verschleppung in einen vollkommen andersgearteten Kulturkreis heute als Teil des Kolonialismus kritisch zu bewerten.

59 Unter anderem hatte der schwedische Generalgouverneur für Schwedisch-Pommern, Carl Gustaf Wrangel (1613-1676) in seinem fürstlichen „Hofstaat“ neben einem französischen Koch und Kammerdiener auch afrikanische und türkische Diener, einen Zwerg, Bärenführer und Komödianten. Außerdem hielt er Kanarienvögel und war der erste Schwede, der regelmäßig Tee trank (McKeown 2006). Bei den sogenannten „Beuteturken“ handelt es sich um osmanische Kriegsgefangene während der Türkenkriege. Der rügensche adelige Obrist Caspar Detlef von Rotermund, der in der Stralsunder Badenstraße um 1700 ein Palais errichten ließ, hatte eine türkische Muslima von den Kriegen auf dem Balkan mit heimgebracht und mit ihr außerehelich Kinder gezeugt. Am 9.9.1766 berichtete die Stralsundische Zeitung aus dem benachbarten Ort Barth, dass dort „Ein Mädchen, die eine gebohrne Mohrin aus Batavia ist, ihrer geringen Kenntnis der deutschen Sprache ungeachtet demnach in wenigen Wochen“ mit Fleiß erlernt und als Christin getauft worden war.

seinerzeit existent. Die vorgestellten Artefakte, Funde und archivalischen Angaben belegen das Interesse sowohl des Stralsunder Rates als auch einzelner Bürger und schwedischer Staatsbeamter an den Wundern der Natur, an den Entdeckungen ferner Länder sowie den von dort gelieferten Erzeugnissen, Pflanzen und Tieren in einem zuvor so nicht bekannten erstaunlichen Umfang. In öffentlichen Räumen wie dem Rathaus, aber auch im privaten Bereich wie einzelnen bürgerlichen Haushalten fand die Kommunikation von exotischen

oder wunderlichen Dingen statt. Diese Präsentationen und Sammlungen sollten Macht, Weltläufigkeit und Reichtum des Besitzers demonstrieren und spiegelten die damalige Weltanschauung und den Wissensstand wider. Im Verbund mit naturwissenschaftlichen Nachbardisziplinen vermag die Mittelalter- und Neuzeitarchäologie hier ihren Beitrag zum Kenntnisstand der damaligen Bewohner über die Welt im Großen wie im Kleinen in den jeweiligen Städten und Regionen zu liefern.

Literatur

- ADLER 1929: F. Adler, Erinnerungen von Axel von Löwen, in: Karolinska Förbundets Årsbok, Lund 1929.
- ALBARELLA ET AL. 1997: U. Albarella, M. Beech und J. Mulville, The Saxon, Medieval and Post-Medieval mammal and bird bones excavated 1989-91 from Castle Mall, Norwich, Norfolk, in: English Heritage Ancient Monument Laboratory Rep. 12, 1997.
- ANONYMUS 1838: Anonymus, der Ausflug nach der Ostsee oder die Fahrt nach Rügen, Leipzig 1838.
- ANSORGE 2002: J. Ansorge, Frankenstraße 57a – zur Geschichte eines Stralsunder Grundstückes mit Brau- und Mälzgerechtigkeit, in: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern 9, Waren / Müritz 2002, 164-189.
- ANSORGE 2007: J. Ansorge, Kurze Fundberichte Fpl. 82, in: Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern 54, Schwerin 2007, 265-268.
- ANSORGE 2013a: J. Ansorge, Archäologische Untersuchungen auf der ehemaligen Fährbastion in Stralsund. Mit einem Exkurs zur Tonpfeifenproduktion in Walbeck (Aller), in: Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern 60, Schwerin 2013, 169-258.
- ANSORGE 2013b: J. Ansorge, Kurze Fundberichte Fpl. 378, in: Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern 60, Schwerin 2013, 557-567.
- ANSORGE 2016: J. Ansorge, Ossa sepia – Schulpe von Tintenfischen als Gussformen, in: Ansorge / Rütz 2016, 54-55.
- ANSORGE / FRENZEL 2005: J. Ansorge und P. Frenzel, Archäozoologische Untersuchungen an wirbellosen Tieren, in: H. Jöns, F. Lüth und H. Schäfer, Archäologie unter dem Straßenpflaster. 15 Jahre Stadtarchäologie in Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin 2005, 51-54.
- ANSORGE / RÜTZ 2016: J. Ansorge und T. Rütz, Quartier 17, Archäologische und bauhistorische Zeugnisse der Stralsunder Stadtgeschichte, Schwerin 2016.
- ANSORGE / SCHINDLER 2013: J. Ansorge und G. Schindler, Kurze Fundberichte Fpl. 495, in: Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern 60, Schwerin 2013, 524-525.
- BÄCHTOLD-STÄUBLI / HOFFMANN-KRAYER 1935/36: H. Bächtold-Stäubli und E. Hoffmann-Krayer, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens VII, Berlin / Leipzig 1935/36.
- BENEŠ ET AL. 2012: J. Beneš et al., New Plants at Prague Castle and Hradčany in the Early Modern Period: A History of Selected Species, in: Interdisciplinaria Archaeologica. Natural Sciences in Archaeology III, 1/2012, 103-114.
- BAYERDÖRFER / HELLMUTH 2003: H.-P. Bayerdörfer und E. Hellmuth (Hrsg.), Exotica. Konsum und Inszenierung des Fremden im 19. Jahrhundert, München 2003.
- BENECKE 1994: N. Benecke, Der Mensch und seine Haustiere. Die Geschichte einer jahrtausendealten Beziehung, Berlin 1994.
- BERCKMANN 1833: J. Berckmann, Stralsundische Chronik, Stralsund 1833.
- BOCK 2005: S. Bock, Ova struthionis. Die Straußeneiobjekte in den Schatz-, Silber- und Kunstkammern Europas, Freiburg (Breisgau) / Heidelberg 2005.
- BÖCKER 2011: H. Böcker (Hrsg.), Das Tagebuch des Stralsunder Bürgermeisters Nicolaus Gentzkow (1558-1567). Übertragung, Kommentar und Register, Hamburg 2011.
- BREVERTON 2015: T. Breverton, The Tudor Kitchen, Stroud 2015.
- BROSTHAUS 1972: U. Brosthaus, Bürgerleben im 16. Jahrhundert. Die Autobiographie des Stralsunder Bürgermeisters Bartolomäus Sastraw als kulturgechichtliche Quelle, Köln / Wien 1972.
- BRÜGGEMANN 2013: S. Brüggemann, Kurze Fundberichte Fpl. 382, in: Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern 60, Schwerin 2013, 568-570.
- VON BÜLOW 1880: G. von Bülow, Wanderung eines fahrenden Schülers durch Pommern und Mecklenburg 1590, in: Baltische Studien 3, Stettin 1880, 57-100.
- DEZALLIER D'ARGENVILLE 1772: A. J. Dezallier d'Argenville, Conchyliologie oder Abhandlung von Schnecken, Muscheln und andern Schaalthieren, Wien 1772.
- DINNIES O.J.: J. A. DINNIES, NACHRICHTEN DER RATHSPERSONEN DER STADT STRALSUND BETREFFEND, 8 Bde. Stadtarchiv Stralsund Hs 359-366.

- DORSCH 2000: H. Dorsch, Afrikanische Diaspora und Black Atlantic: Einführung in Geschichte und aktuelle Diskussionen, Münster 2000.
- VON FIRCKS 2008: J. von Fircks, Liturgische Gewänder des Mittelalters aus St. Nikolai in Stralsund, Riggisberg 2008.
- FRITZ 1983: R. Fritz, Die Gefäße aus Kokosnuss in Mitteleuropa 1250-1800, Mainz 1983.
- GADE 1967: D. Gade, The Guinea Pig in Andean Folk Cultur, in: Geographical Review 57/2, 1967, 213-224.
- GIORGI 1997: J. Giorgi, Diet in Late Medieval and Early Modern London: The Archaeobotanical Evidence, in: D. Gaimster und P. Stamper, The Age of Transition, The Archeology of English Culture 1400-1600, Oxford 1997, 197-213.
- GRIMM 2005: J. Grimm, Keine Lust zum Geschirrspülen? Auswertungen der spätmittelalterlichen Tierknochen und der botanischen Reste aus der Remterneische des Katharinenklosters in Stralsund, in: I. Ericsson und R. Atzbach, Depotfunde aus Gebäuden in Zentraleuropa, Berlin 2005, 173-180.
- HAAG 2015: S. Haag (Hrsg.), Das Haus Habsburg und die Welt der fürstlichen Kunstkammern im 16. und 17. Jahrhundert, Wien 2015.
- HAMEL 2011: J. Hamel, Die Sammlung der wissenschaftlichen Instrumente, Stralsund 2011.
- HETZER 1999: U. Hetzer, Axel Graf von Löwen und seine Sammlung, Rostock 1999.
- VON HOLST 1939: N. von Holst, Sammlertum und Kunstgutwanderung in Ostdeutschland und den benachbarten Ländern bis 1800, in: Jahrbuch der Preussischen Kunstsammlungen 60., Berlin 1939, 111-156.
- HOOGEWEG 1924: H. Hoogeweg, Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern 1, Stettin 1924.
- JAEGER 2016: F. Jaeger (Hrsg.), Enzyklopädie der Neuzeit 13, Stuttgart 2016.
- JAHNKE 2016: C. Jahnke, Der Feigenhandel im Hanseraum, in: Hansische Geschichtsblätter 133 (2015), Wismar 2016, 41-75.
- JEUTE 2018: G. Jeute, Asian Objects in Europe. Ways of Transcontinental Intertwining in the Middle Ages and the Early Modern, in: S. Kahlow (Hrsg.), Transfer between Sea and Land, Leiden 2018, 23-42.
- JÖRG 2000: C. Jörg, Japanese Export Laquer for the Dutch Market, in: M. Kühenthal (Hrsg.), Ostasiatische und europäische Lacktechniken, München 2000.
- KAISER 1901: P. Kaiser, Die naturwissenschaftlichen Schriften der Hildegard von Bingen, Berlin 1901.
- KAUTE / SAMARITER 2016: P. Kaute und R. Samariter, Westfälischer Falschmünzschatz und Hummerschere – Funde aus einem Greifswalder Brunnen von um 1261, in: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern 23, Neustrelitz 2016, 61-80.
- KJELLBERG 1974: S. T. Kjellberg, Svenska Ostindiska Compagniera 1731-1813, Malmö 1974.
- MC KEOWN 2006, S. Mc Keown, Johan Joachim Gensner's emblematic Manuscript for Carl Gustaf Wrangel, in: S. Mc Keown und M. R. Wade (Hrsg.), The Emblem in Scandinavia and the Baltic, Glasgow 2006, 127-160.
- KOSEGARTEN 1817: L. G. Kosegarten, Pomerania, Teil 2, Greifswald 1817.
- KOVÁCS 2008: L. Kovács, Vulvae, Eyes, Snake Heads. Archaeological Finds of Cowrie Amulets, Oxford 2008.
- KRAUSE 1895: L. Krause, Aus Peter Laurembergs Tagebuch. Beitrag zur Geschichte des Garten-, namentlich Obstbaues zu Rostock während der Zeit des dreißigjährigen Krieges, in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock 1, Heft 4, Rostock 1895, 41-64.
- KRISTENSEN 2014: R. S. Kristensen, Made in China: Import, Distribution and Consumption of Chinese Porcelain in Copenhagen c. 1600-1760, in: Post-Medieval Archeology 48/1, London 2014, 151-181.
- KRÜNITZ 1776: J. G. Krünitz, Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats-Stadt-Haus- u. Landwirthschaften in alphabetischer Ordnung 8, Berlin 1776.
- LACH 1970: D. F. Lach, Asia in the Making of Europe II, Chicago and London 1970.
- LAUBE 2011: S. Laube, Von der Reliquie zum Ding. Heiliger Ort – Wunderkammer – Museum, Berlin 2011.
- LEIDY ET AL. 2016: D. P. Leidy et al., Global by Design – Chinese Ceramics from the R. Albuquerque Collection, London 2016.
- LUTHER 1832: M. Luther, Katechetische deutsche Schriften 1, Erlangen 1832.
- MAKOWIECKI / GOTFREDSEN 2002: D. Makowiecki und A. B. Gotfredsen, Bird remains of Medieval and Post-Medieval Coastal Sites at the Southern Baltic Sea, Poland, in: Acta zoologica cracoviensis 45, 2002, 65-84.
- MITTEILUNGEN 1900: Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 9, Lübeck 1900.
- MÖLLER 1995: G. Möller, Mittelalterliche und frühneuzeitliche Glasfunde aus Stralsund, in: Wismarer Studien zur Archäologie und Geschichte 5, Wismar 1995, 43-48.
- MÖLLER 1996: G. Möller, Ein frühneuzeitlicher Fundkomplex aus dem Hellen Gang des St. Johannisklosters in Stralsund, in: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern 3, Waren / Müritz 1996, 113-119.
- MÖLLER 2004: G. Möller, Ziegelgemauerte Kloakenschächte vom Hof Fährstraße 11 in Stralsund, in: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern 11, Waren / Müritz 2004, 121-132.
- MÖLLER 2011: G. Möller, Von Kohlgärten, Gärtnerinnen und Appelhakeschen – Gartenkultur im historischen Stralsund, in: Die Gartenkunst 23, Heft 1, Worms 2011, 13-19.
- MÖLLER 2018: G. Möller, Eine interessante „Schatzkiste“ aus dem Jahr 1318 in Stralsund – ein Beitrag zur spätmittelalterlichen Sachkultur des norddeutschen Adels, in: Baltische Studien 102, Kiel 2018, 31-52.
- MÖLLER 2022: G. Möller, „Von Rhinozerosen, Panther-Thieren und der Elefantendame Baba“ – Wandermenagerien in Stralsund im 18. und 19. Jahrhundert, in: Pommern. Zeitschrift für Kultur und Geschichte 3/2022, Greifswald 2022, 16-19.

- MÜHRENBERG 2021: D. Mührenberg, Ausstellungen, in: Archäologie in Lübeck 2020, Lübeck 2021, 143-145.
- MULSOW 2008a: R. Mulsow, Ein Schmiedegrundstück in der Wollenweberstraße 33 in Rostock, in: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern 15, Waren / Müritz 2008, 91-108.
- MULSOW 2008b: R. Mulsow, Luxus und Oberschichten in Rostock, in: Manfred Gläser (Hrsg.), Luxus und Lifestyle. Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum VI, Lübeck 2008, 377-394.
- MIGUREVICS 1965: E. Migurevics, Ostlettland und seine Nachbarländer im 10. und 13. Jahrhundert, Riga 1965.
- PEPYS 2010: S. Pepys, Die Tagebücher. Vollständige Ausgabe der sechs Bände, Feldafing 2010.
- PLUMB 2015: C. Plumb, The Georgia Menagerie: Exotic Animals in Eighteenth-Century Britain, London / New York 2015.
- POLLERSPÖCK / BAUERNFEIND 2021: J. Pollerspöck und R. Bauernfeind, Die Haie von Pfreimd, in: Der Stadtturm 37, Pfreimd 2021, 89-106.
- RAEMAKERS ET AL. 2012: D. C. M. Raemakers et al. (Hrsg.), A Bouquet of Archeozoological Studies. Groningen 2012.
- REDMAN 2009: N. Redman, Whales' Bones of Germany, Austria, Czech Republic & Switzerland. Teddington 2009.
- REINLE 1988: A. Reinle, Die Ausstattung deutscher Kirchen im Mittelalter. Eine Einführung, Darmstadt 1988.
- RIJKELIJKHUIZEN 2009: M. Rijkelijkhuizen, Whales, Walruses, and Elephants: Artisans in Ivory, Baleen, and other Skeletal Materials in Seventeenth- and Eighteenth-Century Amsterdam, in: International Journal of Historical Archaeology 13/4, Berlin 2009, 409-429.
- RIJKELIJKHUIZEN / VAN WIJNGAARDEN-BAKKER 2006: M. Rijkelijkhuizen und L. van Wijngaarden-Bakker, Nuts in the Netherlands: Attalea and other nuts from archaeological contexts, dating from the 16th to 19th century AD, in: Environmental Archaeology 11, London 2006, 247-251.
- RUSSOW 2019: E. Russow, A late medieval treasure trove of Tallinn. Salvage excavations of the 15th-century landfill between the Jahu and Väike-Patarei streets, in: Arheologilised vältood Eestis 2018, Tallinn 2019, 185-218.
- SCHÄFER 2005: H. Schäfer, Von „steinernen Kanne und Kruken“ und anderer Importkeramik, in: H. Jöns, F. Lüth und H. Schäfer, Archäologie unter dem Straßenpflaster. 15 Jahre Stadt kernarchäologie in Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin 2005, 103-106.
- SCHINDLER 2013: G. Schindler, Kurze Fundberichte Fpl. 353, in: Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern 60, Schwerin 2013, 549-553.
- SCHINDLER / SCHÄFER 2003: G. Schindler und H. Schäfer, Funde des 3. Viertels des 18. Jahrhunderts vom Grundstück Neuer Markt 14 in Stralsund unter besonderer Berücksichtigung der Produkte aus der ersten Periode der Stralsunder Fayencemanufaktur, in: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern 10, Waren / Müritz 2003, 284-296.
- SCHOEBEL 1999: M. Schoebel, Der Codex Rugianus und die Kanzlei der Fürsten von Rügen, in: Roderich Schmidt (Hrsg.), Tausend Jahre pommersche Geschichte, Köln / Weimar / Wien 1999, 165-193.
- SIEMSSEN 1794: A. C. Siemsßen, Die Fische Mecklenburgs, Rostock / Leipzig 1794.
- SNICKARE 2011: M. Snickare, The King's Tomahawk: On the Display of the Other in Seventeenth Century Sweden, and After, in: Konsthistorisk Tidskrift 80 / 2, London 2011, 124-135.
- SNICKARE 2022: M. Snickare, Colonial Objects in early modern Sweden and beyond, Amsterdam 2022.
- SPENCER 1998: B. Spencer, Pilgrim Souvenirs and Secular Badges, London 1998.
- STAS = STADTARCHIV HANSESTADT STRALSUND.
- THOMAS 1984: K. Thomas, Man and the Natural World, Changing Attitudes in England 1500-1800, Harmondsworth 1984.
- THOMAS 2014: R. Thomas, Tortoises and the Exotic Animal Trade in Britain from Medieval to ‚Modern‘, in: Testudo 8/1, Wimmen 2014, 56-68.
- UNVERFEHRT 2007: G. Unverfehrt, Da sah ich viel köstliche Dinge. Albrecht Dürers Reise in die Niederlande, Göttingen 2007.
- VALENTINI 1704: M. B. Valentini, Museum Museorum oder Vollständige Schau-Bühne aller Materialien und Specereyen (Teil 1), Frankfurt (Main) 1704.
- WALLENIUS 2016: J. Wallenius, Einige Begebenheiten meines Lebens, (hrsg. von Dirk Alvermann), Greifswald 2016.
- WAPPENSCHMIDT 2009: F. Wappenschmidt, Der Reiz des Fremden. Frühe chinesische Porzellane, Lacke und Malereien in der Münchner Kunstkammer, in: R. Eikelmann (Hrsg.), Die Wittelsbacher und das Reich der Mitte, 400 Jahre China und Bayern, Ausstellungskatalog, München 2009, 36-44.
- WIETHOLD 2007: J. Wiethold, ...und pfeffers ein wenig mit gesossenem Pfeffer/ist es sehr gut und wohlgeschmack. Exotische Gewürze in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Küche: Quellen zur Handels- und Sozialgeschichte, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 19, Paderborn 2007, 207-226.
- ZEDLER 1734: J. H. Zedler, Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste 8, Halle / Leipzig 1734.
- ZEDLER 1739: J. H. Zedler, Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste 14, Halle / Leipzig 1739.
- ZOBER 1870: E. Zober, Dr. Nicolaus Gentzkows Tagebuch, Greifswald 1870.

Vorträge, Führungen, Poetry Slam und Schauspiel – Einblick in die Wissenschaftskommunikation der Lübecker Archäologie

von Doris Mührenberg und Manfred Gläser, Lübeck

Informiert man sich über den Begriff Wissenschaftskommunikation, erfährt man: Wissenschaftskommunikation umfasst alle Aspekte der Kommunikation wissenschaftlicher Arbeit und wissenschaftlicher Ergebnisse, und dieses sowohl innerhalb der Wissenschaft als auch bei der Kommunikation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. So sind auch die Akteure in dieser Wissenschaftskommunikation der Wissenschaftler selbst und die wissenschaftlichen Institutionen und ihre Mitarbeiter im Bereich Öffentlichkeitsarbeit. Die Wissenschaftskommunikation nutzt die klassischen Medien in Text, Bild und beweglichen Bildern sowie die Online-Medien. Wichtig ist auch, dass ein Teil der Wissenschaftskommunikation im Bildungsbereich stattfindet, so dass auch die Lehre in Schulen und an Hochschulen darunterfällt. Kurzum, das, was wir früher – vor allem bei der Vermittlung in die eine Richtung – Öffentlichkeitsarbeit nannten, heißt heute Wissenschaftskommunikation und darum geht es hier, um die letzten Jahrzehnte im Bereich

Archäologie der Hansestadt Lübeck. Zuweilen stellt sich dieses als Gratwanderung zwischen hehrer Wissenschaft und dem Bedienen des populistischen Aktivismus einer Spaßgesellschaft heraus.

Nach einer Grabung, die durchaus öffentlichkeitswirksam sein kann, geschehen einige Schritte, die den Augen der Öffentlichkeit – zum Teil auch den Fachkollegen und Fachkolleginnen – entzogen sind, das sind die Reinigung, die Konservierung, die Restaurierung, die Magazinierung und die Auswertung der Befunde und Funde, Tätigkeiten, die durchaus Jahre in Anspruch nehmen können. Und sind die Funde erst einmal im Magazin verschwunden, dann sind sie – wenn es keine permanente Ausstellungsmöglichkeit gibt für immer und ewig – den Augen und der Wahrnehmung der Öffentlichkeit entzogen, und man weiß, in der heutigen Zeit ist die Erinnerung ein leiser Hauch, der schnell verweht ...

Die Anfänge

Wie also vermittelt man Wissenschaft? Wie vermittelt man Ergebnisse, die der Fachwelt ein Staunen abringen, auch dem Laien? Die Lübecker Archäologie hat auf diesem Gebiet schon jahrzehntelange Erfahrung. Zunächst natürlich waren es die altehrwürdigen Herren – ja, es waren tatsächlich nur Herren – die bei der Gemeinnützigen in ihrem heute noch bestehenden Zirkel der Dienstagsvorträge die Ergebnisse der Archäologie in Lübeck den Kollegen vermittelten. Das waren Oberförster Haug mit seiner Sammlung genauso wie Julius Milde und der Apotheker Schorer, die sich dann mit den gefundenen Objekten wissenschaftlich auseinandersetzen. Was von dieser Faszination in der Lübecker Bevölkerung ankam, das ist nicht ausreichend bekannt und belegt.

Ändern sollte sich das nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Zerstörung der Innenstadt erstmalig die Gelegenheit bot, beim Wiederaufbau Notbergungen vornehmen zu können, um so das Alltagsleben der mittelalterlichen Lübecker und Lübeckerinnen untersuchen und erforschen zu können. Dr. Werner Neugebauer, Museumsdirektor mit Ausgrabungserfahrung, geflohen aus Elbing, war nun zur Stelle, um hier in seiner Wahlheimat Lübeck archäologische Untersuchung durchzuführen. Und er baute auf die Mitarbeit und Mitnahme der Lübecker Bevölkerung, denn ohne von dieser getragen zu werden, konnte man in den Jahren nach dem Krieg, in dieser entbehrungsreichen Zeit, solche Untersuchungen und Forschungen nicht verteidigen (**Abb. 1**).



Abb. 1 Werner Neugebauer zum Ende seiner Amtszeit im Magazin des heutigen Bereichs Archäologie und Denkmalpflege, um 1970 (alle Fotos: Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

Und da musste es zuweilen auch mit wissenschaftsfreien Mitteln gehen. So gab es den legendären Aprilscherz, als Dr. Werner Neugebauer dort, wo inzwischen das neue Gründungsviertel entstanden ist, unterhalb von St. Marien, das Skelett eines Iguanodons, eines Dinosauriers aus der Kreidezeit, entdeckte ...

Aber in seinen Vorträgen konnte Neugebauer sowohl die Fachwelt als auch die Bevölkerung für die neuartige Archäologie des Mittelalters begeistern. Er publizierte nicht nur in Fachmagazinen, sondern er schrieb auch populärwissenschaftliche Werke, er wendete sich an die Stadtführer:innen und er hielt Vorträge mit dem Titel: „Schiet, Schutt und Scherben“ und gewann damit eine Akzeptanz seiner Arbeit. So stieg auch der Bürgermeister Otto Passarge schon einmal in eine Kloake hinunter. Die Funde, mit denen Neugebauer das Interesse der Lübecker:innen wecken konnte, waren z. B. die ersten – und bis jetzt einzigen – hölzernen Puppen, die aus der dunklen Tiefe der Kloake wieder das Licht des

Tages erblickten, darunter das nur ca. 14 cm große Püppchen Kathrin, das bis heute das Herz jeden Betrachters anröhrt. Die Spardosenfunde hingegen weckten das Interesse überregional, Spardosenforscher aus aller Welt kamen in die Hansestadt, so wird berichtet.

Die siebziger und achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts dagegen wurden wieder dominiert von den rein wissenschaftlichen Untersuchungen und Tätigkeiten der Lübecker Archäologie. Die Arbeit Neugebauers wurde fortgesetzt, und das, was ihm nicht mehr vergönnt war, nämlich die großen Untersuchungsmaßnahmen, konnte jetzt durchgeführt werden und begeisterte die Fachwelt mit den Ergebnissen der interdisziplinären Forschung von Archäobotanik, Archäozoologie, Dendrochronologie und C¹⁴-Ergebnissen. Die Bevölkerung aber war selbst mit der gut gemeinten Publikation „Archäologie in Lübeck“, in der die neuesten Ergebnisse der Archäologie von Fachleuten dargestellt wurden, überfordert.

Beim Erstellen der ersten Faltblätter, die zur besseren Öffentlichkeitsarbeit der Lübecker Archäologie erarbeitet wurden, gab es Anlaufschwierigkeiten, die man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann. Schaut man in die entsprechende Akte, deren Inhalt auf das Jahr 1983 datiert, so kommt man ins Schmunzeln. Schon damals fragte die Politik resp. die Stadt ab,

was von ihren – damals noch Ämter genannten – Institutionen denn in Bezug auf Öffentlichkeitsarbeit getan werde. Das damalige Amt für Vor- und Frühgeschichte (Boden Denkmalpflege) antwortet dem Presse- und Informationsamt der Hansestadt, dass man im Jahre 1979 folgende Maßnahmen zur Werbung, Dokumentation und Information durchgeführt habe: Das Faltblatt „Helft Bodenfunde retten“ und die wissenschaftliche Publikationsreihe „Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte“ seien entstanden und zu Punkt 2 der Anfrage wurde berichtet, dass für das Faltblatt Kosten in Höhe von DM 2.811,99 und für die Publikationsreihe in Höhe von DM 5.316,86 entstanden seien. Das Faltblatt allerdings stieß auf große Resonanz, denn es war auch an Baufirmen und Architekten versandt worden, die dann um Zusendung weiterer Exemplare batzen. Übrigens erhielten auch alle Kleingartenvereine solche Faltblätter – was auf den ersten Blick skurril wirkt, hat seinen Sinn, denn Funde wurden beim Umgraben schon immer gemacht.

Modelle

Schon in den siebziger Jahren wurde auf Anregung von Werner Neugebauer ein Modell von Alt Lübeck gefertigt. Es zeigt aufgrund der Grabungsergebnisse den Wall am Zusammenfluss von Schwartau und Trave, die durch Grabungen nachgewiesene Handwerkersiedlung vor dem Wall und die angenommene Fischerstadt westlich des Walles. Da gerade vor Ort in der Natur der Wall sehr verschliffen ist und der Innenraum mit dem noch erhaltenen Kirchenfundament durch intensiven Bewuchs häufig nicht sichtbar ist, ist dieses Modell sehr anschaulich, um die Grabungsergebnisse und die Situation des Lebens um 1100 in Liubice zu verdeutlichen.

1989 wurde in Hamburg die Ausstellung „Die Hanse – Lebenswirklichkeit und Mythos“ eröffnet, bei deren Konzeption auch Lübecker Archäologen mitarbeiteten. Zu dieser Ausstellung wurden die sogenannten Hafenmodelle in Auftrag gegeben, die unter Manfred Gläser entstanden. Sie zeigen die Entwicklung des Lübecker Hafens aufgrund der Grabungsergebnisse unter dem Gebäude Alfstraße 38, und man bemerkt den großen Unterschied zwischen dem Modell I und dem Modell II, denn zunächst gibt es einen großen Platz vor einer Stadtmauer, der dazu dient, die Schiffe an Land zu ziehen und zu reparieren, und zum Wohnen in Zelten etc. benutzt wurde, während die Zeit zu Beginn des 13. Jahrhunderts

etwa 30 Jahre später eine Weiterentwicklung wiederibt. Jetzt ist unter Waldemar II. eine neue Stadtmauer entstanden, der Hafen boomt, die Schiffe legen an einer Kai anlage an, die ersten Backsteingebäude entstehen. Ein weiteres Modell zeigt eines der ersten Holzgebäude, die im 12. Jahrhundert in Lübeck entstanden, und dessen Überreste ebenfalls ergraben werden konnten.

Um die Versorgung der Haushalte in einer dicht besiedelten Stadt wie Lübeck zu zeigen, wurde, nachdem beim Verlegen von Versorgungsleitungen in den Straßen der Innenstadt zahlreiche Wasserleitungen zum Vorschein kamen, ein Modell der Wasserversorgung mit Wasserrad angefertigt, das sogar mit richtigem Wasser funktionierte.

Als letztes Modell wurde das Modell von der Grabung HL 70, der ersten Großgrabung im Kaufleute- bzw. Gründungsviertel, aufgrund der Grabungsergebnisse angefertigt, und zwar für die Ausstellung „Heinrich der Löwe und seine Zeit – Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125-1235“, die anlässlich des 800. Todes-tages Heinrich des Löwen in Braunschweig stattfand. Da Heinrich der Löwe nach einem Brand die junge Stadt Lübeck 1157 erneut gründete und Stadtherr Lübecks war, fand dieses Modell, das die Zeit um 1200 darstellte, seinen Platz in der Ausstellung.

Neue Ausrichtung

Doch dass die Arbeit und Ergebnisse der Lübecker Archäologen und Archäologinnen überwiegend nur mit den Fachkollegen diskutiert und geteilt wurde, war durchaus an der geringen Akzeptanz der Arbeit durch die Bevölkerung bemerkbar. Bei einem Bereichsleiterwechsel im Jahre 1994 stellte der zuständige Senator fest, dass er an der Fortführung der guten Arbeit der Archäologie genauso interessiert sei wie an einer guten Öffentlichkeitsarbeit.

In den neunziger Jahren erfolgte dann die Zusammenführung von wissenschaftlichem Arbeiten und der Vermittlung für die Bevölkerung im Zuge einer breit angelegten Öffentlichkeitsarbeit. Das war nicht nur bei Projektwochen in Schulen zu verspüren, nein, es

gab auch die Teilnahme am Tag des Offenen Denkmals, an den Altstadtfesten schlug die Archäologie ein Mittelalterzelt (**Abb. 2**) auf und verkaufte neben ihren Publikationen auch Repliken von Gläsern, Keramiken, Gugeln, Schnurrern oder auch Scherbenpakete, so genannte Überraschungspakete, da man zu Beginn nicht wusste, was für ein Gefäß beim Zusammensetzen herauskommen würde. Auch auf dem bekannten Weihnachtsmarkt im Heiligen-Geist-Hospital war der Bereich Archäologie in einem Kabäuschen vertreten, um für seine Arbeit zu werben. Die Vermittlung der Ergebnisse der Archäologie war nicht fokussiert auf eine bestimmte Zielgruppe, sondern sollte in beiden Richtungen, sowohl in wissenschaftlicher Hinsicht als auch populärwissenschaftlich erfolgen.



Abb. 2 Das Mittelalterzelt wird vielfach eingesetzt, zum Altstadtfest, auf der Großgrabung oder wie hier in der Fischergrube zum Tag der offenen Grabung, 2019.

Gründung der Archäologischen Gesellschaft der Hansestadt Lübeck e.V.

Das führte dann auf Initiative des damaligen Bereichsleiters auch zur Gründung einer Archäologischen Gesellschaft, einer Interessengemeinschaft, die sich nun seit 1996 zum Ziel gesetzt hat, die Archäologie in der Hansestadt zu fördern, zu unterstützen und deren Arbeitsergebnisse einem breiteren Publikum näher zu bringen. Neben Vorträgen und Führungen gehören zum Veranstaltungsprogramm auch Exkursionen und Besichtigungen –

auch außerhalb Lübecks. Die Gesellschaft unterstützt die Archäologie aber auch finanziell, sei es bei der Restaurierung von Funden, die an Restauratoren außerhalb des Hauses vergeben werden müssen, bei Anschaffung eines Hubwagens für die große Halle oder bei der Komplettierung von Zeitschriftenreihen in der Bibliothek des Bereichs. Die Zusammenarbeit hat sich in den letzten Jahrzehnten als sehr fruchtbar und gewinnbringend erwiesen.

Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum

Es wird immer schwieriger, Ergebnisse der Ausgrabungen zu publizieren, und wenn, dann sind diese Berichte – häufig auch nur Vorberichte – in den verschiedensten Publikationen veröffentlicht, zuweilen in schwer zugänglichen, verstreuten Monographien publiziert, ab und zu auch in Zeitschriften, die man aufgrund des Themas nicht unbedingt auswählt, um darin diese Themen zu suchen. Dagegen zeigten die regelmäßig stattfindenden Tagungen, dass es wünschenswert wäre, sich zu vergleichen, um weitere Forschungen voranzutreiben. So entstand unter dem Bereichsleiter Prof. Dr. Manfred Gläser die Idee, dass Lübeck aufgrund seiner besonderen Bedeutung für die Mittelalterarchäologie diesen Austausch der Fachkollegen und Fachkolleginnen nicht nur organisatorisch durchführen, sondern auch finanziell absichern sollte. Seit 1997 wurden nun alle zwei Jahre rund 45 Archäologen und Archäologinnen oder Fachwissenschaftler:innen aus dem ehemaligen hansischen Wirtschaftsraum, von Cork in Irland bis Nowgorod in Russland, nach Lübeck, das heißt nach Travemünde, eingeladen, um eine Woche lang ihre Erkenntnisse zu präsentieren und zu diskutieren. Man tagte in der Ostsee-Akademie, wo räumliche und technische Möglichkeiten zur Verfügung standen (**Abb. 3**).

Diese Kolloquien waren geschlossene Veranstaltungen unter einem bestimmten vorgegebenen Thema, jeder Teilnehmer, jede Teilnehmerin war auch Referent bzw. Referentin, diese Geschlossenheit, in der eine dichte Arbeitsatmosphäre entstand, war auch dem Ort geschuldet, denn die Akademie liegt etwas außerhalb von Travemünde, die Teilnehmer:innen übernachteten dort und speisten gemeinsam im Restaurant Vineta – morgens, mittags

und häufig auch abends, wenn es keine Ausflüge gab. So wurde zuweilen bis spät in die Nacht diskutiert, dazu gab das Kaminzimmer ausreichend Gelegenheit, in dem man sich auch auf ein Gläschen Wein oder eine Flasche Bier treffen konnte. Aber zunächst war den Vorträgen zu lauschen, die dicht an dicht tagsüber – und bisweilen auch in strenger Abfolge bis 22.00 Uhr – gehalten wurden, von jedem Referenten, jeder Referentin mit den Ergebnissen aus ihrer Stadt zu dem vorgegebenen Thema. Aufgelickt wurden diese arbeitsintensiven Kolloquien durch oben schon genannte Ausflüge wie etwa nächtliche Führungen durch die Lübecker Gänge, Filmvorführungen im Buddenbrookhaus, Ausstellungseröffnungen, Empfänge im Audienzsaal des Lübecker Rathauses, Grillfeste und Radtouren.

Aufgrund der oben schon dargelegten Schwierigkeiten, der Ergebnisse von Fachkollegen habhaft zu werden, kam nicht nur diese Idee des Kolloquiums zustande, sondern auch die der Publikation der Beiträge in einem „Handbuch“.

Die Mühe hat sich gelohnt, es liegen mittlerweile von diesen Kolloquien 10 Bände vor, die die jeweils neuesten Erkenntnisse der Forschungen im Hanseraum enthalten zu den Themen: Stand, Aufgaben, Perspektiven (Bd. I), Der Handel (Bd. II), Der Hausbau (Bd. III), Die Infrastruktur (Bd. IV), Das Handwerk (Bd. V), Luxus und Lifestyle (Bd. VI), Die Befestigungen (Bd. VII), Kindheit und Jugend, Ausbildung und Freizeit (Bd. VIII), Die Klöster (Bd. IX) und Vorbesiedlung, Gründung und Entwicklung (Bd. X). Die Bände lagen zwei Jahre später zum nächsten Kolloquium gedruckt vor, finanziert von der Hansestadt Lübeck.

Darüber hinaus gelang es den Teilnehmer:innen, ein weit gespanntes Netzwerk zu erarbeiten, gemeinsame Grabungsprojekte, wissenschaftlichen Austausch, Leihgaben für Sonderausstellungen, Informationen, das alles gab es schon vorher, wurde jetzt aber noch intensiviert. Eindrucksvoll betont wurde in dieser Veranstaltung die zentrale Position Lübecks in der nordeuropäischen Stadtkernforschung.

Es fanden unter dem nachfolgenden Bereichsleiter Manfred Schneider zwei weitere Kolloquien in

etwas anderer Form statt zu den Themen „Archäologie im Hier und Jetzt“, 2019, diese Vorträge sind auch gedruckt herausgebracht worden: Manfred Schneider, Hrsg., Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum XI: Archäologie im Hier und Jetzt, 2012, und „Archäologische Nachweise für Adel in der Stadt“ im Jahre 2022, die Publikation ist in Planung, doch diese Kolloquien haben einen anderen Charakter, denn sie sind für die Öffentlichkeit zugängig und finden mitten in der Lübecker Innenstadt im Rathaus statt.



Abb. 3 Die Teilnehmer:innen des Lübecker Kolloquiums zur Stadtarchäologie im Hanseraum im Jahre 2012 im Katharineum zu Lübeck.

Tagungen in der Ostseeakademie: Archäologie im Weltkulturerbe I und II

Da auch die an der Archäologie interessierte Öffentlichkeit teilhaben sollte, fand im Jahre 1999 ein gemeinsam mit der Ostseeakademie durchgeföhrtes erstes Seminar unter dem Thema „Archäologie im Weltkulturerbe Lübeck“ statt, an einem Wochenende wurde den über 40 Teilnehmer:innen neben einem Abendvortrag am Freitag eine Exkursion zum Burgwall von Alt-Lübeck und zu den slawischen Befestigungen auf dem Burghügel in der

Lübecker Innenstadt geboten, zum Mittag gab es Labskaus in der Schiffergesellschaft, dann ging es weiter mit einer Führung vom Koberg über den Markt zum Hafen. Wieder in Travemünde folgte ein weiterer Abendvortrag speziell über die Ausgrabungen im Lübecker Kaufleuteviertel. Sonntags fuhr man nach Lübeck, um in den Räumen des Bereichs einen Vortrag „Schutt und Scherben – die Anfänge der Lübecker Archäologie nach dem

Zweiten Weltkrieg“ zu hören und unter dem Thema „Von der Knochenperle zum Kugelkopf“ eine Führung durch das Archäologische Magazin zu erleben mit anschließenden Einblick in die wissenschaftliche Bearbeitung von Keramikscherben.

Das Seminar II lief unter dem Titel „Von der Steinzeit bis zur Slawenzeit“ und fand im März 2000 statt. Der Abendvortrag am Freitag lautete „Lübeck in der Steinzeit bis zur Völkerwanderungszeit“, die Busexkursion am folgenden Tag führte zunächst auf den Wanderweg im Waldhusener Forst, danach ging es weiter „Auf den Spuren der

Prähistorie in der Innenstadt“, am Abend folgte der Vortrag „Die Slawen in schriftlichen und archäologischen Quellen“. Am nächsten Tag, in den Räumen der Archäologie, konnte man sich über „Forschungsgeschichtliche Aspekte der Lübecker Archäologie seit dem 17. Jahrhundert“ informieren, es folgte eine Magazinführung unter dem Titel „Von der Steinaxt bis zum Wendelring“ und anschließend ein Keramikworkshop.

Nach den Seminaren trat eine Reihe der interessierten Teilnehmer:innen in die Archäologische Gesellschaft ein.

Ausstellungen

Einen großen Teil der Öffentlichkeitsarbeit bzw. der Wissenschaftskommunikation nahmen in den folgenden Jahren die Ausstellungen des Bereiches Archäologie ein, weil dort die Funde und Befunde inszeniert und „zum Sprechen“ gebracht werden konnten. Die Ausstellungen fanden in den Räumen des Kulturforums Burgkloster statt.

„In Lübeck fließt Wasser in Röhren ... seit 700 Jahren!“

Der Anlass für diese erste Ausstellung mehrere Jahrzehnte, nachdem die Lübecker Funde in großem Umfang im St. Annen-Museum der Öffentlichkeit präsentiert worden waren, war die Ersterwähnung der Lübecker Wasserkünste für das Jahr 1294. Das Thema Wasser wurde in dieser Ausstellung kulturgeschichtlich aufbereitet, es ging um Wassergewinnung, Wasseraufbereitung, Wassernutzung bis hin zur mythischen Bedeutung des Wassers. So wurde der Besucher über den Bau von Brunnen ebenso informiert wie über die Anlage der Wasserkünste und die ausgegrabenen Wasserleitungen. Der Themenkreis der Wassernutzung wurde ausführlich behandelt, zur Veranschaulichung rührte eine Schaufenderpuppe als Mönch in einem nachgebauten Braukessel. Da im Grundschulalter das Thema Wasser bedeutend ist, gab es für Kinder einerseits eine Rallye, deren Lösungsspruch „Wasser ist Leben“ ergab, und andererseits eine kleine Geschichte mit dem Titel „Die ‚Wilde Drei‘ und das Wasserrad“. Eine Begleitpublikation, herausgegeben von Günter Friege und Manfred Gläser, In Lübeck fließt Wasser in Röhren ... seit 700 Jahren!, Lübeck 1994, trägt zur Nachhaltigkeit der Vermittlung dieser kulturhistorischen Ausstellung bei.

„Daz kint spilete und was fro“ – Spielen vom Mittelalter bis heute

Bei dieser im darauffolgenden Jahr eröffneten Ausstellung stand der Fund im Mittelpunkt, und zwar das mittelalterliche Spielzeug in seinem Kontext – und darüber hinaus im Vergleich zu dem Spielzeug, das die Kinder im 19. Jahrhundert erfreute, und jenem aus den Tagen der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts. So saßen in einer Vitrine die mittelalterlichen Holzpüppchen, in derjenigen daneben die Badepuppen aus dem 19. Jahrhundert und in der dritten Barbie und die damals berühmte Pocahontas aus dem Disney-Film. Es wurden aber auch Ritterfiguren, Waffen, Bälle und Reifenspiele thematisiert. Inszenierungen veranschaulichten die drei Zeitebenen, so eine mittelalterlich gewandete Puppe mit Kreisel, ein gutbürgerliches Spielzimmer aus dem 19. Jahrhundert und ein Lübecker Schulkind aus dem Jahre 1995 mit einem Game Boy in der Hand vor einer Wand mit Graffiti. Zudem konnten Kinder selbst Spiele ausprobieren, Hüpfspiele waren mit weißer Kreide auf den Fußboden des Burgklosters gemalt, eine Murmelbahn gab es und ein übergroßes Mühlespiel aus Holz. Zur Eröffnung las Günter Grass aus seinem Werk „Die Blechtrommel“ das Kapitel „Glas, Glas, Gläschen“. Für die Kinder gab es einen Fragebogen, dessen Fragen auf die Ausstellung abgestimmt waren, aus den richtigen Einsendungen wurden die Gewinner von Kultursektor Ulrich Meyenborg gezogen, die Gewinne stiftete das Spielzeuggeschäft „Der Igel“. Und eine Begleitpublikation wurde natürlich auch erarbeitet: Manfred Gläser, Hrsg., „Daz kint spilete und was fro“ – Spielen vom Mittelalter bis heute, Lübeck 1995.

„Fund des Monats“

Da die Arbeitszeit nicht immer für große Ausstellungen reichte, die Öffentlichkeit aber weiter informiert werden sollte, entstand die Idee, monatlich einen Fund auszustellen, einen neuen oder bis dahin unbekannten aus dem unerschöpflichen Fundus des Magazins. Dieses gelang in Zusammenarbeit mit den Lübecker Nachrichten und der Vereins- und Westbank. Die Bank stellte die Vitrine und den Kassenraum zur Verfügung, die Zeitung brachte einen von den Wissenschaftler:innen verfassten Artikel und ein Foto des Fundes. Illustriert wurde in der Kassenhalle die Vitrine mit Stellwänden, und um den Besucher:innen etwas mitzugeben, wurde ein Faltblatt erstellt, so dass zum Schluss eine Reihe bunter Faltblätter die Themen vom vorgeschichtlichen Steinbeil über die mittelalterliche Glasschale bis hin zum neuzeitlichen Nachtopf, auf dem man auf Napoleon sch ... konnte, vorhanden waren. Nachdem diese Aktion eineinhalb Jahre erfolgreich gelaufen war, entschloss man sich zu einer Gesamtschau im Lübecker Burgkloster. Hier wurden nun alle 18 Funde unter dem Titel „geFUNDEN in Lübeck – Archäologie im Weltkulturerbe“ in einzelnen Vitrinen in der 400 m² großen Langen Halle des Burgklosters als Kunstobjekte inszeniert, da sie weder thematisch noch zeitlich zusammenhingen, sondern als interessante Objekte alle aus dem Magazin des Bereichs stammten. Auch hier sorgte wieder eine Begleitpublikation, Manfred Gläser, Hrsg., „geFUNDEN in Lübeck – Archäologie im Weltkulturerbe“, Lübeck 1997, für eine interessante Lektüre über die Lübecker Archäologie.

„Ich fühle mich wie Kolumbus“ – 25 Jahre Zusammenarbeit Arbeitsamt und Archäologie

Bei einer Personalstärke des Bereichs Archäologie von in damaligen Zeiten 6,5 Planstellen, waren die Herausforderungen, die die Hansestadt Lübeck als obere Denkmalschutzbehörde wahrnehmen musste, nicht zu schaffen, vor allem nicht bei großen Ausgrabungen wie der ersten Großgrabung unterhalb von St. Marien zwischen Alfstraße und Fischstraße. Aber auch innerhalb des Bereichs gab es Tätigkeiten wie die Erstellung eines Prähistorischen Katalogs, die Personal erforderten. So waren die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen des Arbeitsamtes sowohl für die Menschen, die dadurch eine Arbeit erlangten wie auch für die Lübecker Archäologie ein wahrer Segen. Diese Zusammenarbeit mit dem Arbeitsamt sollte nun nach 25 Jahren mit einer Ausstellung gewürdigt werden. Hierfür wurde in der Langen Halle des Burgklosters sowohl eine Arbeitsamtsatmosphäre

als auch eine Ausgrabungsatmosphäre inszeniert und auf Stelltafeln wurden auch die einzelnen Tätigkeitsfelder illustriert, denn neben der Ausgrabung gibt es auch die wichtigen Tätigkeiten der Fundbearbeitung, der Restaurierung und der Zeichenabteilung. In der Begleitpublikation dieser vierten Ausstellung des Bereichs im Jahre 2002 („Ich fühle mich wie Kolumbus“ – 25 Jahre Arbeitsamt und Archäologie, hrsg. von Manfred Gläser, Lübeck 2001) kommen auch die Menschen zu Wort, deren Schicksal von Arbeitsamt und Archäologie entscheidend beeinflusst wurde, die unterschiedlichsten Lebensläufe werden hier aufgezeigt. Auch der titelgebende Ausspruch geht auf einen Jugendlichen zurück, der hier mit weiteren 15 arbeitslosen Jugendlichen wieder in den Arbeitsprozess eingegliedert werden sollte: „Ich fühle mich wie Kolumbus. Dieser Job ist echt stark“, so wird Bünyam Beytekin am 3. August 1985 in den LN zitiert.

Heiden und Christen – Slawenmission im Mittelalter

In dieser Ausstellung, die in Zusammenarbeit mit Wissenschaftler:innen aus Oldenburg und Bremen entstand, wurde das schwierige Thema der Mission in den Mittelpunkt gestellt, durchaus objektiv, aber auch so, dass der Besucher mitempfinden sollte. Rekonstruktionen sollten mittelalterliche Atmosphäre vermitteln, Texte mittelalterlicher Chronisten, von Wissenschaftler:innen des Bereichs gelesen, erklangen von Endlos-CDs, ein Tempel zeigte den Opferkult der Slawen, eine christliche Kirche wurde inszeniert und ein Zelt, das die kriegerischen Auseinandersetzungen thematisierte. Verdeutlicht werden sollte der Prozess der Christianisierung einer heidnischen Bevölkerung durch hochrangige Exponate aus dem heidnischen und dem christlichen Umfeld, die aus intensiven Grabungen im Bremer Dom sowie aus den slawischen Siedlungen Oldenburg und Alt Lübeck stammten. Zunächst wurde die Ausstellung im März 2002 im Bremer Dommuseum gezeigt, danach im Lübecker Burgkloster, wo sie von der Bischofin Warttenberg-Potter eröffnet wurde, danach ging sie weiter ins Wallmuseum Oldenburg/Holstein. Eine Begleitpublikation, herausgegeben von Manfred Gläser, Hans-Joachim Hahn und Ingrid Weibe-Zahn, Heiden und Christen – Slawenmission im Mittelalter, Lübeck 2002, beleuchtet die Hintergründe der Missionsgeschichte.

Dänen in Lübeck 1203 • 2003

Diese Ausstellung war ein Highlight der Lübecker Archäologie! Da die archäologischen Ergebnisse ge-



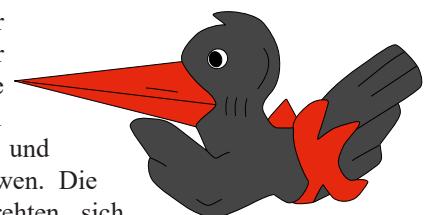
Abb. 4 Einblick in die Ausstellung „Dänen in Lübeck“ zum Thema der Schlacht bei Bornhöved.

zeigt hatten, dass die großen Ereignisse im Mittelalter sich unter der Herrschaft der Dänen – was die Lübecker nicht unbedingt als Herrschaft empfunden hatten – ereignet hatten, entstand die Idee, 800 Jahre, nachdem König Waldemar II. sein Lübeck besucht hatte und von den Lübecker:innen laut Chronistenaussage begeistert empfangen worden war, eine Ausstellung über diese Erkenntnisse zu erarbeiten. So wurde wiederum das Burgkloster rekrutiert und die Ausstellung konzipiert und aufgebaut (Abb. 4), wobei unter anderem die Landgewinnung ebenso thematisiert wurde wie die Schlacht von Bornhöved, ja, es gab sogar ein Interview mit König Waldemar unter dem Titel „Neues aus Nordalbingien“. Dieses war an einem einzigen Drehtag aufgenommen worden mit einem Schauspieler des Lübecker Theaters Sebastian Reck als König Waldemar und Doris Mührenberg als Moderatorin und ließ in Fragen und Antworten die Geschichte zu Beginn des 13. Jahrhunderts hautnah aufleben, das Drehbuch war vom Bereichsleiter in seinem Urlaub geschrieben worden.

Und am 5. September 2003 dann das große Ereignis: Die dänische Königin Margrethe, Nachfahrin Walde-

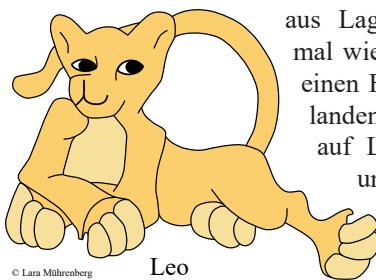
mars, eröffnet diese Ausstellung im Theater Lübeck. Mit dabei Prinzgemahl Henrik. Eine illustre Gesellschaft hatte sich versammelt, Bundespräsident Rau und Frau, Ministerpräsidentin Heide Simonis, Bürgermeister Saxe, und, und, und ... tage- bzw. wochenlange Vorbereitungen mit dem Zeremonienmeister Christian Eugen-Olsen waren nötig gewesen, bis alle Regularien für diesen Tag erarbeitet worden waren (Abb. 5). Ebenso dabei war Kai Rasch Larsen, Kapitän und Kommandant der königlichen Yacht, auf der abends ein Empfang stattfand.

Für Kinder gab es in der Ausstellung die Geschichte von Odins Raben und den beiden Löwen. Die Geschichten drehten sich um die Ausstellungsinhalte und wurden vermittelt von Hu-



Hugin © Lara Mührenberg

gin und Munin, den beiden Raben Odins, und Leo und Lea, zwei junge Löwen, fiktive Begleiter von Heinrich dem Löwen. In der Geschichte starten Hugin und Munin



© Lara Mührenberg

aus Lageweile (Odin feiert mal wieder auf Walhall) auf einen Flug nach Süden und landen in Lübeck, wo sie auf Lea und Leo treffen und noch etwas gemeinsam in der Lübecker Geschichte herumstrolchen.

Natürlich wurde wiederum eine Begleitpublikation erstellt (Dänen in Lübeck 1203 • 2003 Danskere i Lübeck, hrsg. von Manfred Gläser, Doris Mührenberg und Palle Birk Hansen, Lübeck 2003) und waren bei den Ausstellungen immer auch Begleitprogramme geplant, zumindest in Form einer Vortragsreihe, so wurde bei der Dänen-Ausstellung das Begleitprogramm auf Initiative des damaligen Bereichsleiters erweitert, so

dass eine 45-seitige Broschüre zustande kam, die die einzelnen Angebote, die von vielen Lübecker Institutionen mitgetragen wurden, umfasste. Über Vorträge, Führungen, Lesungen, Theaterstücke und Kinofilme, Musik- und Sportveranstaltungen reichte das dichte Programm.

Freunde und Feinde – Alltagsleben an der Ostsee 700-1200

Durch das Interreg-Projekt, das die Lübecker Archäologie mit den dänischen Kollegen durchführte, kam diese Ausstellung, die die Verbindungen zwischen den Dänen und den Slawen an den Ostseeküsten zum Thema hatte, zustande. So war bei den neuesten gemeinsamen Forschungen ein Ergebnis, dass es wohl statt der früher herausgearbeiteten Unterschiede eher Gemeinsamkeiten und ähnliche Verfahrensweisen gegeben hat, sei es in der



Abb. 5 Königin Margrethe II. beim Besuch der Ausstellung „Dänen in Lübeck“ mit Lübecks Bürgermeister Bernd Saxe, Ministerpräsidentin Heide Simonis, Bundespräsident Johannes Rau und Prinz Henrik.

alltäglichen Keramik, im Hausbau oder in der Sprache. Auch für diese Ausstellung gab es einen Begleitband, herausgegeben vom Palle Birk Hansen und Anna-Elisabeth Jensen vom Storstrøms Amt und Manfred Gläser und Ingrid Sudhoff aus Lübeck: Venner og Fjender – Freunde und Feinde, zweisprachig in Dänisch und Deutsch, Lübeck 2004.

Nicht nur Smørrebrød und Sauerkraut – Deutschland und Dänemark im 19. Und 20. Jahrhundert

Während des Interreg-Projekts mit den dänischen Kollegen und Kolleginnen wurde auch diese Ausstellung erarbeitet, die sich nun etwas von der Archäologie entfernte, aber die dänisch-lübischen Beziehungen nach der Zeit von König Waldemar thematisierte, nämlich die Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts, da ging es um Grenzen, um Identitäten, um Nachbarschaft, um Struensee, um C.F. Hansen und Joseph Christian Lillie, um Thorvaldsen und Kirkegaard, um Idstedt und Düppel, um Hans Christian Andersen und um die Verkehrspolitik in der Mitte des 19. Jahrhunderts, um Martin Andersen Nexø, um Thomas Manns Beziehungen zu Dänemark, um Bert Brecht, um den Faschismus und die Rettung der dänischen Juden ... um die Nordischen Filmtage in Lübeck und Arne Jacobsen in Norddeutschland. Ein bunter Strauß also, der so manchem Besucher sicherlich sein Urlaubsland Dänemark in einem intensiveren Licht gezeigt hat. Auch hierzu gab es eine Begleitpublikation, in der man die Themen nachlesen kann, und das auf Deutsch und Dänisch: Manfred Gläser und Ingrid Sudhoff, Palle Birk Hansen und Thomas Roland, Hrsg.,

Nicht nur Sauerkraut und Smørrebrød – Deutschland und Dänemark im 19. und 20. Jahrhundert, Ikke kun smørrebrød og sauerkraut – Danmark og Tyskland i det 19. og 20. århundrede, Lübeck 2005.

Lübecker Bürger und die Archäologie

Ein Stadtprojekt thematisierte den Lübecker Bürger! Und natürlich waren auch die Archäologen wieder dabei, im Dachgeschoss des Beichthauses wurde eine kleine Ausstellung aufgebaut, die das Thema um die Lübecker Bürger aufnahm, die Beziehungen zur Archäologie hatten, waren doch die Lübecker sowohl in der Hansestadt als auch außerhalb immer wieder archäologisch tätig gewesen. So reichte der Kreis von Ernst Curtius, Klassischer Archäologe, Philologe, Althistoriker, der in Olympia gegraben hat, über die Geschichte der archäologischen Sammlungen in Lübeck bis zu Werner Neugebauer, dem Begründer der mittelalterlichen Stadtkernarchäologie in Lübeck. Zur Eröffnung gab es dann eine neu geschriebene Geschichte über den bekannten Oberförsters Haug, der sehr viel für die vorgeschichtliche Sammlung im Bereich Archäologie getan hat. So ergänzte die Archäologie mit ihrer Ausstellung „Lübecker Bürger und die Archäologie. Forschungen seit dem 17. Jahrhundert“ im Dachgeschoss des Beichthauses die Ausstellung „Bugenhagen, Buxtehude, Brandt – Lübecker machen Geschichte“ im Kulturforum. Auch hier sorgt eine Broschüre für Nachhaltigkeit: „Lübecker Bürger und die Archäologie. Forschungen seit dem 17. Jahrhundert“, herausgegeben von Manfred Gläser und Doris Mührenberg, Lübeck 2008.

Das informative Spektakel „Leben im mittelalterlichen Lübeck“ – Planungen für einen Archäologie-Park

Zum Ende der großen Grabung unterhalb der Marienkirche kamen Kollegen aus England zu Besuch. Sie sahen die Grabungsstelle und fühlten sich an ihre eigene in York erinnert – und machten ihren Lübecker Kollegen einen Vorschlag: „Baut so etwas wie unser ‚Jorvik Viking Centre‘, baut die Vergangenheit wieder auf, authentisch, wissenschaftlich belegt und verständlich, ein Erlebnis für Fachkollegen und Besucher.“ Die Kollegen hatten sich damals gefragt, warum so viele Menschen, darunter auch der damalige Prince Charles, der König von Norwegen, die dänische Königin (alle mit Wikinger-Vorfahren) mit so viel Interesse in dieses von ihnen geschaffene, große, oftmals modrige Loch im mittelalterlichen York geschaut hatten. Warum? Weil man dort

die Spuren der vergangenen Zeiten erahnen konnte, die Spuren der Wikinger in York. Und so entstand bei den Kollegen die Idee, den Menschen einen Einblick in den vergangenen Alltag zu ermöglichen.

Nachdem die Grabung in York 1981 nur noch ein großes Loch hinterlassen hatte, wurde oberirdisch – wie vorher geplant – ein Einkaufszentrum gebaut, im Keller aber wurde 1984 das „Jorvik Viking Center“, das Yorker Wikinger-Zentrum eröffnet, die „spannendste Reise seit tausend Jahren“. Man kann die Zeit der Wikinger in York erspüren, man kann sie sehen, riechen, hören ... Alles aufgrund der Ausgrabungsbefunde und aufgrund der Funde umgesetzt und detailgetreu wiedergegeben.

Und so kam es dazu, dass die Lübecker Archäologen planten, Ähnliches unterhalb der Marienkirche entstehen zu lassen. Doch die Zeit verging, der Platz blieb, das Unkraut wucherte, und nichts geschah, doch nun hatte die Archäologie in den neunziger Jahren einen neuen Bereichsleiter, die Pläne wurden wieder aus der Schublade gezogen, und um die Bevölkerung an diesen Planungen und Ideen teilhaben zu lassen und sie dafür zu begeistern, wurde zum Tag des Offenen Denkmals am 14. September 1997 im Ruinengelände der Grabung das „Informative Spektakel: Das Leben im mittelalterlichen Lübeck“ gezeigt.

Das war Neuland für die Archäologie, denn die Archäologen und Archäologinnen wurden zu Schauspielern! Vorher aber musste angepackt werden: Im Ruinengelände wurden Bühnen und Stege gezimmert, Bänke und Beleuchtung installiert, am Abend des Spektakels eine riesige Leinwand aufgebaut und eine Lautsprecheranlage – und nun folgte eine Darbietung der anderen Art. Nach Eröffnung durch den Kultursenator sollte ein wissenschaftlicher Vortrag von Manfred Gläser, bei dem die archäologischen Funde auf der großen Leinwand erschienen, folgen – aber, der Referent wurde immer wieder unterbrochen: Von mittelalterlichen Gestalten, die alles besser wussten oder meinten, die Tatsachen ins rechte Licht rücken zu müssen. Diese waren die

Mitarbeiter:innen des Bereichs, die nun Diskussionen vom Zaun brachen, wie es denn im Mittelalter wirklich war! Der Magister, der meinte, es sei doch nichts aufgeschrieben, man könne nichts Genaues wissen, der Kaufmann, der mit Frau und Kindern kam, und thematisierte, wohin er den Sohn in die Lehre schicken konnte, die Bademagd, die sich erst mit den Kunden, dann mit dem Publikum unterhielt, die Träger vom Hafen, die gegen das Patriziat wetterten, die Baumeister der Stadt, die engagiert über den Vorteil des Materials Backstein diskutierten ... Zum Schluss forderte der Narr die Lübecker auf, auf dem Gelände etwas Besonderes entstehen zu lassen.

Die Kulisse vor den Türmen von St. Marien war einzigartig – und es hatte in diesem Sommer fast nur Sonnenschein gegeben, nun musste das Wetter an diesem Abend seinen Regenbedarf nachholen: Der Himmel öffnete seine Schleusen, und es schüttete – so dass am Ende nur noch die ganz Harten im Zuschauerraum saßen. Trotzdem war der Erfolg einzigartig, Stadtgespräch!

So kam es, dass die Bereich Archäologie auch die **Weltkulturerbparties** 1997 und 1998 mit bewerkstelligte. 1997 erfolgten die einzelnen Szenen wie beim Informativen Spektakel (**Abb. 6**), 1998 hieß es dann in der Stadtzeitung: „*Geboten wurde wie bei der ersten*



Abb. 6 Die Bademagd unterhält sich mit Frau Morneweg, hinten im Badehaus findet buntes Treiben im Badezuber statt.

Party im vergangenen Jahr ein Streifzug durch Lübecks Historie. Viel Applaus erhielten die Darstellerinnen und Darsteller für ihre liebevoll gestalteten und gespielten Szenen“. Nach der Begrüßung von Kultursenator Meyenborg erfolgte ein Streifzug durch die Welterbestätten, ein Gespräch mit den Leitern der Denkmalpflege

und der Archäologie, worauf wieder eine Zeitreise mit Szenen aus der Lübecker Geschichte erfolgte: Der Überfall der Slawen 1147, der große Lübecker Münzschatz, Bach trifft Buxtehude, Tony Buddenbrook (Abb. 7), und dann gibt sich wieder der Narr die Ehre: Unser Weltkulturerbe heute und was der Narr dazu sagt.



Abb. 7 Auch die Kinder der Mitarbeitenden wurden eingespannt und machten freudig mit: Sören Anderl als Hermann Hagenström und Lara Mührenberg als Tony Buddenbrook bei den Verhandlungen um den Zitronensemmel.

Museumsnächte und mehr ...

In Lübeck wird erstmals die Museumsnacht durchgeführt und die Archäologie will in Hinblick auf ihr künftiges Museum auch daran teilnehmen – aber das Beichthaus, Ort des künftigen Museums ist noch Grabungsstelle! Nun wird wieder improvisiert: Der Bereich Archäologie und die Archäologische Gesellschaft ergreifen die Gelegenheit, das im Bau befindliche Museum mit einer besonderen Aktion zu präsentieren: Günter Grass liest in der Baustelle! Am 15.9.2001, deshalb stand die Lesung kurz noch auf der Kippe, aber der Nobelpreisträger kehrt einen Tag früher aus seinem Urlaub auf Mön zurück, um im Beichthaus aus „Die Rättin“ vorzutragen (Abb. 8). 150 Plätze konnten entlang des 9 Meter tiefen und 23 Meter langen Grabungsschnitt durch das Beichthaus aufgebaut werden und waren schnell vergeben. Günter Grass wählte

aus seinem Werk die Geschichte von Lothar Malskat und den Wandmalereien in St. Marien aus. Vor und nach der Lesung gab es A-cappella-Gesang, die Archäologische Gesellschaft schenkte Wein aus und fertigte Schnittchen.

Neben den Museumsnächten wird auch der Welterbetag begangen, am 9. Juni 2009 nimmt Lübeck erstmals teil, und die Archäologie ist vor Ort auf ihrem Grabungsareal an der Beckergrube mit einer Stadtrallye für Familien, mit Führungen, mit einem Kinderprogramm auf der Grabung, mit Münzprägung, Bogenschießen und Lehmabauwerkstatt. Ebenso beteiligt sich die Archäologie am Museumsfest des Kulturforums Burgkloster im Juni 1998 mit etlichen Aktionen wie Wachstafelbücher herstellen, Lederbeutel nähen, einen Brunnen aus Feld-



Abb. 8 Günter Grass liest auf der Museumsnacht 2001 aus seinem Werk „Die Rättin“ im Beichthaus.

steinen und Lehm bauen, bei einer Ausgrabung Funde finden und Schichten dokumentieren.

Ab und zu haben die Archäologen und Archäologinnen auch die Möglichkeit, ihre Ergebnisse in der Zeitung der Öffentlichkeit zu präsentieren, 1989 gibt es in den Lübecker Nachrichten z.B. die Serie „Fachleute berichten in den LN über die jüngsten archäologischen Funde in Lübeck“. Ansonsten werden auch immer wie-

der kleinere Publikationen erarbeitet, um die Arbeit der Lübecker Archäologie darzustellen, so hat auch die Archäologische Gesellschaft ihre Jahresschriften mit Hilfe der Wissenschaftler:innen erarbeitet und wirbt damit wiederum für die Lübecker Archäologie. Oder die zur Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes 2013 erschienenen „Ausflüge zu Archäologie, Geschichte und Kultur in Deutschland, Band 56: Hansestadt Lübeck. Ausflugsziele zwischen Lübeck und Travemünde“.

Tag des Offenen Denkmals

Am 11. September 1994 nahm der Bereich Archäologie das erste Mal am Tag des Offenen Denkmals teil, und stellte gleich vier archäologische Denkmale an diesem Tag vor, und zwar die beiden auf Lübecker Gebiet liegenden Großsteingräber Waldhusen und Blankensee, die Vorgängersiedlung Alt Lübeck und eine laufende Grabung in der Innenstadt, eine ehemalige Töpferei des 17. Jahrhunderts in der Dankwartsgrube. Und hier gab es

auch die Feuerprobe in der Herstellung von Faltblättern, die als „EinBlick in die Lübecker Vergangenheit“ an die Besucher:innen verteilt wurden – liebevoll hergestellt mit Rapidograph und in Klebetechnik. An jedem Denkmal wurden Schautafeln mit Informationen aufgestellt. In den folgenden Jahren nahm der Bereich Archäologie fast jedes Mal am Tag des offenen Denkmals teil, doch 2003 war es eine besondere Aktion:

Ein Archäologischer Rundgang

37

Fronerei und Fleischmarkt auf dem Schrangen

Der heutige Schrangen teilte sich in der Frühzeit der Stadt in zwei Bereiche. Der obere, an der Breiten Straße liegende Teil war den Fleischhauern vorbehalten. Sie verkauften hier in ihren Buden, auch Fleischschrangen genannt, das an der Wakenitz von den Kütern geschlachtete Vieh 'en detail'. Auf dem unteren Teil des Schrangens hatte seit dem Ende des 13. Jahrhunderts die Fronerei, das mittelalterliche Gefängnis gestanden, in dem der Henker bzw. Fron auch wohnte. Während auf dem Fleischmarkt bei Ausgrabungen auf 80 m² ein dickes Paket aus zerschlagenen Knochen gefunden wurde, zeichnete sich die Fronerei durch eine besondere Kloake aus, deren Inhalt das Herz eines jeden Archäologen höher schlagen ließ.





Aus der Fäkalfüllung kam z.B. ein mittelalterliches Portemonnaie, ein Kuhhorn mit 150 Münzen, ans Tageslicht, aber auch Teile eines Kleintierkäfigs, die belegen, daß in Lübeck genauso wie im Wien des 15. Jahrhunderts schon Vögel in den Wohnungen sangen. Die Teile einer Marionette, ein 12 cm hoher Kopf und eine dazugehörige 7 cm große Hand aus Holz, deuten daraufhin, daß eventuell ein Spielmann in der Fronerei eingesessen hat. Eine Korallenkette aus 256 Perlen, von denen die mittlere die Form eines Phallus hat, versprach dem Besitzer Schutz vor Unheil und Krankheit, angeblich auch vor Impotenz.

Auf der Sohle der Kloake wurde ein Seidengürtel gefunden. Er ist bisher das weltweit einzige erhaltene Exemplar der überlangen Gürtel. Mit einer Länge von fast 3 m wurde er in der Taille mittig von vorn nach hinten geschlungen, im Rücken gekreuzt und über die Hüften wieder nach vorn geholt.

Von der Nachbarschaft zum Fleischmarkt zeugen die vielen Ratten- und Katzenknochen in der Kloake. Die Knochen eines menschlichen Fußes hingegen erzählen die Geschichte von Qual und Folter. Der Fuß wurde einem Gefangenen amputiert, nachdem

ein Wundbrand an den Zehen sein Leben bedrohte. Der Wundbrand aber war hervorgerufen worden durch die Einwirkungen glühender Zangen, hier war ein Mensch gefoltert worden.

Die Knochenhauer wagten im Jahre 1384 unter Führung von Hinrich Paternostermaker einen Aufstand gegen den Rat der Stadt. Sie wollten größeren Einfluß auf die Politik, doch es mißlang. Der Rat reduzierte die Anzahl der Buden auf dem Schrangen um die Hälfte, Hinrich Paternostermaker wurde in der Fronerei festgesetzt. Hier nahm er sich das Leben. Um aber ein Exempel zu statuieren, flocht man ihn noch tot aufs Rad.

Ein weiterer berühmter Gefangener in der Fronerei ist laut Bericht von Hermann Bote Till Eulenspiegel gewesen, nachdem er versucht hatte, den Lübecker Ratskellermeister zu betrügen. Allerdings gelang es ihm durch eine List, sich vor dem Galgen zu retten, denn er bat um die Gewährung eines letzten Wunsches, was ihm vom Rat zugesagt wurde. Daraufhin verlangte er, daß der Henker und der Ratskellermeister ihn doch bitte noch drei Tage lang, wenn er am Galgen hinge, auf den Allerwertesten küssen sollten. Diese Bitte wollte ihm keiner erfüllen, da ließ man den Schalk lieber laufen.

Doris Mührenberg

Archäologischer Rundgang



Eine Aktion des Bereichs Archäologie der Hansestadt Lübeck und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz anlässlich des Tages des Offenen Denkmals am 14.09.2003.

Abb. 9 Ein Plakat des Archäologischen Rundganges.

Jedes Jahr ist eine bestimmte Stadt bundesweiter Zentralort für die Eröffnung des Tages des Offenen Denkmals, und am 14.09.2003 war es Lübeck. Es fand ein Gottesdienst in St. Marien statt, danach erfolgte die Eröffnung auf dem Marienkirchhof durch Bürgermeister Bernd Saxe und Ute Erdsiek-Rave, Ministerin für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Schleswig-Holstein, um 14.30 Uhr war der Festakt im Theater Lübeck, eine Veranstaltung, auf der drei Persönlichkeiten mit dem Sieghardt-von-Köckritz-Preis ausgezeichnet wurden. Vom Bereich Archäologie gab es an diesem Tag wiederum eine Aktion, um die Menschen für die Archäologie in Lübeck zu begeistern und deutlich zu machen, wo überall gegraben worden war, und welche herausragenden Funde auch an weniger bemerkenswerten Stellen in der Stadt gemacht worden waren. Dazu wurden 45 Plakate entworfen, gestaltet, getextet und auf Kappatafeln gezogen und an dem betreffenden Tag in einer Aktion im Morgengrauen an die entsprechenden Stellen in der Stadt gehängt (**Abb. 9**). Dieser logistische Aufwand wurde glänzend von den Mitarbeitern des Bereichs gemeistert, und abends musste alles wieder abgehängt werden, und nur eines der Plakate war zerstört. Die Texte und Abbildungen der Plakate wurden in einer Broschüre zusammengefasst, „Weltkulturerbe Lübeck. Ein Archäologischer Rundgang“, herausgegeben von Manfred Gläser und Doris

Mührenberg, Lübeck 2003, und am selben Tag auf dem Schrang verkauft

Am Sonnabend davor, am 13. September 2003, gab es aufgrund des besonderen Ereignisses wieder eine, federführend von der Archäologie geplante, Veranstaltung in der Musikhochschule, eine Tagung unter dem Titel „Wohnen in alten Häusern. Vom Mittelalter bis heute. Forschung – Pflege – Nutzung“, auf der Fachleute in der Zeit von 10.00 bis 18.30 Uhr zu den einzelnen Themen referierten. Bereichsleiter Gläser moderierte, der Leiter des Bereichs Denkmalpflege und seine Mitarbeiter:innen sprachen zum Thema Weltkulturerbe, Wandmalereien, Denkmalplan und stellten Hausbiographien vor, Bauhistoriker stellten den frühen Backsteinbau und das typisch lübsche Dielenhaus vor, der Bereichsleiter Archäologie referierte über die ergrabenen Holzhäuser, und zwei Vorträge befassten sich mit dem Leben in alten Häusern, einer aus der gegenwärtigen Sicht unter dem Titel „Wohnen und Arbeiten – Nutzung der Häuser“, der andere stellte sich mit „Leben im Schatten der Sieben Türme“ die Frage, ob das Leben in alten Häusern den Menschen prägt und inwieweit dieses den Erzählungen alter Lübecker zu entnehmen ist. Ein dichtes Bild des Weltkulturerbes mit seinen Denkmälern und deren Pflege und Nutzung, passend zum Obertitel des Tages „Geschichte hautnah – Wohnen in einem Baudenkmal“.

Projektwochen, Schulveranstaltungen, Grabungen im Katharineum

Es wurde an einer Projektwoche an der Grundschule am Stadtpark teilgenommen, Schüler:innen der ersten bis vierten Klasse bekamen zunächst einen kleinen Vortrag mit theoretischer Einführung und Ausgrabungsmodellen. Danach ging man zur experimentellen Archäologie über: Es wurden Wachstafeln hergestellt, wobei tatsächlich das Wachs im Klassenraum geschmolzen wurde, um es in die vorgefertigten hölzernen Seiten gießen zu können – was den Schulleiter auf den Plan rief, da er meinte, seine Schule brenne! Gugeln, die mittelalterlichen Kapuzen, wurden ebenso genäht wie Schuhe aus Leder, Laterne wurden nach Vorbild einer mittelalterlichen Laterne, die in der Lübecker Mühlenstraße ausgegraben wurde, aus Papier gebastelt. Zum Ende der Projektwoche wurden diese gefertigten Dinge den Eltern und Lehrer:innen in einer kleinen Ausstellung präsentiert.

Im Katharineum dagegen gruben im Jahr 1994 die Schüler:innen ihre Schule aus, und zwar der Leistungs-

kurs Geschichte. An zwei Nachmittagen in der Woche vermittelten die Mitarbeiter der Archäologie den Teilnehmern die Technik der Ausgrabung, die Dokumentation in Form von Fotos und Zeichnungen, die Bergung der Funde und deren Inventarisierung. Danach wurde ein Grabungsschnitt zwischen der Schule und der angrenzenden Katharinenkirche angelegt und 16 Schüler:innen betreiben archäologische Forschung auf dem eigenen Schulhof unter dem Motto „Schüler graben ihre Schule aus“ (nicht wie es in der Presse zuweilen geschrieben wurde: „Schüler graben ihre Schule um“). Die Idee entstand einerseits aus dem Bemühen, einen möglichst praxisbezogenen und komplexen Unterricht für die Oberstufe zu gestalten (Schulleiter), andererseits gibt es hier die Möglichkeit, durch eine Forschungsgrabung neue Erkenntnisse zu gewinnen. Am Schluss haben die Schüler aber nicht nur die Geschichte ihrer Schule ergraben, sondern auch begleitend dazu im Unterricht die Stadt- und die Klostergeschichte erarbeitet.

Das Museum – nur ein kurzer Traum

Nachdem die Bürgerschaft beschlossen hatte, dass im ehemaligen Beichthaus des Burgklosters ein Archäologisches Museum entstehen sollte, wurde – um auf das zukünftige Museum aufmerksam zu machen – im Mai 2001 eine Aktion ins Leben gerufen, die jeweils für vier Wochen einen besonderen Fund im Foyer des Ratshauses ausstellte, der dann später auch im Museum zu sehen sein würde. Natürlich mit Stelltafeln, erläu-

terndem Text und einem Faltblatt. Gleichzeitig mit dem Aufbau der Vitrine erschien ein Artikel in der Lübecker Stadtzeitung mit Farbfoto. Der Fundreigen begann mit einer kleinen Elfenbeinmadonna, darauf folgten u.a. Paternoster-Bernsteinperlen, ein Kupferkessel, Butzenscheiben, Tonpfeifen, Spindeln und Spinnwirtel, Wachs-tafel und Griffel und vieles mehr.

Das Museum, das dann im Beichthaus auf 700 m² installiert wurde, war natürlich klassisch mit Vitrinen und den dazugehörigen Funden ausgestattet, aber es sollten auch Besonderheiten das Interesse der Besucher:innen wecken (**Abb. 10**). Da für die Umsetzung nur wenig Geld vorhanden war, waren technische Dinge von vornherein ausgeschlossen beziehungsweise konnten nur für die Zukunft geplant werden. So war die Idee eines Films, der in Endlosschleife eine Grabung visualisieren sollte, nicht zu verwirklichen, dafür aber ein sogenannter Grabungsraum. Hier konnte der Besucher erleben, wie eine Grabung sich darstellt, einen Blick in die für die Lübecker Archäologie so wichtigen Kloaken werfen, ein Holzgebäude betrachten und etliches mehr – dazu kamen einige weitere Inszenierungen, so war der Brunnen der Burg im Original wiederaufgebaut. Das Dachgeschoss, das wegen seiner Unbeheizbarkeit nur mit Keramik bestückt werden konnte, diente zur speziellen Vermittlung, hier war einerseits der Tempel der Slawen aufgebaut, es waren die Pesttoten des Heiligen-Geist-Hospitals mit-samt dem Pestarzt zu sehen und ein Nachbau des Großsteingrabs aus Waldhusen sollte später so aufbereitet werden, dass die Kleinen dort Geschichten aus der Vorzeit hören konnten. Und es gab Räume



Abb. 10 Ein Blick auf die Empore des Archäologischen Museum im Beichthaus des Burgklosters.

zu Themen wie Wohnen und Handwerk, die auf ihre Ausstattung noch warteten, und so hatten Schüler:innen der Ernestinenschule im Kunstunterricht schon mit der Ausmalung eines der Räume begonnen.

Die Hausmeisterwohnung des Beichthauses stand nicht für Ausstellungsfläche zur Verfügung, hier waren schon Papiertheateraufführungen und Workshops im Zusammenkleben von Keramik durchgeführt worden, und

die unteren Räume sollten nun von der Archäologischen Gesellschaft als Café geführt werden. Die Namensfindung war die erste Schwierigkeit, die Ausstattung die nächste, aber eine Weile hat dieses Café mit dem Namen Café Confessio (**Abb. 11**) und seinen besonders leckeren Kuchen Furore gemacht. Als das Museum im Jahre 2011 vor der Räumung stand, gedachte die Archäologische Gesellschaft noch einmal inmitten der Vitrinen dieser kurzen glanzvollen Zeit für die Lübecker Archäologie.



Abb. 11 Das Café Confessio.

Wanderweg

Im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme wurde eine alte Idee der so genannten Vertrauensleute in die Tat umgesetzt, nämlich einen Wanderweg anzulegen, um die vorgeschichtlichen Denkmale im Waldhusener Forst zu erschließen und mit Informationstafeln zu versehen. Ein Wissenschaftler, ein Techniker und vier Arbeiter bauten in Absprache mit dem Forstamt Treppen,

schlugen Wege frei und installierten zuletzt die Informationstafeln und Wegweiser in Form des Kulturkringels. Derweilen wurden im Bereich die Texte, Abbildungen und Konzepte für die Informationstafeln erarbeitet. Nach einer Erneuerung der Schilder erfreut sich der Archäologisch-Naturkundliche Wanderweg auch nach über 25 Jahren noch immer großer Beliebtheit.

875 Jahre Lübeck

Als Lübeck 2018 diesen Geburtstag feierte, war die Archäologie nicht nur an der Ausstellung, die die Lübecker Museen im St. Annen-Museum eröffneten, und an der Publikation „875 Jahre – Lübeck erzählt uns was“, in der die verschiedensten archäologischen Funde zum Sprechen gebracht wurden, beteiligt, sondern es erfolgte eine besondere Aktion in der Zusammenarbeit mit dem Kirchenkreis. Am 07. Juni 2018, dem Tag des Heiligen Gottschalks, kamen Christen in Alt Lübeck zusammen und feierten den Gottesdienst in den Fundamenten der Kirche inmitten des Walles, hier standen nun Bänke für die Besucher. Pröpstin Petra Kallies, die Kücknitzer Pastorin Byrte Kröncke-Schultz und Pastor Heiko von Kiedrowski waren bei „Lübeck ursprünglich“ für den theologisch-liturgischen Part zuständig, Einblicke in die Lebenswelten im damaligen Liubice lieferte die Ar-

chäologin, auch in bezug auf die Wandlung des Slawenfürsten Gottschalk, der zum Märtyrer wurde.

Und es gab eine weitere Rate-Show, initiiert wiederum von der Archäologie, diesmal im Kolosseum. Teilnehmer:innen waren diesmal die Direktorin der Gemeinnützigen, Angelika Richter, der Redakteur der Lübeckischen Blätter, Manfred Eickhölter, die Geschäftsführerin des Lübeck-Managements, Olivia Kempke, Bürgermeister Jan Lindenau und Karl-Friedrich Klotz, Vorsteher in der Gemeinnützigen. Sie alle hielten wiederum Schilder mit der – ihrer Meinung nach – richtigen Antwort A, B, C oder D in die Höhe und wurden zwischen-durch befragt. Die Moderation lag wieder in den Händen der Archäologie, als Gewinner ging Karl Klotz mit einer wertvollen Replik eines Lübecker Glases nach Hause.

Festschriften

Festschriften sind einerseits eine Form, die dadurch geehrte Person zu würdigen, andererseits ergibt sich natürlich auch eine Gelegenheit, die Arbeit der Archäologie darzustellen, die Bevölkerung aufmerksam zu machen, vielleicht auch heranzuführen, wenn die Themen bunt und originell die Arbeit der Fachrichtung darstellen. Da es städtischerseits kein Geld gab, ging der Bereich Archäologie den Umweg über die Archäologische Gesellschaft, dem Senator für Kultur, Schule, Sport und Jugend **Ulrich Meyenborg**, der seit 1994 die Archäologie gerne und interessiert begleitete, eine Mini-Festausgabe mit dem Titel „Fakten und Visionen – die Lübecker Archäologie im letzten Jahrzehnt“ zu widmen, als er nach zwölf Jahren 2002 in den Ruhestand ging. Meyenborg zeigte von Beginn an reges Interesse für die Archäologie, ließ sich des Öfteren über die Großgrabung „Königspassage“ führen und war stark an Öffentlichkeitsarbeit interessiert, um ebenso bei den politischen Kollegen und Kolleginnen, dem Bürgermeister, den Fraktionsvorsitzenden und den Bürgerschafts- und Kulturausschussmitgliedern das Interesse für Archäologie zu wecken, denn um diese Arbeit zu unterstützen, brauchte man auch Geld! Meyenborg wünschte sich bei Amtsantritt des Bereichsleiters Manfred Gläser, dass die wissenschaftliche Arbeit in gleicher Qualität fortgesetzt werden sollte, zugleich aber durch Ausstellungen, Vor-

träge, Führungen, Pressearbeit usw. publikumsfreundlicher gestaltet werde. So diskutierte man mit dem Senator und träumte auch ab und zu von großen Projekten wie etwa dem Archäologischen Park in der Alfstraße/Fischstraße, dem Archäologischen Museum oder der Dänenausstellung, wobei dann einige Projekte sogar zustande kamen.

Als im Jahre 2004 der stellvertretende Bereichsleiter, **Alfred Falk**, in den Ruhestand ging, würdigte man ihn mit einer kleinen Festschrift, die gleichzeitig der Band 5 der Jahresschriften der Archäologischen Gesellschaft war, herausgegeben von Mieczysław Grabowski, Doris Mühlberg, Ingrid Schalies und Peter Steppuhn, Lübeck 2004: „Curiosa Archaeologica – Ungewöhnliche Einblicke in die Archäologie“ stellt eine humorvolle Zusammensetzung der unterschiedlichsten Themen dar, zumeist mit einem Augenzwinkern dargestellt, so gibt es sogar ein Kreuzworträtsel, oder ein Scherzglas wird vorgestellt, oder die Kollegin aus Elbing präsentiert ein Phallusglas aus ihren Grabungen ... Es geht auch um das Dänisch lernen während des Interreg-Projektes im Bereich und vieles mehr.

Derjenige, der nach dem Zweiten Weltkrieg, durch die Wirren der Ereignisse aus Elbing kommend und in

Lübeck strandend die Stadtkernarchäologie in Lübeck und dadurch auch deutschlandweit mitentwickelte, war **Werner Neugebauer**, und er wandte schon eine Art der Wissenschaftskommunikation an, da er der Bevölkerung etwa zurückgeben, das Interesse an seiner Arbeit wecken wollte, Architekten und Bauleute beim Wiederaufbau an der Arbeit beteiligen, ihren Blick schärfen und sie mitnehmen wollte. So gab es immer wieder Zeitungsartikel, in denen er die Archäologie interessant „verkaufte“, beispielsweise ein Bild von Neugebauer als Hamlet mit dem Schädel eines Toten aus einer Kloake und der dazu gehörigen Geschichte eines Mordes, ein Aprilscherz – wie oben schon erwähnt – im „Lübecker Morgen“: Neugebauer mit Hut und Aktentasche am 1. April 1961 in eine Baugrube weisend, in der (angeblich) das Skelett eines Iguanodons liegt! Was für eine Fotomontage!

Aber auch mit Ausstellungen, die Fachkollegen wie Besucher:innen gleichermaßen begeistern, macht er auf

die Archäologie in Lübeck aufmerksam und führt eigens die Schüler und Schülerinnen durch die Museen. Das sollte zu seinem Geburtstag im Jahre 1998, dem 90-jährigen, ebenfalls gewürdigt werden, und da seine Weggefährten kaum noch vorhanden waren, nannte man die Festgabe in Anlehnung an einen seiner Vorträge „Schutt und Scherben – Lübeck nach dem Krieg“ und verband die Archäologie mit der Lübecker Geschichte und den deutschlandweiten Ereignissen. Außerdem enthält der Band eine Reihe kleiner, persönlich gehaltenen Beiträge von ehemaligen Kollegen, Mitarbeitern oder Freunden unter dem Thema „Begegnungen mit Werner Neugebauer“. So entstand eine reich bebilderte Chronik der Lübecker Archäologie von 1942 bis 1973, hier sind die Kriegs- und Aufbaujahre und ihre archäologischen, politischen und kulturhistorischen Aspekte und Verknüpfungen der Vergessenheit entrissen und aufgearbeitet worden. Aufgrund des Themas ist diese Publikation auch damals bewusst in schwarz-weiß gehalten worden.

Großgrabung HL 150

Und dann geschah im Jahre 2009 etwas, das sich die Archäologen und Archäologinnen in Lübeck nicht hatten träumen lassen – sie konnten auf einer weiteren Großgrabung, einer weiteren Jahrhundertgrabung, anknüpfen an die Grabung aus den achtziger Jahren unterhalb von St. Marien! Diese wurde nun professionell durchorganisiert, ein Zelt, das sonst nur die Scheichs in der Wüste aufstellen ließen, überspannte die Grabungsfläche, darunter wurde gegraben, die ehemaligen Schulkellerdecken dienten als Lauffläche – und nun setzte naturgemäß auch eine Öffentlichkeitsarbeit ein, eine Wissenschaftskommunikation, um die Bevölkerung, die Besucher:innen Lübecks und die Fachkollegen mitzunehmen und an den – wie sich im Nachhinein herausstellte – herausragenden neuen Erkenntnisse teilhaben zu lassen. Die Konzepte für diese Öffentlichkeitsarbeit waren im Inneren des Bereichs vorentwickelt, die Aus- und Durchführung lag in den Händen einer dafür eigens angestellten Person. Nun gab es nicht nur Führungen – in verschiedenen Sprachen – sondern es war auch möglich, mit Stellwänden die neuesten Ergebnisse zu vermitteln, durch die Möglichkeit des gefahrlosen Betretens der Grabung, war das Zelt während der Arbeitszeiten immer geöffnet, so dass sich die Menschen auch über den Grabungsfortschritt informieren konnten. War das Grabungszelt geschlossen, an Wochenenden und Feiertagen oder nach sechzehn Uhr, gab es den sogenannten Info-

Point, ein kleines Gebäude, der Rest der Baulichkeiten, der nach dem Abriss der Schulen stehen bleiben musste, um die angrenzenden historischen Häuser zu stützen. Hier hatte der Bereich Archäologie auf wenigen Quadratmetern Info-Tafeln über Grabung und Geschichte und zukünftige Planungen auf dem Gelände angefertigt, dazu gab es ein Archäologisches ABC und die neuesten Presseartikel über die Ausgrabungen. Natürlich begleitet durch eine Seite im Internet.

Aber es sollte ja auch Menschen abgeholt werden, die vielleicht nicht viel mit Archäologie zu tun hatten, diese wollte man mit verschiedenen Ereignissen auf die Grabung holen und mit dem Archäologie-Virus infizieren, so wurde ein Sonderprogramm aufgelegt und zwei Jahre lang lief die Aktion „**Archäologischer Sommer auf der Großgrabung**“ mit den verschiedensten Angeboten. 2011 und 2012 gab es diese Veranstaltungsreihe, vom Welterbetag am ersten Sonntag im Juni bis zum Tag des Offenen Denkmals am zweiten Sonntag im September gab es wöchentlich am Donnerstag einen Programmpunkt: Info-Veranstaltungen mit anschließenden Filmvorführungen, kostenlose Führungen am Welt-erbetag und am Tag des offenen Denkmals, Vorträge am Abend, Sonderaktionen wie Bücherflohmarkt, Poetry-Slam (**Abb. 12**), oder vom Lions-Club Lübeck Liubice eine Lesung unter dem Motto „Die Goldenen Zwanzi-



Abb. 12 Poetry-Slam auf der Großgrabung – das Publikum votet begeistert mit 10 Punkten.



Abb. 13 Der Gewinner der großen Quiz-Show steht fest: Helge von Schwartz (ganz links), die weiteren Teilnehmer (v.l.n.r.) Pröpstin Petra Kallies, Andreas Hutzel, Antje Peters-Hirt und Jürgen Westermann freuen sich mit den Moderatoren Manfred Gläser und Doris Mührenberg – und das Konfetti kommt von oben.

ger“ oder am 125-jährigen Todestag von Ludwig II. von Bayern eine szenische Lesung, da Ludwig beim Tode des Lübecker Dichters Emanuel Geibels der Hansestadt eine Kondolenzschrift sandte sowie eine große Rate-Show (**Abb. 13**). Hierbei mussten fünf Quizkandidaten Fragen zu Lübeck, von Stadtgeschichte bis zum Sport, beantworten, es waren die Kandidaten Helge von Schwartz, Lokalchef der Lübecker Nachrichten, Pröpstin Petra Kallies, Schauspieler Andreas Hutzel, Antje Peters-Hirt, stellvertretende Direktorin der Gemeinnützigen und Professor Jürgen Westermann, Campus Lübeck, moderiert wurde die Veranstaltung vom Bereichsleiter Manfred Gläser. Trotz einiger technischer Mängel stellte die Zeitung später fest, dass die Spannung auf jeden Fall mit den TV-Sendungen mithalten konnte.

Wichtige Termine waren aber auch der **Welttoiletten-**
tag – deshalb, weil man mit den Kloaken natürlich im Thema war. Der Welttoilettentag wurde ausgerufen, weil viele Menschen noch immer keinen Zugang haben zu diesen sanitären Anlagen haben – und zu diesem wurden nun Führungen angeboten, stilvoll mit einer „Klofrau“ (**Abb. 14**), einer Laienschauspielerin, die in einem Stück mit dem Titel „Das Bahnhofsklo auf Bahnsteig Zwo“ die Klofrau gespielt hatte, und die nun die 50 Cent Eintritt abkassierte. Während der Führung gab es Wissenswertes

über die Lübecker Kloaken, der Clou kam am Ende der Führung, wenn die Besucher:innen zu einer abgedeckten Schiebkarre geführt wurden, der Kollege die Abdeckung abnahm, und man den Kloakenduft eins zu eins einatmen konnte!

Aber auch „**Advent auf der Grabung**“ wurde gefeiert, die Besucher vom profanen Weihnachtsmarkt abgreifen und mit Führungen auf der Grabung ihren Wissensdurst stillen, das war die Absicht, danach gab es Punsch und Waffeln. Für die Kleinen gab es Märchenlesungen (**Abb. 15**), natürlich auch wieder von einer Kollegin, die mit Laternen und als Märchantante ausstaffiert im Mittelalterzelt saß.

Ein besonderes Ereignis war dann die Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung 2013 in Lübeck, auf der die Lübecker Archäologie ihre Ergebnisse an die Fachkollegen und -kolleginnen weitergeben konnte, und die gekrönt wurde von einem Empfang auf der Grabung, ausgerichtet von der Archäologischen Gesellschaft, mit der Kultursenatorin und Kultusministerin, mit Zauberer und Schauspieler (**Abb. 16**). Der Empfang entwickelte sich zu einem rauschenden Fest für die rund 400 Teilnehmer:innen, die Zahl war ein Rekord für diese Art von Tagungen.



Abb. 14 Die Klofrau (Karla Konietzko) kassiert die obligatorischen 50 Cent für die Teilnahme an den Führungen am Welttoillettentag.



Abb. 15 Advent auf der Grabung – die Märchantante in Aktion.



Abb. 16 Empfang auf der Grabung – der Schauspieler Ludwig-Christian Glockzin bietet „Wilhelm Tell – aber schnell“ und „Faust – in fünf Minuten“.

Archäologie kompakt

Unter dem Logo „Plötzlich 30 - Lübeck feiert sein Weltkulturerbe“ stand für die Stadt das Jahr 2017. Und auch die Archäologische Gesellschaft feierte zusammen mit dem Bereich Archäologie 30 Jahre Archäologisches Welterbe. Die Eintragung wird bei anderen Städten stets mit der besonders gut erhaltenen oberirdischen Denkmalsubstanz begründet, im Fall von Lübeck ist es anders. Hier entschied sich das Komitee ausdrücklich auch aufgrund der außerordentlichen unterirdischen, also archäologischen Denkmale, für die Eintragung. So heißt es in der Begründung: „*Das Komitee empfiehlt, die archäologischen Ausgrabungen unter der historischen Altstadt von Lübeck fortzusetzen [...] und wünscht, darüber informiert zu werden.*“ In den Pastorenhäusern von St. Jakobi werden unter dem Titel „Archäologie kompakt“ jeweils donnerstags insgesamt fünf Vorträge angeboten, der Eintritt ist frei, danach kann man bei Brot und Wein miteinander diskutieren – die Plätze sind aus statischen Gründen auf 110 begrenzt – es bilden sich Schlangen vor der Tür, es müssen jedes Mal viele Menschen abgewiesen werden, so groß ist das Interesse...

So ist das Interesse an der Archäologie in Lübeck weiterhin groß, neben den Publikationen der Archäologischen Gesellschaft entstehen auch heute noch weitere populärwissenschaftliche Werke wie z. B. „Schätze aus dem Magazin“ im Jahre 2019 herausgegeben von Doris Mührenberg, Dirk Rieger und Manfred Schneider, und natürlich sind die Archäologen und Archäologinnen weiterhin mit Vorträgen und Führungen dabei, das Interesse wachzuhalten. Wie oben schon erwähnt, werden auch die Kolloquien zur Archäologie im Hanseraum (wenn auch in anderem Rahmen) fortgeführt, und für die interessierte Öffentlichkeit werden seit 2019 die Jahresberichte „Archäologie in Lübeck“ von Dirk Rieger und Manfred Schneider herausgebracht. Mit großformatigen Fotos illustriert werden die neuesten Ergebnisse in Stadt und Umland in knapper Form dargestellt. Und auch im digitalen Bereich gibt es Ideen zum Beispiel für digitale Rundgänge, die in der Umsetzung begriffen sind. Und nachdem auch der scheidende Bereichsleiter Manfred Gläser im Jahr 2014 eine Festschrift erhielt geht natürlich auch deren Verleihung weiter, wie man an dieser Stelle sieht ...

Ein früher profaner Steinbau in der Neustadt Brandenburg an der Havel

von Joachim Müller, Brandenburg

Die Neustadt Brandenburg an der Havel gehört zu den ältesten Stadtgründungen östlich der Elbe. Der fast runde Stadtrundriss, das rechtwinklige Straßennetz mit zentralem Rathaus und Kirchplatz gelten als Archetyp einer planmäßigen Stadtanlage der Zeit um 1200. Die prosperierende Stadt verlor im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit gegenüber ihren Konkurrenten Frankfurt (Oder) und Berlin allmählich an Bedeutung und konservierte ihre Strukturen, die im Bestand weitergebaut, aber nie umfassend zerstört wurden. Der durch Vernachlässigung stark baufällige Stadtkern wurde im Zuge der Stadtanierung in den letzten 30 Jahren behutsam erneuert, die Arbeiten wurden archäologisch und bauarchäologisch intensiv begleitet (Müller im Druck a). Dabei konnten zahlreiche bedeutende große Bürgerhäuser untersucht und einige neu entdeckt werden.

Das Haus Hauptstraße 9 ist ein stattliches, in seiner prägenden Bauphase barockes Bürgerhaus an der Einmündung der Großen Münzenstraße in die Hauptstraße, eine der städtebaulich prominentesten Lagen in der Stadt (**Abb. 1**). Bei der Inventarisierung und der Aufnahme des Kellerkatasters wurde entdeckt, dass sich hinter der spätbarocken Fassade eine bis ins Mittelalter reichende Baugeschichte verbirgt (Cante 1994, 283f., Metzler / Koppe 1991). Das Haus wurde – noch ehe der Denkmalschutz seine Wirkung entfalten konnte – 1990/91 zu einer Bankfiliale umgebaut und hat dabei viel Originalsubstanz eingebüßt. Nach längerem Leerstand und Besitzerwechsel



Abb. 1 Das Eckgebäude Hauptstraße, Ansicht von Süden 2023 (Foto: J. Müller).

ergab sich die Gelegenheit, den bemerkenswerten historischen Keller eingehend zu untersuchen und den aufgehenden Bau näher in Augenschein zu nehmen¹. Die Untersuchung umfasste eine handgezeichnete Kelleraufnahme im Grundriss und allen Wandansichten im Maßstab 1:50, steingerechte Zeichnungen ausgewählter Wände sowie eine schematische Aufnahme des Erdgeschosses. Für den sanierungsbedingten Verlust von Bausubstanz wurde das Team durch ein für einen Keller ungewöhnlich luxuriöses Ambiente entschädigt: sandgestrahlte Wände, Marmorböden mit Fußbodenheizung und mehr als 400 Schließfächer.

Betrachtet man das Parzellennetz im ersten Kataster der Stadt, das Christoph Gottlieb Hedemann zwischen 1722 und 1724 angefertigt hat, so fällt auf, dass sich das Grundstück des Eckhauses (Hedemann Neustadt,

¹ Ich danke den Eigentümern Volker Grundmann und Philipp Hennig, die das Vorhaben freundlich begleitet und unterstützt haben.



Parzelle 2674) bis weit in den Binnenblock erstreckt, mehr als 60 m hinter der Großen Münzenstraße und mehr als 40 m hinter der Hauptstraße (Abb. 2). Besonders große Grundstücke scheinen vor allem an den Blockecken bereits in der Frühzeit der Stadt im Parzellennetz implementiert gewesen zu sein (Müller 2014). Aus archäologischen Untersuchungen ist bekannt, dass von großen mittelalterlichen Liegenschaften vor allem in der frühen Neuzeit entlang der Straßen kleinere Anwesen ausgeschieden wurden, deren Bebauung sich schließlich zu den durchgehenden Häuserzeilen des barocken Stadtbilds zusammenschloss (Müller 2021). Man darf also davon ausgehen, dass das Grundstück in seinem ursprünglichen Zuschnitt tatsächlich um die 2500 qm groß war, eine der größten Liegenschaften der Neustadt.

Der älteste profane Keller der Stadt Brandenburg

Schon bei der ersten Aufnahme im Kellerkataster fiel auf, dass sich der Keller Hauptstraße 9 völlig von den üblichen Brandenburger Bürgerhauskellern unterscheidet (Cante 1994, 283f.). Den ältesten Teil bildet ein rund 45 m² großer Raum, der mit seinem verzogenen rechteckigen Grundriss den Fluchten der angrenzenden Straßen folgt (**Abb. 3**). Er liegt allerdings gegenüber der Hauptstraße um ca. 3 m und gegenüber der Münzenstraße um ca. 1 m zurück.

Seine innere Mauerschale ist aus Findlingsquadern lagenweise aufgemauert, in Resten ist ein Fugenstrich erkennbar. In der Mitte der Wand öffnet sich nach Süden in Richtung Hauptstraße ein großer Bogen aus gespaltenen, teilweise steinmetzmäßig bearbeiteten Granitquadern, an den sich ein kleiner tonnengewölbter Raum von im Lichten ca. 2,3 x 2,3 m anschließt (**Abb. 4**). Art und Qualität der Ausführung erinnern an Kirchenbauten des 13. Jahrhunderts. Der Hauptraum besaß eine Balkendecke, die jedoch entfernt wurde, als man hier den Tresor-

raum der Bankfiliale einbaute. Nord- und Ostwand des Kellers sind heute durch diesen Einbau verdeckt.

Schon bei der Auffindung war klar, dass man es hier wohl nicht mit einem gewöhnlichen Bürgerhaus zu tun hatte. Es wurde vermutet, dass es sich möglicherweise um das Gebäude der neustädtischen Münze handelte, auf die der Straßename Große Münzenstraße hinweist. Eine markgräfliche Münzstätte ist wahrscheinlich schon im 13. Jahrhundert in der Neustadt zu vermuten, die „Münzerstraße“ wurde 1388 erstmals genannt (Engel et al. 63, Müller im Druck b).

Der Keller weist bei näherer Betrachtung einige aussagekräftige Besonderheiten auf. An der (heute nicht mehr sichtbaren) nördlichen Rückwand gab es drei tiefe Wandnischen (**Abb. 5**). Im Verlauf der inzwischen ebenfalls unzugänglichen Ostmauer vermerkt der Kellerkataster eine vermauerte Öffnung (**Abb. 6**), vielleicht einen Eingang von der Großen Münzenstraße aus.

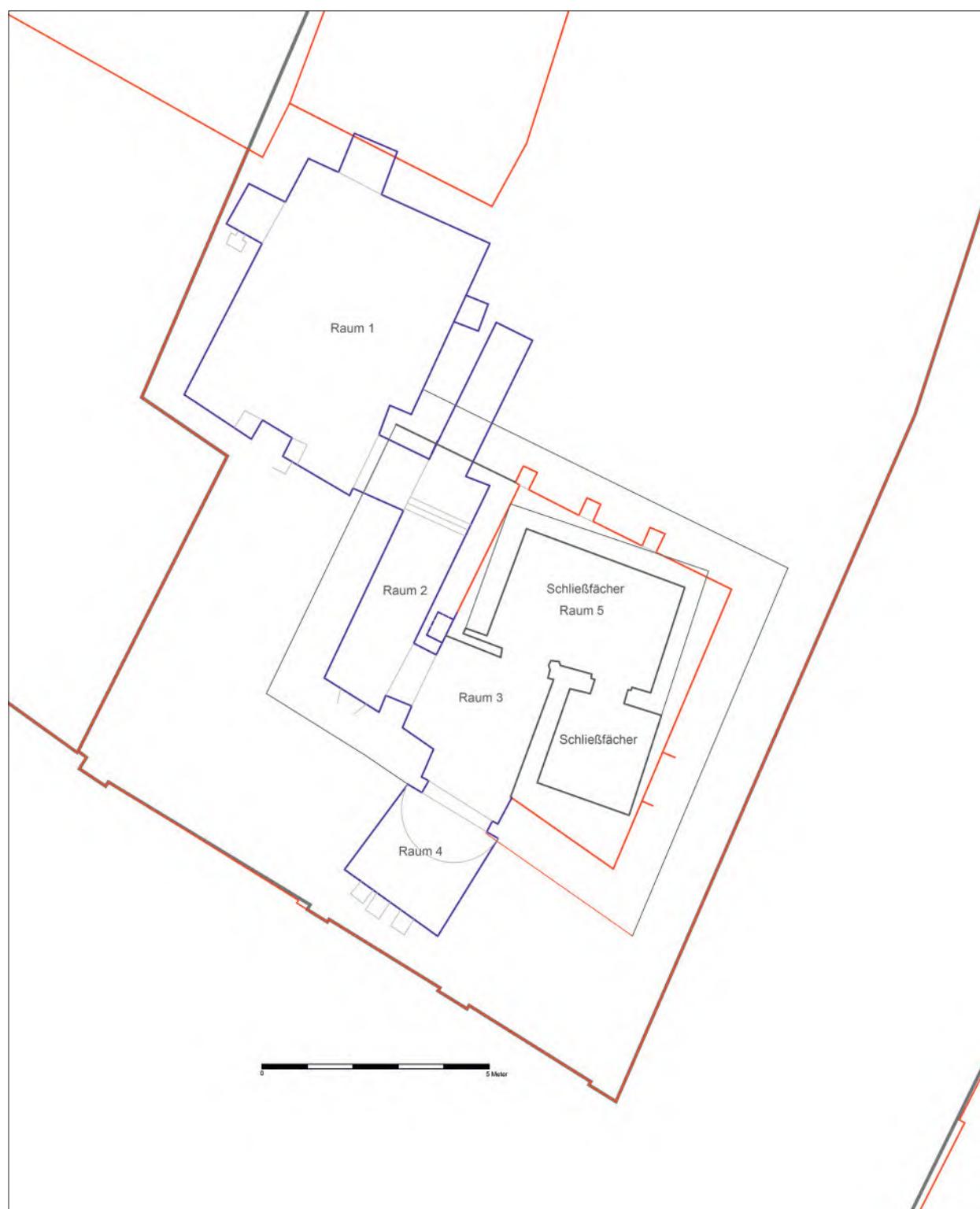


Abb. 3 Hauptstraße 9, in den Hausgrundriss eingepasster Kellergrundriss mit Raumbezeichnungen. Blau: 2023 neu aufgemessen. Rot: übernommen aus Kellerkataster 1991. Grau: Tresoreinbau 1991 (Bearbeitung: J. Müller).

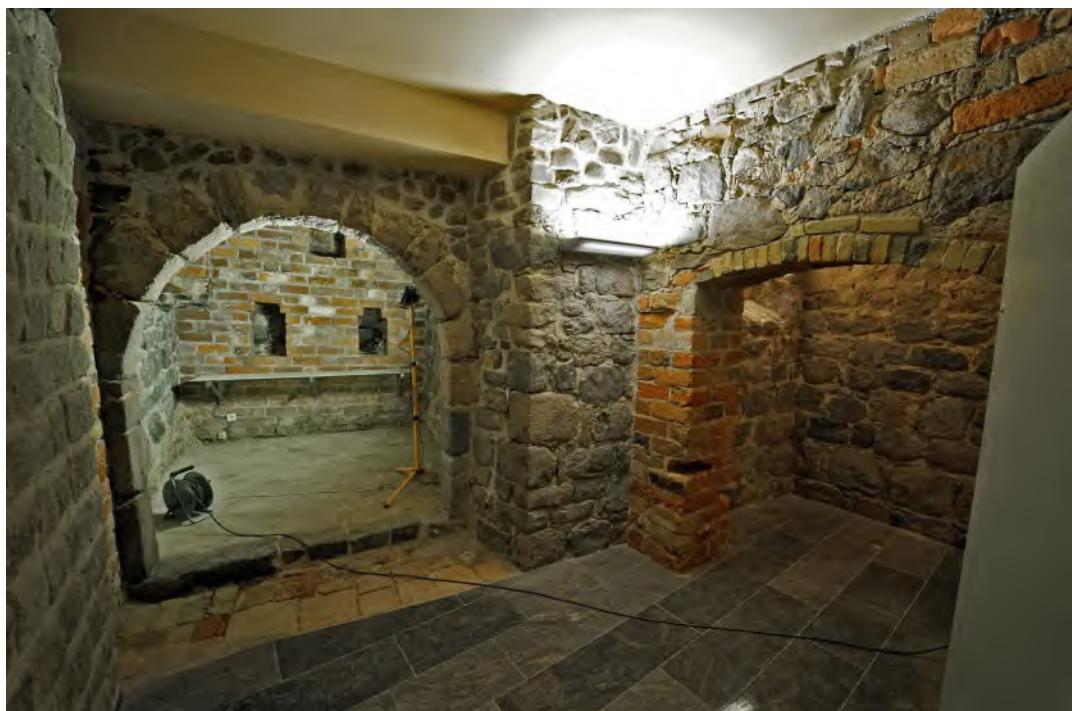


Abb. 4 Hauptstraße 9, Keller; Blick von Raum 3 in den gewölbten Vorraum 4 nach Süden, rechts barocke Trennwand zum Flur. 2023 (Foto: J. Müller).



Abb. 5 Hauptstraße 9, Keller; Blick zur Ostwand mit Wandnischen während der Bauarbeiten 1990/91 (Quelle: Metzler/Koppe 1991).



Abb. 6 Hauptstraße 9, Keller, Blick zur Nordwand mit vermauerter Tür (?) während der Bauarbeiten 1990/91 (Quelle: Metzler/Koppe 1991).

In der straßenseitigen Südwand sitzt ein geschrägtes Fenstergewände, darin eine steil ansteigende Sohlbank (**Abb. 7**). Dies belegt zum einen, dass die Straßenflucht der Hauptstraße zur Erbauungszeit vor dieser Außenmauer verlief. Zum anderen lässt sich hier ablesen, dass der Keller nur halb eingetieft war und das Außenniveau ursprünglich tiefer lag, oberhalb von +34,2 m NHN. Das passt auch zu den archäologischen Aufschlüssen in der Münzenstraße (Grabungsnr. UDB1996/08 und 1994/03).

Der gewölbte kleine Vorraum (**Abb. 8**) zeigt sowohl in der Fundamentoberkante seiner Seitenwände als auch im Kämpfer und im Gewölbescheitel einen Anstieg um ca. 8° zur Hauptstraße hin und besaß ungefähr in der heutigen Wandflucht einen weiteren, etwas höher ansetzenden Bogen, der jedoch bis auf einen einbindenden Stein entfernt worden ist (**Abb. 9**). Die Seitenwände

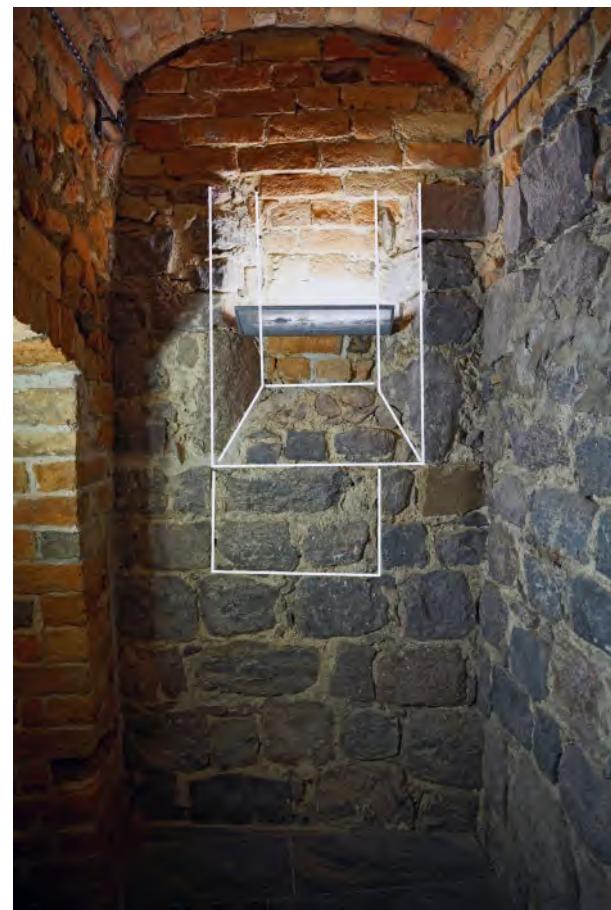


Abb. 7 Hauptstraße 9, Keller, Flur Raum 2, südliche Stirnwand mit Fenster. Weiß umrandet unten: ausgegebene (Fenster?) Nische, oben: ausgeführtes geschrägtes Fenster. 2023 (Foto: J. Müller).

setzten sich nach außen als Stützmauern einer ansteigenden Rampe fort (**Abb. 10** und **11**). Bei dem Vorraum handelt es sich also um den überwölbten Eingangsraum, in dem eine recht flache Rampe von der Hauptstraße in den Keller hinabführte. Die Breite der Rampe von mehr als 2 m erlaubte es, mit dem Wagen tatsächlich bis an den Kellereingang heran-, vielleicht sogar in den Keller hineinzufahren.

Über dem Keller mit seinen 0,8 m dicken Außenmauern muss man sich einen aufgehenden Baukörper vorstellen – ein Hochparterre und vielleicht noch ein oder zwei Obergeschosse. Im aufgehenden Bestand sind aber keine Reste dieses massiven Bauwerks mehr erhalten.

Es muss daher offenbleiben, ob das überstehende Bauwerk größer war als der Keller oder ob es nach Art

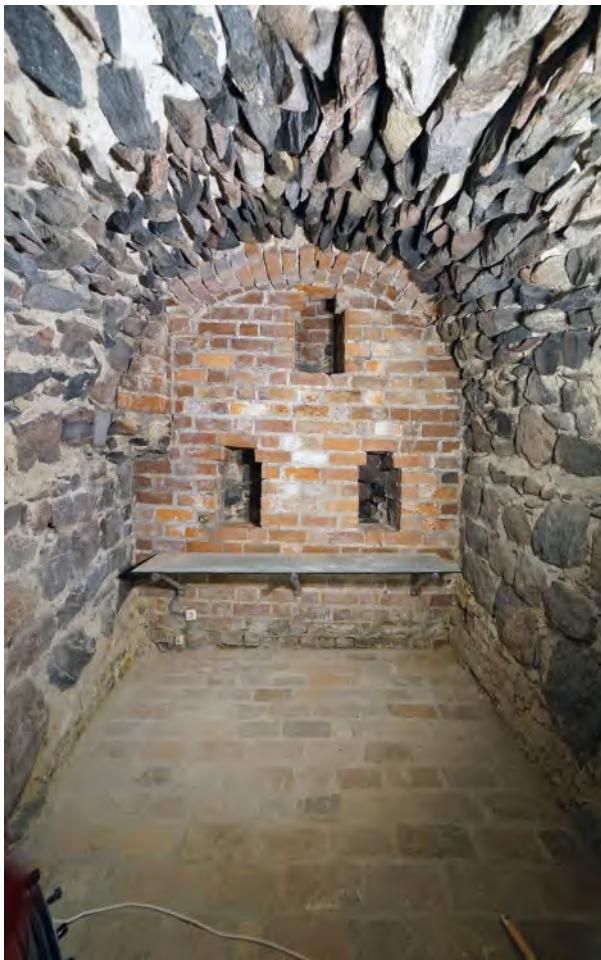


Abb. 8 Hauptstraße 9, Keller, Vorraum 4 mit Tonnengewölbe und spätmittelalterlicher Vermauerung. 2023 (Foto: J. Müller).

eines turmartigen Steinwerks in einen zugehörigen Fachwerkbau eingebunden war. Sicher kann man nur sagen, dass der massive Kernbau die Ecke zwischen Haupt- und Münzenstraße einnahm. Der überwölbte Vorraum trug mit großer Wahrscheinlichkeit ebenfalls einen aufgehenden Bauteil, der als Vorbau auf die Straße ragte und vielleicht die volle Höhe des Hauses begleitete.

Für den Vorbau mit Wageneinfahrt gibt es in Brandenburg einen gut vergleichbaren Befund am Paulikloster. Der Ostflügel, breiter und länger als die übrigen



Abb. 9 Hauptstraße 9, Keller, Vorraum 4 mit Tonnengewölbe, nach Norden zur Straße ansteigend Fußboden, Kämpfer und Gewölbescheitel, links Ausbruch eines Bogens. 2023 (Foto: J. Müller).

Klausurflügel, wurde um / nach 1300 errichtet und besaß in seinem Ostteil einen gewölbten Keller, der einen breiten, später vermauerten Bogen nach Süden aufweist. Bei Freilegungen wurde an der Außenseite im Winkel zwischen Ost- und Südflügel ein Baukörper erfasst, der in seinem Untergeschoss eine in den Keller hinabführende Rampe aufwies. Wie eine vermauerte Tür im Obergeschoss anzeigen besaß der Bau ein Obergeschoss mit Zugang vom Dormitorium. Vermutlich konnte man durch diesen Durchgang über einen Laufgang den vor der Stadtmauer liegenden Abortturm erreichen (Rathert 2008)².

2 Auch der Keller des sogenannten „Ordonnanzhauses“ in der Schusterstraße 6 (1300/1310) besaß neben dem öffentlichen

Personeneingang eine zweite größere Öffnung wohl für Warenanlieferung (Holst 2008, 63-69).



Abb. 10 Hauptstraße 9, Kellergrundriss. Rekonstruktion Zustand des 13. Jhs. (Plan: J. Müller).

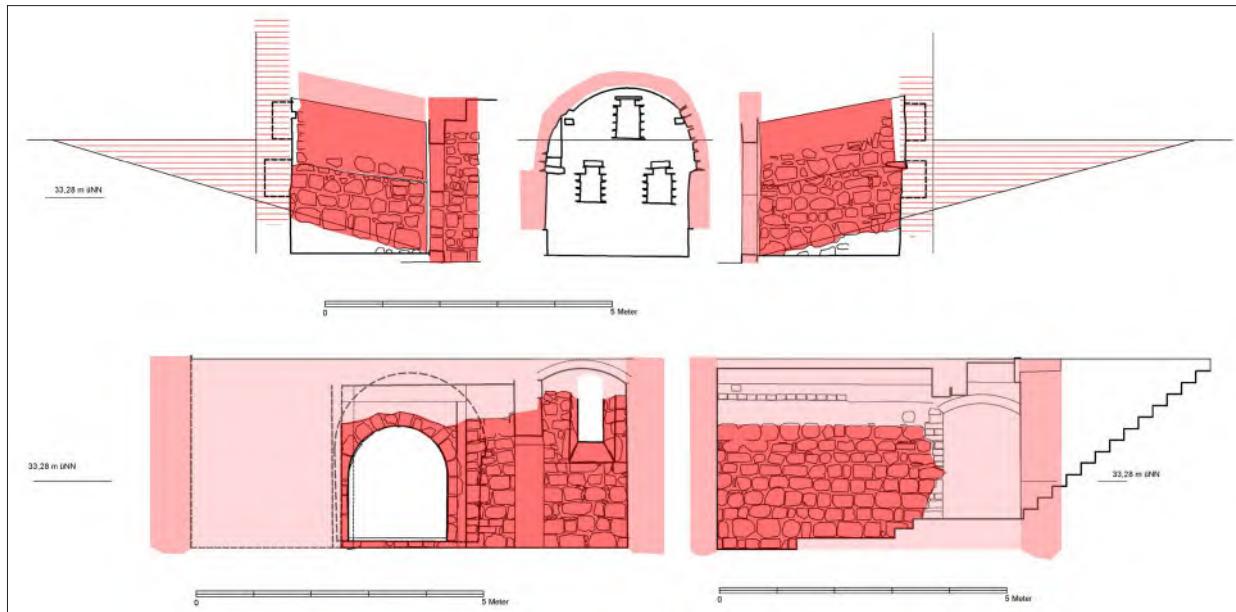


Abb. 11 Hauptstraße 9, Wandansichten Keller Raum 2, 3 und 4 (Plan: J. Müller).

Der Feldsteinquaderbau findet im Profanbau kaum Vergleichsbeispiele. Ähnliche kompakte massive Baukörper gibt es in westfälischen und niedersächsischen Städten oder auch in Lübeck als unterkellerte Steinwerke des 12. und 13. Jahrhunderts. Zu deren Merkmalen gehört aber, dass sie als einbruchs- und feuersicherer Turm stets hofseitig zum meist hölzernen Hauptgebäude angeordnet sind (Hurst et al. 2008).

Von der Grundfläche des Kellers her vergleichbar wären kleine einräumige Turmbauten, wie sie im 12. und 13. Jahrhundert vor allem in kleinadligen Niederungsburgen, sogenannten Motten vorkommen (Biermann / Posselt 2022). Romanische Wohnbauten haben größere Grundrisse und mitunter hochliegende Eingänge (Wiedenau 1986). Bauten mit gleichzeitigen erkerartigen Vorbauten sind nicht bekannt. Der an der Straßenecke stehende Bau aus Brandenburg mit seinem offenen Kellergeschoß ist funktional das genaue Gegenteil der oben genannten, auf Abschottung und Sicherheit ausgelegten Bautypen.

Zur Datierung gibt es nur wenige Anhaltspunkte. Lagenweise ausgeführtes Mauerwerk aus bearbeiteten Findlingsquadern ist in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bis ins 13. Jahrhundert hinein im Burgen- und Kirchenbau verbreitet (Holst 2013, 118, FN 23). Neben dem bereits vor 1165 einsetzenden Backsteinbau entste-

hen am Ort Brandenburg einige reine Findlingsquaderbauten: St. Petri als Burgkapelle auf der markgräflichen Burg um 1180 (Müller / Rathert 2011) und die Katharinenkirche in ihrer ersten Bauphase im späten 12. Jahrhundert (Cante 1994, 230). Das vollständige Fehlen von Backstein, sei es zur Ausführung von Baudetails oder auch nur zum Auswickeln zwischen den Quadern, könnte auf eine Entstehung vor der Mitte des 13. Jahrhunderts hinweisen.

Einen direkten Vergleich zu dem aus sauber bearbeiteten Findlingsquadern gesetzten Eingangsbogen bietet nur das Westportal der Gotthardtkirche (**Abb. 12**), die vielleicht schon bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts begonnen wurde (Cante 1994, 115-122; Müller 2017). Dort finden sich auch tonnengewölbte Räume und ein Schlitzfenster, wie es in der Südwand des Kellers angeordnet ist.

Da das Gebäude mit dem Keller bereits die Fluchtung des Straßennetzes berücksichtigt, wird es kaum vor der Gründung und planmäßigen Anlage der Stadt (Ersterwähnung 1197) entstanden sein. Wegen der enormen Größe des Grundstücks und der Qualität und des baulichen Aufwandes der Eckbebauung könnte es sich um ein öffentliches Anwesen, vielleicht sogar einen Hof des Landesherrn, eines Vogtes oder Vasallen gehandelt haben (Cante 2013).



Abb. 12 Brandenburg, Sankt-Gotthardt-Kirche, Westportal (Foto: J. Müller).

Ein spätgotisches „Steinwerk“

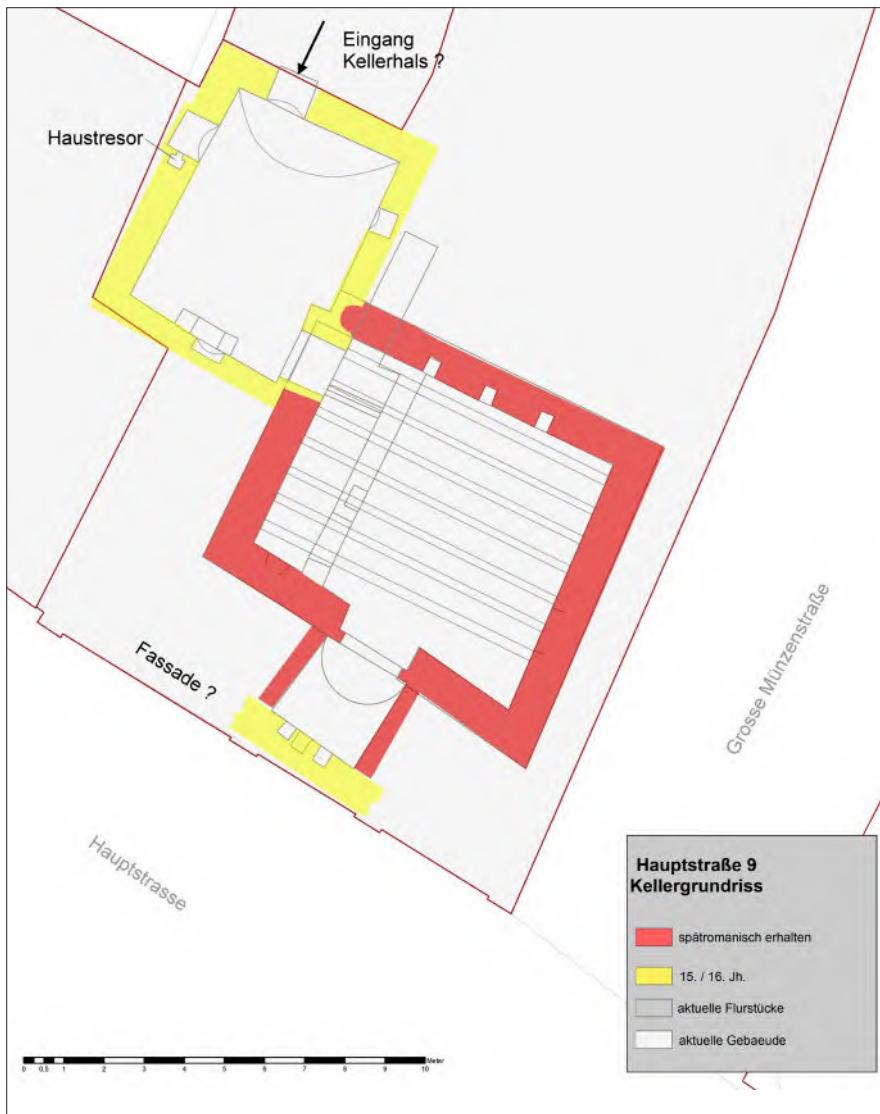


Abb. 13 Hauptstraße, Kellergrundriss mit Eintragung der spätgotischen Umbauten (Plan: J. Müller).

Der Feldsteinkeller wurde im fortgeschrittenen Mittelalter nach Westen um einen Raum erweitert, der um 8 m von der Straße zurückversetzt angeordnet wurde und mehr als 4 m hofseitig über ihn hinausragte. Der im Lichten 4,4 m breite und knapp 6 m tiefe Backsteinkeller ragt heute rund 2,3 m seitlich über die westliche Grundstücksgrenze hinaus und bildet im Grundriss der Brandwand zu Haus Nr. 11 einen Versatz (**Abb. 13**).

Der Keller zeigt außerordentlich qualitätvolles Backsteinmauerwerk, einheitliche Backsteine in Läufer-Läufer-Binder-Verband, welcher – bei Kellern sehr ungewöhnlich – mit den übereinanderstehenden Bindern ein Streifenmuster bildet (**Abb. 14**). In der West- und Ostwand sind jeweils tiefe, segmentbogig überfangene Nischen ausgespart. Die westliche ist in ihrem Gewände mit einem Haustresor ausgestattet, in den bei drohender Gefahr Barschaft und Schmuck eingemauert werden konnten. In der Nordwand gab es ein hochsitzendes Fenster ins Freie, in der Südwand eine weitere Nische. Die Kämpferlinien sind in beiden Seitenwänden baueinheitlich vorbereitet. Einziger Zugang war ein Durchbruch durch die westliche Seitenwand des älteren Kellers, der mit Backstein sauber beigemauert und segmentbogig überwölbt wurde. Die südwestliche Ecke des Kellers weist einen gravierenden Bauschaden auf. Die Südwand hat sich gesetzt, die Ostwand ist weit aus dem Lot gedrückt. Wahrscheinlich war diese Setzung, vor allem das entsprechende Nachgeben des Tonnengewölbes Anlass für einen reparierenden Umbau, vermutlich beim Bau des barocken Fachwerkhauses (s. u.). Vor die Südwand setzte man einen 40 cm tiefen Pfeiler, auf dem zwei Rundbögen ansetzen, die zum größeren Teil vom Gewölbe verdeckt werden. Vermutlich trug diese Vormauerung einen Einbau im darüber liegenden Erdgeschoss. Im gleichen Zuge wurde das Tonnengewölbe ersetzt, als halbsteindicke Backsteinschale mit aufgelegten Rippen, die sich im Binderreihen abzeichnen.

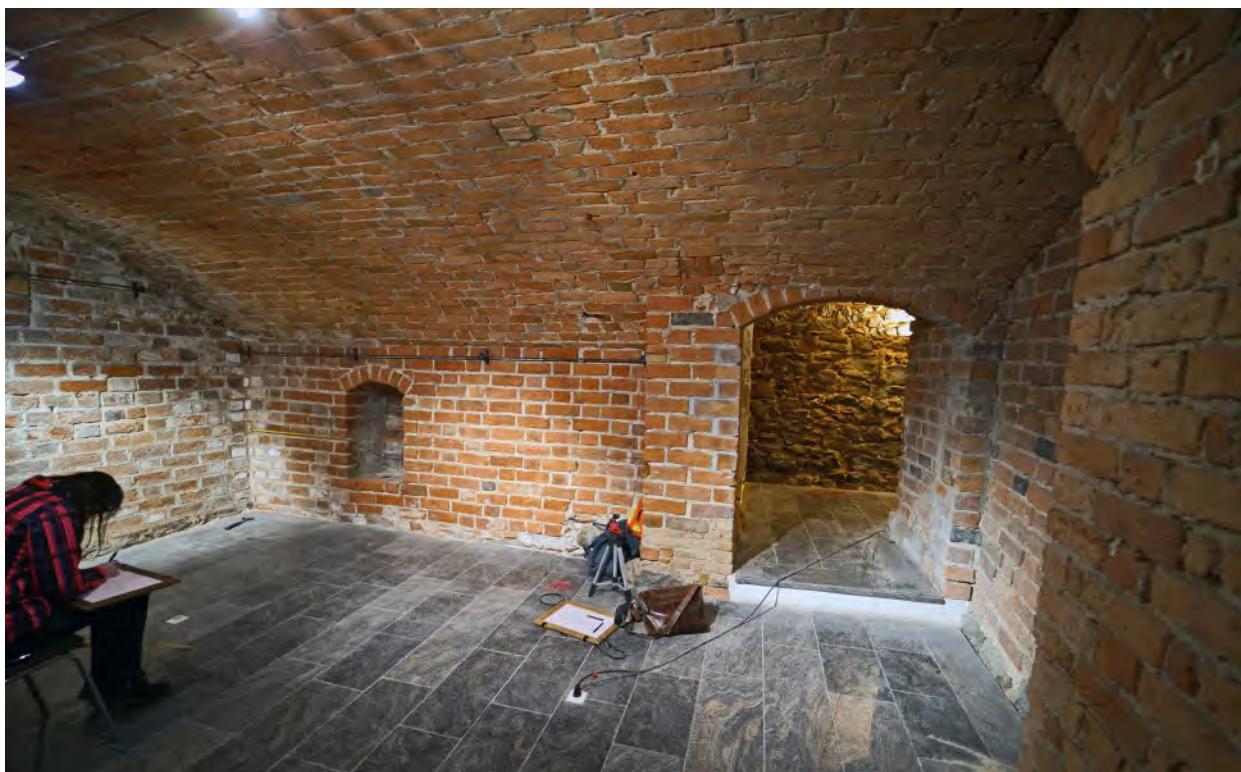


Abb. 14 Hauptstraße 9, Keller, Raum 1, Blick nach Osten. 2023 (Foto: J. Müller).

Über dem Kellerraum erhebt sich ein Erdgeschossraum, dessen massive Umfassungsmauern bis in ca. 4 m Höhe erhalten sind (Abb. 15 und 16). Die innere Gliederung des Raumes ist durch den eingreifenden Umbau als Kassen- und Tresorraum stark reduziert, die Reste sind flächendeckend neu überputzt und konnten bei der Untersuchung nicht freigelegt werden. Erkennbar sind zwei flache hohe segmentbogig überfängige Nischen an der Ostwand. Eine weitere, rundbogig schließende Nische (heute mit Rigips verschlossen) an der Südwand könnte ein ehemaliger Durchgang gewesen sein.

Dazwischen ist in der Südostecke des Raumes eine gewinkelte Wandvorlage erhalten, die wohl die Schildwände einer Einwölbung getragen hat (Abb. 17). In der Ecke sitzt eine ca. 0,4 m hohe und 0,35 m breite muschelförmige Konsole als Anfänger einer Gewöl-

berippe. Zu rekonstruieren ist ein in zwei Jochen mit Kreuzrippengewölben überspannter Raum (Abb. 16). Derartige „Steinwerke“³ sind offenbar Teil der Wohnkultur der bürgerlichen Elite der Spätgotik. Sie sind keine freistehenden Bauten, sondern waren immer in den Kontext eines Hausensembles, oft Fachwerkbauten, eingebettet und bilden die noblen „herrschaftlichen“ Wohnbereiche. Erhaltene Beispiele sind Steinstraße 57 (Cante 1994, 372), Parduin 11 (Cante 1994, 195f., Holst 1995), Schusterstraße 6 (Cante 1994, 215-218, Holst 2008) und das „Gotische Haus“ in der Ritterstraße 86 (Paul 1994), nicht erhalten ist das im Krieg zerstörte Storbeck’sche Haus (Eichholz 1912, 188-197). Gemeinsam ist diesen großen Patrizierhäusern, dass sie in der Regel aus Bauteilen unterschiedlichen Alters bestehen, die zu einem späteren Zeitpunkt unter einem Dach und einer einheitlichen Außenhülle zusammengefasst wurden.

³ Mit dem Begriff „Steinwerk“ sind in der Fachterminologie im engeren Sinne die oben schon genannten hofseitigen massiven und besonders gesicherten Anbauten an städtische Bürgerhäuser gemeint. Hier wird das Wort in einem weiteren Sinne verwendet

für einen steinernen Einbau in ein Hausensemble, der mit einer besonderen Bedeutung der Nutzung zum Beispiel als Wohnraum des Eigentümers einhergeht.

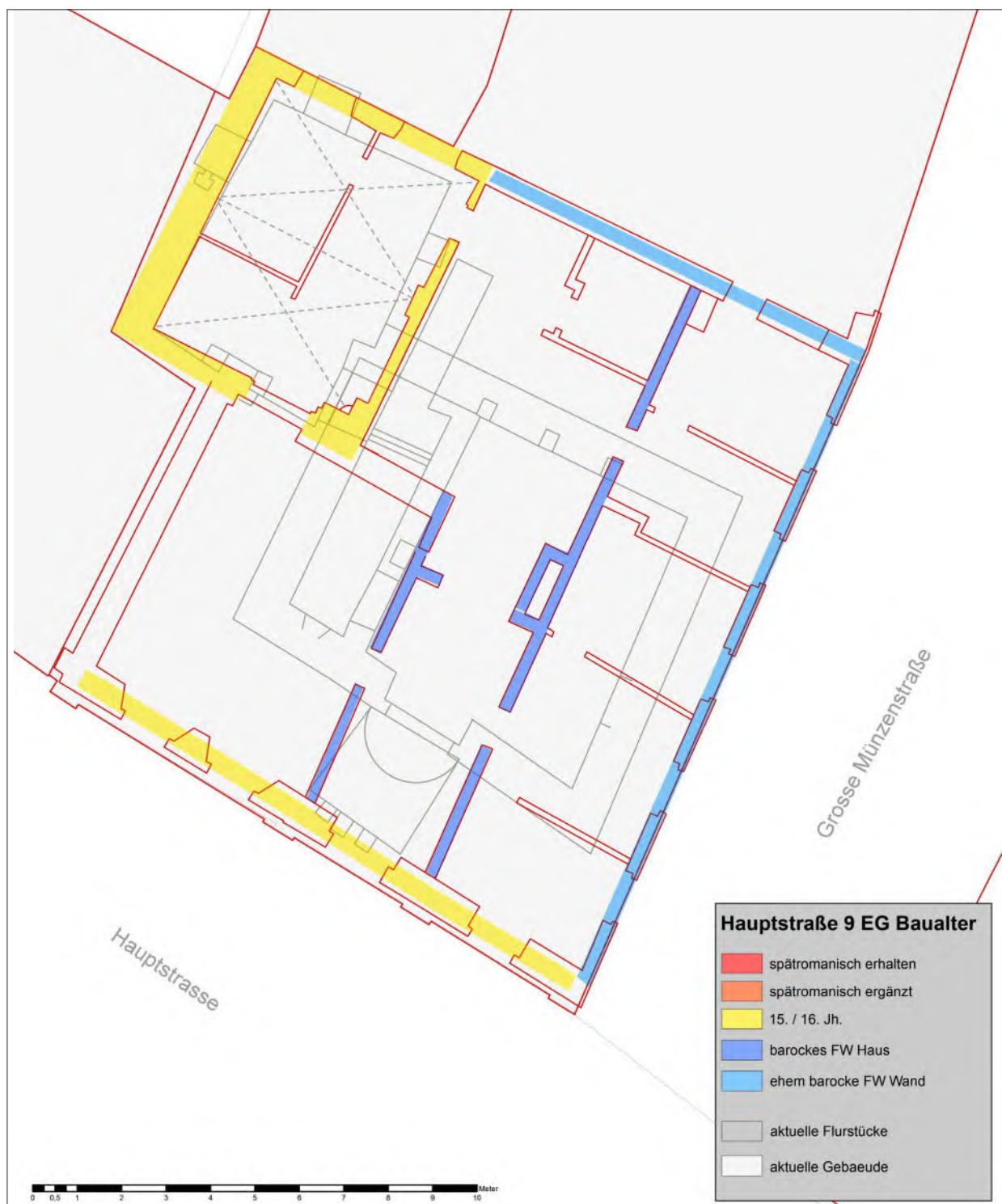


Abb. 15 Hauptstraße 9, Raum 1, Wandansichten mit Baualterskartierung (Plan: J. Müller).

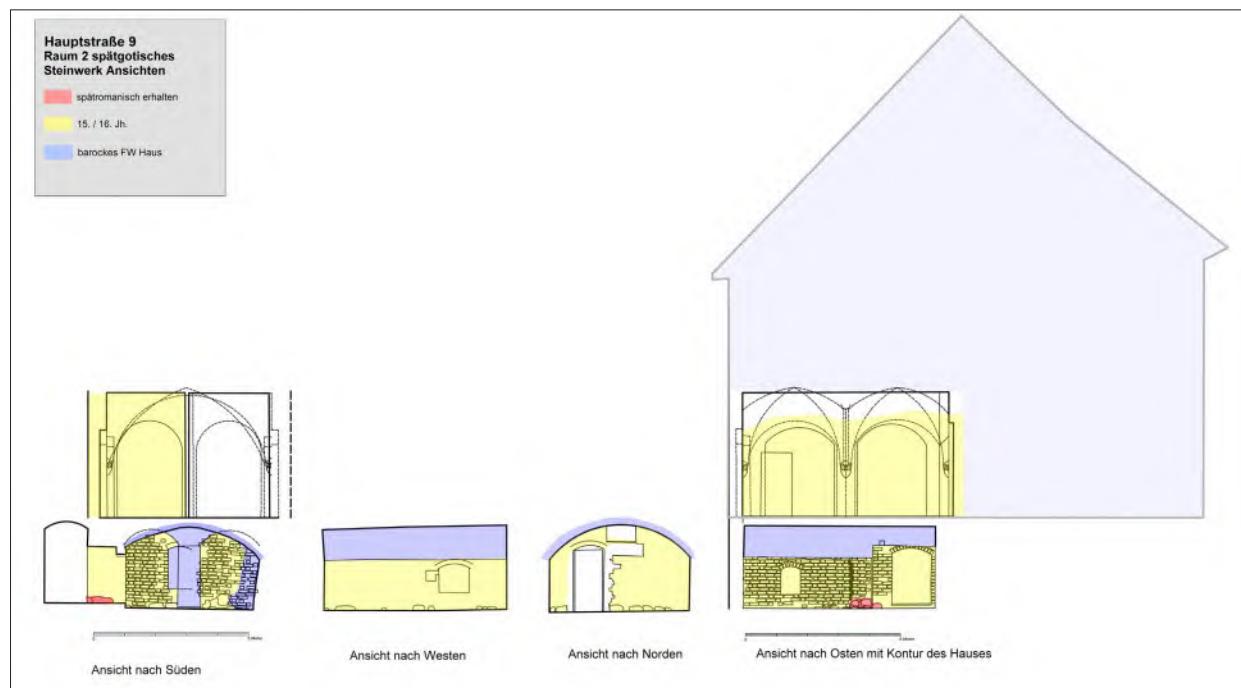
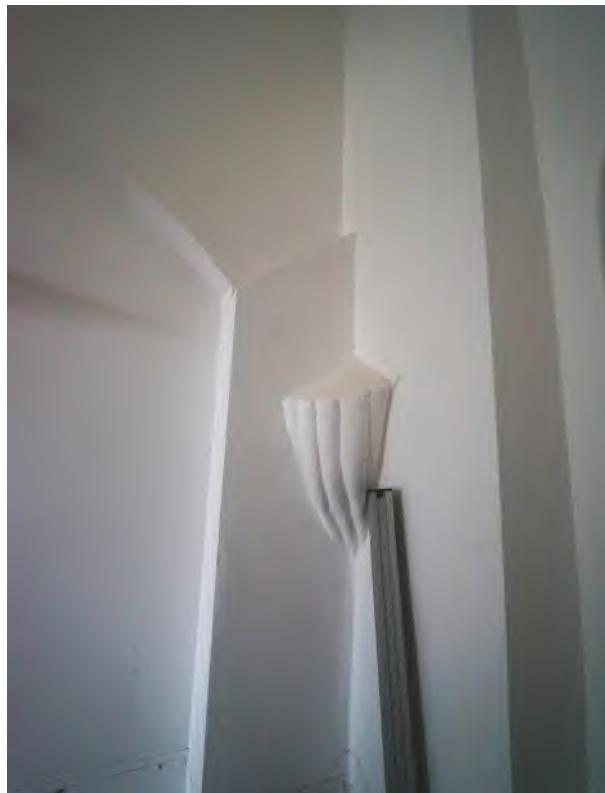


Abb. 16 Hauptstraße 9, schematischer Erdgeschossgrundriss mit Eintragung des spätgotischen gewölbten Steinwerks (Plan: J. Müller).



Sicher reagiert auch das Steinwerk in der Hauptstraße 9 nicht nur auf den vorhandenen Keller, sondern auch auf die damalige Disposition der Bauteile über der Erde. Vorstellbar wäre, dass das Steinwerk hofseitig an ein bestehendes Gebäude angebaut wurde. Spätestens mit dem Anbau des Steinwerks dürfte auch die Zusetzung des straßenseitigen Bogens des Gewölberaums erfolgt sein. Steinformate, Stufennischen und das klosterformatige Steinmaterial weisen ins 15. Jahrhundert. Die Vermauerung erfolgte wohl im Zusammenhang mit der Errichtung einer neuen Fassade, die 3 m nach Süden in die aktuelle Flucht verlegt wurde. Es ist nicht auszuschließen, dass in der mehr als 60 cm dicken massiven Wand noch mittelalterliches Mauerwerk erhalten ist.

Abb. 17 Hauptstraße 9, Konsole für eine Einwölbung, 2023
(Foto: J. Müller).

Das Barockhaus

Gegen Ende des 17. oder im 18. Jahrhundert erfolgte der vollständige Neubau des Hauses Hauptstraße 9 als Fachwerkbau, der den mittelalterlichen Feldsteinkeller und das spätgotische Steinwerk integrierte (**Abb. 1** und **15**)⁴. Obwohl die meisten Wände im Erdgeschoss 1990/91 entfernt wurden, ist die Kubatur des barocken Gebäudes nachvollziehbar: Das Haus hat eine straßenseitige Breite von 14 m, eine Tiefe von gut 16 m und wegen des einbezogenen Steinwerks eine rückwärtige Breite von 15,3 m, bedeckt somit eine Grundfläche von rund 220 m². Das traufständige Fachwerkhaus besitzt zwei hohe Geschosse, die stockwerksweise abgezimmert sind. Das spätgotische Steinwerk ist von Fachwerkwänden überbaut. Das Satteldach mit liegendem Stuhl hat eine Dachneigung von 45 Grad, die Giebelspitze weist zur Großen Münzenstraße eine Vergitterung aus Andreaskreuzen auf.

Im Bereich zweier rechtwinklig zur Straße verlaufender Innenwände wurden in den vorderen Kellerraum zwei Wände eingefügt, die den Raum in nun drei Bereiche teilen (**Abb. 18**)⁵. Die vorhandenen Deckenbalken wurden dabei eingemauert, wie zugesetzte Balkenlöcher belegen.

Der westliche Raumteil wurde als Flur mit einem flachen Tonnengewölbe ausgestattet. Hier mündet die

geradläufige Treppe aus dem Erdgeschoss, die vermutlich ebenfalls zum barocken Umbau gehört, im heutigen Zustand aber komplett überarbeitet ist.

Prägend für das Erscheinungsbild des Hauses Hauptstraße 9 ist die im späten 18. Jahrhundert hinzugefügte Stuckfassade (**Abb. 1**). Vier wandhohe Pilaster unter einem ausladenden Kranzgesims teilen die vierachsige Fassade in drei ungleiche Felder, ein deutliches Indiz dafür, dass die Mauer im Kern älter ist als ihre Dekoration. Im mittleren Abschnitt sitzt das Eingangsportal, die rechte Seite besitzt eine, die linke Seite zwei Fensterachsen. Die Fenster sind von Faschen gerahmt, die obere Reihe ist nochmals mit je einer Vase mit herabhängenden Festons bekrönt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden reihenweise im Kern meist ältere Häuser mit repräsentativen straßenseitigen Fassaden versehen, in der typischen Gestaltung der „zweiten barocken Stadterneuerung“ (Bodenschatz / Seifert 1992, 97–110, Wiesner 2013). Drei unterhalb der oberen Fenster eingelassene Sandsteinplatten mit Rollwerkdekor zeigen mindestens eine weitere Bauphase des späten 16. Jahrhunderts, von der sich ansonsten jedoch keine sichtbaren Spuren erhalten haben.

Zusammenfassung und Schluss

Das Haus Hauptstraße 9 in der Brandenburger Neustadt verbirgt hinter seiner spätbarocken Fassade eine mehr als 800 Jahre währende Baugeschichte. Ältester Teil ist ein aus Findlingsquadern gemauerter Keller des 13. Jahrhunderts mit überwölbter Einfahrtsrampe, der wohl zu einem massiven aufgehenden Bauwerk gehörte, das die Ecke eines riesigen Grundstücks einnahm. Vermutlich handelte es sich um ein öffentliches Gebäude, möglicherweise die mittelalterliche Münze. An den bestehenden Baukörper fügte man im 15. Jahrhundert ein unterkellertes Steinwerk an, das im Erdgeschoss zweijochig gewölbt war. Keller und Steinwerk wurden im

späten 17. oder 18. Jahrhundert in ein weitgehend neu errichtetes Fachwerkhaus integriert, dessen Fassade gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit einer Kolossalordnung ausgestattet wurde.

Das Haus gehört zu einer Gruppe exklusiver, gleichzeitig außerordentlich unterschiedlicher Bürgerhäuser, von denen mehrere in der Altstadt und Neustadt bekannt und einige gut erforscht sind. Oft finden sich diese an den Blockecken auf extragroßen Parzellen. Ihnen ist gemeinsam, dass sie sich oft aus Bauteilen verschiedener Jahrhunderte zusammensetzen und später oft zu einem

4 Eine Dendrodatierung des Hausgerüstes steht noch aus.

5 Der Grundriss im Bauantrag von 1990 gibt die damals vorhandenen Mauerzüge nur grob wieder. Von der östlichen Zwischenmauer

im Keller, die für den Einbau des Tresors entfernt wurde, gibt es eine bemaßte Zeichnung beider Ansichtsseiten, die die Lage der Deckenbalken und einen Durchgang erkennen lassen.



Abb. 18 Hauptstraße 9, Kellergrundriss mit Baualterskartierung, Zustand der Barockzeit (Plan: J. Müller).

einheitlich erscheinenden Bau zusammengefasst wurden. Es wäre überaus lohnend, die bestehenden Untersuchungen zu derartigen Häusern im Zusammenhang mit dem Grundstücksnetz, Kelleranlagen und Stadtopogra-

fie zu betrachten und auszuwerten, umso mehr als historische Quellen in Brandenburg kaum Informationen zu Bewohnern und Wirtschaftsweise für das Mittelalter und die frühe Neuzeit liefern.

Literatur

- BIERMANN / POSSELT 2022: F. Biermann und N. Posselt (Hrsg.), Burgen vom Typ Motte zwischen Altmark und Niederschlesien. Studien zur Archäologie Europas 35, Bonn 2022.
- BODENSCHATZ / SEIFERT 1992: H. Bodenschatz, C. Seifert, Stadtbaukunst in Brandenburg an der Havel. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Berlin 1992.
- CANTE 1994: M. Cante et al., Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland – Denkmale in Brandenburg 1.1: Stadt Brandenburg 1: Dominsel – Altstadt – Neustadt (Worms 1994).
- CANTE 2013: Cante 2013 M. Cante: Landesherrliche Burgen des 12. bis 14. Jahrhunderts in Brandenburg
- EICHHOLZ 1912: P. Eichholz, Die Kunstdenkmäler von Stadt und Dom Brandenburg. Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg II, 3, Berlin 1912.
- ENGEL ET AL.: E. Engel, L. Enders, W. Schich, (Hrsg.): Städtebuch Brandenburg und Berlin. Deutsches Städtebuch, Handbuch städtischer Geschichte, neue Bearbeitung, Band 2, Stuttgart Berlin Köln 2000.
- HOLST 1995: J. C. Holst, Altstadt, Parduin 11, Bauhistorisches Gutachten, Zwischenbericht, Manuskrift Stadt Brandenburg an der Havel, FG Denkmalschutz, Hoisdorf 1995 (unpubliziert).
- HOLST 2008: J. C. Holst, Ein Patrizierhaus an der Havel. Der Umbau des „Ordonnanzhauses“ in Brandenburg gegen 1480, in: Hausbau im 15. Jahrhundert – Elsass und der Oberrhein. Jahrbuch für Hausforschung 58, Marburg 2008, 257-294.
- HOLST 2013: J. C. Holst, Vom Bau runder Türme. Vergleichende Beobachtungen am „Grüttrott“ über Stolpe an der Oder, in: S. Breitling, C. Krauskopf und F. Schopper (Hrsg.), Burgenlandschaft Brandenburg. Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege, Berlin 2013, 100-111.
- HURST ET AL. 2008: M. J. Hurst, B. Switala und B. Zehm (Hrsg.), Steinwerke – ein Bautyp des Mittelalters? Vorträge des Kolloquiums Steinwerke vom 02. bis 04. März 2006 in Osnabrück (= Schriften zur Archäologie des Osnabrücker Landes VI), Bramsche 2008.
- METZLER / KOPPE 1991: M. Metzler und G. Koppe, Kellerkataster Brandenburg, Manuskrift Stadt Brandenburg an der Havel, FG Denkmalschutz, Brandenburg an der Havel 1991 (unpubliziert).
- MÜLLER 2014: J. Müller, Joachim, Die Doppelstadt Brandenburg an der Havel. Überlegungen zu Stadtplanung im 12. und 13. Jahrhundert und dem Phänomen einer im Parzellennetz greifbaren sozialen Differenzierung, in: A. Falk, U. Müller, Uli und M. Schneider (Hrsg.), Lübeck und der Hanseraum: Beiträge zu Archäologie und Kulturgeschichte. Festschrift für Manfred Gläser, Lübeck 2014, 423-437.
- MÜLLER 2017: J. Müller, Ein Stift, zwei Standorte. St. Gotthardt und St. Peter und Paul in Brandenburg an der Havel, in: E. Rüberschütte (Hrsg.), Vom Leben in Kloster und Stift. Wissenschaftliche Tagung zur Bauforschung im mitteldeutschen Raum vom 7. bis 9. April 2016 im Kloster Huysburg. Arbeitsberichte 13, Halle (Saale) 2017, 307-332.
- MÜLLER 2021: J. Müller, Stadt Brandenburg an der Havel. Wachstum im Bestand – planmäßige Nachverdichtung in der frühen Neuzeit, in: A. Diener, M. Kleiner, C. Lagemann und C. Syrer (Hrsg.), Entwerfen und Verwerfen. Planwechsel in Kunst und Architektur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Festschrift für Matthias Untermann zum 65. Geburtstag, Heidelberg 2021, 643-660.
- MÜLLER 2022: J. Müller, Minus Null. Mittelalterliche Kelleranlagen in Brandenburg an der Havel, in: L. Beyenbach und A. Druzhynski v. Boetticher, Stadtarchäologie von unten. Kelleruntersuchungen und ihr Beitrag zur Stadtgeschichte. Kulturelle und technische Werte historischer Bauten, Basel 2022, 97-118.
- MÜLLER IM DRUCK a: J. Müller, Stadtanierung in Brandenburg an der Havel – einmalige Chance für die Erforschung der Stadt. Forschungsbericht zu Archäologie und Bauforschung 1991 bis 2021, in: Gestern – heute – morgen. Erhaltung durch Wandel. 30 Jahre Stadtanierung in Brandenburg an der Havel, Regensburg (im Druck).
- MÜLLER IM DRUCK 1b: J. Müller, Wirtschaftliche Zentralfunktionen brandenburgischer Städte im Hoch- und Spätmittelalter. Fachtagung: Die Stadt als zentraler Ort in Brandenburg und Pommern vom 12. bis zum 16. Jahrhundert, Prenzlau 21.-23. April 2022. Druck in Vorbereitung.
- MÜLLER / RATHERT 2011: J. Müller und D. Rathert, Eine Doppelkapelle in der Burg des Markgrafen? Ergebnisse der Grabungen in der St. Petri-Kirche 2008-2009, in: R. von Schnurbein (Hrsg.), 850 Jahre Domkapitel Brandenburg. Schriften des Domstifts Brandenburg 5, Regensburg 2011, 69-92 und Taf. 16-31.
- PAUL 1994: M. Paul, Stadt Brandenburg an der Havel, bauhistorische Untersuchung Hauptstraße [Ritterstraße] 86, Manuskrift und Pläne Stadt Brandenburg an der Havel, FG Denkmalschutz, Berlin 1994 (unpubliziert).
- RATHERT 2008: D. Rathert, Germanen – Slawen – der Mühlendamm und eine „Klosterpforte“, in: Historischer Verein Brandenburg (Havel) e.V., 17. Jahresbericht (NF) 2007-2008, 69-78.

WIEDENAU 1986: A. Wiedenau, Der romanische Wohnhausbau im Rheinland, in: H. Steuer (Hrsg.): Zur Lebensweise in der Stadt um 1200, Ergebnisse der Mittelalter-Archäologie. Bericht über ein Kolloquium vom 31.01. bis 02.02.1984, in: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 4, Bonn 1986, 39-42.

WIESNER 2013: U. Wiesner, Barockhäuser in Brandenburg an der Havel für bürgerliche und andere Bauherren des 18. Jahrhunderts, in: Historischer Verein Brandenburg (Havel) e.V., 22. Jahresbericht 2012-2013, NF, Brandenburg 2013, 7-44.



Archäologisches Kulturerbe und historische Stadtlandschaften

von Ulrich Müller, Kiel

Städte entstehen in der Vorstellung und durch Vorstellungen der Menschen. Stadtlandschaften sind zunächst ein Ausdruck komplexer historischer Schichtungen, die durch Aktionsformen, materielle Arrangements und mentale Konzepte der Vergangenheit entstanden sind. Die Stadt ist ein gelebter, gebauter, wahrgenommener und historisch geschichteter Raum und daraus formieren sich Bilder von der Stadt. Solche Stadtbilder sind nicht nur als allgemeine Vorstellungen im kollektiven und individuellen Gedächtnis ‚verankert‘, sondern werden in Form einprägsamer Bilder, Slogans und Logos als Verständigungsmittel, zum Zwecke der Werbung und des Stadtmarketings oder bei der Entwicklung städtebaulicher Leitbilder eingesetzt.

Spätestens mit dem Entstehen einer leistungsstarken Stadtarchäologie seit den späten 1970er Jahren rücken auch die archäologischen Zeugnisse in den Blick, denn Archäologie sucht die Wurzeln urbaner Gemeinschaften. Um die Stadt als historischen Ort zum Leben zu erwecken, müssen archäologische Zeugnisse der städtischen Vergangenheit sowohl als historische Stadtlandschaft aufgezeigt als auch ihre Wechselwirkungen in der gegenwärtigen und zukünftigen Stadtlandschaft mitbedacht werden. Die Stadtarchäologie ist in unseren heutigen Städten vielfach präsent und stößt auf ein lebhaftes öffentliches wie wissenschaftliches Interesse. Eine Auseinandersetzung mit der Geschichte und mit den Geschichten einer Stadt erfolgt dabei in vielen Formaten. Ihre Präsentation vor Ort unter Einbeziehung der Originalsubstanz hat das Potenzial, die Ergebnisse der Archäologie intensiv erlebbar zu machen. Die Integration und Präsentation archäologischer Funde und Befunde im urbanen Raum bleibt aber nach wie vor ein kontrovers diskutiertes Thema sowohl in der wissenschaftlichen Community als auch zwischen verschiedenen urbanen Stakeholdern.

Insbesondere bei einer Inszenierung vor Ort wird die Stadtentwicklung als historisches urbanes Erbe in den Blick genommen. Hierbei reichen die Quellen von der älteren Eisenzeit (Basel) über die Antike (Trier, Köln) und das Mittelalter (Lübeck, Magdeburg) bis in die Neuzeit (Dresden, Mannheim). Dabei beschränkte sich die Archäologie in der Stadt zunächst weitgehend auf die Altstadt. Diese wurde in Mitteleuropa seit dem 19. Jahrhundert mit dem historischen Kern gleichgesetzt. Erst eine zeitliche und thematische Ausweitung der archäologischen Forschung hat solche Grenzen in den letzten Jahrzehnten verschoben, und die Archäologie der Neuzeit und der Moderne nimmt auch weitere städtische Bereiche in den Blick. Hierzu gehören nicht nur Vorstädte oder Bastionen, sondern Zeugnisse der Stadterweiterungen des 19. ebenso wie Industrieanlagen oder Infrastrukturen des 20. Jahrhunderts, aber auch das ‚dunkle Erbe‘ insbesondere der Weltkriege, der NS-Zeit oder der DDR-Zeit. Weiterhin rückt auch das städtische Umland in den Fokus.

Archäologie in der Stadt ist wie jede andere archäologische Arbeit stets forschungsorientiert. Grabungsaktivitäten und die daraus abzuleitenden Erkenntnisse sind in hohem Maße durch den Umfang, die Dauer und den Ablauf von Bauvorhaben bestimmt. Nicht weniger hängen davon die Optionen für eine öffentlichkeitswirksame Inszenierung der Überreste und Vermittlung der Ergebnisse ab. Bei einer Erhaltung vor Ort (*in situ*) gilt es, mehr oder minder komplexe archäologische Befunde inmitten eines öffentlich oder auch privat genutzten Raumes zu konservieren, zugänglich zu machen und verständlich zu präsentieren. Um die Stadt als historischen Raum erfahrbar zu machen, muss für die Präsentation archäologischer Befunde (Schaufester in die Vergangenheit) nicht nur ihre historische Verwobenheit, sondern auch ihre Rolle für den gegenwärtigen und zukünftigen Stadtraum mitgedacht werden.

Im Folgenden blicken wir auf drei unterschiedliche Beispiele für die städtebauliche Einbeziehung archäologischer Untersuchungen. Mit dem Gründungsviertel in Lübeck rückt eine kleinteilige Quartiersneubebauung

in den Blick, mit dem Kaiserplatz in Goslar die Umgestaltung eines öffentlichen Raumes und mit den Industrieanlagen aus Witten und Oberhausen Zeugnisse des 19. Jahrhunderts.

Lübeck

Die 1142/43 gegründete Stadt Lübeck gilt als Prototyp einer Hansestadt. Sie wurde 1987 zum Welterbe ernannt und markiert zugleich einen Meilenstein für die Entwicklung der Stadtarchäologie. 1942 wurde die Altstadt teilweise zerstört und im Sinne der Nachkriegsmoderne umgestaltet. Dabei gab es allerdings schon im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert massive Eingriffe in das Stadtbild. Ein neuerlicher Umschwung in der Stadtplanung seit den 1990er Jahren, der sich unter dem vielzitierten Konzept der Stadtreparatur fassen lässt, führte zu einer Großgrabung (2009-2015) in dem westlich der Marienkirche travewärts gelegenen Gründungsviertel. Hier traten die nachweislich ältesten Befunde aus den Jahren um 1142/43 zutage. Im Zuge der avisier-

ten Neugestaltung war eine gewisse Wiederherstellung der mittelalterlichen Zustände des rund 10.000 m² großen Areals das Ziel. Straßenführung, Baufluchten und Parzellenzuschnitte, aber auch die Architektur, die im Sinne einer kritischen Rekonstruktion die historischen, giebelständigen Dielenhäuser umsetzte, sollten zu gemischten Nutzungsformen beitragen, wie sie für die vormoderne Stadt als prägend erachtet wurden. Das hierzu notwendige Beteiligungsverfahren war breit angelegt und partizipativ, auch wenn über die Architekturen die Meinungen auseinandergingen. Welche Rolle aber kommt in einem solchen Prozess der Archäologie zu und welche Stadtbilder werden durch sie bedient bzw. (mit)produziert?



Abb. 1.1 Lübeck, Gründungsviertel. Archäologisch-historischer Rundgang (Dunkelgrau: Neubebauung ab 2015. Grün: Erhaltene Struktur von Baudenkmälern. Rot: erhaltene archäologische Strukturen unter der Neubebauung) (Plan: Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).



Abb. 1.2 Lübeck, Gründungsviertel. Keller Fischstraße 28/26/24 (Foto: Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

Im Zuge der Planungen wurde angestrebt, über die archäologische Originalsubstanz eine „erlebbare Aussage“ zu generieren und die stadtplanerische Wiederherstellung von historischen Parzellenstrukturen zu unterstützen. Dies ist insofern nachvollziehbar, als spätestens seit dem dritten Viertel des 12. Jahrhunderts bis in das 20. Jahrhundert hinein fast alle Grundstücksgrenzen unverändert blieben. Dabei wurde bereits im Planungsverfahren darauf geachtet, dass nicht nur eine Unterschutzstellung und damit nachhaltige Erhaltung eines Teils der archäologischen Befunde gesichert, sondern ein (zeitlich beschränkter) öffentlicher Zugang der entsprechenden privaten Liegenschaften gewährleistet ist. Die Quartiersgeschichte wird in Form eines archäologisch-historischen Rundganges als zentraler Baustein der Stadtgeschichte präsentiert (**Abb. 1.1**). Dass hierbei die wichtige Holzbebauung und die Infrastrukturen aus der Gründungsphase im 12. Jahrhunderts nicht *in situ* erhalten werden konnten und die erhaltenen Keller aus dem letzten Drittel des 13. Jahrhunderts stammen, spiegelt wie vielerorts den Spagat zwischen Wünschenswertem und Realisierbarem wider (**Abb. 1.2**). Der Parzellenzuschnitt belegt eine Kontinuität, doch was wissen wir über die Geschichten ihrer Bewohner?

Welche Menschen nutzten den Keller über einen Zeitraum von mehr als 800 Jahren? Hier könnte die Ausstellung von Funden aus dem Gebäude nicht nur die vielen Stimmen aus dem Mittelalter einfangen, sondern auch denjenigen Gehör verschaffen, die seit der Neuzeit bis zur Zerstörung die Architekturen mit Leben füllten.

Es liegt auf der Hand, dass Brüche und Dynamiken der Bebauung, der Materialien und vor allem der vielen Nutzungsformen im urbanen Raum nur indirekt erschließbar sind und eher Kontinuitäten betont werden. Dies führt auch dazu, dass in der Werbebroschüre für die Hauskäufer suggeriert wird, das Gründungsviertel sei fast vollständig mit giebelständig an der Straße stehenden Kaufmannshäusern auf schmalen Parzellen bebaut gewesen. Damit wird das Narrativ eines Stadtypus bedient, in dem das Idealbild der okzidentalnen Stadt bis in die Moderne fortgeschrieben wird. Der unterstellte Gründergeist und Gestaltungswille von Herrschern und Kaufleuten wirkt über einen Zeitraum von mehr als 800 Jahren und soll dazu beitragen, die jetzige und zukünftige urbane Identität einer weltoffenen Hansestadt zu festigen.

Goslar

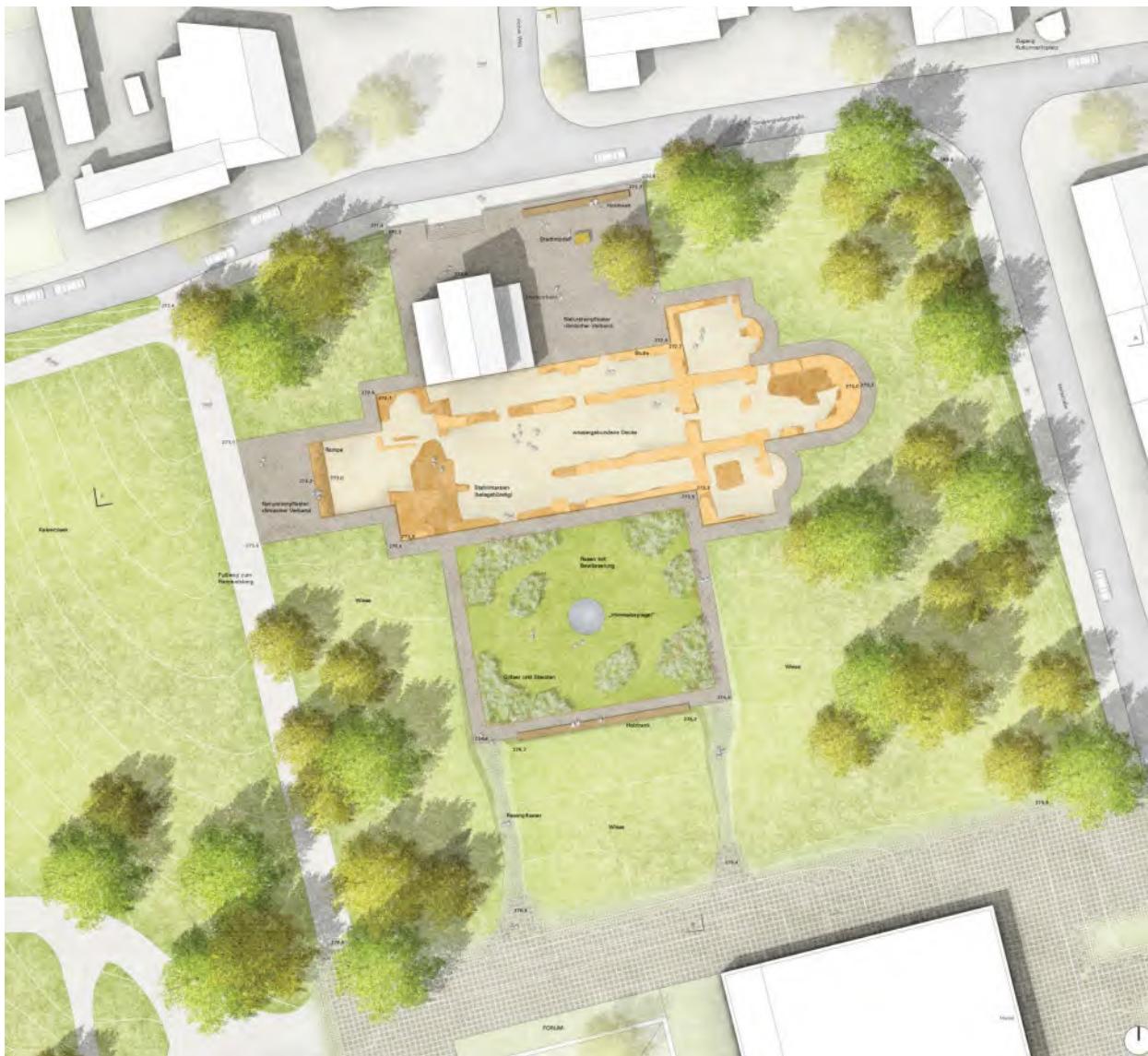


Abb. 2.1 Goslar, Kaiserpfalzquartier. Entwurf zur Neugestaltung des Standortes von St. Simon und Judas. Entwurfsverfasser: Levin Monsigny Landschaftsarchitekten GmbH (Geschniwe 2021, 205 Abb. 20).

Das Kaiserpfalzquartier in Goslar befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft zur Kaiserpfalz und nahe der 1992 zum Welterbe erhobenen Altstadt. Die Pfalz und die Stiftskirche St. Simon und Judas wurden Mitte des 11. Jahrhunderts erbaut. Das Reichsstift wurde zwischen 1819 und 1822 bis auf die Vorhalle abgebrochen. Seit 1875 wurde Letztere zu einem Monument nationaler Geschichte ausgebaut. Mit dem Areal ist eine kontroverse und wechselvolle Geschichte verbunden, die nicht zuletzt

dem Pathos nationaler Geschichtserzählung salischer Kaiser verschrieben war. Im Kontext einer Umgestaltung der Altstadt rückte auch das Kaiserpfalzquartier in den Blick. Hierbei spielte die zuletzt als Parkplatz genutzte Freifläche eine bedeutende Rolle, lag unter ihr doch die Bausubstanz der seinerzeit abgebrochenen Anlage. Ausgangspunkt für eine zerstörungsfreie Untersuchung war eine detaillierte geophysikalische Untersuchung, die Einblicke in die Strukturen der romanischen Kirche mit



Abb. 2.2 Goslar, Kaiserpfalzquartier. Entwurf zur Neugestaltung des Standortes von St. Simon und Judas. Entwurfsverfasser: club L94 Landschaftsarchitekten GmbH (Geschwinde 2021, 206 Abb. 21).

anschließender Klausur bis in eine Tiefe von 2 m ermöglichte. Dabei zeichneten sich als Fundamentmauern die Kirche mit ihrer Krypta und dem Westwerk sowie der Kreuzgang und Keller deutlich ab.

Im Rahmen der Neugestaltung sollte dieser Befund visualisiert werden. Da in der Öffentlichkeit mittelalterliche Königsherrschaft vielfach nicht mit Sakralität und Kirche verknüpft wird, sollte ein Freiraumwettbewerb dieses traditionelle Bild aufbrechen und die Zusammenhänge sichtbar werden lassen. Den im Folgen-

den besprochenen drei Entwürfen ist gemeinsam, dass sie im Vorfeld der Umgestaltung keine Eingriffe in die archäologische Substanz vorsahen. Darüber hinaus unterscheiden sie sich im Umgang mit den aus der Geophysik gewonnenen Erkenntnissen aber erheblich. Ein Entwurf versucht eine Rekonstruktion der Zeit um 1200 (**Abb. 2.1**). Er orientiert sich am Zeithorizont der Domvorhalle und kommt dem historisierenden Wiederaufbau des Kaiserhauses nahe. Ein weiterer Entwurf (**Abb. 2.2**) verzichtet auf eine detaillierte Darstellung und stellt die Fläche in Form einer durch Naturstein markierten Blüh-

wiese dar. Ein quadratisches Wasserbecken greift den ehemaligen Kreuzgang auf und soll einen angenehmen Aufenthaltsort schaffen. Der Siegerentwurf (**Abb. 2.3**) setzt die Geophysik zweidimensional um und verzichtet auf die Dynamik der dritten Dimension, obwohl diese dem Georadar durchaus innewohnt. Der Entwurf hat allerdings den Vorteil, dass die Eingriffe in den Boden minimal sind. Die archäologische Substanz wird optimal geschützt.

In der öffentlichen Meinung wurden die Entwürfe kritisch diskutiert. So hatte sich der Geschichtsverein mit der Forderung nach weiteren Grabungen und einer dreidimensionalen Darstellung von Kirche und Stifts-

gebäuden in ihrem Zustand vor dem Abriss 1819 positioniert. Diese Forderung ist nicht nur mit dem Welterbestatus kaum in Einklang zu bringen, sondern widerspricht auch den Zielsetzungen der (archäologischen) Denkmalpflege, für die der Erhalt vorrangig ist. Archäologie wird hier im Sinne Heinrich Schliemanns zur Bestätigung bestehender Geschichtsvorstellungen herangezogen. Es besteht die Gefahr, dass eine Ausgrabung zur Wissenschaftsveranstaltung verkommt. Die kontroverse Diskussion, die weit über die Grenzen der Stadt hinaus geführt wurde, belegt jedoch die unterschiedlichen Bewertungen und zeigt zugleich, dass die Archäologie in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird.



Abb. 2.3 Goslar, Kaiserpfalzquartier. Entwurf zur Neugestaltung des Standortes von St. Simon und Judas. Entwurfsverfasser: nsp landschaftsarchitekten stadtplaner PartGmbB schonhoff schadezek depenbrock. (Geschwinden 2021, 204 Abb. 19).

St.-Antony-Hütte, Oberhausen und Steinhauser Hütte, Witten

Für die Leute an der Ruhr ist die Industrie trotz des inzwischen blauen Himmels und eines tiefgreifenden Umstrukturierungsprozesses präsent, und zwar nicht nur in den Familiengeschichten und in der kollektiven Selbstbetrachtung, sondern auch im Stadtbild. Allerdings sind insbesondere die Anfänge der Ruhrindustrie im Boden verborgen und können in ihrer Materialität nur durch Ausgrabungen erfahrbar gemacht werden. Die Steinhauser Hütte in Witten wurde 1855 gegründet und 1921 stillgelegt. Seit ihrer Gründung wurde das Hüttenwerk sukzessive und in schneller Folge modernisiert. Das Werk erzeugte einst aus zugeliefertem Roheisen formbaren Stahl. In angegliederten Gießereien und Walzwerken wurden Endprodukte wie Schienen

und Flachstähle hergestellt. Auf der 4 ha großen Brache wurde im Zuge der Einrichtung eines Gewerbegebietes eine Fläche von 17.000 m² archäologisch untersucht. Dabei stellte sich heraus, dass die verfahrenstechnischen Innovationen der Stahlzeiten im archäologischen Befund herausragend erhalten waren. Nahezu alle wesentlichen Schritte der industriellen Stahlerzeugung des 19. Jahrhunderts sind präsent (**Abb. 3.1**). So konnte das frühe Puddelwerk nachgewiesen werden, wo die Umwandlung des im Hochofen hergestellten Roheisens in Schmiedeeisen, später auch zu härtbarem Schmiedestahl erfolgte. War eine solche Tätigkeit langwierig und sehr gefährlich, so revolutionierte das jüngere Bessemer-Stahlwerk das Verfahren. Insgesamt geben die archäologischen



Abb. 3.1 Witten, Steinhauser Hütte, Übersicht. Blick von Norden auf die Fläche des Gewerbegebietes „Drei Könige“. Hinter dem Plateau mit teilweise aufgedeckten Überresten der Steinhauser Hütte liegt ein noch produzierendes Edelstahlwerk (Foto: Schmidt-Rutsch / Essling-Wintzer 2020, 103 Abb. 2).

Befunde einen hervorragenden Einblick in das Leben und Arbeiten im Revier. Sie sind damit lebendige Zeugen einer Industriegeschichte, die vielerorts der Inszenierung einer Magie der Industrie gewichen ist und deren historische Stadtlandschaften zunehmend verschwinden. Die Planungen sahen vor, die sonst nirgendwo in Europa mehr als Originalbefund erhaltenen Puddelöfen in einem archäologischen Fenster zu präsentieren. Dies ist bislang nicht geschehen, jedoch finden die sensationellen Befunde Eingang in die Sonderausstellung „Graben im Gestern – Archäologie der Moderne“ 2023/24 im LWL-Museum Herne.

Eine Präsentation *in situ* war bei der in einem Vorort von Oberhausen gelegenen St.-Antony-Hütte möglich, dem ältesten Zeugnis der Ruhrindustrie. Die um 1758 im damaligen Osterfeld als erstes Eisenwerk im Ruhrgebiet eingerichtete Hütte produzierte bis 1843 Roheisen. Neben dem Hochofen waren der St.-Antony-Hütte Gießereien und Formereien angegliedert. Hier wurden Maschinenteile und Haushaltsgegenstände ebenso gegossen wie Kriegsgüter hergestellt. Die Grabungen anlässlich des 250-jährigen Bestehens deckten 2008 zwar keine Reste der ältesten Anlagen der Eisenhütte (Wasserrad, Was-

serzufuhr, Hochofen) auf, doch wurde ein nie genutzter Ringofen von 1842 freigelegt. Dieser steht für den gescheiterten Versuch, einen koksbetriebenen Hochofen einzurichten, was dann andernorts ab 1849 gelang und den Siegeszug der Schwerindustrie im Ruhrgebiet einläutete. Auf einem rund 1.000 m² großen Areal, das von einem stählernen Hallendach geschützt ist, werden neben dem Ofen weitere ausgewählte Strukturen *in situ* präsentiert und zudem durch ein Museum industriearchäologisch erschlossen (**Abb. 3.2**). Der Standort ist zudem Teil der Route der Industriekultur, die als touristische Themenstraße die wichtigsten und touristisch attraktivsten Industriedenkämler des Ruhrgebiets erschließt.

Die archäologische Untersuchung beider Anlagen belegt eindringlich die Schwierigkeiten, die archäologische Substanz der Moderne in Wert zu setzen. Gerade Industrieanlagen sind in der Regel komplexe Flächendenkmale mit einem hohen Grad an Vernetzung, deren Erhaltung konservatorisch wie finanziell äußerst aufwendig ist. Hinzu kommt, dass die Akzeptanz für die Erhaltung derartiger Denkmale gerade bei hohem Bau- druck vermittelt werden muss. Dies ist selbst im industrieprägten Ruhrgebiet nicht selbstverständlich.



Abb. 3.2 Oberhausen, St. Antony-Hütte. Erhaltene Befunde mit Überdeckung durch Stahldach (Foto: Alexostrov, Wikipedia, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:NRW,_Oberhausen,_Klosterhardt_-_St._Antony_Hütte_02.jpg, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/deed.de>).

Resümee

Stadt ist gelebter, gebauter, wahrgenommener und historisch geschichteter Raum. Urbane Räume werden durch materielle Arrangements und mentale Konzepte sowie die damit verbundenen Aktionsformen gestaltet. Die Integration archäologischer Substanz in das Stadtbild beziehungsweise in die zukünftige Stadtentwicklung wird auf zwei Ebenen verhandelt. Als Teil eines allgemeinen Kulturerbediskurs muss sich die Archäologie der Frage stellen, welchen Anteil sie an der Entwicklung der Stadt von heute und morgen haben will. Solche auf den ersten Blick akademischen Diskurse gewinnen am konkreten Objekt an Relevanz.

So wird die (Alt-)Stadtreparatur nach wie vor als ein städtebauliches Leitbild herangezogen, wenn es um die Erhaltung bzw. die Rückgewinnung oder die Rekonstruktion eines Zustandes geht, der meist in der Vormoderne gesucht und vor allem in der kulturpolitischen Interpretation zu Orten einer Ikonographie städtischer Bilder und bürgerlicher Symboliken wird. Dies wird in Lübeck besonders deutlich, aber auch die Diskussion in Goslar zeigt, wie Archäologie nicht nur in stadtplanerische Prozesse, sondern eben auch in Diskurse um urbane Narrative einzubinden ist. Oberhausen und Witten stehen für Relikte der Industrialisierung außerhalb der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Altstadt und verdeutlichen zugleich, wie Urbanisierung und Industrialisierung miteinander verwoben sind. Zugleich kann an ihnen die Frage thematisiert werden, welche Kriterien bei der Auswahl von erhaltenswerten (Industrie)anlagen und Verfahren gerade in einer Epoche dichter und paralleler Überlieferungen an die archäologische Substanz anzulegen sind.

Dabei werden sehr unterschiedliche Wege beschritten, um nicht nur die komplexen zeitlich wie räumlich geschichteten und miteinander verwobenen Strukturen, sondern auch die damit verbundenen Prozesse aufzuzeigen. So kann die archäologische Substanz herangezogen werden, um eine Kontinuität der europäischen Stadt zu konstruieren und die Inszenierung urbaner Eigenlogiken zu ermöglichen. Dieser Diskurs ist wissenschaftlich keineswegs abgeschlossen. Er ist Teil eines außerwissenschaftlichen Narratifs über die mittelalterliche Gründungsstadt. Häufig geht es dabei um die Inwertsetzung von Traditionen als kulturelles Erbe und um die Konstruktion eines schönen Markenkerns, der von der Archäologie durch die Vermittlung von Authen-

tizität bedient wird bzw. bedient werden soll. So werden Altstädte mitunter musealisiert, folklorisiert oder in rückwärtsgewandter Weise revitalisiert. Aufgabe der Archäologie ist es daher, die historische Altstadt weniger als authentische Traditioninsel zu beschreiben, sondern als Ergebnis vielschichtiger Prozesse, in denen Kontinuitäten ebenso Platz haben wie Brüche. Aber nicht nur in den Altstädten werden kulturelle Traditionen mitunter instrumentalisiert, um Vermarktungsinteressen zu bedienen, wie sich in den Diskussionen um die Authentizität des industriellen Kulturerbes zeigt.

Städte haben und sind Geschichte, und in der Tat zählt die Stadt als Gedächtnis zu den nach wie vor wirkmächtigen Denkmodellen nicht nur im urbanistischen Diskurs. Im Sinne eines ‚Critical Heritage Discourse‘ und der Frage nach einer ‚Heritagisation‘ sollte auch die Stadtarchäologie nach Praktiken der symbolischen und materiellen Inwertsetzung und deren Framing durch soziale, politische, kulturelle oder ökonomische Bedingungsfaktoren fragen. Entsprechend den Ansätzen eines gegenwartsbezogenen oder ‚Present-centered-heritage‘-Verständnisses muss sich zudem auch die Stadtarchäologie zunehmend der Verantwortung für zukünftige Generationen stellen. Dies schließt eine kritische Diskussion mit ein, welche Zukunftsvorstellungen auf welchen verschiedenen Ebenen und für welche verschiedene gesellschaftliche Gruppen generiert werden (sollen). Generell führt der Umgang mit den konkreten Objekten zu der Frage, wer die Kulturerben sind und welche Rechte auf Teilhabe sie beanspruchen dürfen. Diese Fragen beantworten der auf Institutionen abstellende ‚Authorised Heritage Discourse‘ und der auf Partizipation basierende ‚Inclusive Heritage Discourse‘ sehr unterschiedlich. Ausgehend von den Ansätzen eines gegenwartsbezogenen Verständnisses gilt es, die Verantwortung für zukünftige Generationen und die Generierung von Zukunftsvorstellungen auf verschiedenen Ebenen und für verschiedene gesellschaftliche Gruppen zu diskutieren. Hier gehört die Migrationsgesellschaft des Ruhrgebiets ebenso dazu wie die Rezeptionsgeschichte der Königspfalz Goslar oder die Frage, inwieweit die Stadtreparatur in Lübeck nicht auch eine Gentrifizierung fördert.

Die Archäologie kann aufgrund ihrer zeitlichen Tiefendimension aufzeigen, dass der Begriff ‚Stadt‘ die Verhandlung und Aushandlung des Urbanen im Rahmen

interdependent sozialer, ökonomischer, politischer oder ökologischer Prozesse meint, und zwar historischer wie aktueller. Sie kann über ihre Befunde dazu beitragen, der heutigen Stadt ‚ihre‘ Geschichte zurückzugeben; sie kann aber ebenso die Geschichte der ‚modernen‘ Stadt sichtbar machen. In jedem Falle ist es ihr möglich, die vielen Stimmen der Stadt in divergenten zeitlichen, räumlichen und sozialen Kontexten heraus-

zustellen und die grundsätzliche Veränderlichkeit von (urbanem) Kulturerbe in der Gegenwart und Zukunft zu unterstreichen. Durch die Darstellung der Materialität im Sozialen kann die Archäologie die vielfältigen Stimmen der Stadt in unterschiedlichen zeitlichen, räumlichen und sozialen Kontexten erfassen und die inhärente Wandlungsfähigkeit des (städtischen) Kulturerbes in Gegenwart und Zukunft betonen.

Literatur

- BLOKKER ET AL. 2021: J. Blokker, C. Enss und S. Herold, (Hrsg.), Politiken des Erbens in urbanen Räumen, Bielefeld 2021.
- CASELLA ET AL. 2022: E. Casella, M. Nevell und H. Steyne (Hrsg.), The Oxford Handbook of Industrial Archaeology, Oxford 2022.
- FARRENKOPF / MEYER 2020: M. Farrenkopf und T. Meyer (Hrsg.), Authentizität und industrikulturelles Erbe. Zugänge und Beispiele, Oldenburg 2020.
- GESCHWINDE 2021: M. Geschwinde, Geschichte als Fragment. Der Umgang mit archäologischen Relikten am Beispiel der Hansestädte in Südniedersachsen und das Fallbeispiel St. Simon und Judas in Goslar, in: Schneider 2021, 193-210.
- VON HESBERG 2021: H. von Hesberg (Hrsg.), Die Bildmacht des Denkmals. Ikonisierung und Erleben archäologischer Denkmäler im Stadtbild, Regensburg 2021.
- NLD 2020: Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.), Das Reichsstift St. Simon und Judas in Goslar. Geschichte, Architektur und Archäologie, Altenburg 2020.
- PEREIRA RODERS 2019: A. Pereira Roders, The Historic Urban Landscape Approach in Action: Eight Years, in: A. Pereira Roders und F. Bandarin (Hrsg.), Reshaping Urban Conservation. The Historic Urban Landscape Approach in Action, Singapur 2019, 21-55.
- SJÖHOLM 2016: J. Sjöholm, Heritagisation, Re-Heritagisation and De-Heritagisation of Built Environments. The Urban Transformation of Kiruna, Sweden. PhD, Luleå University of Technology Department of Civil, Environmental and Natural Resources Engineering. Division of Architecture and Water, Luleå 2016.
- SCHMIDT-RUTSCH / ESSLING-WINTZER 2020: O. Schmidt-Rutsch und W. Essling-Wintzer, Vergessene Stahlzeit – Die Steinhauser Hütte in Witten. Ein Beispiel für die Herausforderungen und das Erkenntnispotential der Industriearchäologie, in: F. Jürgens und U. Müller (Hrsg.), Archäologie der Moderne. Standpunkte und Perspektiven, Bonn 2020, 101-108.
- SCHNEIDER 2021: M. Schneider, (Hrsg.): Archäologie im Hier und Jetzt (= Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum XI), Lübeck 2021.
- SPINNEN 2019: B. Spinnen, Bernadette, Christine zieht in die Hanse. Zum Verhältnis zwischen Stadtmarketing und Stadtgeschichte, in: A. Kenkmann et al. (Hrsg.), Stadtgeschichte, Stadtmarke, Stadtentwicklung. Zur Adaption von Geschichte im Stadtmarketing, Wiesbaden 2019, 21-26.
- VINKEN 2021: G. Vinken, Zones of Tradition – Places of Identity. Cities and their Heritage, Bielefeld 2021.

Die Torte aus den Trümmern – Ein einzigartiger Fund aus einem Keller in der Alfstraße in Lübeck

von Lisa Renn, Lübeck

„Es sieht aus wie eine Torte“ – mit dieser Aussage wurde im April 2021 ein ganz besonderer Fund im Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck eingeliefert (Abb. 1). Die Bedeutung und die Reichweite des sonderbaren Fundes waren zu dieser Zeit noch kaum zu fassen. Doch es sollte sich herausstellen, dass die Torte nicht nur als Fund ein einzigartiges Objekt darstellte, sondern auch der Welt einen ganz intimen Einblick in die schicksalshafte Nacht an Palmarum 1942 geben würde.

Gefunden wurde das Gebäckstück in einem zugeschütteten Keller in der oberen Alfstraße. Dort musste aufgrund einer neuen Grundstücksentwässerung ein Schacht gesetzt werden, und während der Aushubarbeiten kamen die Kellerstrukturen des ehemaligen Hauses Alfstraße 18 zutage¹. Dort, in einer Ecke des Kellers, umgeben von Brand- und Bauschutt, wurde das eher unscheinbare Paket geborgen, das zu einer großen Überraschung werden sollte². Die Ideen und Gedanken im Team überschlügen sich: „Das kann doch unmöglich eine Torte sein“, „so etwas kann sich nicht erhalten“, „köönnte vielleicht etwas aus Holz sein“. Aber der erste Eindruck täuschte nicht: Eingewickelt in Wachspapier waren eindeutig der Spritzdekor und der Krokanrand auszumachen. Eine spätere Materialanalyse durch die Christian-Albrechts-Universität zu Kiel brachte die Bestätigung – es handelt sich tatsächlich um eine Torte, eine Nusstorte genauer gesagt (Mührenberg 2021, 253)³!

Trotz der Fundumstände – umgeben von Trümmern – war die Torte nahezu unversehrt aufgefunden worden (Rieger 2022, 20f.; Mührenberg 2022, 108f.). Das Backwerk ist zwar rußgeschwärzt und verkohlt und durch die Hitze, die durch die Brandbomben entstanden war, auf einen Bruchteil seiner ursprünglichen Größe zusammengezogen, aber dennoch lassen sich die Feinheiten des Dekors erkennen, die die ursprüngliche Qualität des Gebäcks zeigen. Die Randverzierung bestand aus Krokant und entlang des oberen Rands zog sich eine girlandenartige Schnur aus Spritzdekor. Auf dem Deckelrand der Torte befanden sich außerdem einzelne Spritzdekorrosen. Die Torte lag auf einer Art Pappe und war in Teilen mit Wachspapier umwickelt (Mührenberg 2022, 108). Ob es sich um eine professionell gebakene Torte handelt oder sie im häuslichen Bereich hergestellt wurde, kann zu diesem Zeitpunkt nicht geklärt werden⁴.

Warum sich die Torte in dem zerstörten Haus so gut erhalten hat, bleibt bis heute ein Rätsel (Mührenberg 2022, 108). Vermutlich spielten verschiedene Zufälle zusammen, damit die Torte in diesem Zustand bis heute überdauern konnte. Sie wurde nicht von herunterstürzenden Gebäudeteilen getroffen, da kaum Quetschspuren zu sehen sind – lediglich eine mittlere Rosette ist etwas plattgedrückt (vgl. Abb. 1). Sie war vermutlich auch nicht dem direkten Feuer ausgesetzt, denn sonst wären die Feinheiten nicht mehr so deutlich auszumachen

- 1 Die Autorin war Ausgrabungsleiterin in diesem Projekt (HL 266), das von April bis Ende Mai 2021 dauerte. Es fanden Entwässerungs- und Schachsetzungsarbeiten im Bereich der mittelalterlichen Grundstücke Alfstraße 8-18 statt. Für einen Überblick über die Grabungsergebnisse siehe auch Rieger 2022.
- 2 Ein großer Dank gilt hier den Grabungsmitarbeitern Stephan Schmidt und Michael Fiedler, die die Torte aufgefunden und aus den Trümmern geborgen haben.

- 3 Der Fund wird als Torte angesprochen, da er die nötigen Verzierungselemente aufweist (Mührenberg 2022, 108).
- 4 Unklar ist auch, woraus die Torte genau bestand. Ein Spritzdekor aus Sahne wäre in der Hitze geschmolzen. Es stellt sich die Frage, auf welche Lebensmittel die Lübecker:innen durch ihre Lebensmittelmarken Zugriff hatten, um die Torte herzustellen (Mührenberg 2022, 109).



Abb. 1 Die Nusstorte, ausgestellt im Holstentor im Rahmen der Ausstellung „Bittersüß – Der Lübecker Tortenfund 1942-2022“. Gut zu erkennen sind der Spritzdekor und der Krokantrand sowie Reste des Wachspapiers (Alle Fotos bis auf Abb. 5: Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

und sie wäre in Teilen geschmolzen. Die Torte, die vermutlich in der Küche des Hauses auf ihren Einsatz wartete, wurde anscheinend von herabfallenden Schuttteilen aus dem Erdgeschoss des zerstörten Hauses umhüllt und vom restlichen Geschehen abgeschirmt (Rieger 2022, 21; Mührenberg 2021, 253)⁵. In diesem kleinen Hohlraum, nahezu luftdicht abgeschlossen, war das Gebäck vor den übrigen Zerstörungen geschützt und nur der enormen Hitze des Brandes, nicht aber dem Feuer selbst ausgesetzt. Nach dem Angriff 1942 wurden die Grundstücke schnell geräumt (Mührenberg 2022, 107). Dabei wurden die Keller der zerstörten Häuser mit den umliegenden Trümmern und Gegenständen verfüllt, sodass eine ebene Fläche für den Wiederaufbau hergestellt werden konnte. Der Schicksalsschlag stellte sich als Glücksfall für die Archäologie heraus, denn somit wurde der Kellerraum in der Alfstraße 18 versiegelt und die Torte konnte in die-

sem Milieu überdauern, bis sie 79 Jahre später wieder ans Tageslicht kam.

Der Keller, in dem die Torte aufgefunden wurde, befand sich im ehemaligen Vorderhaus der Parzelle Alfstraße 18. Aufgrund der Art der Maßnahme – Rohr- und Schachtsetzungsarbeiten – konnte nur ein begrenzter Einblick in die Baustrukturen des Grundstückes gewonnen werden⁶. Nichtsdestotrotz lieferte dieser Einblick bereits verschiedene Strukturen im Vorderhaus und Hofbereich, sodass die baugeschichtliche Entwicklung der Parzelle sowie der Zustand zum Zeitpunkt der Zerstörung untersucht werden konnten. Beim Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg wurde dieser Bereich in der oberen Alfstraße nicht nach dem ursprünglichen Parzellenplan wiederrichtet – sowohl die Anordnung als auch die Ausrichtung des Neubaus laufen entgegengesetzt zur

5 Es ist jedoch nicht ganz klar, ob die Torte wirklich im Keller stand oder ob sie nicht auch schon in der kühlen Diele für den nächsten Tag platziert wurde und dann im Zuge des Angriffes zusammen mit den Trümmern in den Keller hinab rutschte (Mührenberg 2022, 108). Es wurde kein weiteres Mobiliar gefunden, das auf den ur-

sprünglichen Lagerungskontext schließen lassen könnte.

6 Es wurden bei der Maßnahme nur minimale Eingriffe in die vorgefundenen Baustrukturen getätigt, um die neuen Regenwasserrohre zu verlegen. Die Baubefunde wurden dokumentiert und konnten größtenteils in der Erde belassen werden.

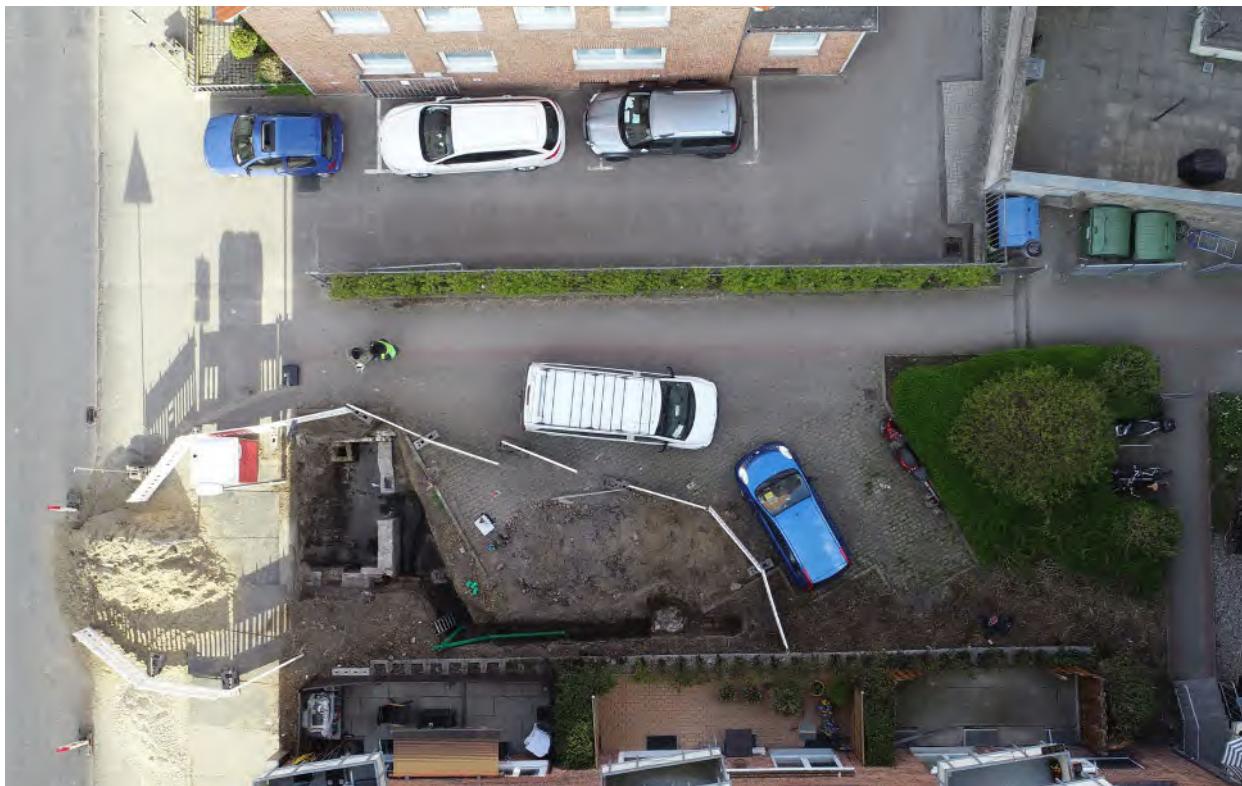


Abb. 2 Die ehemalige Parzelle der Alfstraße 18. Früher befanden sich hier das Vorderhaus, der Seitenflügel und Strukturen im Hinterhof. Heute liegen hier Gärten und Parkplätze, da die Parzellenstruktur beim Wiederaufbau geändert wurde.

ursprünglichen Bebauung des Areals (**Abb. 2**)⁷. Bei der Überblendung des Bauplans mit dem Katasterplan des 19. Jahrhunderts wird deutlich, dass alle untersuchten Flächen sich im Bereich der ehemaligen Vorderhäuser sowie der Hinterhofbebauung der ehemaligen Parzellen in der Alf- und auch Mengstraße befinden.

Fotos aus der Zeit vor der Zerstörung zeigen eine klassizistische Fassade vor dem giebelständigen Haus (Mühlenberg 2022, 110). Dahinter verbarg sich der mittelalterliche Kern des Gebäudes, der sich in Teilen im Keller, vor allem aber im Hof noch archäologisch fassen ließ. Die Strukturen, die im Hinterhof freigelegt wurden, gehören zu der typischen baulichen Entwicklung der Parzellen ab dem 13. Jahrhundert, die das Grundstück definierten (**Abb. 3**) (Rieger 2022, 21). Neben verschiedenen Kultur- und Planierschichten konnten Teile des Seitenflügels, der Rückgiebel, eine Kloake (rekonstruierter Durchmesser von 2,5 m) sowie die Glintmauer zur Mengstraße 15 er-

fassen werden. Den ältesten Teil im Keller des Vorderhauses bildete die spätmittelalterliche Brandmauer, die sich das Haus mit Alfstraße 20 teilte und die als westliche Begrenzung im Keller diente (**Abb. 4**)⁸. Im 19. Jahrhundert wurde der Keller umgebaut und es wurden weitere backsteinerne Mauerwerke in den ursprünglich überwölbten Raum eingezogen, sodass dieser nun kompartimentartig unterteilt war (Rieger 2022, 19). Diese Veränderungen lassen sich auch in den Archivalien fassen: Aus der Brandassekuranz für dieses Grundstück geht hervor, dass das Haus um 1899 grundlegend umgestaltet wurde. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden die bestehenden Unterteilungen mit neuen Ergänzungen zu Luftschutzräumen umgewandelt. Es wurden massive Kalksandsteinmauern errichtet, die gegen die bestehenden Mauerwerke gesetzt wurden. Zusätzlich wurde ein Betonfußboden eingezogen und die Wände durch kleine Öffnungen mit einem Belüftungssystem versehen. Es war dieser Bereich des Kellers, in dem die Torte aufgefunden wurde.

⁷ Die neuen Gebäude wurden in den hinteren Bereich der Parzelle gelegt, an der Grenze zu den Grundstücken in der Mengstraße, mit einzelnen Querriegeln, die bis an die Alfstraße heranreichen.

⁸ Zur Beschreibung der Befundsituation siehe auch Rieger 2022, 19-21.



Abb. 3 Baustrukturen im Hofbereich von Alfstraße 18: Reste des Seitenflügels (links) mit Kloake (rund), im hinteren Bereich der Rückgiebel und im vorderen Bereich die Glintmauer zur Parzelle in der Mengstraße.

Die Zerstörung des Hauses in der Alfstraße – zusammen mit anderen in der Altstadt von Lübeck – geschah in der Nacht vom 28./29. März 1942, in der Nacht zu Palmsonntag, um 23:16 Uhr. An jenem Wochenende fanden vorbereitende Arbeiten für den kommenden Festtag – es war auch der Konfirmationssonntag – statt.

Bis dahin verlief das Leben der Bewohner Lübecks verhältnismäßig unbehelligt vom Krieg. Die wichtigen Kulturgüter in Kirchen und Museen wurden zwar geschützt, aber nach 200 Fliegeralarmen machte sich eine



Abb. 4 Keller im Vorderhaus von Alfstraße 18: spätmittelalterliche Brandmauer (links) mit modernem Schornstein, Umbauten des 19 Jh. (rechts) und die Kalksandsteinmauerwerke des Luftschutzkellers (Mitte).

gewisse Gleichgültigkeit in der Bevölkerung breit, so dass man sich nicht jedes Mal in die Luftschutzkeller begab (Wilde 1999, 10f., 13). Doch dann kam es zur Schicksalsnacht. In dieser Nacht flog die Royal Air Force ihren bis dahin stärksten und längsten Angriff auf eine deutsche Stadt (Mührenberg 2021, 252; Mührenberg 2022, 110)⁹. Ziel war es, die flächendeckende Zerstörung ziviler Wohnviertel zu erproben, um die Bevölkerung im Herzen zu treffen und moralisch zu schwächen (Meyer 2008, 733; Wilde 1999, 12). Über drei Stunden dauerte der Angriff, in dem 234 britische Flugzeuge

9 Doris Mührenberg fasst sehr gut einzelne Schicksale aus dieser verhängnisvollen Nacht zusammen. Lutz Wilde gibt einen detail-

lierten Ablauf der Geschehnisse in dieser Nacht und einen Überblick über die Zerstörungen in der Stadt (Wilde 1999).



Abb. 5 Zerstörungen in der Alfstraße nach der Bombardierung im März 1942, Blick Richtung Untertrave (Quelle: Wilde 1999, 104).

in mehreren Wellen einen Teppich aus Spreng- und Brandbomben sowie Luftminen über der Lübecker Altstadt abwarfen (Meyer 2008, 733; Wilde 1999, 13f.).¹⁰ Die Brandherde konnten kaum gelöscht werden, da die Wasservorräte gefroren waren und während einer der Angriffswellen die Hauptwasserleitung in der Mühlenstraße getroffen wurde (Wilde 1999, 15). So konnten der Feuersturm und die damit verbundenen Hitzewellen fast ungehindert durch die Stadt fegen, wodurch sich auch ein Durchkommen in den Straßen als sehr schwierig erwies. Vor allem das Gründungsviertel wurde stark

getroffen: Die meisten Häuser in der Braun-, Fisch-, Alf-, und Mengstraße sowie die Marienkirche brannten nieder (**Abb. 5**). Insgesamt verloren ca. 300 Lübecker:innen in dieser verhängnisvollen Nacht ihr Leben, 136 wurden schwer und 649 leicht verletzt, vier Einwohner galten als vermisst (Wilde 1999, 14; Mürenberg 2021, 252; Meyer 2008, 734). Die meisten starben entweder in ihren Häusern oder in den unzureichend ausgebauten Kellern. Ein Fünftel der Innenstadt lag nun in Trümmern und über 15.000 Menschen wurden obdachlos (Meyer 2008, 734)¹¹.

10 Air Marshall Sir Arthur Travers Harris übernahm 1942 das Kommando über die Bomberflotte der RAF. Mit ihm wurde auch die Angriffstaktik verändert, denn nun stand eine flächendeckende Zerstörung der Innenstädte durch konzentrierte Bombenabwürfe in großen Flächen („area bombing“) im Vordergrund (Wilde 1999, 12).

11 Dass Lübeck nicht mehrfachen Bombardierungen im Laufe des Krieges ausgesetzt war, verdankt die Stadt dem Hamburger Bankier Eric Warburg und Professor Dr. Carl Jacob Burkhardt, die durch ihre Bemühungen die Stadt zu bewahren, sie zum Umschlagsort für Gefangenepost erklären ließen. Somit war sie vor weiteren Zerstörungen geschützt (Wilde 1999, 12; Meyer 2008, 738).



Abb. 6 Mauerdurchbruch in der mittelalterlichen Brand-/Kellermauer zwischen den Grundstücken Alfstraße 12 und 14 als Schutzmaßnahme vor Verschüttung im Falle eines Luftangriffs.

In der Alfstraße 18 wohnten mehrere Menschen. Haus-eigentümer war der Kaufmann Johann Hitze, der zusammen mit seiner Frau Dagmar einen Bereich des Hauses bewohnte, wobei Johann Hitze bereits im Februar des selben Jahres verstorben war, sodass er die Zerstörung seines Hauses nicht mehr miterlebt hat (Mührenberg 2022, 110)¹². Ihre Tochter Louise wohnte zu diesem Zeitpunkt bereits in der Glockengießerstraße. Wo sich Hitzes Witwe in dieser schrecklichen Nacht genau befand, ob sie zum Beispiel in einem der Luftschutträume Schutz gesucht hat, ist unklar. Augenzeugen berichten aber, dass sie nach dem Angriff nur mit Nachthemd und Pelzmantel bekleidet und mit einem Karton mit wichtigen Dokumenten unter dem Arm zu ihrer Tochter in die Glockengießerstraße flüchtete (Mührenberg 2022, 110). Weitere Bewohner des Hauses waren die Witwen Elsa Masserow und Helene Hartmann, der Lagerverwalter Fritz Bode und die Bibliothekssekretärin Hanna Wegner (Mührenberg 2022, 110). Ob auch diese Personen in dem Luftschutzkeller Zuflucht gesucht haben oder anderweitig geflohen sind, ist nicht bekannt.

Ein Luftschutzkeller konnte archäologisch in der Alfstraße 18 nachgewiesen werden. Die dicken Kalk-

steinmauern, die in ein bestehendes Raumsystem eingefügt wurden, die eisernen Scharniere, die für eine schwere Schutztür sprechen und das Belüftungssystem durch Löcher im Mauerwerk geben deutliche Hinweise (Abb. 4). Vorbereitende Schutzmaßnahmen für bevorstehende Luftangriffe konnten sich auch ein paar Häuser weiter fassen lassen. Es war ein Durchbruch in den Brandmauern der Häuser Alfstraße 12 und 14 geschaffen worden, um im Notfall von einem Keller in den anderen zu gelangen (Abb. 6). Dieser Durchbruch wurde dann mit einer Steinlage wieder zugemauert, um im Falle eines Angriffes schnell wieder eingerissen werden zu können¹³.

Auch die Zerstörungen des Krieges ließen sich im archäologischen Material fassen. Es zeigten sich Ruß- und Brandspuren an den noch stehenden Kellerwänden (Rieger 2022, 19). Im Boden befanden sich Reste von geschmolzenen Metallobjekten – Objekte, die hier gestanden hatten und durch die Hitze mit dem Boden verschmolzen waren¹⁴. In der Kellerverfüllung befand sich neben Kriegsbauschutt mit verkippten Gebäude-teilen eine mächtige Schicht, die den Keller in der Alfstraße 1 m hoch bedeckte (Abb. 7). Diese kompakte

12 Die Informationen zur Familie Hitze wurde vom Bereich Archäologie und Denkmalpflege für die Ausstellung „Bittersüß – Der Lübecker Tortenfund 1942-2022“ zusammengetragen.

13 Siehe den Grabungsbericht für die Maßnahme HL 266.

14 In einem Bereich fand sich eine rechteckige Aussparung. Diese passte mit einem gusseisernen Ofen zusammen, der beim Baggerraushub entfernt wurde.



Abb. 7 Bis zu 1 m dicke Schuttschicht im Keller, die eine Masse an Funden, geschmolzenes Glas und Metall aufweist und von der enormen Hitze in der Schicksalsnacht zeugt.

Schicht wies eine große Masse an geschmolzenem Metall und Glas sowie eine Vielzahl an Funden auf, darunter auch die Torte. Vor allem diese Schicht zeugt von den enormen Temperaturen, die aufgrund des Feuersturmes geherrscht haben müssen. Es gibt Berichte darüber, dass die Keller noch Tage nach dem Luftangriff große Hitze ausstrahlten (Mührenberg 2022, 110). Es ist kaum vorstellbar, welche Temperaturen während und kurz nach dem Angriff herrschten – umso erstaunlicher ist das hohe Aufkommen an Funden aus dieser Schicht (Rieger 2022, 21).

Es wurden einzelne figürliche Porzellanfragmente, große Mengen an verschiedenem Geschirr sowie Besteckteile und ein großer Wasserkessel geborgen (Müh-

renberg 2022, 109). Darunter war ein Kaffeeservice mit Herzchenreihe im Stil des Art déco (Mührenberg 2021, 253), von dem verschiedene Tassen- und Untertassenfragmente sowie eine Teekanne und ein Milchkännchen – passend für eine gut gedeckte Kaffeetafel – gefunden wurden (Abb. 8). In einer weiteren Ecke des Kellerraumes lag ein Stapel Schellackplatten (Abb. 9)¹⁵. Diese waren noch so gut erhalten, dass man Beethovens Mondscheinsonate op. 27 Nr. 2 und die Sinfonie Nr. 9, Symphonie avec chœur en ré mineur, ausmachen konnte. Dass genau diese Musik in dem zerstörten Haus gefunden wurde ist ein ironisches Zusammenspiel des Schicksals, denn die deutsche Luftwaffe flog im November 1940 ihren Angriff auf Coventry, der zum ersten Mal eine Stadt im Hinterland, die nicht unmittelbar Teil des Kriegsgeschehens war, zum Ziel hatte, unter dem Namen „Operation Mondscheinsonate“ (Wilde 1999, 1; Rieger 2022, 21). Der Angriff auf Lübeck an Palmarum wird mitunter als Vergeltung der Alliierten für diesen Angriff angesehen (Rieger 2022, 21; Mührenberg 2021, 253).

Durch die Torte, aber auch das Kaffeeservice und die Schellackplatten haben wir einen sehr persönlichen Einblick in das Haus Alfstraße 18 kurz vor jenem verheerenden Angriff bekommen. Es ist, als ob die Zeit stillsteht. An diesem Wochenende fanden die Konfirmationen in Lübeck statt – es bereiteten sich also viele Familien darauf vor (Mührenberg 2021, 253; Mührenberg 2022, 112). Daher war der erste Gedanke der Archäolog:innen, dass auch die Torte in diesem Kontext zu sehen ist. Weitere Recherchen ergaben jedoch, dass keine Konfirmanden in diesem Haus nachzuweisen sind. Vielmehr werden die Torte sowie das Kaffeeservice und vermutlich auch die Musik Teil der sonntäglichen Kaffeerunde gewesen sein, die laut den Nachkommen in diesem Haus durchaus üblich war¹⁶. Auf jeden Fall zeugen diese Objekte von einem Moment im Leben der Lübecker, der seinen normalen, friedlichen Verlauf genommen hätte, wenn nicht in jener Nacht alles aus den Fugen geraten wäre.

Es ist das Intime und Persönliche, dass die Torte sowohl für die Archäologie als auch für die Geschichte Lübecks zu einem so bedeutenden Fund macht. Die Torte schafft es, eine unschuldige Momentaufnahme im Leben einer Lübecker Familie zu zeigen: die Vorbereitungen für eine sonntägliche Kaffeerunde mit Torte und Musik – eine Situation, mit der sich viele identifizieren

15 Ca. 15 Schellackplatten für ein Grammophon.

16 Die Familie soll ein sehr großes Interesse an Musik und Literatur gehabt haben (Ausstellungstext). Die Torte wird zu diesem Zeit-

punkt etwas Besonderes für die Bewohner der Alfstraße 18 gewesen sein, denn aufgrund der Versorgungslage war Feingebäck in Kriegszeiten ein Luxusgut (Mührenberg 2021, 253).



Abb. 8 Auswahl an Funden aus der Schuttschicht, darunter ein Kaffeeservice mit Herzchendekor und figürlichen Porzellanfragmente.



Abb. 9 Schellackplatten, die zusammen mit der Torte im Keller gefunden wurden, darunter eine Platte mit Beethovens Mondscheinsonate.

können und die deshalb so eine hohe Resonanz hervorgerufen hat. Bereits während der Ausgrabungsarbeiten erzählten Passanten ihre Anekdoten aus dieser Zeit, wie sie zum Beispiel zwischen den Ruinen spielten, obwohl sie nicht durften – der Luftangriff und seine Folgen sind also längst nicht vergessen. Dies greift die Torte auf. Ein einzelner Fund, so fragil und vergänglich, steht für so viel – für die Geschichte der Stadt und auch für einzelne Schicksale (Mührenberg 2022, 113). Sie ist zu einem besonderen Zeugen ihrer Zeit geworden, weil sie die verheerende Zerstörung und die Absurdität des Krieges aus einer sehr persönlichen Perspektive vor Augen führt.

Darüber hinaus ist die Torte aber auch als Fund selbst bedeutend. Allen Umständen zum Trotz hat dieser fragile Fund in der Schuttschicht bis heute überdauert – 79 Jahre lang! Die sehr gute Erhaltung und fehlende Vergleichsobjekte machen das Feingebäck in seiner Art einzigartig in der Archäologie (Renn 2021, 64; Rieger 2022, 20; Mührenberg 2021, 253). 2022 wurde die Torte zusammen mit den Funden aus dem Keller zum 80-jährigen

Jahrestag der Bombardierung im Holstentor ausgestellt („*Bittersüß – Der Lübecker Tortenfund 1942-2022*“; Mührenberg 2022, 113).

Es ist vermutlich dieser Kombination aus einzigartiger Erhaltung eines Backwerkes und seiner Bedeutung als Zeitzeuge geschuldet, dass die Torte geradezu zu einem medialen Star wurde. Die Nachricht über den Tortenfund verbreitete sich schnell und in unerwartet großer Reichweite: von Deutschland über die USA bis nach Singapur (Mührenberg 2022, 109). Eine erstaunlich große Zahl von Pressemitteilungen und -beiträgen, Fernseh- und Radiointerviews (national wie international) wurde veröffentlicht. Die Meldungen reichten von „*Nazi-Era nut-cake*“ (London Times) bis zur „*Tortenmumie*“ (Der Spiegel). Auch in den Podcast „*Fest und Flauschig*“ von Jan Böhmermann und Oli Schulz schaffte es die Torte aus Lübeck. Das Interesse war groß, die Verwunderung über diesen Fund noch größer. Eine Verwunderung, die sich schon bei der Entdeckung darin ausdrückte, dass jemand sagte: „*Es sieht aus wie eine Torte*“.

Literatur

- MEYER 2008: G. Meyer, Vom Ersten Weltkrieg bis 1996: Lübeck im Kräftefeld rasch wechselnder Verhältnisse, in: A. Graßmann (Hrsg.), Lübeckische Geschichte, 4. Auflage, Lübeck 2008, 687-778.
- MÜHRENBERG 2021: D. Mührenberg, Archäologen finden eine Torte aus dem Jahr 1942, Lübeckische Blätter 15, Lübeck 2021, 252-253.
- MÜHRENBERG 2022: D. Mührenberg, Eine Torte aus dem Kriegsschutt von 1942, in: D. Rieger und M. Schneider (Hrsgg.), Archäologie in Lübeck 2021, Rahden / Westf. 2022, 107-113.

- RENN 2021: L. Renn, Ein Sonntag mit Torte und Musik, in: Archäologie in Deutschland 06/2021, Stuttgart 2021, 64.
- RIEGER 2022: D. Rieger, Alfstraße 8-18: Die Grabung um die Torte, in: D. Rieger und M. Schneider (Hrsgg.), Archäologie in Lübeck 2021, Rahden / Westf. 2022, 16-21.
- WILDE 1999: L. Wilde, Bomber gegen Lübeck. Eine Dokumentation der Zerstörungen in Lübecks Altstadt beim Luftangriff im März 1942, Lübeck 1999.



Lübeck and the „*Bristol Story*“

von Dirk Rieger, Lübeck

Since Manfred Schneider chaired the international colloquium of urban archaeology in the Hansa region for a long time, it is a pleasure to write this paper in English in his honour – as it will hopefully find its way into the non-German-speaking archaeological community.

Archaeological evidence of journeys has been provided by recent aDNA studies of cesspit samples. This travel to Bristol by a probable Lübeck merchant and possibly Englishman from the founding quarter was one of the most surprising results of the analyses from the foun-

ding quarter excavation (Schneider 2019. Rieger 2022). The following is a brief overview of this one aspect that combines archaeology, natural sciences and historical written evidence.

Lübeck's history has always been characterised by exchange, whether through trade or as a political and social centre. Such lively interactions leave behind a variety of traces, in writing, art, archaeological artefacts – and also in the latrine (**Fig. 1**). Large quantities of various intestinal parasite eggs were found in the cesspools



Fig. 1 Deep stone-lined cesspit from Alßstraße 17. The template for the round basic shape was a wooden 12th century cogwheel, that maybe belonged tot he travelling merchant (Hansestadt Lübeck, Abteilung Archäologie).

of the founding quarter in Lübeck. Genetic analysis of the human whipworm (*T. trichiura*) found that they belong to two genetically distinct groups (haplotypes) within the species. Both groups are clearly identifiable as *T. trichiura* in the phylogenetic analysis, but they are also quite clearly distinguishable. Interestingly, the more common haplotype in Lübeck could not be found in databases with published genetic data (NCBI Genbank and ENA European Nucleotide Archive). The question therefore arose whether this was a historical „European“ haplotype, which has since become extinct. Therefore, samples from other European excavations, from the Neolithic to the early modern period, were also genetically examined. It was found that this haplotype, which makes up a large proportion of the sequences in Lübeck, occurs almost exclusively in Lübeck. It would now be tempting to call this the Lübeck type would be premature, since it could, however, be present in contexts which were not (or could not be) sampled by us. Therefore, we will refrain from a geographical designation here and only refer to this as group 2. Moreover, whether this was a Lübeck, North German or Hanseatic haplotype is less exciting than the fact that it could also have been found, albeit in small quantities, in another city: Bristol in south-west England.

At first glance, there are many similarities between Bristol and Lübeck. Both were important trading ports in the Middle Ages, trading with goods from the hinterland and thus achieving considerable prosperity. What salt from the Lüneburg Heath was to Lübeck, wool from Wales was to Bristol. As early as the 13th century, both cities were granted a right to mint coins, which further underlines their importance. The main difference is not that Bristol did not become the capital of an important trade coalition like the Hanseatic League, but the typical trade routes. While the trade routes from Bristol went west to France, Spain, Portugal and Iceland, the trade routes from Lübeck were in the Baltic to Scandinavia and Russia, to the west coast of England. There is much evidence that wool and cloth came to Germany from England. Even a Till Eulenspiegel story tells that „London cloth“ was very desirable. Since even Till Eulenspiegel tried to get the coveted cloth (albeit in a less than honest way), we could well assume that the Lübeck merchants were happy to make a diversion to Bristol if they could get cheap goods there. The parasites in the „legacies“ of the Lübeck merchants in Bristol tell us that the Lübeck merchants took this diversions.

Part of a variable region (Internal Transcribed Spacer 1, ITS1) of the whipworm genome was sequenced.

This region was selected because it has shown regional differences in different populations of old world mice (Murinae) in a related species (*T. muris*, murine whipworm). Statistical analysis of ITS1 sequences from the Lübeck cloacae revealed that Lübeck had a very high diversity of human whipworms. To determine genetic diversity, each individual building block (nucleotide) must be compared, as both the type and position of the change is important in this statistic. The analysed sequence is a non-coding sequence, i.e. it is not the blueprint of a protein, therefore a higher variance can occur because changes (mutations) cannot cause a change in the function of a protein. Therefore, newly inserted (insertion) or missing (deletion) can also occur. Since we are dealing with aDNA, some changes must be considered with caution, as they could have been caused by chemical changes. However, if they occur in several independent sequences, the likelihood of a post-mortem change is less likely. To confirm the identity of the parasite species, the phylogenetic analysis compares the sequences obtained with known sequences from databases. The sequences of the species (e.g. *T. trichiura*) but also of related species (other *Trichuris* species, e.g. *T. muris*, *T. suis*, and *T. vulpis*) and of a more distant species („outgroup“, e.g. another species of the phylum Nematoda) are compared. Only *T. trichiura*, i.e. human whipworms, were found in the cesspools from Lübeck (Fig. 2). In the following evaluation, the sequences obtained from the same species are compared with each other. In the sequences generated here, most of the differences were randomly distributed across the sequence. The sequences of group 2, which occurs mainly in Lübeck, differ from the other sequences by six identical changes, which always occur

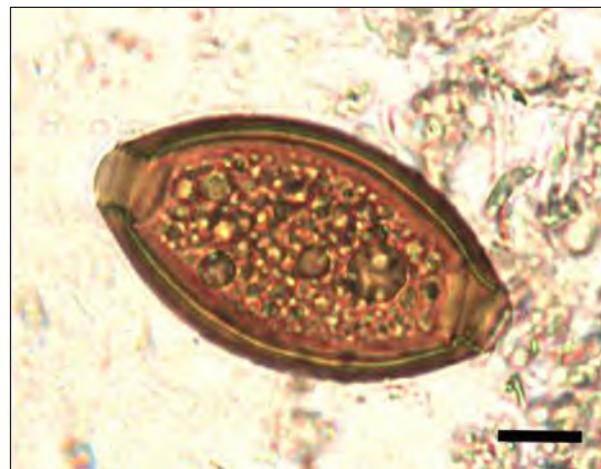


Fig. 2 *Trichuris* spp., Micophoto of parasite egg of Alfstraße 17 - scale: 10 µm (Hansestadt Lübeck, Abteilung Archäologie).

despite other changes. These differences are best represented by a haplotype network (**Fig. 3**). This type of diagram shows the frequency (size of the node), origin (colour) as well as the distance to other sequences. Each line represents a SNP, in case of missing nodes the number of SNPs is indicated by a number (Flammer et al. 2018).

The haplotype, which occurs almost exclusively in Lübeck, allows deep insights into previously unknown aspects of the trading activities of the Lübeck merchants. Sequences of the group 2 haplotype occur mainly in

Lübeck, but to a lesser extent also in Bristol. The proportion of group 1 to group 2 allows conclusions to be drawn about the directionality of transmission. Thus, it is more likely that the parasites travelled from Lübeck to Bristol, and not in the opposite direction. In Bristol, the region around the medieval harbour was sampled, so it is also quite conceivable that the merchants from Lübeck spent time in the harbour area while loading the ships. The low quantity of Group 2 sequences as well as the lack of historical documents indicate a relatively low volume of trade, but the parasites are a clear indication of an existing trade connection between the two port cities.

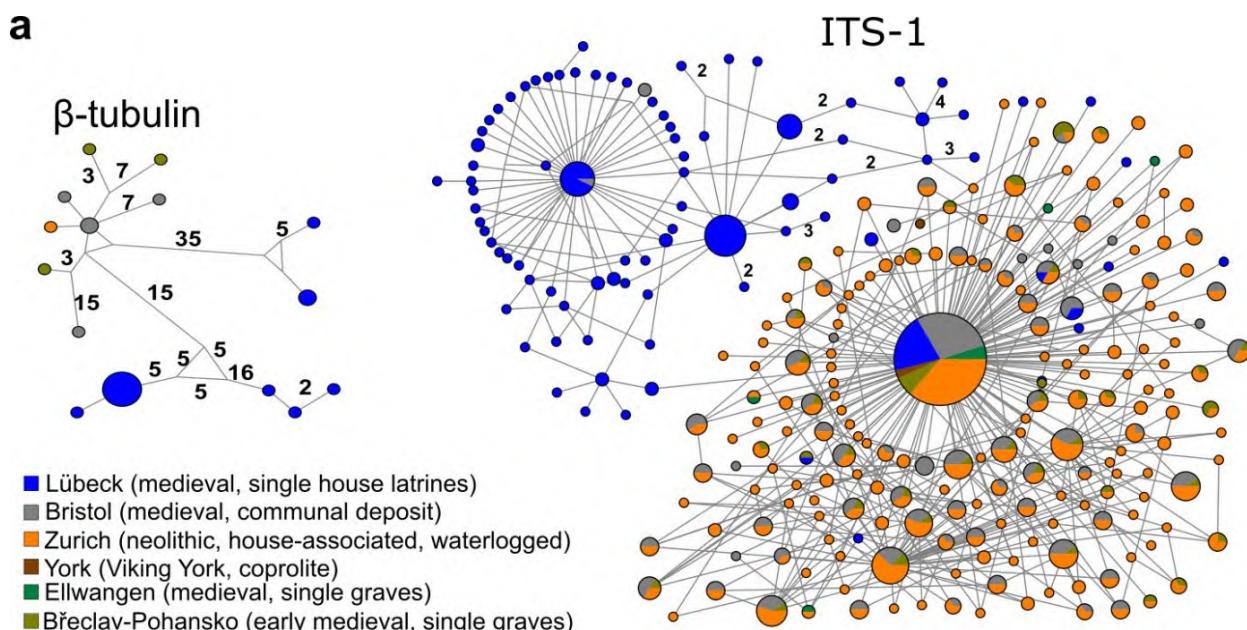


Fig. 3 Haplotype networks of *T. trichiura*ITS-1 and β -tubulin. (a) The haplotype network displays the distance between two sequences. Each node represents a haplotype, of which some are shared between locations, and each edge represents a single change in the sequence (unless otherwise indicated). The node size represents the number of sequences within the node (identical sequences) and the colouring indicates the site from which the sequence was generated. If a sequence occurs in more than one site, the proportion is represented by fractional colouring of the node. The network clearly indicates a divide between the majority of the ancient sequences and a group of sequences from Lübeck and Bristol. (b) The alignment of consensus sequences of groups 1 and 2 of *T. trichiura*ITS-1 reveals six distinct nucleotide changes which define the identity of the groups (Grafik: Patrik Flammer).

Trade between Lübeck (and the Hanseatic League in general) and England is known, but it was previously assumed that this trade took place via towns in the west of England (King's Lynn, Boston and London). In London, a Kontor (Stalhof) of the Hanseatic merchants existed since 1475. Bristol traded mainly in wool from Wales and wood, later also in cloth. Most of the wool was sold to London where it was made into high quality cloth. The Bristol samples containing the haplotype group 2 sequences have been dated to before the foundation of the Stalhof.

It may have been only a small part of the trade goods that came directly from Bristol to Lübeck, but here the parasites could stimulate further research that could reveal exciting new aspects of the far-reaching trade network of the Hanseatic League and Lübeck.

Interestingly, the samples from Alfstraße 17 for the 13th/14th century showed an enormous amount of herring. At this time, according to the written sources, the de Calmere family (from Kalmar, Sweden) resided here. The

Oberstadtbuchregesten give the family here consistently in the period from 1303 to 1353, beginning with records of Albertus Calmere and then Widekinus Calmere (STR to Alfstraße 17). Albertus could have been involved as a merchant in the Schonian herring trade; in addition, he was a traveller to England and also exported English cloth from Boston to Lübeck in 1303 (Hanseakten, 350).

The written sources of the Lübeck City Archives also provide evidence of the presence of Lübeck merchants in England, who also came from the founding quarter. For example, Johannes von der Heyde, a councillor in Lübeck from 1408-1416, was also active as a traveller to England. Around 1359 Johannes de Bremen, who between 1387 and 1408 is repeatedly listed in customs lists from Lynn, Boston, Southampton and Grimsby, for example, lived at Fischstraße 24 (Nicolaisen 1954/73, 107. Jenks 1992, 869). As early as 1342, he was arrested alongside other German merchants on the English east coast by the Sheriff of York, as he was accused of piracy among other offences (Hanseatic Acts, 137). Gerhard von Mynden, a councillor in Lübeck between 1433-

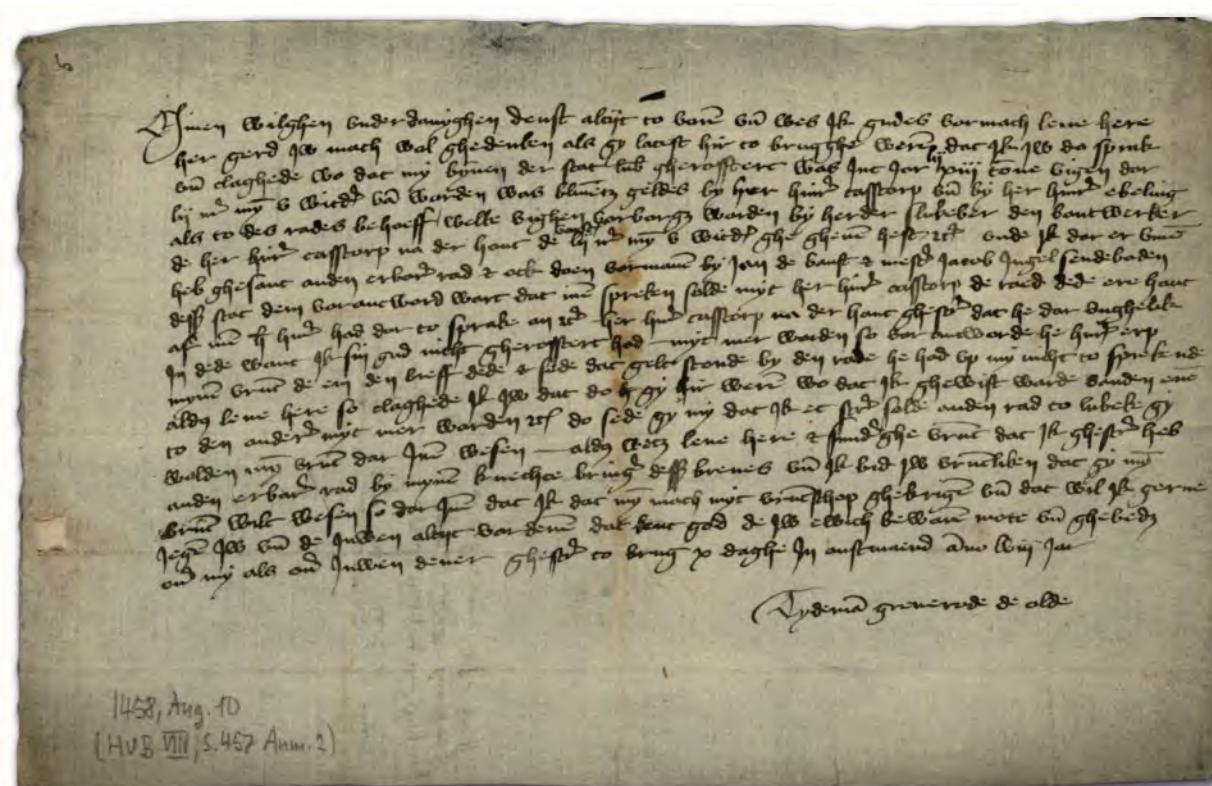


Fig. 4 Tydemann Greverode the Elder, Bruges, wrote to mayor Gerhard van Mynden, Lübeck: return of his confiscated goods from England (Stadtarchiv Lübeck, 01.1-03.02 : 701, ASA Externa, Anglicana : 701).

1462 and mayor of the city in 1454, was a traveller to England (Fig. 4) and was also present in Bristol (Jenks 1992, 936). His father and brother respectively owned the two houses Alfstraße 14 and the „famous“ storehouse Alfstraße 38. In general, many merchants who traded from Lübeck to Danzig and possibly also established a dependency travelled from there to Bristol (cf. the information on Bristol in Appendix I, Jenks 1992). Not only Seghebod Warendorp, who died of the plague on September 27th in 1350, lived at Fischstraße 26, but also subsequently a Hinrich von Osenbrügge, who travelled to England as a Hanseatic merchant as early as 1351 (Hanseakten, 149). In addition to Flanders and Bergen travelers, a number of England travelers also lived on Alfstraße, for example Henricus Broke at number 25 (Hanseakten, 191) or Johannes Steenhus of Alfstraße 27, who was accused of various offences in 1407 (Hanseakten, 326, 37). Everhardus Warendorpe, who acquired the property at Alfstraße 23 in 1405, suffered a similar fate. He was mentioned in a Stralsund article of complaint of the same year as an Englishman, together with his brother Johannes and a shipload of: „(...) duo vasa argento [silver], vino [wine] et tres lastas cinerum [potash] et 6 lastas lardi [bacon].“ (Hanseakten, 345,1). A few years later, Matthias van Getelden is mentioned in a writ of complaint from Lübeck of 1405, who in 1403 sailed with Captain Lullenhusen with his companions Johannes van Steene, Bertoldus van der Osteen and Tymo Boytin and later still Everhard Mo(r)ke(r)ke as well as Johannes and Jordanus Burmester via Flanders and Calais to England (Hanseakten, 329, 10, 14). He

bought the house at Alfstraße 23 from Hermanno Cruse in 1413.

These new fantastic results offer a great opportunity to combine historical and archaeological research with new scientific results and methods. We have just literally pushed open the door to a completely new field of interpretation of historical findings. This first step we have taken in Lübeck will certainly lead to further investigations in this field of archaeology and hopefully lead to great results in the near future. The new results of the aDNA analysis are very diverse and allow decidedly to search for further archaeological features in the excavation findings and finds. For the first time, the protagonists of the examined periods are literally put under the microscope. Probably the most impressive aspect of the results is that of the early global networking of Lübeck from the late 12th century onwards to markets that were located more than 15,000 km away in Indonesia/Java (Rieger 2022). However, the results stand singular so far. With more comparable cities, the peculiarities could be further emphasized, as was started, for example, by the comparison with Bristol, which was discovered only through the presence of previously completely unknown parasite aDNA of Lübeck merchants. Lübeck is connected to the Silk Road via trade to Novgorod and further via Kiev and the Black Sea, but also to the lucrative markets and ports of Genoa and Venice? Both are shown to have traded with Bristol in the late Middle Ages. The new findings suggest that Lübeck was equally connected to the Mediterranean distribution network via trade with Britain.

Bibliography

- FLAMMER ET AL. 2018 P. G. Flammer, S. Dellicour, S. G. Preston, D. Rieger, S. Warren, C. K. W. Tan, R. Nicholson, R. Přichystalová, N. Bleicher, J. Wahl, N. R. Faria, O. G. Pybus, M. Pollard, A. Smith, Molecular archaeoparasitology identifies cultural changes in the Medieval trading centre of Lübeck, in: Proceedings of the Royal Society B 285: 20180991, 2018.
- HANSEAKTEN Hanseakten aus England 1275 bis 1412, K. Kunze (Bearb.), Halle a. d. Saale, 1891.
- JENKS 1992 S. Jenks, England - Die Hanse und Preußen – Handel und Diplomatie, 1377-1474, Köln/Wien 1992.
- NICOLAISEN 1954/73 H. D. Nicolaisen, Die Lübecker Hausbesitzer von 1300 bis 1370. Eine sozialgeschichtliche Studie. Phil. Diss., Kiel, 1954 (masch.). – Zusammenfassung in: Stadt und Land in der Geschichte des Ostseeraums. Wilhelm Koppe zum 65. Geburtstag [...], hrsg. v. K. Friedland, Lübeck 1973, 155-173.
- RIEGER 2022 D. Rieger (Hrsg.), Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsviertel II – Archäoparasitologie, Handelsgeschichte, Paläopathologie und Anthropologie, Lübeck 2022.
- SCHNEIDER 2019 M. Schneider (Hrsg.), Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsviertel I – Die Siedlungsgeschichte, Lübeck 2019.
- STR H. Schroeder, Grundstücke in Lübeck [ab 1284] bis 1600 aus dem Oberstadtbuch [Oberstadtbuchregesten = Schrödersche Topographische Regesten]. Nicht edierte Quellen des Archivs der Hansestadt Lübeck.



„Emblema des alten und neuen Testaments auf Bret gemahlet von Lucas Cranach“

Lutherische Doktrin in Lüneburger Privathäusern des 16. und frühen 17. Jahrhunderts

von Edgar Ring, Lüneburg

Während man in protestantischen Kirchen heute noch den Wandel, der im Zuge der Einführung der Reformation erfolgte, nachvollziehen kann (Meier 2019, Ring 2016), sind diese Veränderungen in zeitgenössischen privaten Haushalten nicht mehr *in situ* zu erfahren. Daher müssen – auch in Lüneburg – Schriftquellen, Inventare und Nachlassverzeichnisse, Objekte in musealen Sammlungen, Spuren in und an Häusern und archäologische Funde zur Rekonstruktion des frühen lutherischen Haushalts analysiert werden (vgl. auch Müller 2002, 215f.).

Die Aussagefähigkeit der Quellen differiert. Die in Inventaren und Nachlassverzeichnissen genannten Objekte können nicht immer anhand ihrer Nennung eindeutig identifiziert werden. Die Erfassung des in der Regel mobilen Inventars geschah Raum für Raum, sodass die Objekte im Hause lokalisiert werden können. Bisher sind allerdings nur wenige dieser Quellen des Lüneburger Stadtarchivs ausgewertet worden (Kühlborn 1999). Die Provenienz der Objekte in musealen Sammlungen ist nicht immer nachvollziehbar und die Zuweisung zu einem bestimmten Raum in einem bestimmten Haus ist in der Regel nicht möglich. Spuren an und in Häusern sind insbesondere Inschriften oder Bemalungen von Wänden und Decken. Gerade bemalte Decken des 16. und 17. Jahrhunderts sind in Lüneburg zahlreich.

Unter den archäologischen Funden gibt es viele Objekte, die zur Ausstattung von Haushalten gehörten. Hier sind vor allem die Ofenkacheln beziehungsweise Kachelöfen zu nennen (Ring 2007b; Ring 2012, Ring 2013). Im Zuge der archäologischen Erforschung einer Töpferei konnte die Stadtarchäologie Lüneburg zahlreiche Ofenkacheln der Reformationszeit bergen. Diese Kacheln verzieren den Ofen in der Stube – ein rauchfreier Raum im Haus – mit ihren ikonografischen Programmen. Der Standort des Kachelofens kann also recht eindeutig im Haus lokalisiert werden, während andere

archäologische Funde zwar einer Parzelle, aber nicht einem konkreten Raum in einem konkreten Haus zugewiesen werden können.

Gesetz und Gnade

Bei dem Versuch, einen protestantischen Haushalt in Lüneburg zu rekonstruieren, soll daher mit den Ofenkacheln begonnen werden. An erster Stelle ist ein Modell zu nennen, der das zentrale Motiv der Reformation zeigt: „*Sünde und Erlösung*“ oder „*Gesetz und Gnade / Evangelium*“ (**Abb. 1a**) (Ring 1996a, 78 und Abb. 11). Lucas Cranach hielt diesen Vergleich seit 1529 in mehreren bildlichen Darstellungen fest (Frank 2018). Auf dem engen Blatt einer Ofenkachel kann dieses Motiv nur komprimiert umgesetzt werden. Da das Bild auf dem Fragment des Models nur schwer zu identifizieren ist, soll eine Ofenkachel aus der Sammlung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg herangezogen werden (**Abb. 1b**) (Franz 1981, Taf. 4). Christus am Kreuz bildet das Zentrum, Moses mit den Gesetzestafeln, der Teufel und der Tod stehen rechts unter dem Kreuz, während Johannes der Täufer und ein nackter kniender Mensch links zu sehen sind. Obwohl Martin Luther das Motiv von „*Gesetz und Gnade*“ als äußerst bedeutend betrachtete, erscheint es auf Ofenkacheln relativ selten.

Dieses Motiv war in Lüneburg nicht unbekannt. Ein Inventar der Lüneburger Patrizierfamilie Töbing aus dem Jahre 1656 nennt ein „*Emblema des alten und neuen Testaments auf Bret gemahlet von Lucas Cranach aber gar alt und bröchlig*“ (Kühlborn 1999, 76). Ein Bild vom Alten und Neuen Testament wird auch im Inventar des Jacob Schomaker, Propst an St. Johannis, genannt (StALbg UA b 1563 März 1). Er starb 1563.

Auf der Parzelle der Patrizierfamilie Dassel wurde bei Ausgrabungen ein emailliertes Kelchglas der zweiten



Abb. 1 a *Gesetz und Gnade*: Tonmodel (Lüneburg, Auf der Altstadt 29, Töpferei; Foto: Hansestadt Lüneburg, Stadtarchäologie).

Hälften des 16. Jahrhunderts geborgen, das in Süddeutschland oder Böhmen gefertigt wurde (**Abb. 2**) (Steppuhn 2003, 132f., Kat.-Nr. 3.032). Es zeigt auf der einen Seite Christus am Kreuz, auf der anderen die Eherne Schlange. Die Transparenz des Glases rückt die beiden Motive eng zusammen. Reformatorische Bildprogramme auf Glasgefäßen sind allerdings äußerst selten.

Eine kleine Hochzeitslade der Eheleute Johann Borcholt, Professor der Rechte in Rostock und Helmstedt und Anna von Dassel, 1565 datiert, weist auf ihrem Deckel drei aufgeklebte Drucke auf: die typologische Gegenüberstellung „*Christus am Kreuz und die Eherne Schlange*“ mit der Unterschrift „*SIC VTMOS EXALTA VIT SERPEN(tem)*“ (Johannes 3,14) in der Mitte, rechts ein Porträt Johann Friedrichs von Sachsen und links Martin Luther (**Abb. 3**) (Michael 1991, 65). Das linke Porträt ist kaum zu identifizieren, doch man erkennt vage die typische Kopfbedeckung eines Gelehrten – ein Porträt Martin Luthers, wie es auch Lucas Cranach schuf.

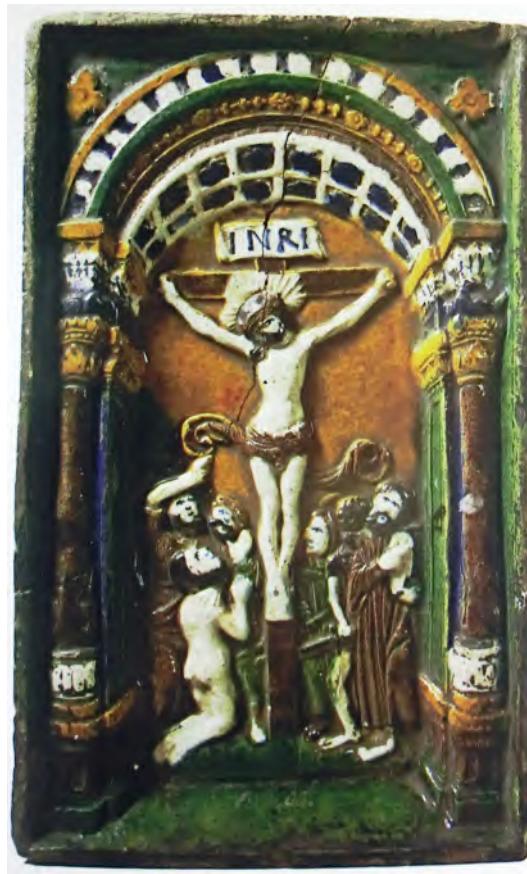


Abb. 1 b *Gesetz und Gnade*: Ofenkachel (Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum; Foto: Franz 1981, Taf. 4).

Reformatoren

Porträts von Reformatoren erscheinen auch auf Ofenkacheln (Ring 2012, 34f.). Ein Tonmodel aus einer Lüneburger Töpferei stellt Martin Luther in Gelehrtentracht dar (**Abb. 4**). Ein Kupferstich von Heinrich Aldegrever aus dem Jahre 1540 kann als grafische Vorlage angesprochen werden.

Ein Tonrelief aus roter, grün glasierter Irdenerware zeigt als Flachrelief ein männliches Porträt, das ca. 9 cm hoch ist (**Abb. 5**) (Ring 2007a). Die stark ausgeprägte Stirnpartie und der Haaransatz erlauben eine eindeutige Identifikation des dargestellten Mannes: Philipp Melanchthon. Das Porträt ist *en face* dargestellt. Eine grafische Vorlage konnte bisher nicht identifiziert werden. Das Tonrelief wird sicherlich an hervorgehobener Position im Haus der Verehrung eines Gelehrten gedient haben, der großen Einfluss auf das religiöse Leben Lüneburgs im Verlauf der Reformation hatte.



Abb. 2 *Gesetz und Gnade*: Kelchglas (Lüneburg, Große Bäckerstraße 26, Kloake; Fotos: Hansestadt Lüneburg, Stadtarchäologie).

Archäologische Untersuchungen belegen, dass Töpfer eingebunden waren in die Produktion privater Erinnerungsbilder mit protestantischem Hintergrund. Sie formten und brannten Tonmodel für den Lüneburger Künstler Albert von Soest, der erstmals 1567 in einer Lüneburger Schossliste – als Meister – genannt wurde. Er starb 1589. Als versierter Schnitzer, der besonders durch seine Arbeiten in der Großen Ratsstube des Lüneburger Rathauses bekannt ist, fertigte er Holzreliefs in einem Format von ca. 49 x 35 cm (Ring 1996b). Diese Reliefs wurden in der Töpferei in Ton abgeformt. Mit den Tonmodellen konnte die Werkstatt des Albert von Soest in Serie Papierreliefs produzieren, die farbig gefasst wurden. Weiterhin sind drei Tonreliefs überliefert.

Alle Reliefs in Holz, Pappmaschee und Ton aus dieser Produktion sind entweder Andachtsbilder oder Porträts von Personen der Reformationszeit, nämlich Matthias

Flacius Illyricus, Martin Luther, Erasmus von Rotterdam, Philipp Melanchthon (Abb. 6), Johann Friedrich von Sachsen und Eberhard von Holle, Abt von St. Michaelis in Lüneburg und Bischof von Lübeck und Verden (Ring 2004; Decker 2011).

Probst Jacob Schomaker besaß mehrere Porträts von Reformatoren, wie ein Inventar von 1563 überliefert (StALbg UA b 1563 März 1). Ein Porträt Martin Luthers und seiner Frau, ein Doppelporträt von Martin Luther und Philipp Melanchthon und ein weiteres Bild mit der Darstellung des Erasmus von Rotterdam schmückten seine Wohnräume (DI 100, Stadt Lüneburg, Nr. 409).

Inventare und Nachlassverzeichnisse bezeugen auch einen umfangreichen Buchbesitz mit Werken der Reformatoren, der hier nicht weiter aufgelistet werden kann.



Abb. 3 *Gesetz und Gnade, Martin Luther und Johann Friedrich I. von Sachsen, Hochzeitslade, 1565* (Lüneburg, Museum Lüneburg; Foto: Hansestadt Lüneburg, Stadtarchäologie).



Abb. 4 *Martin Luther: Tonmodell* (Lüneburg, Auf der Altstadt 29, Töpferei; Foto: Hansestadt Lüneburg, Stadtarchäologie).



Abb. 5 *Philipp Melanchthon: Tonrelief* (Lüneburg, Johann-Sebastian-Bach-Platz 3, Töpferei; Foto: Hansestadt Lüneburg, Stadtarchäologie).



Abb. 6 Philipp Melanchthon: Tonrelief aus der Werkstatt des Albert von Soest (Museum Lüneburg; Foto: Hansestadt Lüneburg, Stadtarchäologie).



Abb. 7 Philipp Melanchthon: Einband von 1559 (Hansestadt Lüneburg, Ratsbücherei; Foto: Dumrese 1955, Taf. 3).

Immerhin wurden aufwendige lederne Bucheinbände mit Porträts der Reformatoren verziert, entweder als kleine Prägungen mit der Bezeichnung „*JOAN HVS / ERASM ROTE / D M LVTH / PHI LI P MELA*“ auf einem Einband von 1559 oder mit einem Porträt Philipp Melanchthons auf seinem Werk „*Praefationes in illustries autores*“, 1564 in Augsburg gedruckt und 1569 in Lüneburg in Leder gebunden (Abb. 7) (Dumrese 1955, Taf. 2 und 3).

Protestantische Herrscher

Abbildungen von protestantischen Herrschern sind Elemente einer religiös-politischen Propaganda. Sie erscheinen zahlreich auf Ofenkacheln. Während einer Ausgrabung im Erdgeschoss des Hauses „Auf der Altstadt 29“ in Lüneburg konnten zahlreiche schwarz glasierte Ofenkacheln in einer Ecke der Stube geborgen werden (Ring 2014, 541f.). Diese Blattkacheln lagen direkt auf dem Fußboden und zeigten Rußspuren auf ihrer Rück-



Abb. 8 Johann Friedrich II.: Ofenkachel (Lüneburg, Auf der Altstadt 29, Töpferei; Foto: Hansestadt Lüneburg, Stadtarchäologie).

seite. Dreizehn dieser Kacheln zeigen Porträts von Herrschern (Abb. 8).

Der Gründer des Schmalkaldischen Bundes, Herzog Johann Friedrich I. (1503-1554), wird mit Kurzschwert und Hut dargestellt. Vorbild ist eine 1537 geprägte Medaille. In der ernestinischen Linie der Sachsen folgen Johann Friedrich II. (1529-1595), Johann Wilhelm I. (1530-1573) und Friedrich Wilhelm (1562-1602). Die meisten grafischen Vorbilder zu diesen Porträts sind Kupferstiche, die Lucas Cranach der Jüngere (1471-1539) im Jahre 1551 schuf. Während diese Herrscher eng mit der Reformation verbunden waren, blieb Herzog Georg (1471-1539) als Vertreter der albertinischen Linie bis zu seinem Tod Gegner der religiösen Veränderungen. Für seine Berücksichtigung spricht nicht nur die verwandschaftliche Beziehung, sondern auch sein Eintreten für eine Disputation zwischen Martin Luther (1483-1546) und Johann Eck (1494-1554), dem fränkischen Reformator, im Jahre 1518. Ein Gemälde von Lucas Cranach

dem Älteren (1472-1553) von 1534 kann als Vorlage angesehen werden.

Porträts protestantischer Herrscher waren im privaten Bereich aber nicht allein auf Ofenkacheln zu sehen, sondern auch an den Wänden. Propst Jakob Schomaker besaß – laut Inventar von 1563 – ein Porträt des sächsischen Herzogs Johann Friedrich I. (StALbg UA b 1563 März 1).

In dem bereits genannten Inventar der Anna Clara von Dassel, das 1656 verfasst wurde, werden mehrere Bilder genannt (Ring 2014, 541). „Auff der großen Haußstuben“ befand sich „des Churfürsten zu Sachsen bildt klein rundt“, „auff der Schlaffkammer“ ein Bild der „Königin in Schweden“, „in der kleinen Stuben hinter der Kammer des Königs in Schweden contrafeht im rahmen“. Die Bilder der Schweden können aus dem Haushalt des Hans Töbing, dem zweiten Sohn der Anna von Dassel, stammen. Er war königlich schwedischer Stallmeister und starb 1653. Vermutlich handelt es sich bei den Schweden um Karl X. Gustav (1622-1660) und seine Gemahlin Hedwig Eleonora von Schleswig-Holstein-Gottorf (1636-1715). In derselben Stube hing auch „derfrauen von Cleven klein contrafeht im Rahmen“, die als Sibylle von Jülich-Kleve-Berg (1512-1554), verheiratet mit Johann Friedrich I. von Sachsen (1503-1554), identifiziert werden kann.

Religiöse Polemik

Ofenkacheln waren auch ein Medium der religiösen Polemik (**Abb. 9**). Besonders beliebt wurden die Doppelköpfe Papst und Teufel beziehungsweise Kardinal und Narr, die auf Medaillen zurückgehen (Barnard 1927; Krueger 1979, 259-268). Um die Mitte des 16. Jahrhunderts begannen Töpfer im Steinzeugzentrum von Siegburg bei Köln mit der Produktion von Trink- und Schenkgefäßen, die in runden Medaillons und rechteckigen Auflagen polemische und propagandistische Bilder zum Streit der Konfessionen tragen (Gaimster 1997, 148; Hallenkamp-Lumpe 2006, Taf. 176,5). Das Motiv Papst und Teufel hat seinen Ursprung in einem Holzschnitt eines unbekannten deutschen Künstlers, das um 1525 entstand.

Ein Glasbecher des 17. Jahrhunderts, in Südniedersachsen produziert, kritisiert eher humorvoll die katholische Kirche (**Abb. 10**). Ein Fuchs mit einem Zeigestock und einem Buch sitzt auf einem Katheder und unterrichtet Gänse, die offensichtlich dumm sind, wie eine In-



Abb. 9 Kardinal und Narr: Ofenkachel (Lüneburg, Auf der Altstadt 29, Töpferei; Foto: Hansestadt Lüneburg, Stadtarchäologie).



Abb. 10 Gänsepredigt: Emailbecher (Lüneburg, Gr. Bäckerstraße 27, Kloake; Foto: Hansestadt Lüneburg, Stadtarchäologie).



Abb. 11 Arzt und Nonne: Holzknaggen 1538 (Lüneburg, Baumstraße 3; Foto: Hansestadt Lüneburg, Stadtarchäologie).

schrift auf der Rückseite des Glases nahelegt: „*Wen Ich gleich predig sing oder sag / So sprechen die Gänse gick gick gack*“ (Steppuhn 2003, 91, Kat.-Nr. 2.040).

Religiöse Polemik erscheint auch auf Hausfassaden. Ein 1538 errichtetes Fachwerkhaus weist reich verziertere Knaggen auf. Teil dieses Figurenprogramms sind ein Dudelsack spielender Mönch, weiterhin ein Mediziner mit einem Urinal und ihm gegenüber eine offensichtlich schwangere Nonne (**Abb. 11**) (Ring 2017).

„Dat wort Godes“

Eine ganz andere Form des religiösen Bekenntnisses an Fassaden stellt das lutherische Motto „Verbum Domini Manet in Aeternum“ (Peter 1:24–25) dar. Das am Hofe Friedrichs des Weisen ab dem Jahre 1522 nachweisbare Motto wurde in das Fachwerk von Häusern geschnitzt, in Lüneburg erstmals 1538 in der niederdeutschen Form „*Dat wort Godes bli[ft] Ewisch*“ (Vollborn 2007, 81).

Biblische Geschichten

Gesetz und Gnade, Porträts von Reformatoren und protestantischen Herrschern und religiöse Polemik gegen die katholische Kirche sind eindeutige Bilder oder Bildprogramme, die als lutherisch gelten. Nach der Re-

formation spielten biblische Geschichten und Historienbilder, die schon lange im Rahmen der allgemeinen christlichen Ikonographie bekannt waren, eine zunehmende Rolle. Martin Luther betonte die Notwendigkeit katechetischen Unterrichts mittels Text und Bild: „weil wir ja müssen gedancken und Bilde[r] fassen des was uns ynn worte furgetragen wird [...], weil wir [...] nichts on bilde[r] dencken noch verstehen können“ (WA 37: 63,25–26). Biblische Geschichten erscheinen daher in Lüneburg zahlreich auf Ofenkacheln, Laden, Wandbehängen und bemalten Decken.

Eine 1545 datierte Brauttruhe der Anna Semmelbecker zeigt auf ihrer Front vier Szenen aus dem Buch Tobias (**Abb. 12**). Am unteren Rand der Brauttruhe steht: „*DAT BOCK TOBIAE AN DEM I. VNDE IX: CAPI[TEL]*“. Dargestellt ist die Hochzeit des jungen Tobias mit den Szenen: 1. Tobias verabschiedet sich von seinen Eltern, 2. Tobias tötet einen Fisch und serviert Herz, Galle und Leber, als er seinen Onkel besucht und um die Hand von dessen Tochter Sara bittet, 3. Heirat und die Verbrennung der Fischleber zur Vertreibung böser Geister, 4. Hochzeitsmahl (Albrecht 1997, 77; Behrens 2017, 381f.).

Ein Wandbehang, der für den Lüneburger Sülfmeister Diederich III. Döring und seine Frau Ilsabe von Witzendorff



Abb. 12 Szenen aus dem Buch Tobias: Stollentruhe 1545 (Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe; Foto: Behrens 2017, 382).



Abb. 13 Szenen aus dem Buch Tobias: Wandbehang 1559 (Hannover, Museum August Kestner; Foto: Göbel 1934, Abb. 78).

nach Ausweis der dargestellten Wappen gefertigt wurde, stellt zehn Szenen aus dem Buch Tobias dar (**Abb. 13**) (Schmitz 1922, 146 und Abb. 78; Göbel 1934, 105f. und Abb. 78). Dieser Behang ist 1559 datiert. Diederich Döring heiratete Ilsabe von Witzendorff 1536, doch sie starb bereits 1539 und Döring heiratete 1540 ein zweites Mal. Der Behang muss also als Erinnerung an seine erste Ehe gefertigt worden sein.

Die Wahl dieses Themas – Gottvertrauen, gute Ehe und Ehrung der Eltern – wird inspiriert sein von Martin Luthers Vorwort zum Buch Tobias: „Also zeigt das Buch Tobias an / wie es einem fromen Bawr oder Bürger auch vbel gehet / vnd viel leidens im Ehestand sey / Aber Gott imer gnediglich helfe / vnd zu letzt das ende mit freuden beschliesse. Auff das die Eheleute sollen lernen gedult haben / vnd allerley leiden / auff künftig hoffnung gerne tragen / in rechter furcht Gottes vnd festem glauben“ (WA 14).

Szenen aus der Geschichte von Judith und Holofernes waren ebenfalls populär. Zwei Truhenvorderseiten, 1545 und um 1550 datiert, zeigen jeweils vier gleiche Szenen (**Abb. 14**) (Albrecht 1997, 77). Die ältere Truhe wurde anlässlich der Heirat des Georg III. Töbing mit Anna Semmelbecker gefertigt (Michael 1991, 86).

Martin Luther zweifelte die historische Richtigkeit der Judith-Geschichte an, denn er fand, dass die Ereignisse und die Chronologie nicht mit anderen Büchern der Bibel übereinstimmen, doch er erkannte Judith hoch an

und betonte, dass ihre Geschichte für frühere Generationen von großem Wert zur Unterweisung in tugendhaftes und frommes Leben gewesen sei (Kobelt-Groch 2005, 22 Anm. 22, 34).

Zwei Truhenvorderseiten zeigen Szenen der Esther-Geschichte. Die 1561 datierte Truhe gibt die Szene Esther vor Ahasver wieder (Falke 1924, LVIII und Abb. S. 239), die 1588 datierte zeigt drei Szenen der Geschichte: Esther vor ihrem Gemahl, Esther mit Ahasver und Hamann beim Mahl, Ehrung Mordechais durch Hamann und die Inschrift „ESTER IN ERES HERTEN QVAL / LOT DEN KONINCK THOM AVENTMAHL. ANNO DOMENI 1588“ (**Abb. 15**) (Michael 1991, 97-98). Die Wappen auf den Seitenbrettern beziehen sich auf die Heirat des Sülfemeisters Philipp Kröger mit Elisabeth Elver im Jahre 1588.

Ein mehr als acht Meter langer Wandbehang zeigt ebenfalls zehn Szenen der biblischen Geschichte der Esther und die Wappen des Ehepaars Ludolf III. von Dassel und Ilsabe von Dithmersen (Oršulová 2009). Der Behang wurde vermutlich anlässlich ihrer Hochzeit im Jahre 1567 gefertigt. Ein gegen Mitte des 16. Jahrhunderts gefertigter Terrakottafries eines Kamins aus der Werkstatt des Lübecker Zieglermeisters Statius von Düren zeigt Esther vor Ahasver (**Abb. 16**).

Martin Luthers Einstellung zum Buch Esther war ambivalent. „Dem andern Buch der Maccabäer und Esther bin ich so feind, daß ich wollte, sie wären gar nicht



Abb. 14 Geschichte von Judith und Holofernes: Stollentruhe um 1579 (Foto: Museum Lüneburg).

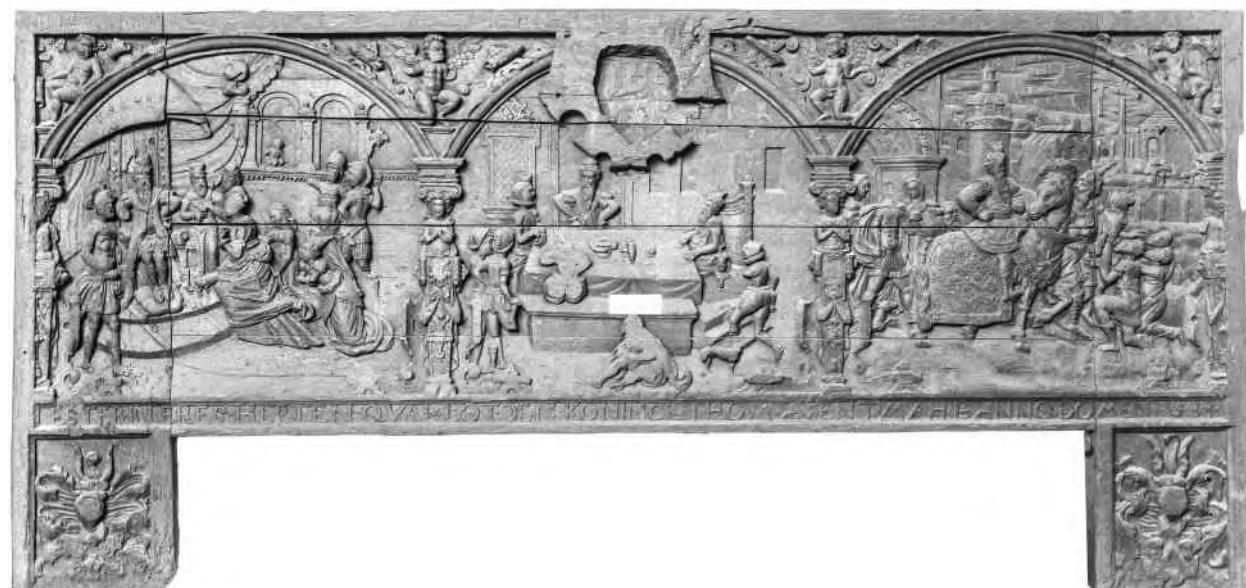


Abb. 15 Geschichte der Esther: Stollentruhe 1588 (Museum Lüneburg; Foto: Stadtarchiv Lüneburg BS Glas-03444).



Abb. 16 Geschichte der Esther: Terrakottarelief, Kaminfries (Museum Lüneburg; Foto: Hansestadt Lüneburg, Stadtarchäologie).

vorhanden: denn sie judenzen zu sehr und haben viel heidnische Unart“ (Wahl 2009, 36f.). Doch in einem Brief des Jahres 1542 preist er Esther als „*piissima regina*“. Das Esther-Motiv war das Beispiel einer idealen Hochzeit. Es führte zu einem Aufschwung des religiösen Theaters. In Nürnberg wurde 1536 das Drama „*Gantze Hystori der Hester*“ von Hans Sachs“ uraufgeführt.

Weitere biblische Geschichten sind auf Wandbehängen dargestellt:

- Heilung des Blinden von Bethsaida mit den Wappen des Lüneburger Bürgermeisters Hieronymus I. von Witzendorff und seiner Frau Anna von Stötteroggen, geschaffen um 1535 (Göbel 1934, 107 und Abb. 81)
- die Joseph-Geschichte, Mitte des 16. Jahrhunderts gewebt, heute im Kloster Medingen (**Abb. 17**) (Göbel 1934, 107f. und Abb. 82b)
- die Geschichte Abrahams, nämlich die Trennung von Hagar als Hauptbild, darunter die Opferung Isaaks links und Abraham und der Engel rechts, 3. Viertel des 16. Jahrhunderts (Göbel 1934, 108 und Abb. 83a)
- Urteil des Salomonis als Hauptszene, unten links Moses, unten rechts Justitia, weiterhin die Wappen des Paares Hieronymus Glöde und Katharina Brömse, ebenfalls 3. Viertel 16. Jahrhundert (**Abb. 18**) (Michael 1991, 93 und Abb. S. 94)
- Christus segnet die Kinder (Schröder 1928, 439-441)

Einige dieser Bildprogramme befinden sich auch auf Ofenkacheln. Die Lüneburger Töpferei „Auf der Altstadt 29“ produzierte folgende Programme:

- die Vertreibung der Hagar
- die Josefsgeschichte
- das Gleichnis vom verlorenen Sohn
- das Gleichnis des barmherzigen Samariters
- die Versuchung Christi in der Wüste

Dieses ikonografische Programm findet sich auch in den Flügelbauten hinter den Haupthäusern in Lüneburg, deren Decken sehr oft bemalt sind. In einem dieser Flügel, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von der Patrizierfamilie Witzendorff erbaut wurde, wurden Szenen aus dem Neuen Testament gemalt (DI 100, Stadt Lüneburg, Nr. 973):

- Verklärung Christi (Mk. 9, 2-11)
- Ausgießung des Heiligen Geistes (Apg. 2, 1-47)
- Christus segnet die Kinder (Mk. 10, 13-16)
- Himmelfahrt Christi (Apg. 1,1-10)
- Heilung eines Blindgeborenen (Joh. 9)
- Jünger auf dem Weg nach Emmaus (Lk. 24,13-35)

Christus Pantocrator und Tugenden

Eine weitere bemalte Decke eines Flügelbaus, der 1564 von Bürgermeister Heinrich Töbing erbaut wurde, zeigt ein ikonografisches Programm, das ausschließlich biblisch ist (DI 100, Stadt Lüneburg, Nr. 423). Höhepunkt

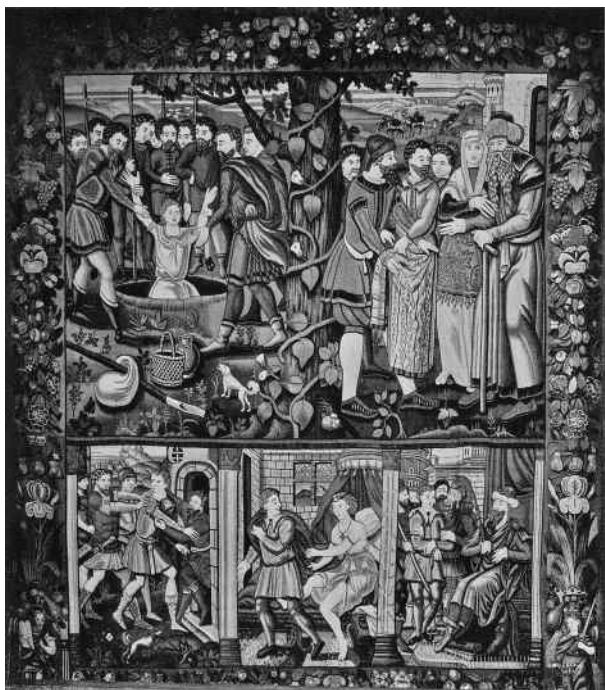


Abb. 17 Geschichte des Josef: Wandbehang (Kloster Medingen; Foto: Göbel 1934, Abb. 82b).



Abb. 18 Salomonisches Urteil: Wandbehang (Museum Lüneburg; Foto: Michael 1991, 94).

und Endpunkt des Bildprogramms sind neben Tugenden und Propheten die Halbfigur von Christus Pantocrator mit der Aufschrift: „*Ick bin de wech de warheit vn(dt) dat leuent, IOAN*“. In einer seiner zentralen Schriften – „*Von der Freyheyt eynisz Christen menschen*“ – schrieb Martin Luther 1520: „*Zum 5.: hat die Seele kein anderes Ding, weder im Himmel noch auf Erden, worin sie leben kann, gut, frei und Christ sein kann, als das heilige Evangelium, das Wort Gottes von Christus gepredigt. Wie er selbst sagt nach Joh. 11[,25]: „Ich bin das Leben und die Auferstehung. Wer da an mich glaubt, der lebt ewiglich.“ Auch Joh. 14[,6]: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“.*“

Die Darstellung der Tugenden an mehreren Decken mag überraschen, da Martin Luther die „*Tugenden der Heiden*“ in seinen sogenannten kleinen Kommentaren zum Brief des Paulus an die Galater 1519 als „*Täuschung*“ bezeichnete (Kern 2002, 13f., 345-351). Dennoch sind nicht nur in Lüneburg zahlreiche Beispiele für Tugenddarstellungen bekannt, nach der Reformation nicht nur am und im Rathaus, sondern auch im privaten Raum, insbesondere auf bemalten Decken, aber auch an Fachwerkwänden und auf Ofenkacheln. Dieses ikonografische Programm spiegelt einen allgemein akzeptierten ethischen Katalog von Standards wider.

Raumkunst

Wo befanden sich im privaten Bereich Gegenstände, die den protestantischen Glauben bezeugen? Informationen dazu liefern Inventare mit ihrer räumlichen Erfassung von Objekten. Wandbilder waren überall. Die kleineren Formate wie die Papierreliefs hingen sicherlich in der Stube, Gemälde ebenfalls in der Stube und in verschiedenen Kammern, große Wandbehänge sicherlich in den Flügelbauten, in denen die großen Truhen standen. Diese Flügelbauten haben auch regelmäßig bemalte Decken, zum Beispiel mit Tugenden. Der Kachelofen befand sich immer in der Stube, einem Raum, der der Repräsentation diente.

Wann veränderte sich das ikonografische Programm in protestantischen Haushalten? In Lüneburg setzte sich die Reformation erst 1530 durch, obwohl der Landesherr Herzog Ernst, der später „*Bekenner*“ genannt wurde, bereits seit 1525 intensive Anstrengungen zur Reform des Herzogtums unternommen hatte. Im September 1531 verabschiedeten Rat und Bürger die von Urbanus Rhegius formulierten Schul- und Kirchenregeln („*Christlyke Ordenynghe van der Scholen*

und Kercken sachen der Stadt Lüneburg“). Sie bildeten die Grundlage für die Umstrukturierung von Schule, Kirche und das Wohl der Armen. Es gibt jedoch nur wenige Zeugnisse der individuellen Konfessionalisierung. Als erstes öffentliches Bekenntnis zum neuen Glauben – im öffentlichen Raum – kann die Devise „Das Wort Gottes bleibt ewiglich“ am Flügelbau des Hauses Große Bäckerstraße 15, datiert 1538, angesehen werden (DI 100, Stadt Lüneburg, Nr. 389). Wandbehänge und Truhen belegen, dass anlässlich von Hochzeiten protestantische Bildprogramme Eingang in den privaten Bereich fanden. Doch der Verlauf der Konfessionalisierung ist nur schwer zu fassen, da viele Objekte, die diese Bilderwelt dokumentieren, nicht scharf datiert werden können. Dies trifft besonders für die zahlreich vertretenen Ofenkacheln zu.

Wie sehr sich jemand noch dem alten Glauben verpflichtet fühlte, belegt das 1537 verfasste Testament des Bürgermeisters Hartwig Stöterogge. Er bedachte die Klöster Medingen und Lüne, in denen seine Töchter als

Nonnen lebten, sowie die Franziskaner in Lüneburg und sieben andere Klöster (DI 100, Stadt Lüneburg, Nr. 377).

Inscriptions an Häusern, ikonografische Programme an Decken und insbesondere Truhen und Wandbehängen, die anlässlich von Hochzeiten angefertigt wurden, belegen, dass das Bekenntnis zum neuen Glauben nicht sofort die Notwendigkeit hervorrief, die Ausstattung eines Hauses zu erneuern. Nicht nur in den Lüneburger Kirchen (Ring 2016; DI 100, Stadt Lüneburg, 33-37), sondern auch in und an den Häusern der Stadt tauchten nach und nach ikonografische Programme im Sinne Martin Luthers auf: „Ichs nicht fur böse achte, So man solche geschichten auch ynn Stuben und kamern mit den sprüchen malete, damit man Gottes werck und wort an allen enden ymer vor augen hette, und daran furcht und glauben gegen Gott ubet“ (WA, 10:2, 459). Und: „Ja wollt Gott, ich kund die herrn und die reychen da hyn bereden, das sie die gantze Bibel ynnwendig und auswendig an den heusern fur ydermans augen malen liessen, das were eyn Christlich werck.“ (WA, 18: 83).

Literatur

- ALBRECHT 1997: T. Albrecht, Truhen, Kisten, Laden vom Mittelalter bis zur Gegenwart am Beispiel der Lüneburger Heide (= Veröffentlichungen des Landwirtschaftsmuseums Lüneburger Heide 6), Petersberg 1997.
- BARNARD 1927: F. P. Barnard, Satirical and controversial medals of the Reformation. The biceps or double-headed series, Oxford 1927.
- BEHRENS 2017: D. Behrens, Brauttruhe der Anna Semmelbecker, in: H. Pöppelmann und D. Rammler: Im Aufbruch. Reformation 1517-1617, Dresden 2017, 381-382.
- DECKER 2011: B. Decker: Reformatoren – nicht aus Pappe. Martin Luther und die Bildpropaganda des Albert von Soest. Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 2011, 9-33.
- DI 100: S. Wehking, Die Inschriften der Stadt Lüneburg (= Die Deutschen Inschriften 100), Wiesbaden 2017.
- DUMRESE 1955: H. Dumrese, Zur zeitgeschichtlichen Einordnung der Lüneburger Renaissanceeinebände, in: Lüneburger Blätter 6, Lüneburg 1955, 13-24.
- VON FALKE 1924: O. von Falke, Deutsche Möbel des Mittelalters und der Renaissance, Stuttgart 1924.
- FRANZ 1981: R. Franz, Der Kachelofen. Entstehung und kunstgeschichtliche Entwicklung vom Mittelalter bis zum Ausgang des Klassizismus, Graz 1981.
- FRANK 2018: K. Frank, Die biblischen Historiengemälde der Cranach-Werkstatt. Christus und die Ehebrecherin als lehrreiche →Historie im Zeitalter der Reformation. (= Stuttgarter Akademie-schriften 2), Heidelberg 2018.
- GAIMSTER 1997: D. Gaimster, German Stoneware 1200-1900, London 1997.
- GÖBEL 1934: H. Göbel, Wandteppiche (III. Teil, Band 2): Die germanischen und slawischen Länder: West-, Mittel-, Ost- und Norddeutschland, England, Irland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Russland, Polen, Litauen, Leipzig 1934.
- HALLENKAMP-LUMPE 2006: J. Hallenkamp-Lumpe, Studien zur Ofenkeramik des 12. bis 17. Jahrhunderts anhand von Boden-funden aus Westfalen-Lippe (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 42), Mainz 2006.
- KERN 2002: M. Kern, Tugend versus Gnade. Protestantische Bild-programme in Nürnberg, Pirna, Regensburg und Ulm (= Berliner Schriften zur Kunst XVI), Berlin 2002.
- KOBELT-GROCH 2005: M. Kobelt-Groch, Judith macht Geschichte. Zur Rezeption einer mythischen Gestalt vom 16. bis 19. Jahr-hundert, Paderborn / München 2005.
- KRUEGER 1979: I. Krueger, Reformationszeitliche Bildpolemik auf rheini-schem Steinzeug, in: Bonner Jahrbücher 179, Köln 1979, 259-295.
- KÜHLBORN 1999: M. Kühlborn, Ein Papageu im bleichern Bauer. Haushaltsinventare des 17. und 18. Jahrhunderts und ihre Aus-sagekraft zu Hausrat und Hausstruktur, in: Archäologie und Bau-forschung in Lüneburg 4, Lüneburg 1999, 73-108.

- MEIER 2019: E. Meier, Das Fremde oder das Eigene? Spätmittelalterliche Sakralräume in protestantischer Nutzung am Beispiel der Lüneburger Kirchen, in: P. Knüvener und E. Meier (Hrsg.), Lüneburg: Sakraltopographie einer spätmittelalterlichen Stadt. (= *ars ecclesia: Kunst vor Ort 5*), Ilmtal 2019, 171-179.
- MICHAEL 1991: E. Michael, Führer durch die Sammlungen. Museum für das Fürstentum Lüneburg, Lüneburg 1991.
- MÜLLER 2002: S. Müller, Repräsentationen des Luthertums – Disziplinierung und konfessionelle Kultur in Bildern: Ein Problemaufriß anhand von regionalen Beispielen, in: Zeitschrift für Historische Forschung 29 / 2, Berlin 2002, 215-255.
- ORŠULOVÁ 2009: J. Oršulová, Lüneburský gobelín v SNM. Pamiatky Múzeá, in: Revue pre kultúrne dedičstvo 4, Bratislava 2009, 75-81.
- RING 1996a: E. Ring, Eine Bilderwelt für die Stube. Die Produktion von Ofenkacheln, in: F. Andraschko, H. Lamschus, C. Lamschus und E. Ring (Hrsg.), Ton Steine Scherben. Ausgegraben und erforscht in der Lüneburger Altstadt (= De Sulte 6), Lüneburg 1996, 71-91.
- RING 1996b: E. Ring, „Zu trucken mit papir.“ Albert von Soest und die Herstellung von Papierreliefs, in: F. Andraschko, H. Lamschus, C. Lamschus und E. Ring (Hrsg.), Ton Steine Scherben. Ausgegraben und erforscht in der Lüneburger Altstadt (= De Sulte 6), Lüneburg 1996, 107-111.
- RING 2004: E. Ring, Das Bild als Gegenstand renaissancezeitlicher Wohnkultur. Produktion von Kunst in Serie des Lüneburger Künstlers Albert von Soest, in: Die Kunde 55, Hannover 2004, 33-44.
- RING 2007a: E. Ring, Philipp Melanchthon – in Ton, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2007, Lüneburg 2007, 25-30.
- RING 2007b: E. Ring, Die Reformation in Lüneburg im Spiegel archäologischer Funde, in: C. Jäggi und J. Staeker (Hrsg.): Archäologie der Reformation. Studien zu den Auswirkungen des Konfessionswechsels in der materiellen Kultur (= Arbeiten zur Kirchengeschichte 104), Berlin / New York 2007, 239-258.
- RING 2012: E. Ring, Von der theologischen Kontroverse zur Visualisierung protestantischer Themen – Beispiel Lüneburg, in: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 110, Kiel 2012, 31-42.
- RING 2013: E. Ring, Confessionalization in the Domestic Sphere of the 16th Century. Archaeology and Reformation, in: N. Mehler (Hrsg.), Historical Archaeology in Central Europe, Rockville 2013, 167-183.
- RING 2014: E. Ring, Helden- und Herrscherdarstellungen an Decken, Wänden und auf Ofenkacheln in Lüneburg, in: M. Schneider (Hrsg.), Lübeck und der Hanseraum. Beiträge zu Archäologie und Kulturgeschichte. Festschrift für Manfred Gläser, Lübeck 2014, 539-547.
- RING 2016: E. Ring, Lutherische Renaissancekanzeln in Lüneburg, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2016, Lüneburg 2016, 4-14.
- RING 2017: E. Ring, Nicht Mönch mit Weinkrug, sondern Mediziner mit Urinal. Reformatorische Bildpolemik am Haus Baumstraße 3, Lüneburg, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2017, Lüneburg 2017, 19-22.
- SCHMITZ 1922: H. Schmitz, Bildteppiche. Geschichte der Gobelinvirkerei. Berlin 1922.
- SCHRÖDER 1928: H. Schröder, Zwei Lüneburger Renaissancestickereien im Besitz des Kunstgewerbe-Museums zu Frankfurt a. M. und des Kestner-Museums zu Hannover, in: Lüneburger Museumsblätter 12, Lüneburg 1928, 439-441.
- STEPPUHN 2003: P. Steppuhn, Kat. Nr. 3.032 Kelchglas mit Christus-Darstellung, in: E. Ring (Hrsg.), Glaskultur in Niedersachsen. Tafelgeschirr und Haushaltsglas vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit, Husum 2003 (= Archäologie und Bauforschung in Lüneburg 5), 132-133.
- VOLLBORN 2007: C. Vollborn, Verziertes Fachwerk in Lüneburg. Diss. Kiel 2007.
- WA: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [= Weimarer Ausgabe], 127 Bde., Weimar 1883–2009.
- WAHL 2009: H. M. Wahl, Das Buch Esther. Übersetzung und Kommentar, Berlin / New York 2009.



Hafen, Markt, Gasthaus – Die Infrastruktur für Handel und Transport der Bischofsstadt Konstanz

von Ralph Röber, Konstanz

Einleitung

Der vielzellige Organismus Stadt kann heute wie damals nur dank einer Vielzahl von Infrastruktureinrichtungen funktionieren. Diese sind aber zeitabhängig und damit in der diachronen Betrachtung nicht per se deckungsgleich. Im Mittelalter gehörten dazu die Infrastruktur der Verteidigung mit Stadtbefestigung, Gerüstkammern und Blidenhäusern (Kirchschlager 2019), die Infrastruktur der Ent- und Versorgung mit Brunnen, Wasserleitungen, Latrinen, Ehgräben und zentralen oder dezentralen Mülldepots, die Infrastruktur der Verwaltung mit Rat- und Steuerhäusern sowie Archiven, die Infrastruktur für Krankheit und Tod mit Hospizen, Leprosenhäusern, Spitälern, Friedhöfen und Beinhäusern, die Infrastruktur des Glaubens mit Klöstern, Kirchen, Kapellen und Synagoge. Von besonderer Bedeutung für das

Florieren einer Stadt war aber eine gut funktionierende Infrastruktur für Handel und Transport, da die städtische Bevölkerung in hohem Maße abhängig vom Import von Nahrungsmitteln, Rohstoffen und Fertigprodukten war. Im Gegenzug wurden Halbfertigprodukte und Fertigprodukte exportiert oder weiterverhandelt.

Auch wenn die Stadt Konstanz weit von den Hafenstädten an der Ostsee entfernt liegt, ist sie doch mit ihrer Lage an einem großen See in mancher Hinsicht vergleichbar, in anderer auch unterschiedlich, was im Folgenden deutlich werden wird. Dabei sollen besonders die jeweilig vorhandene Infrastruktur, ihre innerstädtische Verortung und ihr räumlicher Bezug im Zentrum der Betrachtung stehen.

Die Handelsstadt am See

Die über 2.200-jährige Geschichte des Ortes beginnt mit Errichtung einer keltischen, durch Handel geprägten Ansiedlung im 2. Jahrhundert v. Chr. Bereits damals zeigt sich die auch in der Folge dominierende ökonomische Ausrichtung auf den Handel, begünstigt und befördert durch die Lage an einer großen West-Ost ausgerichteten Wasserstraße, die durch den Bodensee sowie Teile von Alpen- und Hochrhein gebildet wird. Die Nord-Süd-Achse wurde über Land bedient, da die in den Bodensee einmündenden Flüsse für den Schiffsverkehr nicht geeignet sind. Von besonderer Bedeutung war die Fernstraße von Ulm über Oberschwaben nach Meersburg und von dort aus weiter mit dem Schiff über den See nach Konstanz. Weniger wichtig war die Wegeverbindung über den Bodanrück aus Richtung Westen, die am Seerhein endete, der mit der Fähre oder später mit

der Brücke überwunden wurde. Aus Süden ist noch die vielleicht schon aus römischer Zeit stammende Straße von Zürich her zu nennen (Maurer 1996, 33-38; Röber 2002, 32-34).

Nach einem römischen Intermezzo, das mit der Errichtung eines stark befestigten Kastells um 300 n. Chr. seinen letzten Höhepunkt fand, setzt die mittelalterliche Geschichte mit der Gründung eines Bischofssitzes ein, der in der Zeit um 600 n. Chr. erfolgt ist. Einen entscheidenden Aufschwung erlebte die Stadt im 10. Jahrhundert mit der Erlangung von Markt-, Münz- und Zollrecht. Die Blüte führte in der zweiten Hälfte des 12. und im 13. Jahrhundert zu einem raschen Wachstum der Bevölkerung. Damit gekoppelt waren umfangreiche Landgewinnungsmaßnahmen, um den Bedarf an Wohnraum zu bedienen.



Abb. 1 Von großer Aussagekraft ist die in Zürich im Jahre 1353 ausgestellte Urkunde Kaiser Karls IV. über die Zolleinnahmen, die zur Instandsetzung der Rheinbrücke erhoben werden durften (Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Foto: Manuela Schreiner).

Erneute Erweiterungen gab es im späten Mittelalter nach Süden durch die Entstehung der Vorstadt Stadelhofen, nach Norden über den Rhein mit Eingliederung der beiden Dörfer Petershausen und nach Westen durch die Vorstadt Paradies mit dem Fischerort Eggenhusen. Konstanz entwickelte sich neben seiner religiösen Bedeutung zu einem Ort, der in erster Linie vom Handel lebte. Dieser beruhte auf zwei Säulen. Im Fernhandel wurde vor allem Leinwand, die berühmte „tela di constanza“, vertrieben und Geschäftsverbindungen zum Mittelmeerraum ge-

sucht (Egli 2015). Daneben gab es einen florierenden regionalen Handel. Die wichtigsten Güter wurden in einer Urkunde König Karls IV. aus dem Jahr 1353 aufgeführt (Abb. 1). Sie wurde auf Begehrungen der Stadt Konstanz ausgestellt und beinhaltete das Recht, für drei Jahre Zoll zu erheben, um die beschädigte Brücke bei Petershausen über den Rhein auszubessern. Dies galt sowohl für Waren, die mit Karren oder Wagen über die Brücke geführt wurden, als auch für Waren, die mit dem Schiff unter der Brücke hindurch transportiert wurden¹.

1 StAKN, U 8190

Folgende Gebühren waren zulässig:

pro geladenem Karren	1 Konstanzer Pfennig
pro geladenem Wagen	2 Pfennig
pro Kopf Großvieh	1 Heller
pro Schieber Salz	1 Pfennig
pro geladenem Schiff mit brode ² aus jeglicher Richtung	1 Dutzend Pfennige
pro zwei Sack Getreide	1 Heller
pro Pfund Stahl, Eisen und anderem Erz	1 Pfennig
pro Saum Wein	4 Konstanzer Pfennig

Die besonders guten Einnahmequellen scheinen hier eigens genannt zu werden. Dazu zählt auch Wein. Ein Saum wird mit 154 Litern berechnet³, bei einer Ladung von 20 t oder 20.000 Litern, die ein bei Immenstaad geborgenes Schiff aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts aufnehmen konnte (Hakelberg 2000, 132), wäre folglich eine erhebliche Summe Geldes zu entrichten. Nicht aufgeführt werden Baumaterialien wie Holz oder Werksteine, die in großen Quantitäten über den See angeliefert wurden.

Straße, Hafen, Markt

Mit der Erwähnung von Karren, Wagen und Schiff ist der Einstieg in die Betrachtung der Verkehrswege schon vorgegeben. Durch die Landgewinnung haben sich im Laufe des Mittelalters sowohl die städtische Topographie als auch die baulichen Strukturen massiv verändert. Daher liegt hier der Fokus auf der Stadt des späten Mittelalters, als der zunehmende Handel einen infrastrukturellen Ausbau erzwang. In der Frühzeit des Bischofssitzes gab es dafür offenbar noch wenig Bedarf. Damals lief die Hauptwegeachse vom bischöflichen Wirtschaftshof in der späteren Vorstadt Stadelhofen auf den Marktbereich vor St. Stephan zu und traf dort auf den Hafen, der am Anfang aus einer einfachen Landestelle bestand, die dann später durch Hafenstege ergänzt wurde (**Abb. 2**) (Röber 2000, 185-191). Zur Versorgung von fremden Reisenden, die aber nicht nur Handelstreibende umfasste, wurde von Bischof Konrad ein Hospiz gegründet, dessen Lokalisierung allerdings noch nicht gelungen ist und das nur wenige Jahrzehnte innerhalb der Stadt verblieb (Maurer 1996, 74-75).

Konstanz liegt auf einem schmalen Nord-Süd streichenden Moränenrücken. Auf seinem Kamm verläuft die wichtigste Straßenverbindung, die Wessenberg- respektive Hussenstraße, die Reichsstraße war (Maurer 1996, 243) und deren Verlauf wohl bis in die römische Zeit zurückreicht. Sie führte vom Thurgau über den bischöflichen Stadelhof zum Bischofssitz. Die Wegeführung zur Fährverbindung über den Rhein beziehungsweise ab 1200 zur Brücke verläuft nicht in direkter Linie, da ein auf die Befestigung des spätromischen Kastells zurückgehender Baublock eine Umgehung nach Westen

beziehungsweise Osten notwendig machte. Von der Wessenberg-Hussenstraße knickt im rechten Winkel die Kanzleistraße ab, die Hafen und Markt erschloss. Alle anderen Straßen waren von sekundärer Bedeutung und dienten vorwiegend der innerstädtischen Erschließung von Quartieren. Sie folgten einem einfachen Muster, indem sie einerseits zum Bodensee, andererseits zum Rhein führten, was in den Anfängen sicherlich auch zur Besorgung von Brauchwasser von Bedeutung war. Von den uferparallelen Verbindungen ist lediglich die Rosgartenstraße hervorzuheben, ein ehemals schlammiger Uferweg, der mit der Trockenlegung des Uferstreifens vom Augustiner- oder Schlachttor herkommend zu Hafen und Markt führte. Er dürfte auch der Hauptverkehrs weg für die Fleischversorgung der Stadt gewesen sein. An dem einen Ende lagen unmittelbar vor dem Stadttor Rindermarkt und Schlachthaus, an dem anderen Ende die große Metzig, also die Verkaufsstände der Fleischer.

Leider wissen wir nur wenig über die Ausstattung der innerstädtischen Straßen. Bei der Wessenbergstraße, die ursprünglich „*uf den Blatten*“ hieß, vermutet die Forschung, dass sich dort ein römerzeitlicher Belag tradiert hat oder zumindest die Wegeverbindung, ob ihrer Wichtigkeit, schon früh eine Pflasterung bekommen hat (Hirsch 1906, 11). Andere Straßen wurden erst nach und nach gepflastert, vermehrt im ausgehenden 15. und 16. Jahrhundert (Hirsch 1906, 11-12). Ein älteres Beispiel des 13./14. Jahrhunderts brachten Ausgrabungen in der Konradigasse, der alten zur Fähre führenden Straße zutage (Dumitrache 2000, 108). Vorher dürften die Straßen modernen Feldwegen geähnelt haben, die

2 Es könnte sich um Brot handeln.

3 Maßangabe nach Siegler-Schmidt 1987, 84-85, fassbar für die Zeit

um 1800, sie dürften jedoch auch für ältere Epochen Gültigkeit besitzen.



Abb. 2 Rekonstruierte Vogelschau von Konstanz um 1000, der Markt war dem Sitz des Bischofs unmittelbar vorgelagert (Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Grafik: Markus Nassal).

bei Bedarf mit Kies und Bauschutt befestigt wurden. Ein derartiges Beispiel konnte in der jenseits des Rheins liegenden Vorstadt Petershausen untersucht werden (**Abb. 3**) (Jansen 2009, 258-259).

Wie schon ausgeführt, war die Wasserstraße und damit der Hafen als Ausgangs- und Endpunkt die wichtigere Verkehrsverbindung. Durch die Dynamik der Landgewinnung gab es allerdings größere Veränderungen bei dieser wichtigen Infrastruktureinrichtung. Parallel dazu gab es die Bestrebung, aufgrund eines wachsenden Warenverkehrs die Anlegestellen in tiefere Seebereiche zu verlegen, um so unabhängig von den jahreszeitlich bedingten Seespiegelschwankungen zu werden.

Der zentrale Hafen lag seit dem 12. Jahrhundert am Ende der Kanzleistraße im Bereich von Marktstätte und Dammgasse (**Abb. 4**). Statt an Stegen konnten die Schiffe

seit etwa 1300 n. Chr. an Kaimauern anlegen⁴. Möglicherweise schon im 13. Jahrhundert erleichterte eine Hebevorrichtung das Be- und Entladen von schweren Waren (Röber 2004, 212). Kanalartige Wasserwege führten aber auch an anderen Stellen in die Stadt und ermöglichten so kurze Wege zu den dezentralen Lagerstätten oder den Kunden. Dieser Zustand änderte sich grundlegend, als in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die wasserseitige Stadtmauer fertiggestellt (Bleckmann/Jansen 2013, 9) und so die Stadt zum See hin abriegelt wurde. Damit war es nur noch an wenigen Stellen möglich, mit dem Schiff in die Stadt zu gelangen und Waren an Land zu bringen. Neben der verbesserten Wehrhaftigkeit war es sicher auch ein Ziel, den Warenfluss wegen der Einnahme von Zöllen und Steuern besser kontrollieren zu können.

Ein nächster Entwicklungsschritt fand erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts statt, als die Stadt

⁴ Bei Dumitache 2018, 142-157 findet sich die aktuellste Schildierung der Entwicklung des Konstanzer Hafens.



Abb. 3 Mit Bodenseekieseln befestigte Straßenoberfläche in der Konstanzer Vorstadt Petershausen, deutlich sind die parallel eingeschliffenen Fahrspuren zu erkennen (Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart).



Abb. 4 Rekonstruierte Vogelschau der Stadt um 1300. Deutlich ist zu erkennen, dass sich das Stadtgebiet nach Süden und nach Osten in den See hinein ausgedehnt hat (Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Grafik: Markus Nassal).

mit großem Aufwand eine Landeplattform mit Kran und Luckenhüsli, das als Leuchtturm und Hafenwache diente, im See vor dem Kaufhaus errichten ließ (Röber 2000, 204-206).

Bis zum Jahre 1391 wurden die Waren wohl überwiegend in Kellern oder Dachspeichern privater Häuser untergebracht (Abb. 5), aber auch die Häuser der diversen Zünfte dienten diesem Zweck (Abb. 6). Sie konzentrierten sich entlang der wichtigen Handelsstraßen. Nur in wenigen Fällen wurde von dieser Regel abgewichen. Das Zunfthaus der Notare in der Niederburg lag zentral zu den Wohnsitzen dieser Berufsgruppe, das Zunfthaus der Fischer befand sich nahe am Wasser und die Lage des Hauses zur Katz als Versammlungsort der städtischen Patrizier in einer Sackgasse westlich des Münslers war als bewusste Abgrenzung zur handwerklich geprägten Stadtbevölkerung zu verstehen (Bechtold 1981, 82-84). Gasthäuser wurden ebenfalls zur Lagerung der Güter genutzt, leider existiert keine vollständige Auflistung dieser Einrichtungen. Für das 15. und 16. Jahrhundert sind an prominenteren Einrichtungen der Goldene Adler an der Marktstätte (Schenkendorf 1966, 2), das „Kemli“ am Obermarkt, der „Leoparden“ in der Insel-

gasse 9, der „Hecht“ am Fischmarkt und das „Goldene Schaf“ in der Rheingasse 15 zu nennen (Abb. 6) (Maurer 1989, 178). Es versteht sich, dass sie eine verkehrsgünstige Lage teilten. Dies gilt in besonderer Weise für das Gasthaus „Zum Sternen“, das 1936 oder 1937 abgebrochen wurde (Röber 2009, 44). Es befand sich in Petershausen auf der anderen Seite der Rheinbrücke und konnte so auch Reisenden Obdach gewähren, die erst nach Schließen der Stadttore eintrafen. Belegt ist ein weiteres Wirtshaus im oder vor dem Tor des Petershauser Unter-dorfs (Trepkas 2009, 16; Röber 2009, 52), was für eine gewisse Frequenz von Übernachtungen in dieser kleinen rechtsrheinischen Ansiedlung spricht.

Diese Zustände änderten sich grundlegend, als 1386 eine Gesandschaft aus Mailand den Konstanzer Rat darum bat, ein Kaufhaus zur Aufbewahrung ihrer Handelsgüter zu errichten. Durch den Ausbau des Septimerpasses war abzusehen, dass der Verkehr über die Alpen deutlich zunehmen würde und dies verlangte eine entsprechende Infrastruktur in den nordalpinen Handelsstädten. Es entstand ein kolossales Gebäude von 53 m Länge, 24 m Breite und 27 m Höhe und über 20.000 m³ umbauten Raums, das mit seiner Ostseite auf der Stadt-



Abb. 5 Zentraler Aufzugsgiebel auf der Rückseite des Hauses Rosgartenstr. 9 (Stadtarchiv Konstanz).

mauer aufsaß (**Abb. 6-7**) (King 2015, 94). Es diente nicht nur als Lagerstätte, sondern war zugleich Verkaufshalle, Zollstelle und Örtlichkeit der gewerbepolizeilichen Aufsicht (Maurer 1996, 256). Mit dem fortschrittlichen Bau des Kaufhauses wurde die Abwicklung von Waren für die beteiligten Personen deutlich vereinfacht: Kaufleute konnten ihre Waren zentral und unter Aufsicht lagern und dem Kunden zum Verkauf anbieten, die städtische Verwaltung, in diesem Fall der „*Hausherr*“ mit seinen Bediensteten wie Schreibern und Ladeknechten, konnte so an Ort und Stelle den Warenumschlag überwachen und Zölle und Steuern eintreiben (Maurer 1988, 13). Gebäude mit vergleichbaren Funktionen, allerdings von geringerer Größe, entstanden an allen bedeutenden Häfen rund um den See (Bleckmann 2021, 92-96).

Zu dem ökonomischen Dreiklang gehörte neben Kaufhaus und Hafen der Markt, der in unmittelbarer Nähe angesiedelt war. Vor dem Bau von Stadtmauer und Kaufhaus erstreckte sich der Markt vom Obermarkt an der Wessenbergstraße bis zum Hafenbecken an der Marktstätte, wo er rechtwinklig nach Süden umknickte und sich entlang des Ufers zwischen den heutigen Straßenzügen der Rosgartenstraße und der Sigismundgasse hinzog (Abb. 4). Er war, soweit die punktuellen Erkenntnisse diese Aussage zulassen, durch mehr oder weniger mobile Marktstände und Buden geprägt. Aber es gab auch weitgehend ortsfeste



Abb. 6 Kartierung von Zünfthäusern (blau), Gasthäusern (grün) und Schmieden (gelb) auf einer rekonstruierten Vogelschau des frühen 15. Jahrhunderts (Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Grafik: www.pragmadesign.de /Ralf Staiger).



Abb. 7 Das Kaufhaus von Süden im Zustand um 1900 (Stadtarchiv Konstanz).

Großbauten. In unmittelbarer Wassernähe entstand auf der Marktstätte im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts ein mehrfach unterteiltes Holzgebäude von immerhin 25 m Länge und einer geschätzten Breite von etwa sieben Metern (Dumitache 2018, 159-164), wobei es sich um eine Budenreihe handeln wird, wie sie auch aus anderen Städten bekannt sind (Austermann 2019, 274). Es wurde leicht versetzt um die Mitte des 13. Jahrhunderts mit nun etwa 30 m Länge erneuert. Schon der Vorgängerbau diente Gewerbetreibenden zugleich als Werkstatt und Wohnung. An der Ostseite endete der Bau in einem vermutlich zweigeschossigen Steingebäude von 13 m Länge, in dem die Ausgräberin Marianne Dumitache im Erdgeschoss die Fleischbänke, im Obergeschoss einen Versammlungsraum vermutet (Dumitache 2018, 172). Das große Gebäude wurde noch mehrfach umgebaut, bis es 1398 bei einem schriftlich überlieferten und auch archäologisch vielfach belegten Großbrand zu Grunde ging. Dieses für Konstanz katastrophale Ereignis wurde

zu einer Neuorientierung genutzt, die bereits beim wenige Jahre zurückliegenden Bau des Kaufhauses ihren Anfang nahm. Das innerstädtische Hafenbecken an der Marktstätte, das seine Funktion weitgehend eingebüßt hatte, wurde mit dem Brandschutt aufgefüllt und es entstand dort ein neuer Marktbereich, der vor allem der Lebensmittelversorgung diente. Er war besetzt mit drei großen Gebäuden, nämlich Metzig, Kornhaus und Brotlaube (Abb. 6)⁵. Die Budenreihe und damit die Möglichkeit für Handwerker, auf dem Markt zu wohnen und ihrer Arbeit nachzugehen, wurde aufgegeben.

Die Verbindung von Wasserstraße und Landweg ist die Brücke. Um 1200 wurden in einer technischen Meisterleistung Pfeiler in die starke Strömung eingebracht und so eine Brücke über den Rhein geschlagen. Sie ersetzte die Fähre und schuf eine wesentlich verbesserte Anbindung nach Petershausen und weiter nach Norden (Maurer 1996, 106).

⁵ Dumitache 2018, 180-184. Zur archäologischen Dokumentation des Kornhauses siehe: Löbbecke/Pfrommer/Röber 2005, 35-36.

Handwerker und Berufe



Abb. 8 Der Innenhof der Rheinschmiede im ausgehenden 19. Jahrhundert (Stadtarchiv Konstanz).

Der Warentransport innerhalb und außerhalb der Stadt wäre nicht durchführbar ohne eine Vielzahl von Dienstleistern, die sich in verschiedene Gewerke gruppieren lassen. Zur Anfertigung von Verkehrsmitteln dienten Wagner und Schiffbauer. Wagner wie der 1389 genannte Hans Isenbach sind allerdings in den städtischen spätmittelalterlichen Quellen ausgesprochen selten (Bechtold 1981, 191), was die Vermutung nährt, dass Wagen und Karren woanders angefertigt wurden. Eine Werft scheint sich im ausgehenden Mittelalter und der frühen Neuzeit

den bedürfen noch einer sorgfältigen Analyse der schriftlichen Quellen.

Von großer Bedeutung als Container zum Transport nicht nur von Flüssigkeiten und Lebensmitteln, sondern auch für alle Arten von feuchteempfindlichen Waren waren Fässer (**Abb. 9**). Ihre Hersteller sind in der Konstanzer Überlieferung relativ häufig nachzuweisen. Namen von insgesamt 32 Handwerkern sind in einem Zeitraum vom ausgehenden 14. bis zum Ende

wohl auf der Nordseite des Rheins befunden zu haben, da sich Schiffmacher vor allem im Petershauser Unterdorf nachweisen lassen (Trepkas 2009, 17-19). Im 13./14. Jahrhundert könnte dies anders gewesen sein. Für diese Zeit ist eine Einrichtung zum Abwracken, möglicherweise auch zum Bau von Schiffen, im Süden der Altstadt anzunehmen, da sich bei Grabungen ausrangierte Schiffsteile konzentriert am südlichen Ende der Altstadt in Stadtmauernähe fanden (Heiligmann/Röber 2011, 127).

Für Reparaturen von Wagen, aber auch zum Anbringen von Hufeisen wurden spezialisierte Schmiede benötigt, deren Lage an den Hauptstraßen typisch ist (**Abb. 6**). Dazu gehört die Rheinschmiede, Niederburggasse 2, in der spätestens seit 1423 bis an das Ende des 19. Jahrhunderts Eisen bearbeitet wurde (**Abb. 8**). Sie liegt knapp 50 Meter hinter dem das südliche Brückenende abschließenden Rheintorturm, also an einem sehr günstigen Standort. Explizit genannt wird in den Jahren von 1441-1489 als Besitzer ein Hufschmied Hans Hübscher (Beyerle/Maurer 1908, 337-338). Mit keinem Handwerkernamen lassen sich die Schmiedeschlacken des 13./14. Jahrhunderts verbinden, die auf der anderen Seite der Stadt auf dem Grundstück Hussenstraße 41 geborgen wurden (Dumitrache 2000, 98). Die Standorte weiterer Schmiede-

des 15. Jahrhunderts als Binder auszumachen (Bechtold 1981, 161-236), einer detailliertere Analyse zufolge dürften zehn bis 20 Betriebe gleichzeitig bestanden haben⁶. Binder hatten allerdings eine Produktionspalette, die weit über die Fertigung von Fässern hinausging. Ein spezialisierter Fassmacher Jos Taeppi war im Vorort Petershausen ansässig (Trepkas 2009, 16).

Für die Verteilung von Waren und Nachrichten waren die Gewerbe der Karrer, Sackträger, Läufer und Träger zuständig, die aber zahlenmäßig keine große Rolle spielten und deren Tätigkeiten sich naturgemäß einem archäologischen Nachweis entziehen (Bechtold 1981, 161-236).



Abb. 9 Eines der großen in Konstanz ausgegrabenen Fässer (Konservierungslabor Ralf Riens).

6 Eine Publikation zu mittelalterlichen Fassfunden und dem Binderwesen in Konstanz durch den Verfasser ist in Vorbereitung.

Resümee

Die Infrastruktur für Handel und Transport in Konstanz war einer Entwicklung unterworfen, die aber über die Jahrhunderte nicht gleichmäßig verlief, sondern bestimmte Schübe erlebte. Diese entstanden nicht zufällig, sondern waren ein Reflex auf die Intensität der Handelsaktivitäten und die Bedürfnisse und Notwendigkeiten der Handeltreibenden.

Der erste Schritt ist im 10. Jahrhundert zu beobachten, als mit dem Erhalt wichtiger Rechte ein Marktbereich ausgewiesen und ein Hafen angelegt wurde, der statt aus einer einfachen Schiffslände nun aus einem befestigten Uferweg und in den See vorspringenden holzverstärkten Landestegen bestand. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts verlegte man, getragen durch einen starken Zuwachs an Bevölkerung, dem massiven Ausbau von Handelsaktivitäten und vielleicht auch befördert durch die Anfänge kommunaler Selbstverwaltung Markt und Hafen weiter nach Süden (Röber 2013, 342-344). Neben den Marktbuden entstanden auch ortsfeste immobile Gebäude im Marktbereich. Der Bau der Rheinbrücke bildete einen weiteren wichtigen Baustein im Warentransport. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts sind die extensive innerstädtische Verdichtung und die Landgewinnungsprozesse in der Kernstadt weitgehend abgeschlossen, sodass die umfangreichen Transporte von Baumaterialien, Sand und Kies endeten. In der Folge konnte die Stadt auf der Ostseite durch eine Stadtmauer geschlossen werden, der Bau des Kaufhauses vereinfachte die Handelsabläufe wesentlich. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ermöglichte es der Bau einer der Stadtmauer vorgelagerten Hafenplattform, mehr Schiffe gleichzeitig anzulanden und großvolumige Waren vor dem Einbringen im Kaufhaus zwischen-

zulagern. Ein erneuter Innovationsschub ist dann erst wieder in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch das Aufkommen von Dampfschiff und Eisenbahn zu beobachten (Röber 2000, 206-208).

Auf den ersten Blick verwundert es, dass der infrastrukturelle Ausbau im 15. Jahrhundert stagnierte. Zu dieser Zeit gewann der oberdeutsche Wirtschaftsraum stark an Bedeutung, da seine zentrale Lage in Europa einen weit ausgreifenden Handel in alle Himmelsrichtungen ermöglichte (Fumasoli 2017, 18). Große Unternehmen wie die in Bern ansässige Diesbach-Watt-Gesellschaft (Veronesi 2014, 72-74) oder die große Ravensburger Handelsgesellschaft waren überregional tätig. Die große Ravensburger Handelsgesellschaft, an der die Konstanzer Familie Muntprat wesentlich beteiligt war, unterhielt Niederlassungen unter anderem in Avignon, Brügge, Genf, Mailand und Barcelona. Ihr Schwerpunkt lag aber in Katalonien. Zu den Hauptimportartikeln gehörten Safran, Korallen, Zucker, Südfrüchte, Reis, Wachs und Felle, während Leinwand und Barchent exportiert wurden (Veronesi 2014, 119-121). Das regionale Nachfragepotential nach derartig exotischen Produkten, die auch volumen- und gewichtsmäßig kaum ins Gewicht gefallen sein werden, dürfte nicht übermäßig hoch gewesen sein. Dazu kommt, dass sich der Schwerpunkt der Leinwandverarbeitung und des Leinwandhandels im zweiten und dritten Viertel des 15. Jahrhunderts von Konstanz nach St. Gallen verlagert hatte (Fumasoli 2017, 105). Entscheidend für die städtische Infrastruktur in dieser Zeit war folglich der regionale Warenumschlag, dessen Ansprüchen der seit dem Ende des 14. Jahrhunderts erreichte Ausbauzustand offenbar genügte.

Literatur

AUSTERMANN 2019: M. Austermann, An der Nordostseite der ältesten Stadt Münster. Die Grabungen am Drubbel 2002/2003, in: Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 14, 2018/2019, Darmstadt 2019, 219-399.

BECHTOLD 1981: K. Bechtold, Zunftbürgerschaft und Patriziat. Studien zur Sozialgeschichte der Stadt Konstanz im 14. und 15. Jahrhundert. Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 26, Sigma-ringen 1981.

BEYERLE/MAURER 1908: K. Beyerle/ A. Maurer, Konstanzer

Häuserbuch. Festschrift zur Jahrhundertfeier der Stadt Konstanz mit dem Hause Baden 2: Geschichtliche Ortsbeschreibung, Heidelberg 1908.

BLECKMANN 2021: C. Bleckmann, Warenumschlag, Hafenanlagen und Gredhäuser, in: Mittelalter am Bodensee. Wirtschaftsraum zwischen Alpen und Rheinfall, Frauenfeld 2021, 88-96.

BLECKMANN/JANSEN 2013: C. Bleckmann/ M. Jansen, Bauen, Gebaut, Abgerissen. Die bauliche Entwicklung am Konstanzer Kaufhaus, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees

- und seiner Umgebung 131, Ostfildern 2013, 3-31.
- DUMITRACHE 2000: M. Dumitache, Konstanz. Archäologischer Stadtatlas 1, Stuttgart 2000.
- DUMITRACHE 2018: M. Dumitache, Die Konstanzer Marktstätte im Mittelalter und in der Neuzeit. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 5, Wiesbaden 2018.
- EGLI 2015: C. Egli, Bodenseeleinwand – Tuch mit jahrtausendealner Tradition, in: S. Volkart (Hrsg.), Vom Bodensee nach Bischofszell. Alltag und Wirtschaft im 15. Jahrhundert. Der Thurgau im späten Mittelalter Bd. 2, Zürich 2015, 103-110
- FUMASOLI 2017: B. Fumasoli, Wirtschaftserfolg zwischen Zufall und Innovativität: Oberdeutsche Städte und ihre Exportwirtschaft im Vergleich (1350-1550). Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 241, Stuttgart 2017.
- HEILIGMANN/RÖBER 2011: J. Heiligmann/ R.Röber, Im See – am See. Archäologie in Konstanz, Friedberg 2011.
- HIRSCH 1906: F. Hirsch, Konstanzer Häuserbuch. Festschrift zur Jahrhundertfeier der Stadt Konstanz mit dem Hause Baden 1: Bauwesen und Häuserbau, Heidelberg 1906.
- KING 2015: S. King, Das „Konzil“ in Konstanz. Vom Kaufhaus zur Stadthalle, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 2/2015, Stuttgart 2015, 92-97.
- KIRCHSCHLAGER 2019: M. Kirchschlager, Das Blidenhaus – spätmittelalterlicher Zweckbau für Militärtechnik und Kriegsgerät, in: Burgen und Schlösser. Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege 4/2019, Braubach 2019, 214-227.
- LÖBBECKE/PFROMMER/RÖBER 2005: F. Löbbecke/ J. Pfrommer/ R. Röber, Bauen auf unsicherem Grund – Fundamentierungs-techniken am Fallbeispiel Konstanz, in: W. Melzer (Hrsg.), Mittel-alterarchäologie und Bauhandwerk. Beiträge des 8. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittel-alterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 6, Soest 2005, 33-78.
- MAURER 1980: H. Maurer, Die Bischofsstadt Konstanz in staufischer Zeit, in: E. Maschke/ J. Sydow (Hrsg.), Südwestdeutsche Städte im Zeitalter der Staufer. Stadt in der Geschichte. Veröffentlichun-gen des südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung 6, Sigmaringen 1980, 68-94.
- MAURER 1988: H. Maurer, Das Konstanzer Kaufhaus im Mittelalter, in: B. Gonschor, Konstanz in alten Ansichten. Teil 2: Kaufhaus und Hafen, Konstanz 1988, 11-15.
- MAURER 1989: H. Maurer, Konstanz im Mittelalter II. Vom Konzil bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts. Geschichte der Stadt Konstanz 2, Konstanz 1989.
- MAURER 1996: H. Maurer, Konstanz im Mittelalter I. Von den An-fängen bis zum Konzil. Geschichte der Stadt Konstanz 1, Konstanz 1996.
- RÖBER 2000: R. Röber, Konstanz und seine Häfen. Standort und Infrastruktur von der Antike bis in das 19. Jahrhundert, in: R. Röber (zusgest.), ALManach 5/6, Einbaum, Lastensegler, Dampf-schiff. Frühe Schiffsfahrt in Südwestdeutschland, Stuttgart 2000, 185-214.
- RÖBER 2002: R. Röber, Warentransport im Bodenseeraum in Mit-telalter und früher Neuzeit, in: Hegau. Zeitschrift für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte des Gebietes zwischen Rhein, Donau und Bodensee 59, Singen 2002, 29-42.
- RÖBER 2004: R. Röber, Neue Erkenntnisse zum hoch- bis spätmittel-alterlichen Hafen von Konstanz, in: Archäologische Ausgrabun-gen in Baden-Württemberg 2003, Stuttgart 2004, 210-214.
- RÖBER 2009: M. Röber, „Locus Petreshusa“ – Topographiege-schichtliche Untersuchungen zu Kloster und Dorf Petershausen, in: R. Röber (zusgest.), Kloster, Dorf und Vorstadt Petershausen: archäologische, historische und anthropologische Untersuchun-gen. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 30, Stuttgart 2009, 21-68.
- RÖBER 2013: R. Röber, Konstanz um 1200 – Strukturwandel oder Kontinuität: eine siedlungsgeografisch-baugeschichtliche Studie, in: K. Igel, M. Jansen, R. Röber, J. Scheschke (Hrsg.), Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 96, Stuttgart 2013, 333-358.
- SCHENKENDORF 1966: W. Schenkendorf, Der „Goldene Adler“, in: Die Kulturgemeinde 8, 1966/1967, 2-5.
- SIEGLERSCHMIDT 1987: J. Sieglerschmidt, Maße, Gewichte und Währungen am westlichen und nördlichen Bodenseeufer um 1800, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 105, Friedrichshafen 1987, 75-91.
- TREPkas 2009: U. Trepkas, Die Bevölkerungsstruktur von Pe-tershausen, in: R. Röber (zusgest.), Kloster, Dorf und Vorstadt Petershausen: archäologische, historische und anthropologi-sche Untersuchungen. Forschungen und Berichte der Archäolo-gie des Mittelalters in Baden-Württemberg 30, Stuttgart 2009, 9-19.
- VERONESI 2014: M. Veronesi, Oberdeutsche Kaufleute in Genua, 1350 - 1490: Institutionen, Strategien, Kollektive. Veröffentli-chungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Ba-den-Württemberg Reihe B 199, Stuttgart 2014.

Hanseschiff aufgetaucht! Lübecks erstes Schiffswrack

von Felix Rösch, Lübeck

Einleitung

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts kommt es an Bord eines vollbeladenen Handelsschiffs zu einem folgenschweren Navigationsfehler. Kurz vor dem Zielhafen Lübeck läuft das Schiff in der Trave auf Höhe der schwierig zu passierenden Engstelle Stülper Huk auf Grund, schlägt leck und versinkt kurz darauf in den Fluten. Schiff und die sehnstüchtig erwartete Ladung sind unwiederbringlich verloren. So oder so ähnlich könnte sich die Situation vor etwa 370 Jahren abgespielt haben.

So dramatisch dieser Vorgang für die beteiligten Zeitgenossen auch abgelaufen sein mag – für die Archäologie stellt dieser Umstand einen außergewöhnlichen Glücksfall dar, wurden doch Rumpfschale und große

Teile der Ladung alsbald von Sediment überdeckt und blieben so bis in die jüngste Vergangenheit vor Zerstörung bewahrt. Erst durch die Fahrrinnenvertiefung der jüngeren Vergangenheit scheint das Fahrzeug wieder freigelegt worden zu sein.

Das Wrack bildet somit eine regelrechte Zeitkapsel aus der späten Hansezeit, die nicht nur Information zu Schifffahrt und Konstruktionstechnik liefert, sondern auch Aufschluss über Handelsbeziehungen und den Alltag an Bord erwarten lässt. Da bislang weder aus Lübeck noch an der südlichen Ostseeküste gut erhaltene Handelsschiffunde der frühen Neuzeit bekannt sind, ist es nicht zu hoch gegriffen, wenn man beim Schiffswrack von einem Sensationsfund spricht.

Entdeckungsgeschichte

So bekannt die Lübecker Archäologie für Forschungen auf dem Gebiet der Stadtarchäologie auch ist, sie darf deutschlandweit wohl nicht nur die frühesten, sondern auch die umfangreichsten Grabungen für sich reklamieren, international Aufsehen erregende, millionenschwere Projekte wie das Gründungsviertel stehen hier für sich (vgl. Beitrag Ulrich Müller in diesem Band), so war es der Stadt, die ihren mittelalterlichen Wohlstand maßgeblich dem schiffsgestützten Handel zu verdanken hatte, bisher nicht vergönnt, einen Schiffsfund ihr eigen zu nennen¹.

Dies änderte sich im Februar 2020, als die Firma Nicola Engineering bei einer Fächerlotpeilung in der Trave im Auftrag des Wasser- und Schifffahrtsamts Ostsee (WSA) auf eine wrackähnliche Anomalie unmittelbar südlich der Stülper Huk stieß (**Abb. 1**). Es sollten jedoch noch weitere eineinhalb Jahre ins Land gehen, bis sich bei einem Kontrolltauchgang durch Taucher des WSA ein in 11 m Tiefe liegendes historisches Holzschiff mitsamt Fassladung offenbarte. Nach erfolgter Meldung an den Bereich Archäologie wurde das Wrack im

¹ Unter den Mitarbeitern der Abteilung Archäologie ließen sogar Wetten, ob jemals ein archäologischer Schiffsfund zutage treten

würde. Nach Bekanntwerden des Wracks soll die eine oder andere Flasche Wein ihren Besitzer gewechselt haben.



Abb. 1 Fundstelle des Wracks vor der Stütper Huk im Lübecker Stadtgebiet (Grafik: F. Rösch unter Verwendung von Luftbildern © Aerowest GmbH 2022).



Abb. 2 Taucheinsatz der AMLA vor der Stütper Huk im November 2021 (Foto: I. Sudhoff).

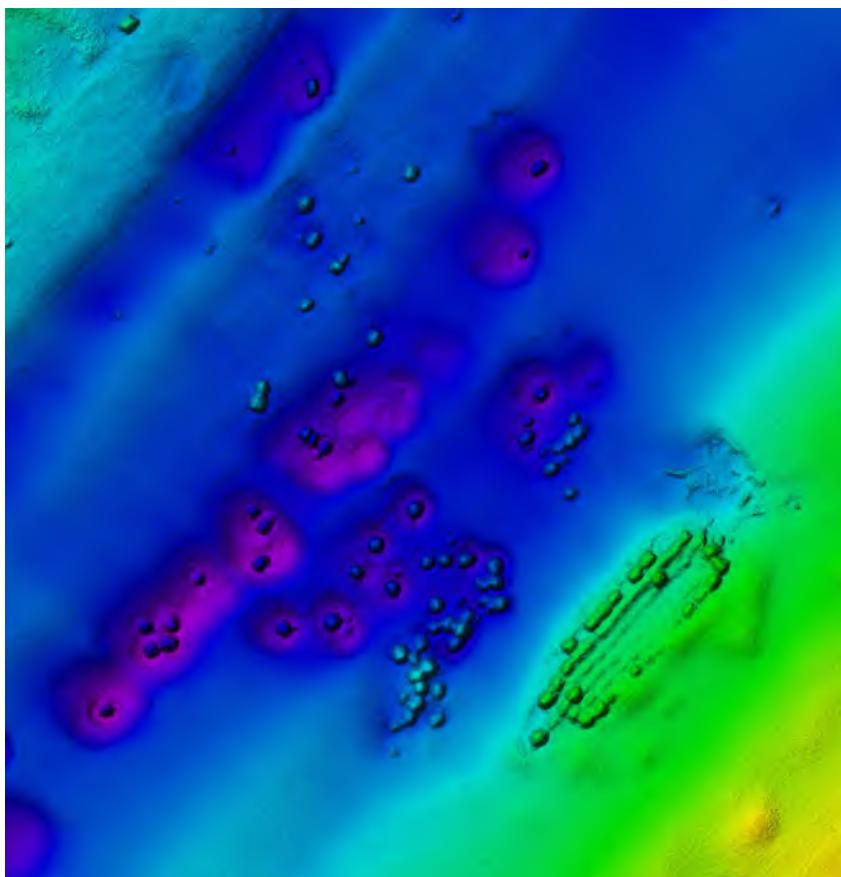


Abb. 3 Multibeamaufnahme der Fundstelle. Im Südosten ist die in Schiffssform angeordnete Fassladung zu erkennen, unmittelbar darüber befindet sich die abgebrochene Bordwand. Westlich davon sind die zahlreichen Fässer zu erkennen, die im tiefsten Bereich der Fahrrinne verstreut sind (Grafik: EGGER'S Kampfmittelbergung).

September 2021 durch Eintragung in die Denkmalliste der Hansestadt Lübeck unter Schutz gestellt und weitere

Vertreter:innen des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege und der CAU bekannt gemacht.

Das Wrack

Die gesamte Fundstelle erstreckt sich über eine Fläche von ca. 90 x 40 m. Während sich etwa die Hälfte der Fassladung auf 90 m Länge von Nordosten bis Südwesten verteilt, liegt das Schiffswrack in gleicher Ausrichtung parallel zur Kante der Richtung Westen abfallenden Fahrrinne der Trave. Es ist noch auf ca. 17 m Länge und ca. 5 m Breite sichtbar. Ein Großteil des Schiffsrumpfes lässt sich durch die aus Fässern bestehende Ladung nachvollziehen, von denen sich die meisten noch in sechs parallel zueinander angeordneten Reihen *in situ* befinden. Hölzerne Konstruktionsbestandteile sind hingegen

nur an der westlichen Seite des Schiffsrumpfes, wo die Oberkanten erodierter Spanten mit Querschnittsmaßen von ca. 18 x 15 cm (B x H) und Teile der Beplankung und Wegerung offen liegen, sowie im nördlichen Teil des Schiffes sichtbar. Hier konnte, ein Stück nordöstlich versetzt von der Fässerladung, das vom Rumpf abgetrennte Stück Bordwand dokumentiert werden. Dieses setzt sich aus sechs Planken und vier bis fünf Spantteilen, die sich noch im Verbund befinden, zusammen. Die Planken sind auf Stoß gesetzt, was für ein in Kraweltechnik gebautes Schiff spricht. Die Hölzer dieses Stücks Bordwand sind

Untersuchungen geplant. Bis Ende des Jahres folgten Aufnahmen der Fundstelle mit einem Sidescan-sonar sowie 13 Tauchgänge an insgesamt zwei Tauchtagen durch Forschungstaucher der Arbeitsgruppe für maritime und limnische Archäologie (AMLA) an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU). Begünstigt durch gute Sicht ließ sich ein krawelbeplanktes, auf ca. 17 m Länge erhaltenes Handelsschiff identifizieren und fotogrammetrisch dokumentieren (Abb. 2). In sechs Reihen fanden sich noch 77 *in situ* liegende Fässer im Schiffsrumpf, weitere Fässer lagen westlich davon in der Fahrrinne verstreut. Im nördlichen Teil konnte zudem ein ca. 4 x 4 m großes, abgebrochenes Stück Bordwand identifiziert werden.

Im Sommer 2022 erfolgte schließlich noch der gezielte Einsatz eines Multibeams, einer Sonartechnik, die es ermöglicht, hochauflösende Bilder des Gewässerbodens zu erzeugen (Abb. 3). Am 26. Juli wurde der Wrackfund der Öffentlichkeit im Rahmen einer Pressekonferenz durch Bürgermeister Jan Lindenau,

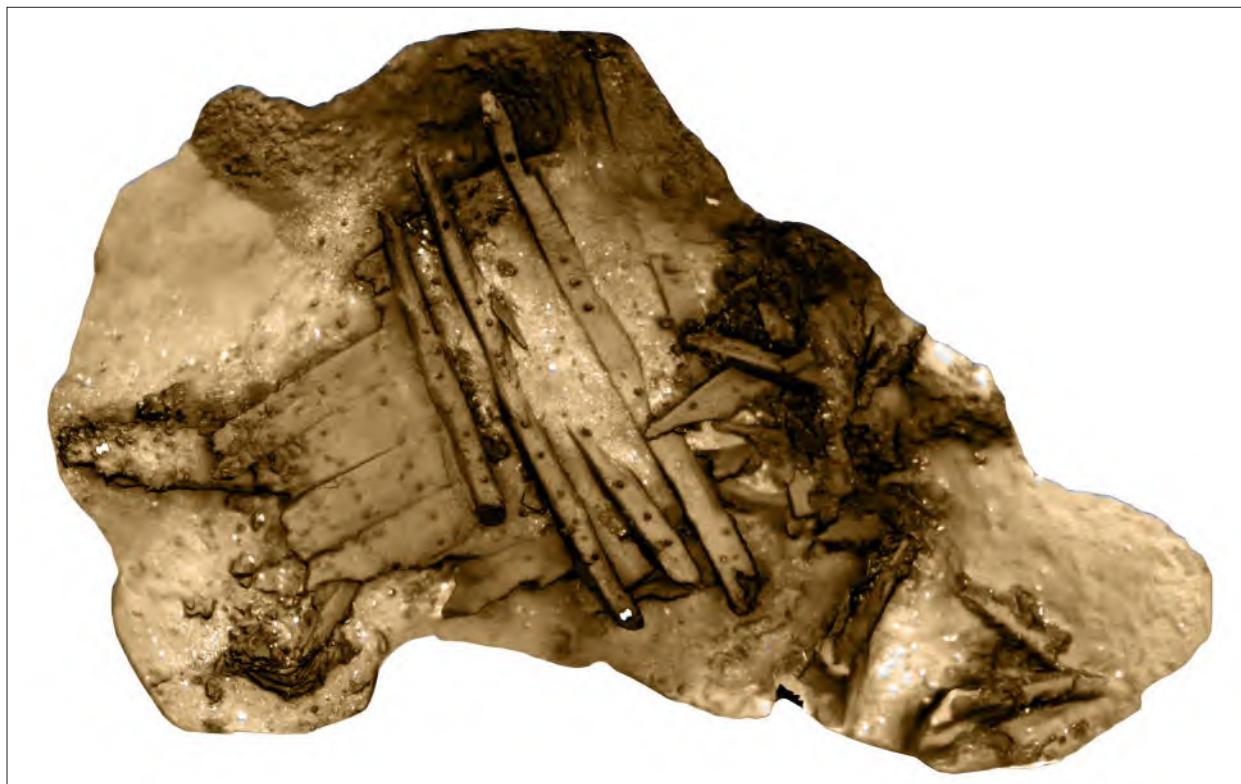


Abb. 4 3D-Modell des offenliegenden Bordwandfragments (nach J. Enzmann/F. Wilkes).

teilweise stark beschädigt und einige Spanten beginnen, sich von den Planken, mit denen sie durch Holznägel verbunden sind, zu lösen. Andere Hölzer sind bereits gelöst und liegen lose verstreut im Umfeld oder stecken in der Wandung der Kuhle. Die Spanten weisen hier teilweise Querschnittsmaße von ca. 15 x 13 cm (B x H) auf und sind im Abstand von 15–18 cm zueinander angeordnet. Die Breite der Planken liegt um die 30 cm (Abb. 4). Da Teile des Bordwandfragments bereits von der Schiffsbohrmuschel *teredo navalis* befallen sind, ist davon auszugehen, dass es schon seit einigen Jahren offenliegt. Auch die sich lösenden Teile sprechen dafür. Vormals muss es jedoch von Sediment bedeckt und geschützt gewesen sein, denn sonst hätte die in den frühen 1990ern in die Ostsee eingedrungene Bohrmuschel die offenliegenden Holzteile bereits stärker befallen (vgl. Lippert et al. 2017). Ähnliches indiziert die geringe Größe der anhaftenden Miesmuscheln (Enzmann et al. 2022, 36).

Die verstreuten Fässer umfassen ebenfalls an die 70–75 Exemplare, sodass insgesamt 150 Fässer bekannt sind. Die weite Streuung verwundert nicht, da hier das

Unterwasserrelief von 11 m Tiefe auf Höhe des Wracks in Richtung Fahrrinne bis auf 13 m abfällt (Abb. 3). Die Fässer scheinen also regelrecht ins Zentrum der Fahrrinne hinabgerollt zu sein. Dort wurden sie dann durch moderne Baggerungen auf 90 m Länge verteilt (vgl. Lilienfeld-Toal 1982, 53–70).

Die Fässer sind aus Holz gefertigt und messen ca. 70–75 cm in der Länge, die Durchmesser betragen 45–50 cm an Deckel und Boden sowie 55–60 cm im Bauchbereich. Viele der Behälter sind aufgeplatzt und von einem harten weißen Konglomerat umgeben, das als Branntkalk identifiziert werden konnte (Enzmann et al. 2022, 30). Sämtliche Fässer, die während der Tauchgänge sowohl im Rumpf als auch neben dem Wrack genauer untersucht werden konnten, scheinen diesen Inhalt aufzuweisen. Ob jedoch die gesamte Ladung aus Branntkalk bestand oder sich auch andere Güter in den Fässern befunden haben, wird sich erst bei genauer Untersuchung herausstellen.

Auch wenn die hölzernen Überreste des gesunkenen Schiffs nur auf ca. 17 m Länge und 5 m Breite nach-

vollzogen werden konnten, legt die Streuung der Fässer nahe, dass das Schiff vormals eine Länge von mindestens 20 m besaß. Auch eine Länge von bis zu 25 m liegt durchaus im Bereich des Möglichen. Die Breite ist entsprechend bei 5,5–7 m anzusetzen.

Im Zuge der taucherischen Untersuchungen wurden zur Holzartbestimmung und dendrochronologischen Untersuchung drei Hölzer, zwei Wrangen und eine Wegerungsplanke, geborgen. Die Planke wurde aus südschwedischer Kiefer gefertigt und wurde um/nach 1650

geschlagen. Die Wrangen stammen von Eichen aus dem Raum Lüneburg sowie dem westlichen Schleswig-Holstein. Eine Probe wies ausschließlich Kernholz auf und datiert nach 1553. Das Holz der anderen wurde laut Waldkante 1554 geschlagen, ist aber aufgrund von nur 38 Jahrringen ebenfalls als wenig belastbar einzustufen. Sollte das Stück der Wegerungsplanke, die an beiden Enden eine Laschung aufweist, kein Reparaturstück sein, so ist ein Baudatum des Fahrzeugs gegen Mitte des 17. Jahrhunderts wahrscheinlich. Damit fällt das Fahrzeug in die späte Hansezeit².

Kraweelschiffbau in der frühen Neuzeit

Im Mittelmeerraum schon seit dem frühen Mittelalter bekannt, verbreitet sich der Kraweelschiffbau in Nordeuropa erst am Ende des Mittelalters. Ab Mitte des 15. Jahrhunderts häufen sich die Nachrichten über in den Niederlanden, England und Dänemark gebaute Kraweelschiffe, wofür gezielt Experten von der Atlantikküste angeheuert wurden (Hocker 1999, 21f.; Belasus 2019, 181; Probst 1994, 143–145; Friel 1995, 175–178). Als das erste bekannte Kraweelschiff im Ostseeraum gilt gemeinhin die Peter von Danzig, ein französisches Fahrzeug aus La Rochelle, das 1462 nach Danzig kam, dort havarierte und von der Stadt gekauft und instandgesetzt wurde (Możejko 2020). Im Gegensatz zu der in der Literatur häufig zu findenden Argumentation handelt es sich dabei nicht um den Beginn des Kraweelschiffbaus in der Ostsee. Dieser etablierte sich nach Ausweis des aktuellen Forschungsstandes erst in den folgenden beiden Jahrhunderten (Belasus 2014, 264). So werden in den 1570ern, also hundert Jahre später, Danziger Schiffsbauer erwähnt, die große Kraweelschiffe bauen (Probst 1994, 143).

Die Einführung des Kraweelschiffbaus in Nordeuropa bedingte sich vor allem durch ökonomische Vorteile, der sich die Schiffsbauer und ihre Financiers kaum entziehen konnten und nicht, wie oft behauptet, dadurch, dass er die Kiellegung größerer Fahrzeuge ermöglichte. Durch die Eigenschaft, dass die Planken nicht mehr miteinander verbunden werden mussten, konnten teils mehrere Tonnen Eisen eingespart werden. Auch die Sinteln (Kalfatklammern) fielen weg, indem man Bretter zur Abdeckung von Kalfat verwendete. Beides hatte

zudem eine wesentliche Reduktion der aufgewandten Arbeitszeit zur Folge. Auch im Hinblick auf die Rumpfgestaltung und spätere Reparaturmaßnahmen brachte die krawele Beplankung deutliche Vorteile mit sich, denn erstere bot größere Variationen, während zweitere einfacher durchzuführen waren. Um jedoch die notwendige Rumpfstabilität, die zuvor durch die geklinkerte Schiffsdeck gewährleistet wurde, zu erhalten, waren jetzt mehr Spannen notwendig.

Allerdings konnte der mediterrane Kraweelschiffbau von den nordeuropäischen Schiffbauern, die in der für im Klinkerschiff- oder „Koggenebau“ bzw. „Typ Bremen“ angewandten Schalenbauweise geschult waren, nicht ohne weiteres übernommen werden. Die hiesigen Traditionen wurden mündlich tradiert und durch praktische Ausübung über Generationen hinweg vermittelt. Es existierten keine schriftlichen Aufzeichnungen über diese Art des Schiffbaus, da die Schiffsform bei der Schalenbautechnik erst während des Baus des Rumpfes beziehungsweise des Bodens festgelegt wurde. Dem gegenüber stand der Krawelbau, der in mediterraner Tradition in Skelettbauweise ausgeführt wurde. Dabei wurde zunächst das Spantengerüst gefertigt, an das dann die Beplankung angebracht wurde (**Abb. 5**). Entsprechend musste die Schiffsform bereits vor dem Bauprozess feststehen, was eine umfassendere Planung und Aufzeichnungen voraussetzte. Eine Kopie der Skelettbauweise mit dem Wissen aus den nordeuropäischen Traditionen war daher nicht möglich. In den Niederlanden setzte sich allerdings schnell eine eigene Krawelbauweise durch, die der mittelalterlichen Tradition verhaftet blieb, aber

2 Zum Begriff „späthansisch“ bzw. späte Hansezeit vgl. Grassel 2018, 16.

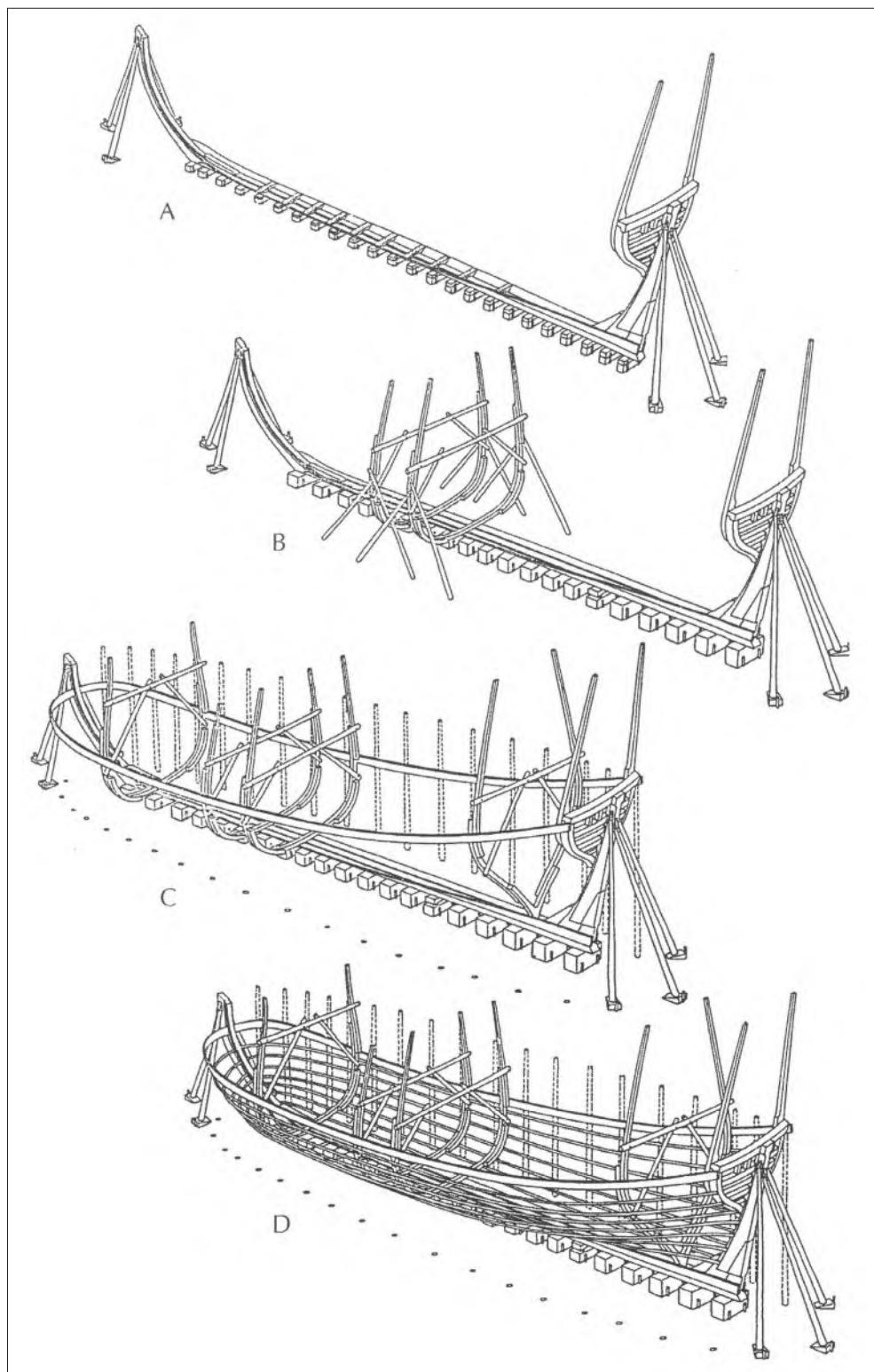


Abb. 5 Vier Phasen der Skelettbauweise, wie sie Ende des 17. Jahrhunderts in Rotterdam zum Einsatz gekommen sein soll (nach Lemée 2006, Fig. 2.3).

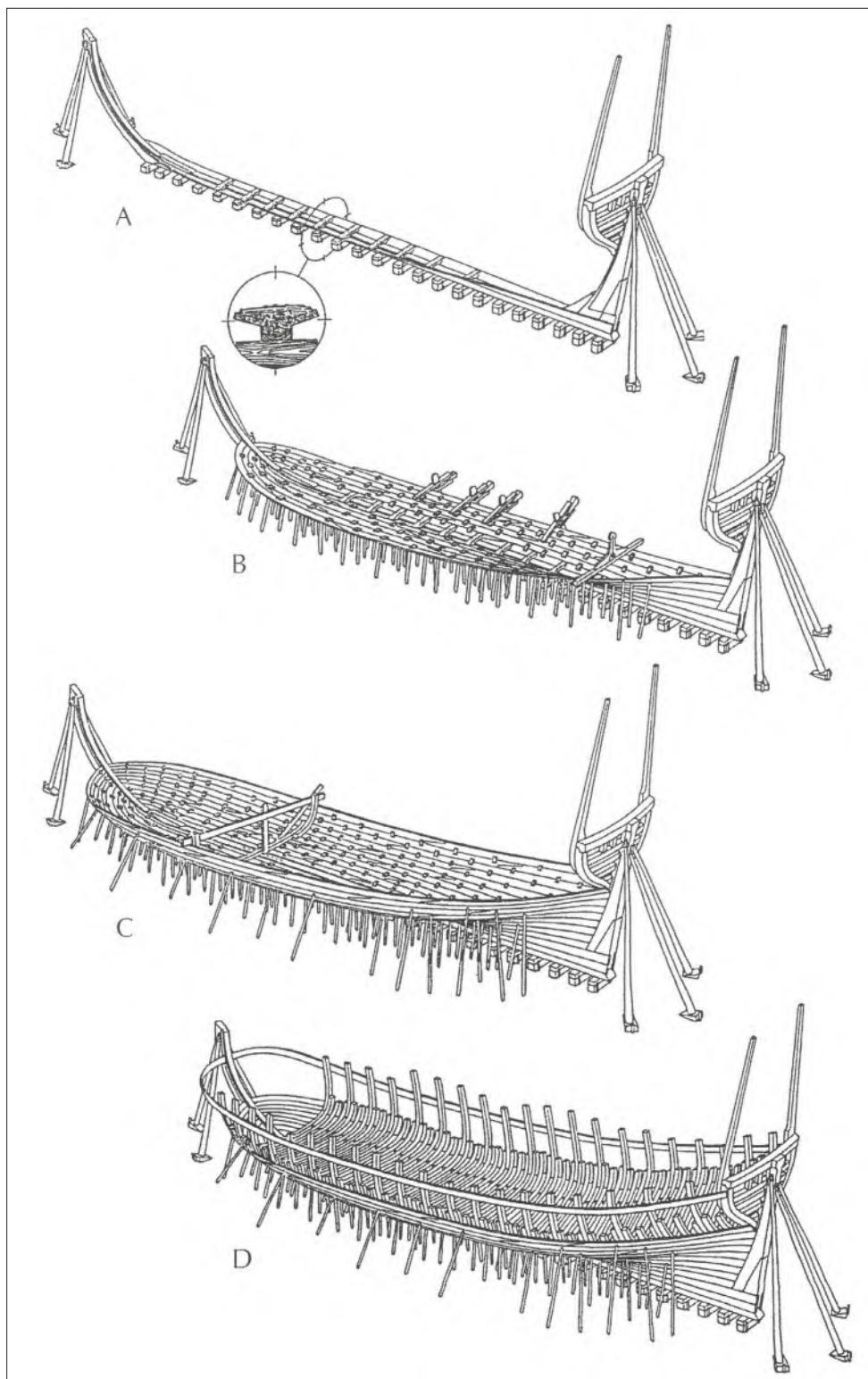


Abb. 6 Vier Phasen der Schalenbauweise bzw. niederländischen Bodenbauweise, wie sie im 17. Jahrhundert in Holland und um Amsterdam praktiziert worden sein soll (nach Lemée 2006, Fig. 2.3).

dennnoch viele Vorteile des Kraweelschiffs umzusetzen vermochte. Bei dieser Bauweise wurde, wie vom „Typ Bremen“ gewohnt, zuerst der Boden als eigenständige Struktur gebaut, um dann die Seiten des Rumpfs mit weiteren Spantteilen und Planken auszuarbeiten. Diese, in der englischsprachigen Literatur als *dutch bottom-based* oder *dutch flush* bezeichnete Technik war bis weit in das 17. Jahrhundert hinein insbesondere im privaten Schiffbau verbreitet (Abb. 6). Wesentliche Merkmale dieser Technik sind ein relativ leichtes Spantgerüst, bei dem die Bodenwrangen nicht mit Auflangern verbunden waren und eine große Variation in der Länge und Breite einzelner Hölzer, Holznägel an Planken und Wegerung sowie die besonders charakteristischen Reihen von dünnen Holzpropfen, sogenannten *spijkerpennen*, die durch das Anbringen von temporären Klammern und Leisten während des Baus des Rumpfes zurückblieben. Darüber hinaus fanden sich auch Bestandteile des Klinkerschiffbaus noch in kraweelbeplankten Fahrzeugen wieder (Hocker 1999, 22–26, 2004; Adams 2003; Bill 2003, 16; Lemée 2006, 303–311; Cattrysse 2013; Belasus 2019; Maarleveld 2013, 355).

Die kraweile Schiffskonstruktion der frühen Neuzeit in Nordeuropa stellt sich also mitnichten als eine singuläre Bauweise dar, sondern vielmehr als Melange verschiedener Techniken und Typen. Dabei ist mit Schiffen aus dem Atlantikraum und durch angeworbene Schiffbaumeister in Nordeuropa in Skelettbauweise gebauten Schiffen genauso zu rechnen wie mit Kraweelbautechniken, die noch regionalen Traditionen des „Typ Bremen“ aus dem Gebiet des Wattenmeerraums und der südlichen Ostseeküste oder dem nordischen Klinkerbau verhaftet waren.

Allgemein stellt sich der Stand zur (archäologischen) Erforschung der frühneuzeitlichen Schiffahrt in Nord- und Ostsee sehr lückenhaft dar (Grassel 2018, 127). Archäologische Untersuchungen zu Schiffsfunden der frühen Neuzeit in Deutschland liegen, abgesehen von der Dissertation von M. Belasus (2014) zum Klinkerschiffbau, bislang nur vereinzelt und selten ausführlich vor (vgl. Springmann 1997; Auer 2004; Auer/Schweitzer 2012). In den skandinavischen Ländern, wie auch in England und den Niederlanden, ist generell ein deutlich größeres gesellschaftliches Interesse an der maritimen Geschichte zu verzeichnen. Doch mit Ausnahme der Niederlande (Unger 1978; Maarleveld 1992, 161–163; Maarleveld 2013) steht hier vor allem der wikingerzeitlich-mittelalterliche Schiffbau oder der Marineschiffbau im Fokus.

Auch wenn es in den genannten Ländern einige umfangreichere Arbeiten und eine Reihe von Einzeluntersuchungen zu frühneuzeitlichen Schiffswracks, die der Handelsschifffahrt zuzurechnen sind, gibt (bspw. Lemée 2006), so ist doch zu konstatieren, dass die Anzahl der Untersuchungen gering ist und auch das generelle Verständnis zu den entsprechenden Schiffstypen und ihren Entwicklungen noch vielfach im Dunkeln liegt. Dies ist nicht nur dem Umstand der nationalen Schiffsarchäologien und des Fundaufkommens beziehungsweise der Erhaltungsbedingungen geschuldet, sondern auch Resultat der zeitgenössischen Quellen. Im Gegensatz zum Marineschiffbau wurden die Konstruktionstechniken des privaten Schiffbaus erst deutlich später Gegenstand von Aufzeichnungen (Lemée 2006, 311).

Es muss als bezeichnend gelten, dass der niederländische Schiffsarchäologe T. Maarleveld (2013, Tab. 3) in seiner 2013 publizierten Auflistung von 40 kraweelbeplankten Handelsschiffen des ausgehenden 16. und 17. Jahrhunderts aus dem Ostseeraum nur den auf dem Gelände von Burmeister & Wain (B&W) ergrabenen Schiffsfundkomplex von Christianshavn in Kopenhagen und die Fleute von Jutholmen bei Stockholm auflistet. Auch wenn nicht alle archäologisch untersuchten Wrackfunde von Maarleveld Berücksichtigung fanden, so bildet diese Auflistung doch in etwa das Desiderat ab, welches für die frühneuzeitliche Handelsschifffahrt im Ostseeraum existiert.

Vor dem Hintergrund dieser sowie einiger jüngst entdeckter Wrackfunde zeichnet sich jedoch eine deutliche Dominanz des niederländischen Schiffbaus unter den kraweelen Fahrzeugen ab. Von den acht auf dem B&W-Gelände ausgegrabenen Fahrzeugen wiesen allein vier größere Schiffe eine niederländische Bodenbau-technik auf. Sie wurden allesamt zwischen 1584 und 1630 im Wattenmeergebiet zwischen Hoorn und Ribe, die meisten wahrscheinlich in Holland, gefertigt. Es handelt sich um ein kleineres, 15 m langes Küstenschiff, zwei Fleuten mit 27 und 35 m Länge sowie ein nachträglich von 19 auf 26 m verlängertes Schiff, einen sogenannten *verlanger*.

Fleuten (niederl. *fluit*, engl. *fluyt*) gelten als der am weitesten verbreitete Transportschiffstyp des 17. Jahrhunderts. Es handelt sich um ein sehr bauchiges und langgestrecktes Schiff, mit einem Längen-Breitenverhältnis von um die 4:1 bis zu 6:1 mit flachem Boden und schmalem Deck. Die Schiffe wurden in den Niederlanden im 16. Jahrhundert unter Anwendung der niederländi-

schen Bodenbautechnik entwickelt. Sie lösten durch ihre in hohem Maße standardisierte und ökonomische Bauweise auf der einen und ihre herausragenden Segel-eigenschaften bei geringer Mannschaftsstärke auf der anderen Seite eine regelrechte Revolution aus, wodurch die Niederlande der Hanse im Ostseehandel den Rang abliefern (Olechnowitz 1960, 13–22; Unger 1994; Höcker 1999, 25–28; Eriksson 2014). Trotz geringer Gesamtzahlen scheint sich die frühneuzeitliche Dominanz der Fleute auch unter den bekannten Wrackfunden wiederzuspiegeln. Im Ostseeraum sind eine Reihe von Fleuten des 17. Jahrhunderts bekannt, von denen einige hervorragend erhalten sind. Neben dem Jutholmen-Wrack (Cederlund 1982) sind es vor allem die bis in jüngerer Zeit entdeckten Schiffe wie die Anna-Maria (Ahlström 1997, 87–110), das Lions-Wrack (Eriksson 2012, 2013), das Ghost-Ship (Eriksson/Rönnby 2012) oder die durch das finnische „Badewanne“-Tauchteam im Finnischen Meerbusen entdeckte Fleute „The Swan“ (Badewanne 2021). Damit scheint sich die bisher aus Schriftquellen abgeleitete Dominanz niederländischer Akteure im Ostseeraum des ausgehenden 16. und 17. Jahrhunderts auch materiell zu bestätigen.

Im norddeutschen Küstengebiet sind trotz zahlloser bekannter Wracks bislang nur drei größere kraweelbeplankte Fahrzeuge aus dem Zeitraum des Lübecker Fundes genauer untersucht. Darunter befindet sich das sogenannte Mukran-Wrack (auch Jasmund 7), das vor Rügen entdeckt wurde. Bei dem um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus mit südlich von Hamburg geschla-

genem Holz gebauten Schiff handelt es sich um ein auf ca. 25–30 m Länge zu rekonstruierendes mehrmastiges Transportschiff, welches zu einem Kriegsschiff umfunktioniert und 1565 auf Grund gesetzt wurde (Springmann 1997; 1998; Förster 1999). Lange wurde angenommen, dass es sich bei dem Schiff um ein in niederländischer Bodenbautechnik angefertigtes Fahrzeug handelt (Förster 1999; Belasus 2019, 182), was jedoch durch jüngst erfolgte Nachuntersuchungen widerlegt wurde³.

Ein weiterer Wrackfund ist das Wittenbergen-Wrack. Das Schiff, das durch eine umfangreiche Waffenladung auch als Schmugglerschiff bekannt ist, wurde ebenfalls aus niedersächsischer Eiche gebaut, die um 1571 geschlagen wurde (Bracker 1986). Durch eine Reihe von Merkmalen ist der Fund als ein in niederländischer Bodenbautechnik gefertigtes Handelsschiff anzusprechen (Stanek 2011).

Von der Südspitze der Insel Sylt stammt ein nach 1690 ebenfalls in niederländischer Bodenbautechnik konstruiertes Fahrzeug. Eine Besonderheit des noch auf 15 m Länge erhaltenen Schiffs ist eine doppelte Eichenbeplankung, auch als *double dutch* bekannt, die unter anderem bei Schiffen der niederländischen Ostindienkompanie im frühen 17. Jahrhundert auftrat (Zwick/Klooß 2017; Zwick 2021). Daneben sind noch die Funde kleinerer Küstenschiffe um die 12 m Länge aus dem Wattenmeer wie die Wracks von Uelvesbüll (das sogenannte Zuckerschiff) und Hedwigenkoog zu nennen, die beide ebenfalls in niederländischer Tradition stehen (Englert 1997; Kühn 1999).

Eine erste Einordnung

Vor diesem Hintergrund stellt der Wrackfund vor der Stülper Huk allein schon durch die geringe Zahl zeitgenössischer Vergleichsfunde eine Besonderheit dar. Eines der wesentlichen wissenschaftlichen Potenziale ist in den schiffsbautechnischen Aspekten zu sehen. Bau- und Betriebszeit des Schiffs fallen in eine Epoche, in der der Schiffsbau zunehmend gezwungen ist, sich von aus dem Mittelalter tradierten Methoden zu lösen oder diese entsprechend anzupassen. Unter dem Eindruck der bisher erforschten Wracks ist eine Dominanz des niederländischen Einflusses auf den Schiffsbau durch

die Bodenbautechnik und die zahlreichen Fleuten offensichtlich.

Auch wenn am Wrackfund nur wenige konstruktive Elemente offen liegen, lassen sich bereits vorsichtig einige Tendenzen äußern. Zum einen sticht die unregelmäßige Größe der Spantbestandteile, beim abgebrochenen Teil der Bordwand handelt es sich um Auflanger, ins Auge. Die Durchmesser der Hölzer variieren zwischen 13 und 18 cm. Auch die Abstände der Auflanger zueinander sind unregelmäßig und liegen zwischen 15 bis 18 cm. Vor

³ So fehlen unter anderem die spijkerpennen (freundl. mündl. Mitteilung Mike Belasus) – und auch der große Abstand der Bodenwrangen, nur 20 Stück auf 20 m Schiffsrumpf, spricht dagegen.

allem handelt es sich um sehr kleine Abstände (**Abb. 4**). Diese Beobachtung spricht für ein in Schalenbauweise gefertigtes Fahrzeug, da die Skelettbauweise mit deutlich weniger, dafür wesentlich massiveren Spanten auskommt. Darüber hinaus konnten Holznägel an Planken und Weigerung beobachtet werden, was zusammen mit dem relativ leichten Spantengerüst und der sich abzeichnenden großen Variation in Länge und Breite einzelner Hölzer sogar für die niederländische Bodenbauweise sprechen würde. Der finale Nachweis wäre jedoch erst mit der Identifikation von *spijkerpennen* erbracht. Eine Fleute niederländischer Herkunft ist davon jedoch ausgenommen, zumindest, wenn die Schiffe aus dem Kopenhagener B&W-Fundkomplex als Referenz herangezogen werden, die ein geradlinigeres Spantgerüst aufweisen.

In der Regel wird bei den in niederländischer Bodenbauweise angefertigten Schiffsfunden davon ausgegangen, dass diese auch in den Niederlanden oder zumindest im südlichen Wattenmeergebiet gefertigt worden sind (vgl. Lemée 2006). Das Bauholz dieser Schiffe stammt aber nicht aus örtlichen Vorkommen, sondern wurde größtenteils aus Norddeutschland, der Weichselregion, dem Baltikum und Skandinavien importiert (Heußner 2005; Daly 2007). Das wirft die Frage auf, wo die zu Tausenden in den Hansestädten gebauten Handelsschiffe geblieben sind (vgl. dazu Olechnowitz 1965).

Allein für Lübeck lassen sich über Lastadienbücher, Kämmerei- und Drögelisten zwischen 1560 und 1800 2.450 gebaute Schiffe mit insgesamt etwa 150.000 Lasten (ca. 300.000 t) Ladekapazität feststellen. Es ist eine größere Anzahl von zeitgleich tätigen Schiffbaumeistern in Lübeck belegt, die bei einer durchschnittlichen Bauzeit von vier Monaten im Schnitt etwa zwei Schiffe pro Jahr fertigen konnten. So liefen an den Lübecker Werftplätzen auf der Lastadie in manchen Jahren bis zu 20 Schiffe vom Stapel. Die Fahrzeuge konnten Kapazitäten von bis zu 300 Lasten aufweisen, wobei die durchschnittlichen Größen

stark von der herrschenden Konjunktur abhängig waren. In manchen Zeiten wurden Schiffe mit im Schnitt gerade einmal 35–40 Lasten gefertigt, während der Durchschnitt in anderen Zeiträumen bei um die 100 Lasten lag (Olechnowitz 1960, 35–40).

Wollte ein Schiffer in Lübeck ein Schiff bauen lassen, meldete er die Größe des Schiffes, gerechnet in Ellen des Kiels, bei der Kämmerei an. Zudem erfolgte eine Schätzung der späteren Transportkapazitäten. Die nach der Fertigstellung errechneten Lasten wichen dabei mitunter gravierend, bis zu 50 Lasten sind belegt, von der Schätzung ab. Dies verdeutlicht eindrücklich, dass in Lübeck Schiffe nach Erfahrungswerten, deren letztliche Form erst im Bauprozess entstand, und nicht nach Aufzeichnungen gebaut wurden. Entsprechend darf von einer Fortführung der aus dem Mittelalter bekannten Boden- und Schalenbautechnik ausgegangen werden. Entsprechend glich kein Schiff dem anderen. Der Schiffbau entzog sich damit weitestgehend einer systematischen Standardisierung und Qualitätskontrolle und erwies sich lange Zeit als resistent gegenüber technischen Neuerungen. Erst ab 1617 wird ein Schiff auf „*Nye Ardh*“ und nach „*Nyen Munsters*“ in Lübeck gebaut, womit eine Fleute gemeint sein könnte⁴, während zahlreiche Schiffe unter dem Eindruck dieses erfolgreichen Schiffstyps nachträglich verlängert wurden. Ein Vierteljahrhundert später, ab 1642, wurde von angehenden Schiffszimmermeistern verlangt, einen Spanterriss anzufertigen (Olechnowitz 1960, 14–22, Anhang Nr. XXXV).

Sollte sich bei weiteren Untersuchungen ergeben, dass noch mehr Konstruktionshölzer des Wracks aus dem norddeutschen Raum stammen, so ist eine regionale Fertigung durchaus realistisch. Damit würde sich die große Chance eröffnen, erstmals den Einfluss des westeuropäischen Schiffsbaus auf die lokalen Traditionen in den Städten der südlichen Ostseeküste genauer untersuchen zu können.

Ladung

Insgesamt konnten um die 150 Fässer identifiziert werden – 77 im Rumpf mehrheitlich *in situ* liegend, die übrigen 70–75 südwestlich in der Fahrrinne verteilt (**Abb. 3**). Dem ersten Eindruck nach scheinen die Fässer alle mehr

oder weniger gleich groß zu sein. Allgemein weisen Fässer im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit eine große Bandbreite an Abmessungen auf. Betrachtet man Schiffsladungen wie die des in der ersten Hälfte des

⁴ Olechnowitz (1960, 14 Anm. 50) spricht in diesem Zusammenhang von einer Fleute, auch wenn in der Primärquelle, dem Lastadien-

buch, ausschließlich von „*Nye Ardh*“ und „*Nyen Munsters*“ die Rede ist.

15. Jahrhunderts gesunkenen Danziger Kupferschiffs, so wird offensichtlich, dass Fässer mit dem gleichen Inhalt in der Regel die gleiche Größe besitzen (Capelle 1981; Ossowski 2014, 263ff.). Die in Längsrichtung zum Rumpf liegende Ausrichtung darf zudem als typisch für Fassladungen gelten (Arbin 2012, 69; Ossowski 2014). Generell sind Ladungen auf mittelalterlichen Schiffen jedoch meist kleinteilig und sehr divers. An umfangreich untersuchten Ladungen neuzeitlicher Schiffe fehlt es bislang. Fassladungen in der Größenordnung des Lübecker Wracks sind bislang unbekannt.

Der Inhalt der Fässer des Lübecker Wracks konnte als Branntkalk identifiziert werden. Dieser wurde in großen Mengen zum Herstellen von Mörtel benötigt, fand aber auch für Putz oder beim Gerben Verwendung und war daher in den durch Backsteinbauten geprägten Hansestädten unabdingbar. Der gebrannte Kalk, chemisch CaO (Calciumoxid), ist jedoch ein gefährliches Transportgut, da er sich bei Kontakt mit Wasser erhitzt und an Volumen zunimmt (Munthe 1945, Anm. 1).

Über die große Anzahl der identifizierten Fässer lassen sich Rückschlüsse auf die Ladekapazität des Schiffs ziehen. Die Fässer haben ein errechnetes Volumen von 150–190 l. CaO besitzt wiederum eine Dichte von 3,37 g/cm³, woraus sich ein Gewicht von ca. 500–640 kg je vollem Fass ableiten lässt. Bei den insgesamt 150 Fässern kommt so ein Ladungsgewicht von umgerechnet 75–95 metrischen Tonnen zustande. Das bedeutet, dass das Schiff mindestens 75 t Ladung aufnehmen konnte, was ab dem späten 16. Jahrhundert 37,5 Lasten des Hanseraums entspricht. Wenn in Betracht gezogen wird, dass ein Teil der Fassladung einsedimentiert und nicht mehr sichtbar ist, verlagert oder zerstört wurde und auch andere Ladungsgüter nicht auszuschließen sind, könnte die Gesamtkapazität des Schiffs ohne weiteres über 100 t gelegen haben. Damit dürfte das Wrack von der Stülper Huk unter den zeitgenössischen Fahrzeugen eine durchschnittliche Ladungskapazität aufgewiesen haben – beispielsweise liegen die mittleren Kapazitäten der Schiffe, die in Lübeck zwischen 1608–1620 gebaut wurden, bei 70–80 t, die der hansischen Schiffe, die im 16. Jahrhundert die Shetlandinseln erreichten, bei 80 t und die derjenigen, die nach Island fuhren, bei 120 t (Olechnowitz 1960, 37; Hofmeister 2000, 40–44; Grassel 2018, 46f.).

Der Handel mit Kalk im Ostseeraum ist seit dem frühen 13. Jahrhundert belegt, als Kalksteine von Gotland in Städte der Hanse und in die Niederlande ausgeführt wurden (Ansorge 2005a, 129). Der erste Nachweis, der

explizit Branntkalk erwähnt, stammt von 1460. In diesem Jahr werden Kalksteine und Branntkalk von Visby in zahlreiche Städte des Ostseeraums, Westfalens, der Rheinregion, der Niederlande und Englands geliefert (Munthe 1945, 115). Dass Branntkalk jedoch noch früher verhandelt wurde belegen zwei Schiffsfunde mit entsprechender Ladung. Das Skaftö-Wrack, in den 1430ern gebaut, und das 1390 auf Kiel gelegte Skjernøysund-Wrack 3 (Arbin 2012, 2014; Auer/Marleveld 2013, 25–27). Damit ist Handel mit Branntkalk schon für das ausgehende 14. Jahrhundert im Ostseeraum belegt und damit deutlich früher als angenommen, denn lange Zeit wurde davon ausgegangen, dass Branntkalk erst ab Mitte des 17. Jahrhunderts von Gotland ausgeführt wurde (Sjöberg 1972, 52; Ansorge 2005a, 129f.; Eriksson 2010, 81). Zumindest scheint der Branntkalkexport ab dieser Zeit deutlich zuzunehmen.

Auch aus der Neuzeit lassen sich Schiffsfunde anführen, die im Zusammenhang mit dem Branntkalkhandel stehen. Ein um 1550 gebautes und 16 m langes Schiff, das vor der estnischen Insel Saaremaa gefunden wurde, wies eine doppelte Beplankung auf: innen Klinker und außen Kraweel. Da sich auf der Innenseite der inneren Beplankung Reste von verhärtetem Branntkalk fanden, wird die doppelte Beplankung als Bemühung verstanden, einen möglichst wasserdichten Rumpf für eine wasserempfindliche Ladung zu schaffen. Zudem spricht die bei diesem Fahrzeug besonders tiefe Bilge dafür (Mäss 1994). Auch das in den 1740er Jahren konstruierte Björns-Wrack, das im Stockholmer Schärengarten gefunden wurde, transportierte Branntkalk (Eriksson 2010, 81f.).

Wie bereits angeklungen, war Gotland der wichtigste Lieferant für den Rohstoff Kalk, der hier als hellgrauer Korallenkalk ansteht. Ebenfalls weit verbreitet ist der graue und rote Orthocerenkalk von der Insel Öland. Zudem sind Exporte aus dem Baltikum, Finnland und Dänemark bekannt (Ansorge 2005a, 129; 2005b, 308). Eine Herkunft des Kalks aus den Fässern des Lübecker Hanseschiffs von den Ostseeinseln darf als wahrscheinlich gelten. Im Umkehrschluss muss angenommen werden, dass die Schiffsladung für Lübeck bestimmt war. Die Hansischen Seestädte hatten einen immensen Bedarf an Branntkalk, der schon im Mittelalter nicht allein durch lokale Kalkvorkommen gedeckt werden konnte (vgl. allg. Ansorge 2005b).

Nicht selten lassen sich eingeritzte Hausmarken auf Fässern identifizieren. Sie bieten die Möglichkeit,

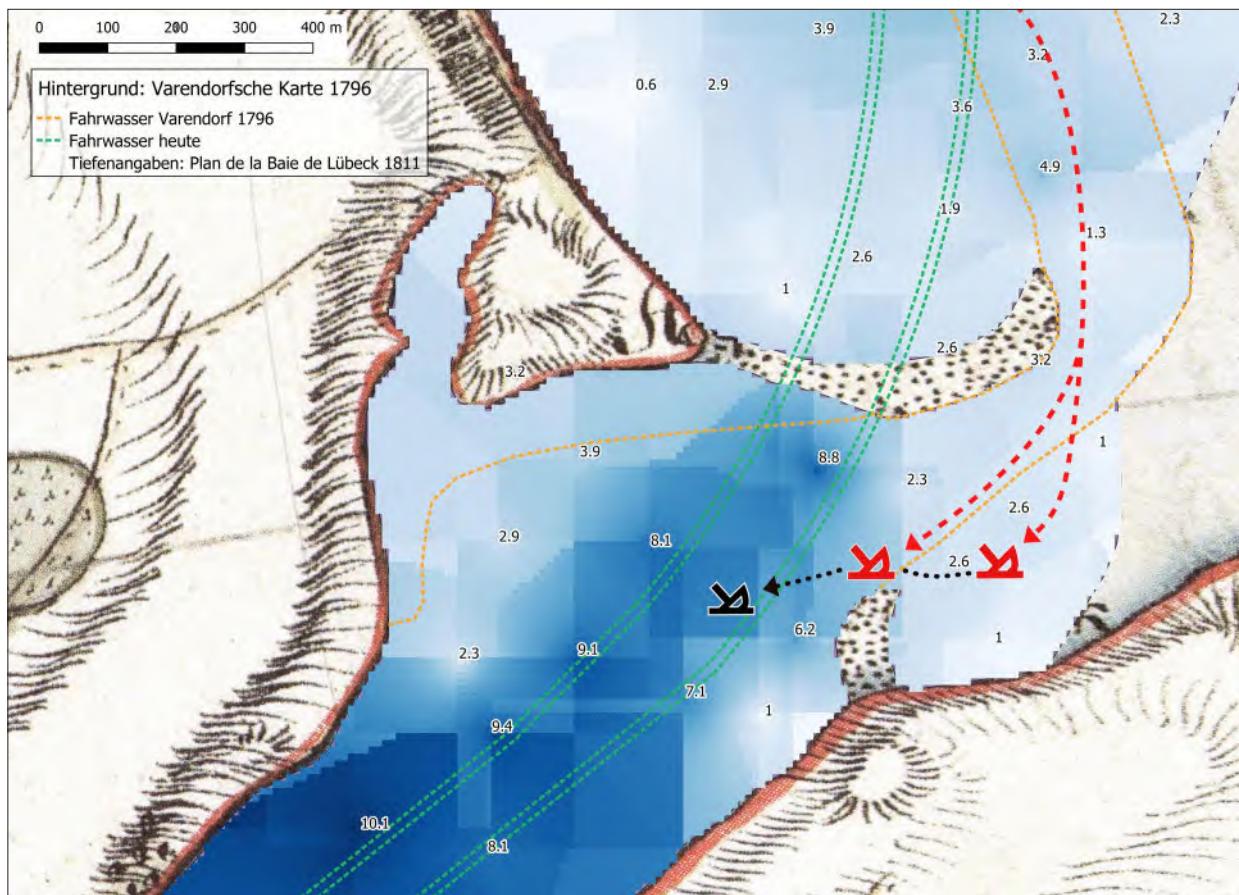


Abb. 7 Möglicher Verlauf der Havarie im Bereich der Stülper Huk. Von Norden kommend läuft das Hanseschiff beim Versuch den Stülper Haken zu umfahren auf einer Muschelbank oder dem Sandhaken Teschauer Ort auf Grund, schlägt leck und sinkt kurz darauf (Grafik: F. Rösch).

Rückschlüsse auf den Produzenten oder Eigentümer der Ladung zu erhalten (s. zus. Falk 2003, Rösch 2021, 88).

Ob die Fässer beziehungsweise ihr sensibler Inhalt ursächlich für den Untergang des Schiffsfundes waren, lässt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht entscheiden. Sollten die Fässer jedoch in Kontakt mit größeren Mengen eindringendem Wasser gekommen sein, hätten sie eine Kettenreaktion ausgelöst, die unweigerlich zum Untergang des Schiffes geführt hätte. Auf jeden Fall ist es auf den ersten Blick auffällig, dass ein Schiff so kurz vor dem Zielhafen und nach der erfolgreichen Überquerung des offenen Meeres in einem Binnengewässer havariert. Wird allerdings die Wrackstelle unter historisch-geographischen Gesichtspunkten betrachtet, wird offenbar, dass es sich bei diesem Abschnitt der Trave um einen

äußerst kritischen Punkt handelte, der die Schiffer vor große Herausforderungen stellte. Im Gegensatz zur heutigen Situation, wo die Fahrinne unmittelbar östlich der Stülper Huk vorbeiführt, sah die Situation vor der *Erssten Traven-Correction* 1850–1854 noch gänzlich anders aus (Seelhoff 1995, 56). Ein langer Sandhaken reichte von der Stülper Huk bis auf 100 m ans Mecklenburger Ufer heran⁵. Zusätzlich verengte sich die Fahrinne, die hier gerade einmal 2,2–2,5 m tief war, auf 30 m. Unmittelbar nach Passieren der Engstelle musste das Schiff, das sich auf Kurs 170–180° befand, hart Steuerbord auf etwa 260° einschlagen, um nicht auf einer sich in der Teschauer Wiek befindlichen Muschelbank oder den Sandhaken Teschauer Ort aufzulaufen (Abb. 7). Das enge Fahrwasser, die Untiefen wie auch die erforderliche abrupte Kursänderung dürften diese Stelle selbst

⁵ Heute beträgt der Abstand ganze 500 m.

für erfahrene Seeleute zu einer großen Herausforderung gemacht haben. Gut möglich, dass die Stülper Huk nur unter optimalen Wind und Strömungsbedingungen oder getreidelt passiert werden konnte. Schon kleinste Fehler

oder abweichende Bedingungen können zu folgenschweren Ereignissen geführt haben, sodass das eingangs beschriebene Havarieszenario des Hanseschiffs durchaus in dieser Form vonstatten gegangen sein könnte.

Fazit

Es lässt sich festhalten, dass mit dem Wrackfund in der Trave, einem Schiff aus der Hansezeit, ein auf mehreren Gebieten bedeutender Fund von hoher wissenschaftlicher Bedeutung vorliegt. So macht einerseits der für die südliche Ostseeküste gute Erhaltungszustand und der Umstand, dass es sich um ein im aktiven Schiffsbetrieb gesunkenes und nicht abgewracktes Fahrzeug handelt, das Hanseschiff zu einer wertvollen Quelle. Andererseits ist es die Singularität des Objektes. Kraweile Handels schiffe des 17. Jahrhundert, erst recht mit vollständig erhaltener, umfangreicher Ladung, sind bisher kaum erforscht. Nach Auswertung der ersten Indizien spricht zunächst vieles für ein mittelgroßes mehrmastiges Fahrzeug, das in einer Zeit auf Kiel gelegt wurde, die stark von einer sich wandelnden Schiffsbautechnik geprägt war, die auch vor den Hansestädten nicht Halt machte.

Großes Potenzial liegt weiterhin in einer detaillierten Archivrecherche, denn Verlust von Schiff und Ladung

unmittelbar vor den Toren der Stadt sind mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht undokumentiert geblieben. Unter Umständen lassen sich so der Eigentümer des Schiffes, gegebenenfalls auch der Schiffsnname und der Besitzer der Ladung ausmachen. Erste Recherchen lieferten bereits Hinweise auf eine ganze Reihe von Havarien im entsprechenden Gebiet, darunter auch eine 1680 gestrandete Galliot (Enzmann et al. 2022, 23–30).

Durch Verbindung der Quellen wird sich das Han seschiff nicht nur in seinen zeithistorischen Kontext einbetten lassen, sondern auch in der Lage sein, ein ganzes Netzwerk von Beziehungen und Mechanismen am Abend der Hanse aufzudecken, das unser Verständnis dieser Epoche deutlich bereichern vermag (vgl. Ewert/ Sunder 2012; Burkhardt 2012; Eriksson 2013; 2014). Das wissenschaftliche Potenzial des ersten Lübecker Schiffswracks geht damit weit über technisch-konstruktive Aspekte des Schiffbaus hinaus⁶.

Literaturverzeichnis

- ADAMS 2003: J. Adams, Ships, innovation and social change. Aspects of carvel shipbuilding in northern Europe 1450–1850. Stockholm marine archaeology reports 3, Stockholm 2003.
- AHLSTRÖM 1997: C. Ahlström, Looking for leads. Shipwrecks of the past revealed by contemporary documents and the archaeological record (= Suomalaisen Tiedekatemiän toimituksia 284), Helsinki 1997.
- ANSORGE 2005: J. Ansorge, Handel mit Natursteinen und mineralischen Rohstoffen, in: H. Jöns, F. Lüth und H. Schäfer (Hrsg.), Archäologie unter dem Straßenpflaster. 15 Jahre Stadtkernarchäologie in Mecklenburg (= Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns 39), Schwerin 2005, 129–134.
- ANSORGE 2005b: J. Ansorge, Kalkbrennerei und Ziegelherstellung, in: H. Jöns, F. Lüth und H. Schäfer (Hrsg.), Archäologie unter dem Straßenpflaster. 15 Jahre Stadtkernarchäologie in Mecklenburg (= Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns 39), Schwerin 2005, 307–310.
- ARBIN 2012: S. von Arbin, A 15th Century Bulk Carrier, Wrecked off Skaftö Western Sweden, in: N. Güsenin (Hrsg.), Between continents (= ISBSA 12), Istanbul 2012, 67–74.
- ARBIN 2014: S. von Arbin, Skaftövraket – ett senmedeltida handelsfartyg. Rapport över arkeologisk forskningsundersökning 2006 och 2008 samt redovisning av vårdinsatser 2009. Bohusläns museum Rapport Uddevalla 2014.
- AUER 2004: J. Auer, Fregatten Mynden. A 17th century Danish frigate found in northern Germany, in: The International Journal of Nautical Archaeology 33/2, 2004, 264–280.
- AUER/MAARLEVeld 2013: J. Auer and T. J. Maarleveld, Skjernøysund Wreck 3. Fieldwork Report 2011 (= Esbjerg Maritime Archaeology Reports 5), Esbjerg 2013.

6 Wenige Wochen nach Abschluss dieser Zeilen soll die Bergung und Dokumentation des Wracks beginnen. Die anschließende Aus-

wertung wird zeigen, ob sich die aufgezeigten Potenziale bewährten. Tempus sit mihi testimonium.

- AUER/SCHWEITZER 2012: J. Auer and H. Schweitzer, The wreck of Prinsessan Hedvig Sophia. The archaeology and history of a Swedish ship of the line during the Great northern War, in: *Skyllis* 12, 2012, 57–63.
- BADEWANNE 2021: Badewanne Tauchteam. “The Swan” – 1636. Onlineeintrag vom 30.07.2021. http://badewanne.fi/?page_id=1129 (zuletzt abgerufen am 05.05.23).
- BELASUS 2014: M. Belasus, Tradition und Wandel im neuzeitlichen Klinkerschiffbau der Ostsee am Beispiel der Schiffsfunde Poel 11 und Hiddensee 12 aus Mecklenburg-Vorpommern. Dissertation Universität Rostock, Rostock 2014.
- BELASUS 2019: M. Belasus, The ships that headed north – an archaeological perspective, in: N. Mehler, M. Gardiner and E. Elvestad (Hrsgg.), German Trade in the North Atlantic c. 1400–1700. Interdisciplinary Perspectives (= AmS Skrifter 27), Stavanger 2019, 175–186.
- BILL 2003: J. Bill, Schiffe als Transportmittel im nordeuropäischen Raum, in: *Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit* 14, 2003, 9–19.
- BRACKER 1986: J. Bracker, Ein Wrackfund aus der Elbe bei Witzenbergen, in: H. Stoob (Hrsg.), See- und Flusshäfen vom Hochmittelalter bis zur Industrialisierung (= *Städteforschung* 24), Köln 1986, 229–260.
- BURKHARDT 2012: M. Burkhardt, Kaufmannsnetzwerke und Handelskultur. Zur Verbindung von interpersonellen Beziehungsgeflechten und kaufmännischem Habitus im spätmittelalterlichen Ostseeraum, in: S. Kleingärtner und G. Zeilinger (Hrsgg.), Raumbildung durch Netzwerke? Der Ostseeraum zwischen Wikingerzeit und Spätmittelalter aus archäologischer und geschichtswissenschaftlicher Perspektive (= *Beihefte Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters* 23), Bonn 2012, 117–130.
- CAPELLE 1981: T. Capelle, Faß und Tonne. Ein Beitrag zu Wörter und Sachen, in: R. Schmidt-Wiegand (Hrsg.), *Wörter und Sachen im Lichte der Bezeichnungsforschung*, Berlin 1981, 52–57.
- CATTRYSSE 2013: A. Cattrysse, Deviations in Northern-European Carvel Ship-building. Masterarbeit University of Southern Denmark, Esbjerg 2013.
- CEDERLUND 1982: C. O. Cederlund (Hrsg.), *Vraket vid Jutholmen. Fartygets byggnad* (= Projektet undervattensarkeologisk dokumentationsteknik 16), Stockholm 1982.
- DALY 2007: A. Daly, Timber, trade and tree-rings. A dendrochronological analysis of structural oak timber in Northern Europe, c. AD 1000 to c. AD 1650, Odense 2007.
- ENGLERT 1997: A. Englert, Das neuzeitliche Wrack aus dem Hiddensee, Kr. Dithmarschen (= *Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie* 41), Bonn 1997.
- ENZMANN ET AL. 2022: J. Enzmann, F. Jürgens und F. Wilkes, Ergebnisse der unterwasserarchäologischen und historischen Untersuchungen des Schiffwracks am Stülper Huk/Untertrave. Unpubl. Bericht. Institut für Ur- und Frühgeschichte, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Kiel 2022.
- ERIKSSON 2010: N. Eriksson, Between Clinker and Carvel. Aspects of hulls built with mixed planking in Scandinavia between 1550 and 1990, in: *Archaeologia Baltica* 14, 2010, 77–84.
- ERIKSSON 2012: N. Eriksson, The Lion Wreck. A survey of a 17th century Dutch merchant ship – an interim report, in: *International Journal of Nautical Archaeology* 41/1, 2012, 17–25.
- ERIKSSON 2013: N. Eriksson, Sailing, Sleeping and Eating on board 17th century ships. Tapping the Potential of Baltic Sea Shipwrecks with regard to the Archaeology of Space, in: J. Adams and J. Rönnby (Hrsgg.), *Interpreting shipwrecks. Maritime archaeological approaches* (= *Södertörn Academic Studies* 56 / Southampton Archaeology Monographs New Series 4), Southampton 2013, 97–109.
- ERIKSSON 2014: N. Eriksson, Urbanism under sail. An archaeology of fluit ships in early modern everyday life (= *Södertörn Doctoral Dissertations* 95 *Södertörn Archaeological Studies* 10), Södertörn 2014.
- ERIKSSON/RÖNNBY 2012: N. Eriksson and J. Rönnby, “The Ghost Ship”. An intact Fluyt from c. 1650 in the Middle of the Baltic Sea, in: *International Journal of Nautical Archaeology* 41/2, 2012, 350–361.
- EWERT/SUNDER 2012: U. C. Ewert and M. Sunder, Trading networks, monopoly and economic development in medieval Northern Europe, in: S. Kleingärtner und G. Zeilinger (Hrsgg.), Raumbildung durch Netzwerke? Der Ostseeraum zwischen Wikingerzeit und Spätmittelalter aus archäologischer und geschichtswissenschaftlicher Perspektive (= *Beihefte Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters* 23), Bonn 2012, 131–153.
- FALK 2003: A. Falk, Fässer mit Marken: Ein Beitrag zur Transport- und Handelsgeschichte, in: *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit* 14, 2003, 45–49.
- FÖRSTER 1999: T. Förster, Das Mukranwrack. Ein ungewöhnlicher Schiffsfund aus dem 16. Jahrhundert, in: *Nachrichtenblatt Arbeitskreis Unterwasserarchäologie* 5, 1999, 12–21.
- FRIEL 1995: I. Friel, The good ship. Ships, shipbuilding and technology in England 1200–1520, London 1995.
- GRASSEL 2018: P. Grassel, Die späthenzeitliche Schifffahrt im Nordatlantik vom 15. Jahrhundert bis zum 17. Jahrhundert. Das maritim-archäologische Potenzial hansischer Handelsplätze auf den Shetland-Inseln, den Färöer-Inseln und Island anhand archäologischer und historischer Quellen, Kiel 2018.
- HEUSSNER 2005: K.-U. Heußner, Handel mit Holz, in: H. Jöns, F. Lüth und H. Schäfer (Hrsgg.), *Archäologie unter dem Straßenpflaster. 15 Jahre Stadtarchäologie in Mecklenburg* (= Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns 39), Schwerin 2005, 125–128.
- HOCKER 1999: F. M. Hocker, Technical and organizational development in European shipyards 1400–1600, in: J. Bill and B. L. Clausen (Hrsgg.), *Maritime topography and the medieval town* (= *Publications from the National Museum. Studies in archaeology & history* 4), Copenhagen 1999, 21–32.

- HOCKER 2004: F. M. Hocker, Bottom-based shipbuilding in northwestern Europe, in: F. M. Hocker and C. A. Ward (Hrsg.), *The philosophy of shipbuilding. Conceptual approaches to the study of wooden ships*, College Station 2004, 65–93.
- HOFMEISTER 2000: A. E. Hofmeister, Hansische Kaufleute auf Island im 15. und 16. Jahrhundert, in: *Deutsch-Isländische Gesellschaft Bremerhaven/Bremen* (Hrsg.), Kirche – Kaufmann – Kabeljau. 1000 Jahre Bremer Islandfahrt, Bremen 2000, 33–45.
- KÜHN 1999: H. J. Kühn, Gestrandet bei Uelvesbüll. Wrackarchäologie in Nordfriesland, Husum 1999.
- LEMÉE 2006: C. P. P. Lemée, *The renaissance shipwrecks from Christianshavn. An archaeological and architectural study of large caravel vessels in Danish waters, 1580 – 1640* (= Ships and boats of the North 6), Roskilde 2006.
- LILIENFELD-TOAL 1982: S. von Lilienfeld-Toal, Der Ausbau der Untertrave, in: *Jahrbuch der Hafenbautechnischen Gesellschaft* 38/1981, Berlin/Heidelberg/New York 1982, 49–70.
- LIPPERT et al. 2017: H. Lippert, R. Weigelt, K. Glaser, R. Krauss, R. Bastrop and U. Karsten, Teredo navalis in the Baltic Sea. Larval dynamics of an invasive wood-boring bivalve at the edge of its distribution, in: *Frontiers in Marine Science* 4, 2017, 1–12.
- MAARLEVeld 1992: T. J. Maarleveld, Archaeology and early modern merchant ships. Building sequence and consequences: an introductory review, in: A. Carmiggelt (Hrsg.), *A contribution to medieval archaeology. Teksten van lezingen gehouden tijdens het symposium ‘Handel, handelsplaatsen en handelswaar vanaf de Vroege Middeleeuwen in de Lage Landen’ te Rotterdam* (= Rotterdam Papers VII), Rotterdam 1992, 155–173.
- MAARLEVeld 2013: T. J. Maarleveld, Early Modern Merchant Ships, Nicolaes Witsen and a Dutch-Flush Index, in: *International Journal of Nautical Archaeology* 42, 2013, 348–357.
- MÄSS 1994: V. Mäss, A Unique 16th century Estonian Ship Find, in: C. Westerdahl (Hrsg.), *Crossroads in ancient shipbuilding* (= ISBSA 6), Oxford 1994, 189–194.
- MOŽEJKO 2020: B. Możejko, Peter von Danzig. The story of a great caravel, 1462–1475 (= The northern world 86), Leiden/Boston 2020.
- MUNTHE 1945: H. Munthe, Om kalkindustrien på Gotland (= Med hammare och fackla 13), Stockholm 1945.
- OLECHNOWITZ 1960: K.-F. Olechnowitz, *Der Schiffbau der hansischen Spätzeit. Eine Untersuchung zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Hanse* (= Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte 3), Weimar 1960.
- OLECHNOWITZ 1965: K.-F. Olechnowitz, *Handel und Seeschifffahrt* der späten Hanse (= Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte 6), Weimar 1965.
- OSSOWSKI 2014: W. Ossowski, *The Copper Ship’s cargo. Ładunek Miedziowca*, in: W. Ossowski (Hrsg.), *The Copper Ship. A medieval shipwreck and its cargo*. Miedziowiec. Wrak średniowiecznego statku i jego ładunek (= Archaeological research of the Polish Maritime Museum 2), Gdańsk 2014, 241–300.
- PROBST 1994: N. M. Probst, The introduction of flushed-planked skin in Northern Europe – and the Elsinore wreck, in: C. Westerdahl (Hrsg.), *Crossroads in ancient shipbuilding* (= ISBSA 6), Oxford 1994, 143–152.
- RÖSCH 2021: F. Rösch, The technology of medieval maritime trade. An archaeological perspective on northern Germany and beyond, in: L. Rahmstorf, G. Barjamovic und N. Ialongo (Hrsg.), *Merchants, Measures and Money. Understanding Technologies of Early Trade in a Comparative Perspective* (= Weight & Value 2), Kiel/Hamburg 2021, 69–98.
- SEELHOFF 1995: I. Seelhoof, 850 Jahre Geschichte Lübecks – 850 Jahre Geschichte einer Hafenstadt (= Lübeck plant und baut 58), Lübeck 1995.
- SJÖBERG 1972: Å. G. Sjöberg, Den gotlandska kalkbränningens genombrott – gamla synpunkter och nya, in: *Gotländskt arkiv* 44, 1972, 39–54.
- SPRINGMANN 1997: M.-J. Springmann, Ein Wrack des 16. Jahrhunderts bei Mukran, Rügen, in: *Deutsches Schifffahrtsarchiv* 20, 1997, 459–486.
- SPRINGMANN 1998: M.-J. Springmann, The Mukran wreck, sunk off the Isle of Rügen, Germany in 1565. A preliminary report, in: *The International Journal of Nautical Archaeology* 27/2, 1998, 113–125.
- STANEK 2011: A. Stanek, The Wittenbergen wreck: an example of flush-planked ship construction in northern Europe. Masterarbeit University of Southern Denmark, Esbjerg 2011.
- UNGER 1978: R. W. Unger, *Dutch Shipbuilding before 1800. Aspects of economic history* (= The Low Countries 2), Assen 1978.
- UNGER 1994: R. W. Unger, The Fluit: Specialist Cargo Vessels 1500 to 1650, in: R. Gardiner (Hrsg.), *Cogs, caravels and galleons. The sailing ship 1000–1650*, London 1994, 115–130.
- ZWICK 2021: D. Zwick, Archäologie in der Tidenzone. Die neuen Wrackfunde aus dem nordfriesischen Wattenmeer, in: F. Huber (Hrsg.), *Zeitreisen unter Wasser. Spektakuläre Entdeckungen zwischen Ostsee und Bodensee*, Darmstadt 2021, 130–143.
- ZWICK/KLOOSS 2017: D. Zwick und S. Kloos, Das frühneuzeitliche Schiffswrack von Hörmum Odde, Sylt, in: *Skyllis* 17, 2017, 204–216.



Archäologie „by der Trauene“... Der Speicher An der Untertrave 98

von Ingrid Schalies-Jocić, Lübeck

Einleitung

Zu Beginn der 1990er Jahre sollte der Speicher An der Untertrave 98 in Lübeck saniert und umgebaut werden (**Abb. 1**). Es handelt sich bei dem Gebäude um einen siebengeschossigen Ziegelbau von 1870 mit hölzernen Mittelstützen auf Granitsockeln, welche die Holzbalkendecke im Erdgeschoss tragen, gelegen zwischen dem Saalgeschosshaus Alfstraße 38 an der Einmündung der Alfstraße und dem ehemaligen Spei-

cher „Bienenkorb“ An der Untertrave 97 am westlichen Rand des Baublocks 80. Dieser wird im Osten von der Geraden Querstraße begrenzt und im Norden bzw. Süden von unterer Mengstraße bzw. Alfstraße begleitet (**Abb. 2**). Im Zuge der Umbauarbeiten für die neue Nutzung als Restaurant mussten auch diverse Eingriffe in den historischen Untergrund¹ erfolgen, weshalb – wie bei Baumaßnahmen im UNESCO-Welterbe Lübe-



Abb. 1 Lübeck. Das imposante Speichergebäude An der Untertrave 98 von 1870; rechts das Saalgeschosshaus Alfstraße 38 von 1220, links der ehemalige Possehl'sche Speicher Nr. 97 von 1871.

¹ Absenkung des EG-Fußbodens, Bodenaushub zur Platzierung verschiedener technischer Anlagen und für Leitungsgräben, zusätzliche Fundamente sowie die örtliche Unterfangung von

Mauerwerk, des Weiteren Freilegungsarbeiten rund um die Fundamentsockel der Stützen bis mindestens ca. 0,70 m unter Niveau.

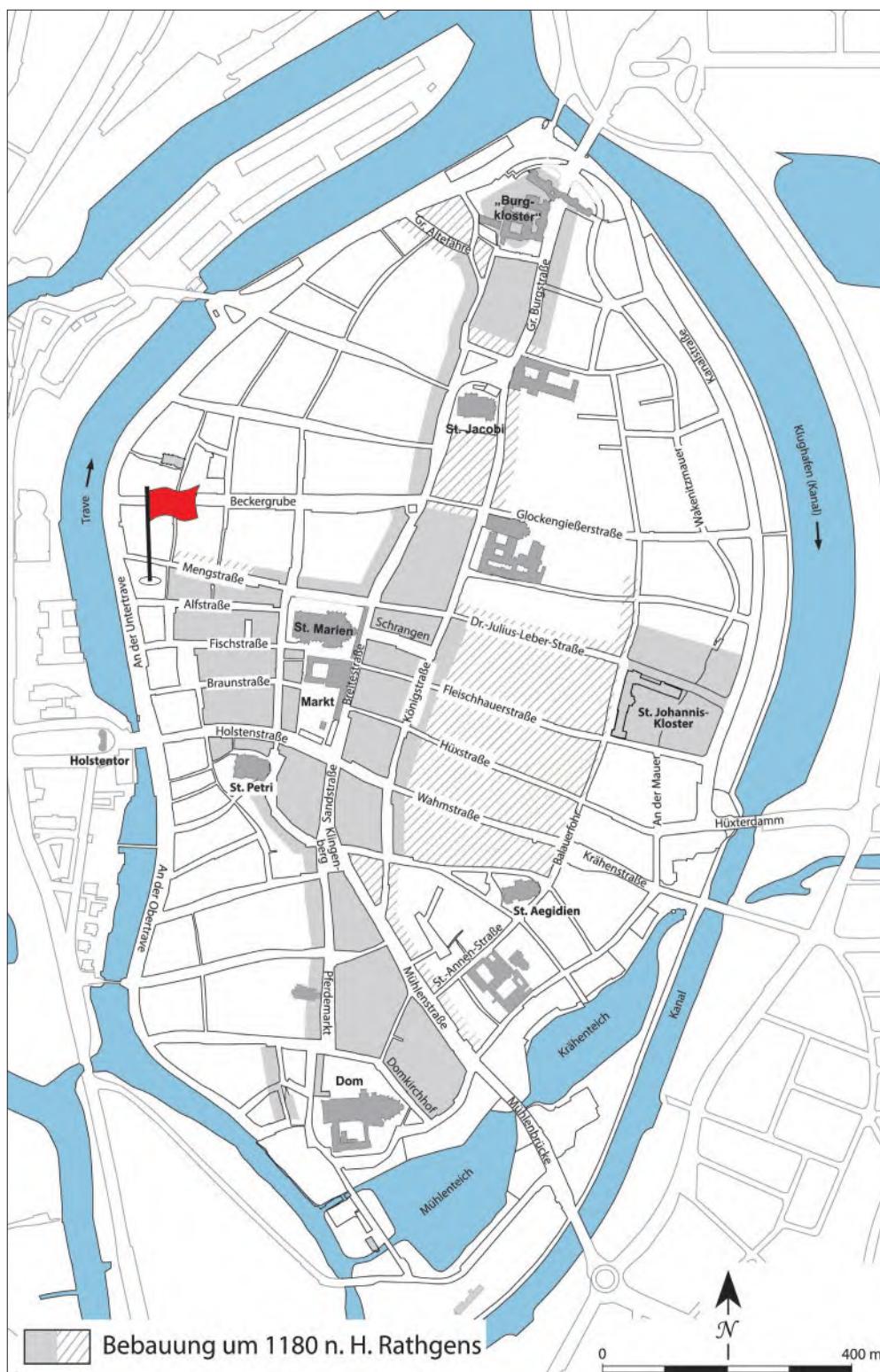


Abb. 2 Lübeck. An der Untertrave 98. Besiedelte Fläche um 1180 nach H. Rathgens mit Kennzeichnung des Untersuchungsbereichs im Baublock 80 (vgl. Neugebauer 1975, Abb. 13).

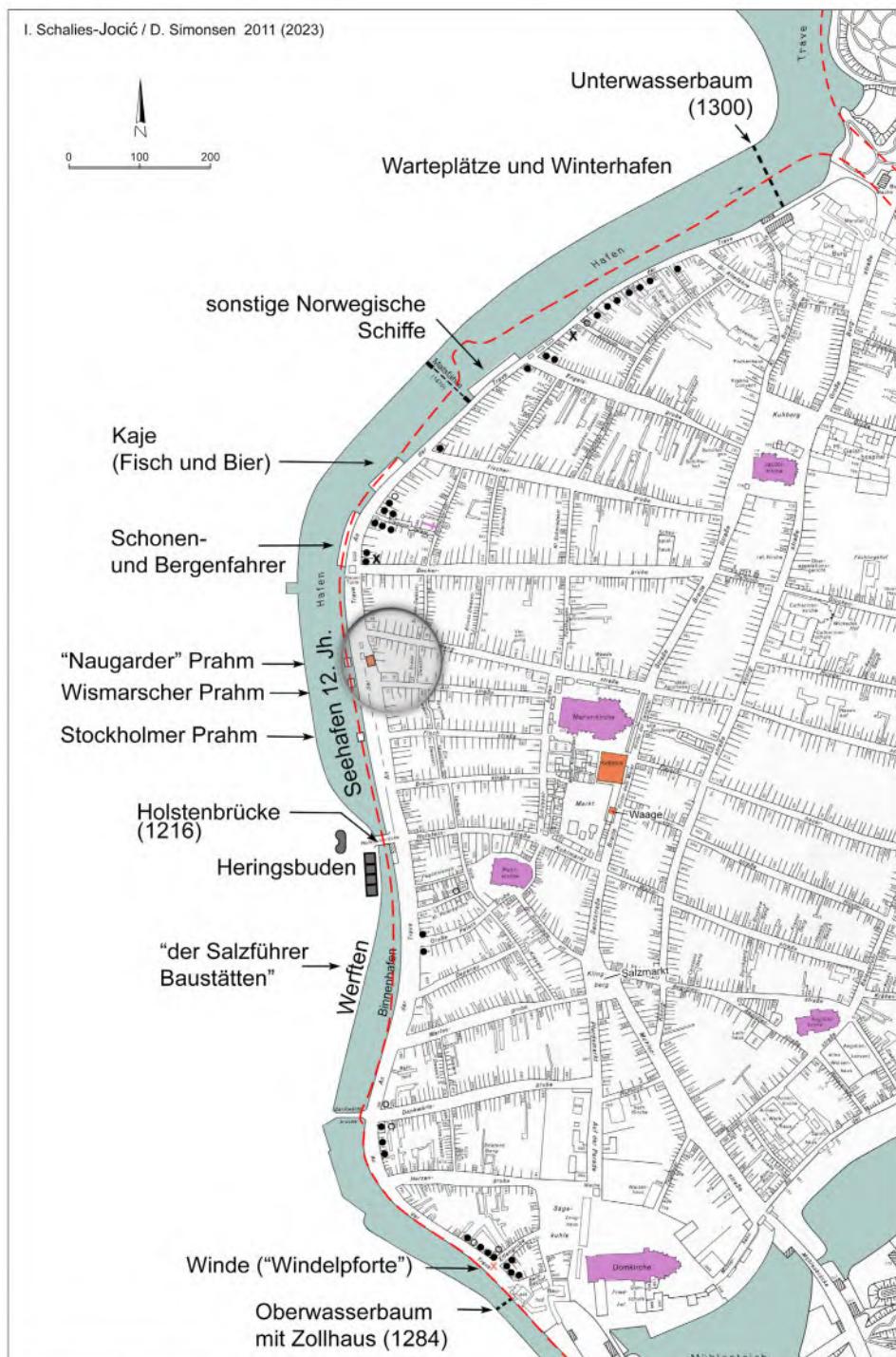


Abb. 3 Lübeck. An der Untertrave 98. Die Häfen im 13.-15. Jahrhundert nach R. Hammel-Kiesow 2001; überarbeitet und ergänzt von I. Schalies-Jocić u. Dirk Simonsen 2011.

cker Altstadt geboten – eine archäologische Begleitung erfolgt ist. Diese fand in der Zeit von Anfang Februar bis Mitte April 1991 unter Leitung der Verfasserin statt². Aufgrund der Begleitumstände, die eine Ausgrabungstätigkeit bei laufendem Baubetrieb und schwierigen Untergrundverhältnissen immer beinhaltet, war es zuweilen nicht möglich, den sich während der Arbeiten ergebenden Fragen an die Befundsituationen – im wahrsten Sinne des Wortes – tiefer nachzugehen, zum Beispiel aus statischen Gründen oder einfach, weil die Gründungstiefe für die Baumaßnahme erreicht war.

Obwohl Hafen und Uferbereiche spätestens seit der Errichtung der Holstenbrücke (Ersterwähnung 1216) unterschiedliche Funktionen erfüllen – südlich der Flussquerung lag der Binnenhafen (**Abb. 3**) und nördlich davon der für den Ostseehandel wichtige Teil, der Seehafen – trugen die heutigen Straßen An der Obertrave und An der Untertrave bis 1884 eine gemeinsame

Bezeichnung: Zuerst 1259 „*apud / prope Trauenam*“, 1350 „*by der Trauene*“ etc. Je nach ihrer Lage und / oder Funktion führten einige Abschnitte noch zusätzliche eigene Bezeichnungen. Für den Abschnitt zwischen Meng- und Alfstraße ist archäologisch nachgewiesen, dass dieses Gebiet spätestens seit der Gründung der Stadt von reisenden (Fern-)Händlern als Anlandeplatz für ihre Schiffe und als Umschlagplatz für den Warenverkehr über Land genutzt wurde. Der Speicher An der Untertrave 98 befindet sich durch seine Lage am mittelalterlichen Seehafen also an einem für die Lübecker Siedlungsgeschichte bedeutsamen Ort. Dies haben Ausgrabungen auf den unmittelbaren Nachbargrundstücken Alfstraße 38, An der Untertrave 97 und im davor liegenden Straßenraum („*An der Untertrave / Kaimauer*“) belegt³. Es war daher zu erwarten, hier weitere Informationen zu Topographie, Beginn der Nutzung (Hafenbetrieb?) und Entwicklung der Bebauung zu erlangen.

Topographie

Zahlreiche Tiefbaumaßnahmen und eine Vielzahl geologischer Bohrungen führten bereits zu Beginn des letzten Jahrhunderts zu Erkenntnissen, die eine weitgehende Rekonstruktion der ursprünglichen Topographie des Lübecker Stadthügels erlaubten (Friedrich 1910; Löhner 2006, 144ff.). Diese haben sich bis dato durch die seit mehreren Jahrzehnten in der Altstadt durchgeführten Ausgrabungen sowie neue technische Möglichkeiten (zum Beispiel Lidar und Geomagnetik) und auch durch die Vielzahl der im Vorfeld von Bauvorhaben angefertigten Bodengutachten vervielfacht, so dass die damaligen Erkenntnisse immer wieder nachgeschärft und erweitert werden konnten (zuletzt Dubisch et al. 2014, 51-54; Kräling 2019). Wichtige weitere Aufschlüsse zur ursprünglichen Topographie des Altstadthügels lieferten während der letzten drei

Jahrzehnte auch die im Rahmen der Erneuerung des Abwasser- und Entwässerungssystems der Stadt begleitend durchgeführten archäologischen Untersuchungen⁴. Danach weist die von Westen nach Osten zu ihrem Zentrum hin ansteigende ehemalige Halbinsel unterhalb von St. Marien ein Plateau mit einer nach Westen gegen die Trave vorspringenden sandigen Landzunge auf (**Abb. 2 und 3**). Aufgrund der Bodenbeschaffenheit am besten auszubauen und für die Anlandung von Schiffen geeignet war der Uferrand der unterhalb der heutigen Alfstraße lokalisierten Spitze dieses Geländesporns⁵. Richtung Norden und Süden fielen die Ufer teilweise sehr steil um mehrere Meter in ein feuchtes Vorgelände ab (**Abb. 4**), weshalb diese Bereiche nicht unmittelbar als Bauland oder für Hafenzwecke genutzt werden konnten.

2 Die Betreuung erfolgte zusammen mit einem kleinen Team. Alle an dieser archäologischen Untersuchung beteiligten Personen waren „hauptamtlich“ auf der Großgrabung im Handwerkerviertel (HL 90) tätig. Da 1991 noch nicht das „Verursacherprinzip“ im schleswig-holsteinischen Denkmalschutzgesetz verankert war, musste für jeden Einsatz ein kleines Team von der obengenannten Grabung entsendet werden, das dann die jeweils erforderlichen Grabungs- und Dokumentationsarbeiten vor Ort übernahm.

3 Vgl. Fehring 1984 (Abschlussbericht DFG-Projekt, SFB 17). Die Ergebnisse der einzelnen archäologischen Untersuchungen wurden 1992 in Band 18 der LSAK („*Beiträge der Archäologie zum*

Lübecker Hafen“) publiziert.

4 Zu den Ergebnissen s. die Jahresberichte des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege von 1992-2019, in: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte [und Altertumskunde]; seit 2020 erscheinen diese jährlich in einer eigenen Reihe des Bereichs unter dem Titel „*Archäologie in Lübeck*“, herausgegeben von Manfred Schneider und Dirk Rieger.

5 Nachfolgende Ausgrabungen in der Beckergrube (im Winkel zwischen oberer Mengstraße und Breite Straße) sowie in einigen Gebäuden in der unteren Mengstraße ermöglichten es auch, den Verlauf der nördlichen Flanke dieses Sporns genauer zu fassen (Schalies-Jocić / Rieger 2019, 64, Abb. 5 und 13).



Abb. 4 Lübeck. An der Untertrave 98. Lage von Ufermarkt und Hafen im 12. Jahrhundert (Plan: Schalies-Jocić / Rieger 2019, ergänzt von I. Schalies-Jocić 2023; Rekonstruktion „Kaianlage um 1157“ von B. Jocić; digitale Bearbeitung D. Simonsen).

Forschungsstand

Auf dem hafengünstigen Gelände belegten systematische Ausgrabungen, die Mitte der 1980er Jahre im Rahmen eines DFG-Forschungsprojektes im Straßenraum An der Untertrave sowie im Eckgebäude Alfstraße 38 (vgl. Gläser 1992, Schalies 1992 a) erfolgten, dass dieses Areal auch schon vor der Zeit der Stadtgründung(en) von 1143 und 1158/59 als Handelsplatz von reisenden Kaufleuten besucht wurde. Darauf deuten unter anderem Keramikfunde hin⁶, welche seinerzeit im ehemaligen Uferbereich der Trave geborgen werden konnten (Schalies 1992 a, 318f.). Dort wurde auch der Ausschnitt einer rückwärtig verankerten, hölzernen Kaianlage dokumentiert (vgl. Rekonstruktion in Abb. 4), die mittels Dendrochronologie in den Zeitraum „um 1157 +/- 5“ (im Folgenden als „Dd.“ abgekürzt) datiert ist und somit zur Zeit der schriftlich bezeugten Stadtgründung(en) errichtet worden

sein muss. Eine kleinere, seinerzeit unter vergleichbar schwierigen Bedingungen durchgeführte Untersuchung auf dem nördlichen Nachbargrundstück An der Untertrave 97 hatte 1978 erstmals Hinweise darauf geliefert, dass dieses Areal bis in das frühe 13. Jahrhundert hinein Freigelände gewesen ist (Müller 1992, 32f.). Das von den vorgenannten Fundstellen stammende spezifische Fundspektrum bezeugt, dass sich auf der ehedem unbauten Freifläche an der Trave aus den Wurzeln eines traditionellen Marktplatzes –vergleichbar den alten Ufermärkten⁷ in Dorestad, Ribe und anderen – ab der Mitte des 12. Jahrhunderts für mehrere Jahrzehnte ein intensiver Handels- und Hafenbetrieb entwickelt hat (Ellmers 1992, 16f.). Für das letzte Viertel des 12. Jahrhunderts sind örtlich auch einige feste Baulichkeiten (Holzhäuser) nachgewiesen, die vermutlich eigens zur Nutzung durch die den Fernhandelsmarkt besuchenden

6 Im Fundmaterial vertreten waren auch vorgeschichtliche Keramikfragmente, Keramik der Römischen Kaiserzeit sowie den slawischen Besiedlungsperioden der „Burg Bucu“ zuzurechnende Irdenwaren (Schalies 1992 a, Abb. 5.1-5.6 und 8.1).

7 Zur Definition der Handelsform der Ufermärkte s. Ellmers 1990, 101; zu den spezifischen Funden s. Ellmers 1990, 104ff. und Ellmers 1992, 15-17.

Schiffsmannschaften bestimmt waren, wenn sie nicht in Zelten oder bei ihren Handelspartnern in der Stadt nächtigten (Ellmers 1990, 105).

Nach den Ergebnissen der Ausgrabungen im Gründungsviertel der Stadt ist auch das Gelände unmittelbar oberhalb des Trave-Ufermarktes schon deutlich vor der Gründung von 1143 durch reisende Fernhändler aufgesucht und genutzt worden: Etwa 50-60 m von der Wasserkante entfernt, dort wo die Oberfläche des nach Osten kontinuierlich ansteigenden Hanges (**Abb. 4**) eine Höhe von etwa +5,00 bis +6,00 mNN erreicht und das relativ ebene Plateau beginnt, wurden Spuren baulicher Aktivitäten in Form von Pfostensetzungen und Wand-

gräbchen dokumentiert, welche einer leichten Bebauung mit kleinen Flechtwandgebäuden zugeordnet werden. Anhand des Fundmaterials wird von einer mindestens temporären Nutzung als Wohn- und / oder Werkstattgebäude ausgegangen. Die parallel zum Hochufer in Reihe angeordneten Bauten sind danach mutmaßlich schon im 11. Jahrhundert errichtet und genutzt worden (Rieger 2019, 62-78). Ein weiteres wichtiges Ergebnis dieser mehrjährigen Untersuchungen (wenn nicht das wichtigste) ist der beweiskräftige Nachweis der Stadtgründung von 1143 durch Adolf von Schauenburg, der das Plateau oberhalb des Hafens – beginnend jenseits der späteren Nord-Süd-Querstraßen – für seine Gründung zu nutzen wusste.

Befunde⁸

Die örtliche Baugrunduntersuchung

Zusätzlich zu Sondierungsergebnissen aus den Jahren 1981 und 1987⁹ wurden während der laufenden Grabungsarbeiten im Abstand von ungefähr 4,00 m zueinander vier parallele ost-west verlaufende eigene Bohrreihen (I - IV, Zählung von Süd nach Nord)¹⁰ mit insgesamt 24 Bohrungen abgeteuft (**Abb. 5**). Ziel war es, weitere Erkenntnisse bezüglich der Lage des gewachsenen Untergrundes sowie eventuell vorhandener älterer Kulturschichten und / oder Baureste zu gewinnen. Da bauseits keine weiteren Bodeneingriffe in der Fläche geplant waren, bestand somit auch nicht die Möglichkeit für weitergehende archäologische Untersuchungen¹¹.

Gewachsener Boden¹² wurde von Ost nach West in unterschiedlichen Tiefen von +1,50 bis +1,70 m NN in der östlichen Hälfte und von +0,90 bis +1,30 m NN

westlich der Hausmitte erbohrt¹³. Ein starker Abfall auf +0,10 / -0,40 mNN zeigt sich in der Nähe des Vordergiebels, wo in mehreren Sondierungen auch nicht zu durchdringende Steinhindernisse lokalisiert wurden¹⁴. In vergleichbarer Tiefe wurden in einer Schürfgrube am südlichen Ende des Vordergiebels innenseitigen mehrere Findlinge freigelegt.

In den eigenen Bohrungen sind mehrfach sandig-humose, teils sehr feste Horizonte mit Holzeinlagerungen (Nutzungshorizonte?) lokalisiert, jedoch ausschließlich im westlichen Teil des Hauses¹⁵. Außen vor dem Speicher ist ab 1,20 m unter rezentem Niveau eine fast 2,00 m starke Torfschicht mit eingelagerten Pflanzenresten (zum Beispiel Schilfbruch) festgestellt worden (zur Lage vgl. Abb. 5, NS4), auf die zur Tiefe eine Sandschicht folgt, die ebenfalls organische Reste (darunter Holzreste) enthält.

8 Der Bestandsplan für das Bauvorhaben diente als Grundlage für Abb. 5-7 sowie 11 und 13. Darin wurden jedoch nicht die Grundflächen der Pfeilerfundamente aufgenommen, sondern lediglich die Natursteinsockel, die als Basis für die Deckenstützen dienen.

9 Mit der Erstellung des Baugrundgutachtens war das Ingenieurbüro Dümcke GmbH, Lübeck, von der Bauherrschaft beauftragt worden. Diese Sondagen sind bezeichnet mit NS1-4 sowie RS1-RS3 (NS=Nutsondierung; RS=Rammsondierung)

10 Reihe I: Bohrung 5, 3, 9, 2; Reihe II: 7, 6, 4, 1, 8; Reihe III: 24, 23, 22, 10, 11, 12, 21, 20; Reihe IV: 13, 14, 16, 15, 17, 19, 18.

11 Die Untersuchungen in der Fläche erfolgten lediglich in acht zum Teil sehr kleinen Bereichen (zur Lage vgl. Abb. 5), die zeichnerisch und / oder fotografisch dokumentiert wurden; des Weiteren liegt

eine zeichnerische und fotografische Aufnahme von zehn Profilansichten vor sowie diverse maßstäbliche Zeichnungen von besonderen Funden und Architekturelementen aus Holz und Stein.

12 Gemäß Bodengutachten „Eiszeitlicher Boden“, bestehend aus Beckensanden mit Beckenschlufflagen.

13 Bohrung 5 und 7 bzw. 13, 14, 22, 23 und 24 (östliche Haushälfte); Bohrung 12 bzw. 10 (westliche Haushälfte).

14 Bohrung 8 bzw. 2 und 21; Steinhindernisse sind mit Bohrung 18, 20 und 8c sowie 15 und 16 erfasst.

15 Sie traten auf in Höhen zwischen +1,50 m bis +0,70 mNN (Bohrung 17 und 19) bzw. bei +1,10 m bis +1,40 mNN (Bohrung 11 und 12 sowie 21) und ganz im Westen bei +0,30 m bis +0,40 mNN (Bohrung 8 und 8a).



Abb. 5 Lübeck. An der Untertrave 98. Übersichtsplan mit Lage der untersuchten Flächen, Profile und Sondierungsbohrungen (Plangrundlage: Th. Tillmann, Lübeck / J. Westphal, Sanierungsplanung EG, Hamburg 02-1991).

Fazit: Insgesamt lässt sich für das Grundstück ein moderater Abfall des gewachsenen Bodens von Ost nach West erschließen. Im Süden und im Norden handelt es sich um feinen grau-gelben Sand. Im Bereich dazwischen fehlt dieser und der Untergrund besteht fast ausschließlich aus gelb-grauem Lehm: Allerdings ist hier die nahezu ebene Oberfläche keinesfalls natürlichen Ursprungs, sondern resultiert eindeutig aus einer Nivellierung des Geländes, vermutlich durchgeführt im Vorfeld einer geplanten Bebauung. Für einen Geländeabtrag spricht auch, dass die auf den gewachsenen Sand normalerweise folgenden anthropogenen Schichtbefunde hier ebenfalls nicht festzustellen waren. Nur unter dem Findlingsfundament der Mauer zum Nachbargrundstück Nr. 97 (vgl. Abb. 5) konnte ein erster durch menschliche Einflüsse geprägter Schichtbefund oberhalb des gewachsenen Bodens (bei +1,90 bis +2,00 mNN) durch seine geschützte Lage die Jahrhunderte ungestört überdauern. Ansonsten sind ältere Schichten wegen des ursprünglich leicht abschüssigen Geländes nur noch in der westlichen Gebäudehälfte (vgl. Abb. 5, Fläche 6) sowie in den beschriebenen Bohrsondierungen dokumentiert. Dies gilt auch für den dort festgestellten (natürlichen) Geländeabfall bis auf -0,40 mNN im Bereich innen vor dem straßenseitigen Giebel. Dies bedeutet, dass die Fläche 6 und desgleichen die Sondage 19 bereits im Nahbereich des Traveufers lagen¹⁶. Nur weiter südlich könnte dieser Abfall auch mit der Herstellung der Baugrube für eine Vorgängerbebauung zusammenhängen (vgl. Periode III). Auf dem Gehweg vor der Fassade wurde dann eindeutig auch das Trave-Flussbett vor dem Festlandsporn erfasst (vgl. Schalies 1992 a, 340, Abb. 4).

Periode I und II (12. Jh. - 1. Viertel 13. Jh.)

Periode I

Dieser Periode sind die oben beschriebenen anthropogen beeinflussten und durch Beläufen verfestigten Oberflächen des gewachsenen Bodens zuzurechnen. Mit einer Höhenlage von +1,90 bis 2,00 mNN liegt der Laufhorizont unter der Findlingsgründung der Mauer zu An-

der Untertrave 97 hoch genug, um auch bei jahreszeitlich bedingten höheren Wasserständen nicht überflutet zu werden¹⁷. Am westlichen Ende dieses Profils wurde ein in O-W-Richtung in den gewachsenen Boden hineingedrücktes Rundholz erfasst, das aufgrund der Befundsituation leider nicht geborgen werden konnte. Ob es sich dabei um ein zufällig abgelegtes Holz handelt oder es vielleicht als Teil einer Oberflächenbefestigung hier platziert wurde, wie auf dem nördlichen anschließenden Gelände nachgewiesen, bleibt aufgrund des beschränkten Einblicks unbeantwortet.

In Richtung Trave fällt dieser Nutzungshorizont kontinuierlich weiter ab und taucht in der Nähe des Vordergiebels (Abb. 6, Fläche 6) wieder auf. Der untere Bereich ist erkennbar von Wurzelwerk durchzogen und an der Oberfläche verläuft eine schwarzbraune feste Schicht, die viele Holzabschläge aufweist. An Funden aus dieser Schicht gibt es lediglich ein zugespitztes Holzstäbchen (vgl. Anm. 35) sowie wenige Stücke Keramik. Aufgrund von Höhenlage und Bodenbeschaffenheit (gemäß Bodengutachten) wurden weitere sandig-humose Schichtbefunde durch die Bohrsondagen identifiziert. Da eine nähere zeitliche Bestimmung aufgrund fehlender Fundobjekte nicht möglich ist, wurden sie einer gemeinsamen Periode I / II zugeordnet (vgl. Abb. 7). Darüber liegende Auffüllschichten, die bereits Ziegelbruch und Mörtelbröckchen erkennen lassen, schließen eine jüngere Zeitstellung als Periode II aus.

Periode II a / b (2. H. 12. Jh. - 1. Viertel 13. Jh.)

Das Holzhaus

In Periode II a wird eine intensivere Nutzung des Geländes fassbar: Im Osten, nahe des Rückgiebels, wird ein Holzhaus errichtet und südlich davon verläuft ein Entwässerungskanal (vgl. Abb. 6 und 7). Die für das Haus ausgehobene flache Baugrube schneidet im Süden bei +1,83 mNN in den gewachsenen Sand ein, im Osten, Westen und Norden in den gewachsenen Lehm. Darin errichtete man einen kleinen Ständerbau mit ei-

16 Entsprechende topographische Gegebenheiten wurden 1978 im Grabungsabschnitt 1 der Grabung „An der Untertrave 97“ dokumentiert (Erdmann 1982, 14f. u. Abb. 7).

17 Nach Holst 1985, 133, sollen die jährlichen Überflutungen meist nur +0,80-0,90 mNN erreicht haben. Selbst wenn man für das 13. Jahrhundert von einem gleichen Traveniveau wie heute ausgeinge, wären die Gebäude am Rand des Festlandsporns nur etwa alle 20 Jahre vom Wasser erreicht worden. Nachfolgende Forschungen zu historischen Wasserständen haben ergeben, dass „der Ostseespiegel gegen Ende des 1. Jt. v. Chr. ein dem heutigen ähnliches

Niveau erreicht hatte. Danach fiel er bis zum Beginn des 2. Jt. n. Chr. um etwa 1 m ab und stieg dann erneut an. Wesentliche Veränderungen [...] hat es [...] im 1. Jt. n. Chr. nicht gegeben“ (Hoffmann 1998, 115; vgl. dazu auch Jakobsen et al. 2004, 18f.). Selbst die katastrophale Sturmflut von 1872 hat im damaligen Randbereich des Geländesporns weit weniger Schaden angerichtet als in allen anderen Abschnitten von Ober- u. Untertrave (vgl. Scheffler 2022, 326). – Vor den „Traven-Correctionen“ und der Austiefung des Fahrwassers im späten 19. Jh. gab es solche extremen Flutereignisse nicht bzw. sind diese nicht überliefert.

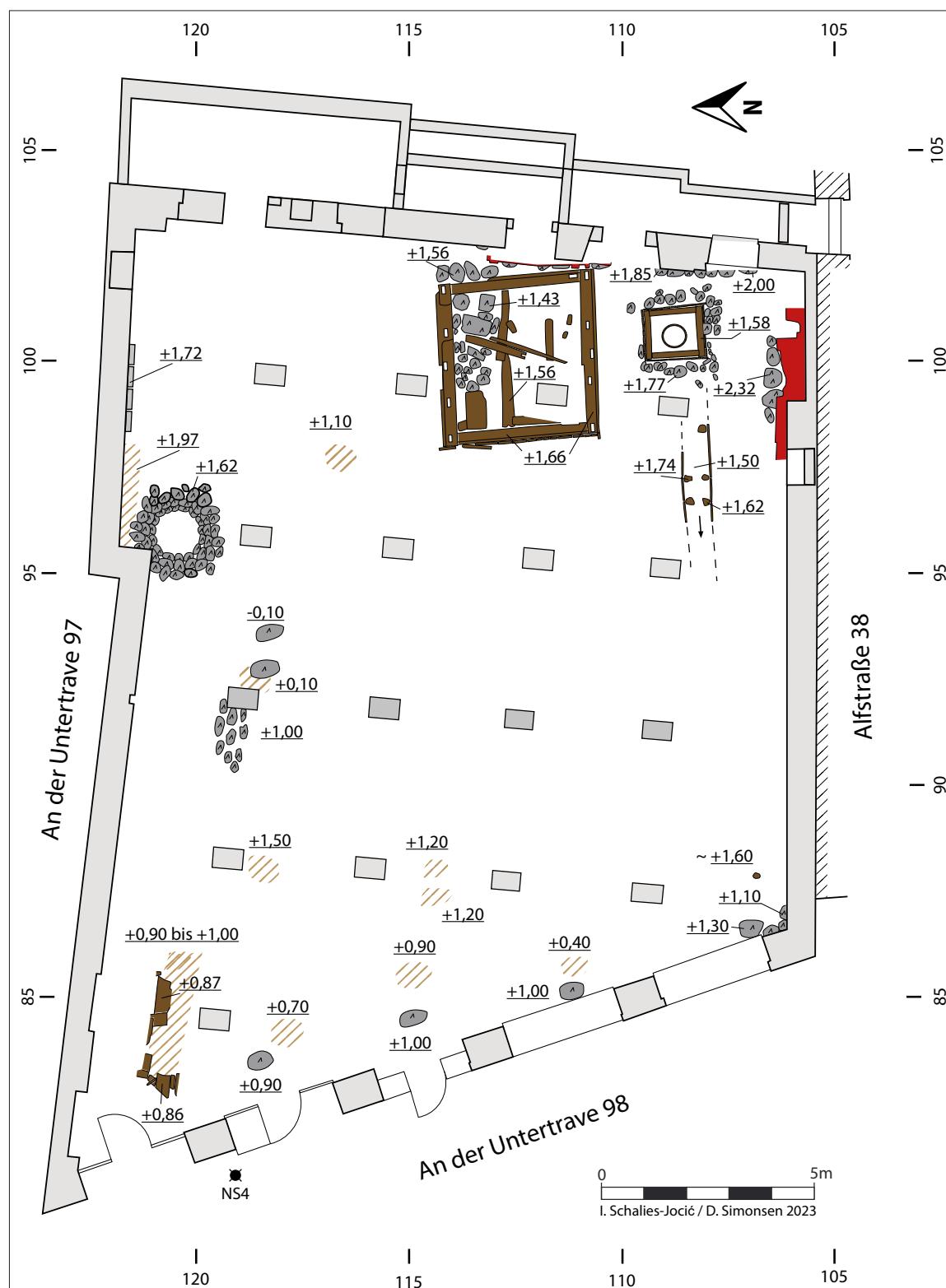


Abb. 6 Lübeck. An der Untertrave 98. Übersichtsplan mit Lage der freigelegten Befunde (Gesamtbefundplan).

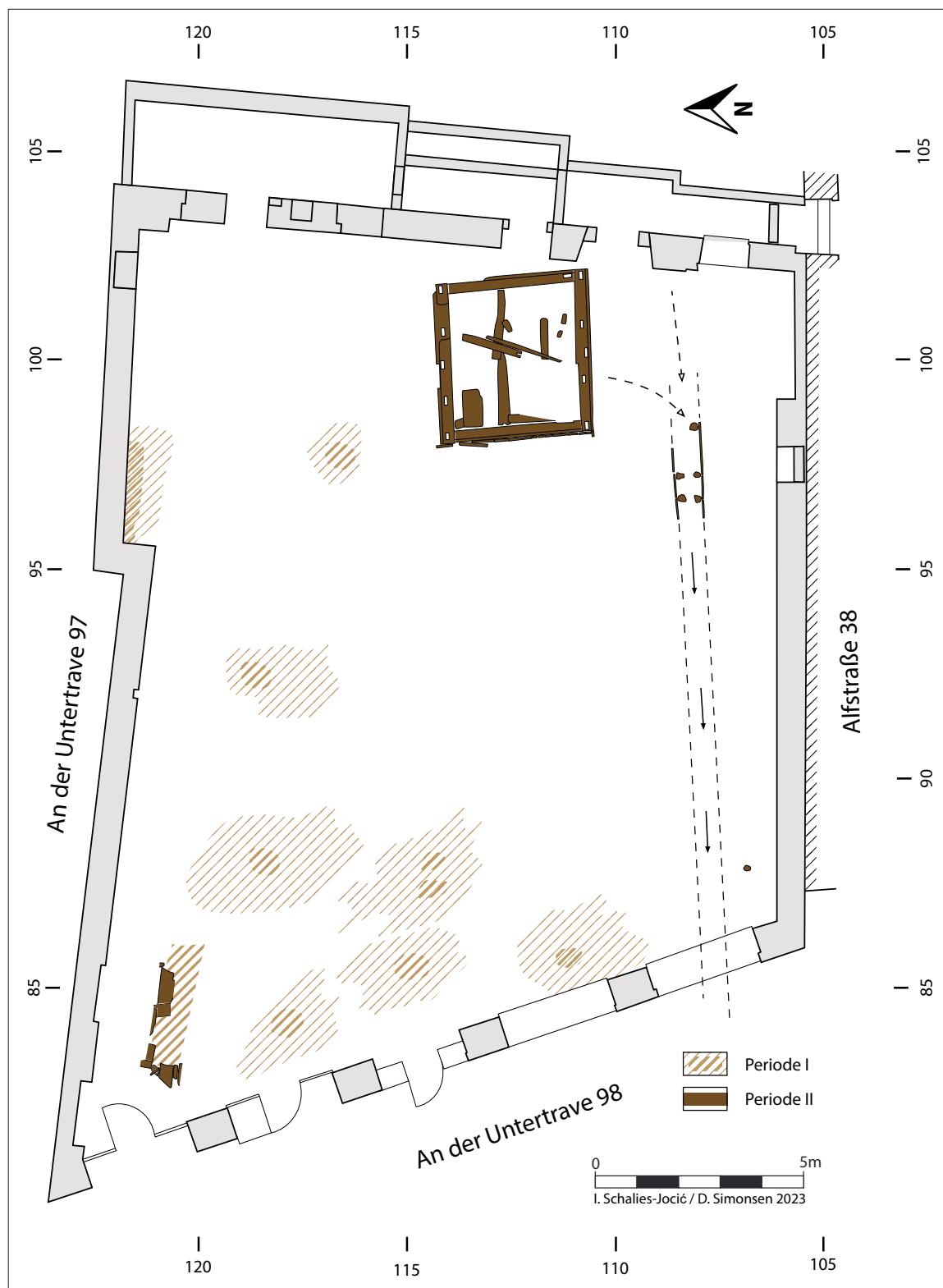


Abb. 7 Lübeck. An der Untertrave 98. Befundplan Periode I / II (12. Jh. - 1. Viertel 13. Jh.).



Abb. 8 Lübeck. An der Untertrave 98. Schwellen-Ständerbau von „1186“ (Per. II); vorne links: Überblattete Grundschenkel mit Zapfenloch für den Eckständer der NW-Ecke; innen: Verstärkte Bauelemente über den Unterzügen des Bretterbodens sowie eines der 17 Pfeilerfundamente des Neubaus von 1870.



Abb. 9 Lübeck. An der Untertrave 98. Holz gefasste Rinne von vor „um 1215“ (Per. II), angelegt zur Aufnahme des Oberflächenwassers von der Ufermarktfäche sowie zur Ableitung des von Osten einströmenden Hangwassers Richtung Trave.

18 Zu weiteren Konstruktionsdetails vgl. den auf die Holzbauphase beschränkten kurzen Vorbericht zu dieser Grabung (Schalies 1992 b, 559-566). Schwellen-Ständerbauten sind in Lübeck inzwischen

nem Grundriss von 3,75 m auf 3,95 m (Abb. 7 und 8), der in Konstruktionsweise und Größe einem innerhalb des Saalgeschossenhauses Alfstraße 38 bereits früher freigelegten Gebäude („Haus B“) entspricht (Gläser 1985, 119). Die an den Ecken durch Überblattung verbundenen Schwellen ruhen im Norden und Westen auf Unterleghölzern. Aus der Anordnung der Zapfenlöcher für die Ständer in Nord- und Südschwelle erschließt sich, dass das Haus giebelständig zur Trave ausgerichtet war. Die in einem äußeren Kantenfalk stehenden, um die Eckständer herumgeführten Wandbohlen sind in geringer Höhe in Süd- und Westschwelle noch in situ vorhanden gewesen. Im Bereich der NO-Ecke befindet sich eine Steinpackung aus Findlingen und Architekturelementen (vgl. Abb. 6 und 8). Wann diese hier platziert wurden ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Im Hausinnern gab es einen Bretterboden, der mit Holzdübeln auf OW verlegten Unterzügen befestigt war¹⁸. Weitere Parallelen zum „Haus B“ vom Grundstück Alfstraße 38 sind die Reste einer Feuerstelle aus Backsteinen der sehr flachen Formate des 12. Jahrhunderts ($H = 7,3\text{--}7,5$ cm) sowie letztlich auch die Art der Vernichtung des Gebäudes durch ein größeres Schadenfeuer. Eine dicke Brandschicht, die auch im Außenbereich in Resten vorhanden war, verströmte bei der Freilegung immer noch einen intensiven Brandgeruch. Das Feuer, das nicht nur die Holzbebauung auf dem Ufergelände in Gänze vernichtet hat (Schalies 1999, 134-136), kann sich nach einer chronikalischen Überlieferung des 15. Jahrhunderts im Jahr 1209 (Korner 1895, 143f.) ereignet haben, auf jeden Fall aber vor „um 1215“ (s. Periode III).

in großer Zahl belegt, zuletzt durch unterkellerte, z. T. in Geschoßhöhe erhaltene Bauten durch die Ausgrabungen im Gründungsviertel; zum aktuellen Forschungsstand vgl. Rieger 2019.

Dendrochronologisch ist der Einschlag der für den Hausbau verwendeten Hölzer jahrgenau auf 1186 datiert¹⁹, ein Ergebnis, welches der Zeitstellung der innerhalb und außerhalb des Gebäudes gefundenen Keramik entspricht²⁰ und auch mit jener aus dem Umfeld von „Haus B“, Alfstraße 38 korrespondiert (Gläser 1992, 187-204).

Der hölzerne Kanal

Südwestlich des kleinen Ständerbaus steckten einige im Abstand von 0,60 m parallel zueinander in den Boden getriebene, zum Teil stark verrottete Hölzer (Dm. 10-12 cm). Zusammen mit seitlichen Bohlen, die längsseits von außen gegen die Pfähle gestellt und innenseitig zusätzlich mit Pflöcken stabilisiert waren, ist der Befund als Teilstück eines Richtung Trave verlaufenden Kanals zu deuten (vgl. dazu auch Voigtmann 2022), welcher noch auf ca. 3,00 m Länge zu verfolgen war (**Abb. 9**). Seine lichte Breite beträgt 50-60 cm; zur Tiefe des Kanals gibt es wegen des schlechten Erhaltungszustandes der seitlichen Bohlen und weil kein Nutzungsniveau mehr vorhanden war, keine Anhaltspunkte. Vermutlich besaß er ursprünglich auch eine reversible Abdeckung (Gläser 1988, 118, Abb. 70), um die Sohle bei Bedarf von eingeschwemmtem Unrat reinigen zu können. Am südöstlichen Rand einer Schürfgrube in der Südwestecke des Hauses wurde ein weiterer Pfahl entdeckt (vgl. Abb. 7). Ob dieser Befund der Konstruktion der Entwässerungsrinne zuzurechnen ist, kann aufgrund des Fehlens weiterer Spuren nicht beweiskräftig geklärt werden. Denkbar wäre auch eine Zugehörigkeit zu einer hölzernen Substruktion, wie sie im Nahbereich der nördlichen Brandmauer erfasst wurde (s. unten).

Es ist anzunehmen, dass die Rinne dazu diente, das von Osten einströmende Hangwasser zu kanalisieren und die Begehbarkeit der Ufermarktfäche zu gewährleisten, denn ohne eine gezielte Entwässerung wäre deren Nut-

zung in regenreichen Perioden außerordentlich schwierig und ggf. zeitweise auch nicht möglich gewesen²¹.

Relativchronologisch kann die nach unten offene Rinne sicher in die Zeit vor „um 1215“ datiert werden: Das Datum „um 1215“ liefern die Hölzer der Kastenkonstruktion innerhalb des in unmittelbarer Nähe freigelegten Brunnens 9 (s. Per. III), dessen Baugrube die Rinne im Osten schneidet. Da der Kanal Richtung Osten relativ nahe am Holzhaus von 1186 entlang verläuft, wird er auch das Regenwasser des Hausdachs mit aufgenommen haben. Von daher ist es möglich, dass er im Zuge der Errichtung dieses Gebäudes angelegt worden ist; eine noch frühere Zeitstellung ist jedoch ebenfalls nicht generell auszuschließen.

Baugrubbefestigung

Noch in Periode II beginnt man damit, den zum Fluss abfallenden unmittelbaren Randbereich zu befestigen, indem man oberhalb des ältesten Nutzungshorizonts im Bereich von Fläche 6 (vgl. Abb. 5 und 6) Maßnahmen zur Niveauerhöhung einleitet. Dazu werden hier schichtweise Erdmaterial und Hölzer eingebracht, wobei diese abwechselnd in Ost-West- bzw. Nord-Süd-Richtung verlegt wurden. Der untere Abschluss der so hergestellten Holzpackung konnte leider nicht dokumentiert werden, da die Gründungstiefe für den Fußbodenauflauf des Neubaus vorher erreicht war. Verwendet wurden sowohl Kanthölzer mit Bearbeitungsspuren als auch unbearbeitete Rundhölzer und Bohlen in unterschiedlichen Längen und Stärken²². Richtung Norden setzt sich der Befund eindeutig noch weiter fort (vgl. Erdmann 1982, 14-17), während die Holzpacklagen im Westen beim Ausheben der Baugrube für ein nachfolgend errichtetes Backsteingebäude gekappt wurden; im Südprofil sind keine Hölzer erfasst worden. Auch wenn eine Fortsetzung Richtung Alfstraße nicht ablesbar war, ist eine weitere Ausdehnung jedoch nicht auszuschließen²³. Auf den zuoberst dokumentierten Hölzern lag ursprünglich noch eine Konzentration faust- bis kindskopfgroßer

19 Die Bestimmung der Holzarten sowie die dendrochronologische Altersbestimmung der Bauhölzer wurde von Sigrid Wrobel vom (ehemaligen) Ordinariat für Holzbiologie der Universität Hamburg vorgenommen.

20 Diese Feststellung basiert auf einer ersten Durchsicht der geborgenen Funde; eine Auswertung des gesamten Materials ist bisher nicht erfolgt.

21 Lt. Baugrundgutachten „Dümcke“ (vgl. Anm. 9) ist auf dem Grundstück auch heutzutage in regenreichen Perioden mit erhöhtem Hangwasser zu rechnen, das von der Ostseite her einströmt. Eine Über-

flutung (des Gebäudes) durch den Anstieg des Travepegels sei nur im Fall eines sogenannten „Katastrophenhochwassers“ (HHW bei + 3,37 mNN; 20-jähriges Hochwasser + 2,00 mNN) anzunehmen.

22 Aufgrund von Kalfatklammern und Holznägeln waren auch Schiffsplankenfragmente zu identifizieren. Die dendrochronologische Datierung war wenig hilfreich, da es sich um sekundär verwendete Hölzer handelt: Dd. von „um oder nach 1164“ bis „um oder nach 1207“.

23 So wurde z.B. mit Bohrung 19 „vermodertes Holz“ (H=20 cm) bei +0,50 mNN durchbohrt (zur Lage vgl. Abb.5).



Abb. 10 Lübeck. In der SW-Ecke der Parzelle An der Untertrave 97 aufgedeckte massive Substruktion, dort „um 1212“ (Dd.) im Zusammenhang mit der Errichtung des ersten Backsteingebäudes eingebracht. Von einem Zusammenhang mit den Holzpacklagen in der NW-Ecke des Grundstücks Nr. 98 wird ausgegangen.

Natursteine. Ob sie zufällig oder absichtlich hier abgelegt worden sind, war nicht mehr zu ermitteln²⁴. Richtung Osten soll sich in gleicher Flucht eine Ansammlung (scheinbar wahllos dort abgelegter) weiterer Feldsteine befunden haben, deren ursprüngliche Funktion aus sich heraus nicht erschlossen werden kann. Und auch innerhalb sowie vereinzelt auch außerhalb des abgebrannten Holzhauses lagen Natursteine, darunter ein romantisches Trapezkapitell aus Granit sowie weitere Architektureile aus Granit, Sandstein und Kalkstein (s. Abb. 8).

Fazit: Die aufgedeckten Holzpackungen werden als Teil einer Maßnahme zur Erhöhung und Stabilisierung des nach Westen und Norden leicht abfallenden Geländes betrachtet. Die an verschiedenen Stellen innerhalb des Gebäudes dokumentierten Feldsteine und Architektureile sind vielleicht aus vergleichbaren Gründen aufgebracht worden. Ziel der Maßnahmen wird es zum einen gewesen sein, den Uferrand gegen Abbrüche zu sichern und zum anderen, eine ebene und stabile Grundfläche

für eine geplante Bebauung zu schaffen. Derartige Maßnahmen sind eine seit Jahrhunderten gebräuchliche Methode, um ungünstiges Gelände bebauen zu können oder wirtschaftlich wertvolle Gebiete zu erweitern (Ehbrecht 1983, 95f.).

Auf dem nördlichen Nachbargrundstück Nr. 97 sind bei der Ausgrabung von 1978 vergleichbare Maßnahmen dokumentiert worden (Abb. 10): Eine in der Südwestecke jener Parzelle aufgedeckte Substruktion ist dendrochronologisch „um 1212“ datiert, sodass dort von einer Errichtung eines Backstein-Gebäudes im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts ausgegangen wird (Müller 1992, 32f.). In diesem Zeitraum könnte auch mit bauvorbereitenden Maßnahmen auf der Parzelle Nr. 98 begonnen worden sein, denn die Brandmauern stehen nach ältem Lübischen Recht im gemeinsamen Eigentum bei der Nachbarn (Pauli 1878, 45f.). Zudem ist das südlich anschließende Eckgrundstück Alfstraße 38 „um 1220“ (Dd.) bereits mit einem großen Saalgeschossbau bebaut.

24 Die Feldsteine sind leider bauseits beräumt worden, bevor eine Dokumentation erfolgen konnte.

Periode III u. IV

Periode III (1. Dritt 13. Jh.- Mitte 14. Jh.)

Die oben beschriebenen Arbeiten setzten sicher rechtzeitig nach der Brandzerstörung der vermutlich dem Hafen- und Marktbetrieb dienenden Holzhäuser ein. Denn allein aus ökonomischen Gründen war man gezwungen, den Stapelplatz so schnell wie möglich wieder herzurichten und (neu) zu organisieren, damit der Fernhandel ohne größere Beeinträchtigungen weiterlaufen konnte. Wie die nachfolgend errichtete Bebauung hier ausgesehen hat, ist nur schwer zu beantworten: Abgesehen von zwei Feldsteinbrunnen im hinteren Grundstücksteil sind im Bereich der rezenten Umfassungsmauern nur noch wenige Hinweise auf ältere Baustrukturen sichtbar gewesen, da durch örtliche Fundamentverbreiterungen und Mauerverstärkungen beim Bau des Speichers von 1870 der Blick darauf fast vollständig verstellt wurde. Zunächst aber zu den dokumentierten Brunnenbefunden.

Zwei Brunnen im Hof

Der in Periode III (1. Dritt 13. Jh.) errichtete Brunnen 14 liegt unmittelbar oberhalb von NSK 95 nahe der nördlichen Nachbarmauer (**Abb. 11**), ein weiterer (Brunnen 9) direkt oberhalb von NSK 100 in der Südostecke des Grundstücks. Für beide Anlagen war weder ein originales Abtiefungsniveau erhalten, noch konnten zugehörige Nutzungshorizonte dokumentiert werden. Konstruktiv sind beide Brunnen identisch: In eine zuvor ausgehobene Baugrube wurden in mehreren Lagen übereinander ringförmig Feldsteine eingebracht, deren Zwischenräume man sorgsam mit Moos abdichtete. Im Unterschied zu Brunnen 14 konnte im Feldsteinring 9 ein innerer Holzkasten (ohne Boden) aus senkrechten gespundeten Spaltbohlen ($B = 18-26 \text{ cm}$; $H = 6-7 \text{ cm}$) mit lichten Abmessungen von $1,40 \text{ m} \times 1,15 \text{ m}$ dokumentiert werden. Für die Steifigkeit der Konstruktion sorgte ein Rahmen aus Rundhölzern, der zusätzlichen Halt durch jeweils zwei senkrechte Pfähle erhielt, welche zuvor unter jedem Rahmenholz platziert worden sind. In der Mitte des Kastens hatte man zusätzlich noch ein „bodenloses“ Fass von 43 cm Höhe (Dm 50 cm) eingelassen. Während der Ausgrabungsarbeiten ist der Brunnen 9 nie trocken gefallen; trotz regelmäßigen Abpumpens stand

immer bis zu einer Höhe von ca. + 1,20 mNN Wasser darin²⁵.

Ob Brunnen 14 ebenfalls einen hölzernen Einbau besitzt, konnte nicht überprüft werden, da sein Inneres bei Aufdeckung mit einem Mauerblock aus jüngerer Zeit zugesetzt war. Aus demselben Grund waren dort weder Funde zu bergen noch Spuren einer Sekundärnutzung als Kloake festzustellen. An der primären Nutzung als Trinkwasserbrunnen bestehen aufgrund der Konstruktionsweise und vorliegender Vergleichsbefunde aus anderen Bereichen der Altstadt keine Zweifel²⁶. Zur zeitlichen Einordnung des Feldsteinrings 9 können die Bauhölzer von dessen „Brunnenstube“ herangezogen werden, welche für diese Anlage auf eine Errichtung „um 1215 +14/-6“ (Dd.) schließen lassen. Nach Aufgabe der ursprünglichen Nutzung wurde dieser Brunnen dann bis etwa um 1500 noch zur Abfallentsorgung weiter genutzt. Dies belegen unter anderem Keramik- und Ofenkachelfragmente aus dem Kloakeninhalt.

Die mittelalterliche Bebauung

Da nach älterem „Lübischen Recht“ Brandmauern im Eigentum beider Anlieger beziehungsweise Eigentümer stehen, sind sie nicht nur ortskonstant, sondern auch langlebig. Deshalb liegt es nahe zu versuchen, die wenigen dokumentierten Befunde mit schriftlich überlieferten Daten zu kombinieren, um vielleicht auf diesem Weg von den überlieferten jüngeren Zuständen rückschließend einen Eindruck von der historischen Bebauung zu gewinnen.

Der Schriftüberlieferung, die um 1300 (Hammel 1987, 89f.) einsetzt, ist zu entnehmen, dass das Areal der heutigen Nr. 98 vormals aus zwei Parzellen bestanden hat, die mit „bi der Trave 29 A und 29 B“ bzw. „An der Trave 29“ (im 19. Jahrhundert) bezeichnet wurden²⁷. Zwei kleinere giebelständige Häuser auf diesen Grundstücken zeigen noch eine bildliche Darstellung von „vor 1848“ (**Abb. 12**) und auch ein Grundrissplan aus dem Mai des Jahres 1869 (vgl. Abb. 14) lässt dies in Ansätzen noch erkennen. Weiterhin ist die Entwicklung der Bebauungsstruktur auf der heutigen Parzelle Nr. 98 eng verbunden mit der Nachbarpar-

25 Unmittelbar neben dem eingangs genannten Brunnen 14 ist die Höhe des „Grundwasserspiegels 1987 mit +0,79 mNN“ eingesennt worden (s. NS3, Bodengutachten des Ing.-Büros Dümcke, Lübeck, im Ortsaktenarchiv des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege).

26 Wie durch viele Ausgrabungen in der Lübecker Altstadt belegt ist, lösen Feldsteinbrunnen seit der Zeit um 1200 zunehmend die bis dahin üblichen hölzernen Brunnenschächte ab.

27 Vgl. Holst 1985, 135; im Folgenden werden diese beiden Parzellen mit „98 A“ und „98 B“ bezeichnet.

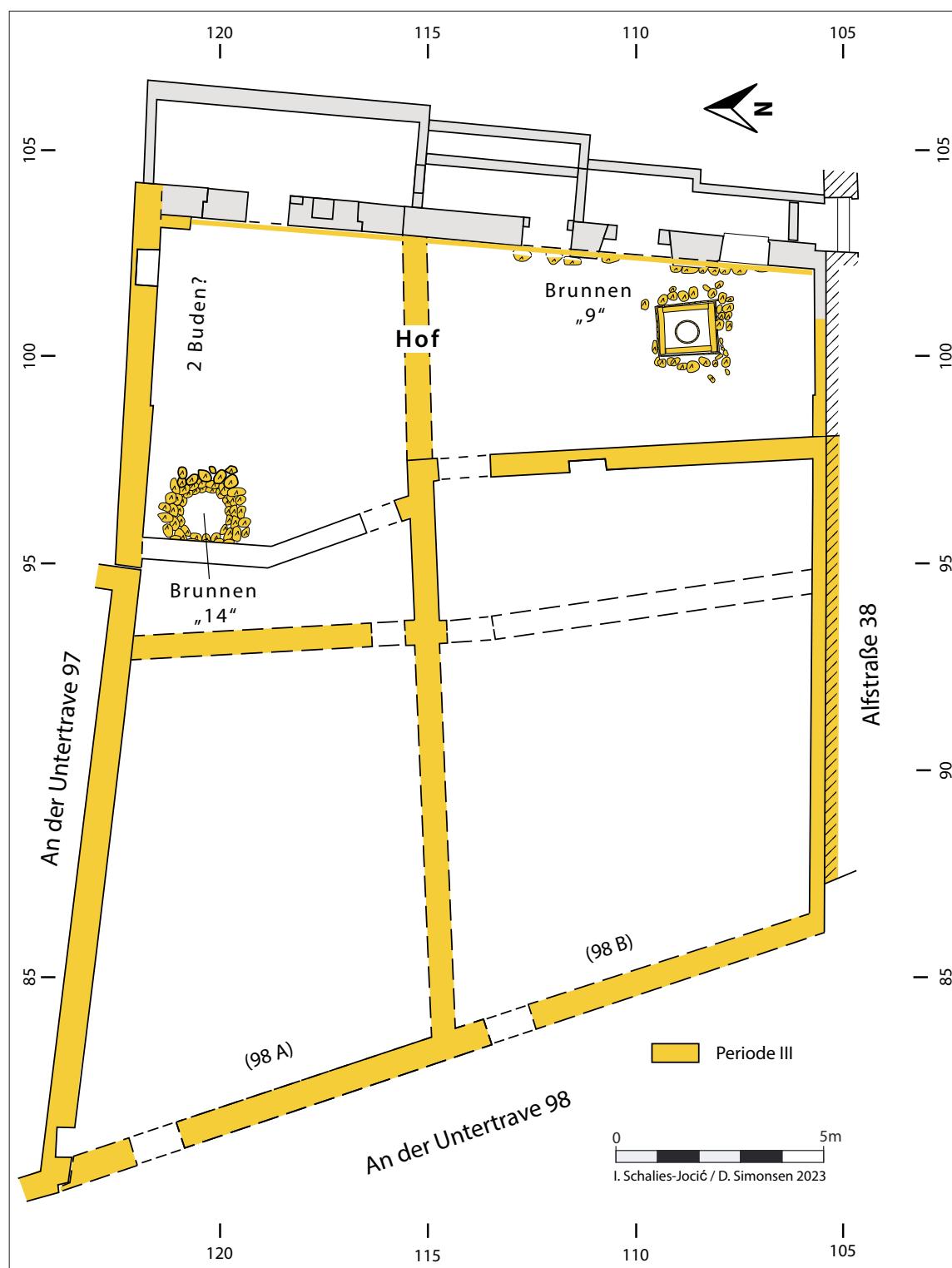


Abb. 11 Lübeck. An der Untertrave 98. Bebauung nach Aufgabe und Umstrukturierung des ehemaligen Ufermarktgeländes (1. Drittel 13. Jh.).



Abb. 12 Lübeck. An der Untertrave 98. Die Häuser An der Trave 29 A und 29 B am „... Hafen vor der Alfstraße vor 1848“. Lavierte Federzeichnung von C. H. Hustedt, 45,5 x 33,0 cm (Quelle: Topographische Sammlung im St. Annen-Museum, Inv.-Nr. AB9066).

zelle Alfstraße 38, weshalb es sinnvoll erscheint, hier einige diesbezügliche historische Daten zu nennen (vgl. Holst 1985 und Hammel 1987, 193ff.). Aufgrund der Quellenlage wird vermutet, dass Alfstraße 38 zunächst über kein eigenes Hofgelände verfügt hat: 1305/07 kauft dessen Eigentümer dann aber ein Hofareal im Norden dazu. Zum Jahr 1329 ist anlässlich eines weiteren Grundstücksverkaufs zu erfahren, dass auf der Parzelle An der Untertrave 98 A schon vor 1311 zwei Buden²⁸ bestehen (Schrödersche Topographische Regesten MarQ 30, Nr. 29A=98A). Erstmals *per se* erwähnt werden diese Buden 1315, dann nochmals 1324 und ab 1358 dann nicht mehr, stattdessen wird „*1 Haus*“ genannt.

Die Nachbarparzelle 98 B wird erstmals 1316 und dann noch einmal 1335 als mit „*1 Haus*“ bebaut erwähnt. Wo genau diese Bebauung auf dem Grundstück lag ist nicht bekannt; vermutet wird, dass die Buden 98 A im Norden und das „*Haus*“ 98 B weiter südlich, näher zum Eckgrundstück Alfstraße 38 gelegen hat.

Welche archäologisch erfassten Baubefunde oder welche anderen Hinweise gibt es noch?

1. Auf der Innenseite der straßenseitigen Fassade von 1870 verläuft etwa 1,00 m vor dieser die östliche Kante eines punktuell erfassten älteren Findlingsfundaments (zur Lage vgl. Abb. 6).
2. Ältere Fundamentreste sind auch unter der rückwärtigen Grenzmauer dokumentiert.
3. Als Ansatzpunkt für die Rekonstruktion der rückwärtigen Mauer eines zu vermutenden älteren Vorderhauses 98 A (Abb. 11) dient der leichte Knick in der gemeinsamen Brandmauer zwischen Nr. 97/98²⁹.
4. Eine die beiden Parzellen trennende Ost-West-Mauer verlief wahrscheinlich schon immer dort, wo der Bestandsplan vom Mai 1869 eine mittlere Mauer in Ansätzen noch wiedergibt (vgl. Abb. 13a). Die Rekonstruktion des Rückgiebels von Nr. 98 B (vgl. Abb. 11) nimmt ebenfalls Bezug auf die Darstellung im vorgenannten Plan. Es ist natürlich ebenso möglich, dass auch dieses Haus ursprünglich kleiner war als hier vorgeschlagen³⁰; diesbezügliche weitere Hinweise liegen jedoch nicht vor.

Fazit: Mit einem überlieferten Flächenzukauf 1305/1307 durch den Eigentümer von Alfstraße 38 findet das heutige Grundstück An der Untertrave 98 erstmals in den Quellen eine indirekte Erwähnung. Es existierten aber schon vor diesem Zeitpunkt zwei eigenständige Parzellen (98 A und B). Denn die auf beiden Grundstücken „um 1215“ gebauten Brunnen lassen auf eine zeitgleiche, das heißt eine im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts existente Wohnbebauung schließen (vgl. Abb. 11). Dafür sprechen auch Fundamentreste (Findlinge), die andeuten, dass die ältere(n) Vorderfassade(n) ursprünglich weiter östlich verlief(en). Ob diese in einem Zuge für beide Gebäude oder nacheinander errichtet worden sind, ist nicht bekannt. Die beiden „vor 1311“ bezeugten Buden Auf Grundstück 98 A bestehen nach der erstmaligen (späteren) Nennung eines (Vorder-)Hauses weiter (s. unten). Was die Frage nach der Nutzung dieser Baulichkeiten anbelangt, so liegt für diese Periode nur eine diesbezügliche Erwähnung für Nr. 98 B vor: Hier wird für die Jahre 1335 und 1346 die Berufsbezeichnung „*funifex*“ (=Reeper) für den Eigentümer genannt; ob dieser hier sein Gewerbe auch ausübte wissen wir jedoch nicht.

Periode IV (Mitte 14. Jh.- Mitte 16.Jh.)

In der Periode IV finden nach Schriftüberlieferung einige bauliche Veränderungen statt. So werden zum Jahr 1405 für die Parzelle 98 A außer „*1 Haus*“ auch wieder „*2 Buden*“ erwähnt; diesen kann stratigraphisch ein Fußbodenrest unter der Glintmauer zu Nr. 97 im hinteren Hofbereich zugerechnet werden (Abb. 13). Nach 1421 wird diese Budenbebauung dann nicht mehr explizit erwähnt, und es wird von 1447 bis 1600 nur „*1 Haus*“ in den Quellen genannt. Der Brunnen 14 aus Periode III kann zu dieser Zeit durchaus noch in Nutzung gewesen sein, auch wenn die (Vorderhaus-) Bebauung sehr nahe an ihn herangerückt ist. Der Mauerblock, der diesen Brunnen später zusetzt und damit seine Aufgabe besiegt, ist jüngerer Zeitsstellung.

Zum Grundstück 98 B werden im Jahr 1376 wiederum „*Reeper*“ (2 x) als Hauseigentümer genannt (Hammel 1987, 279 u. Abb. 72-73) und zum Jahr 1451 ist überliefert, dass die Parzelle 98 B vom Eigentümer des Hauses Alfstraße 38 aufgekauft wird³¹.

28 Der Begriff „*Bude*“ taucht in der schriftl. Überlieferung zuerst 1281 auf und steht in nord- und mitteldeutschen Städten für Kleinwohnung. Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts werden vermehrt auch steinerne Buden errichtet (Scheftel 1988, S. 6 und 85).

29 Auffällig ist, dass die mittlere Trennmauer im Grundriss von

1869 auf Höhe eben dieses Knicks in der nördlichen Brandmauer endet.

30 Für 1488 ist als Bebauung hier ein „*Querhaus*“ erwähnt.

31 Die beiden Liegenschaften bleiben bis 1567 eigentumsrechtlich zusammen.

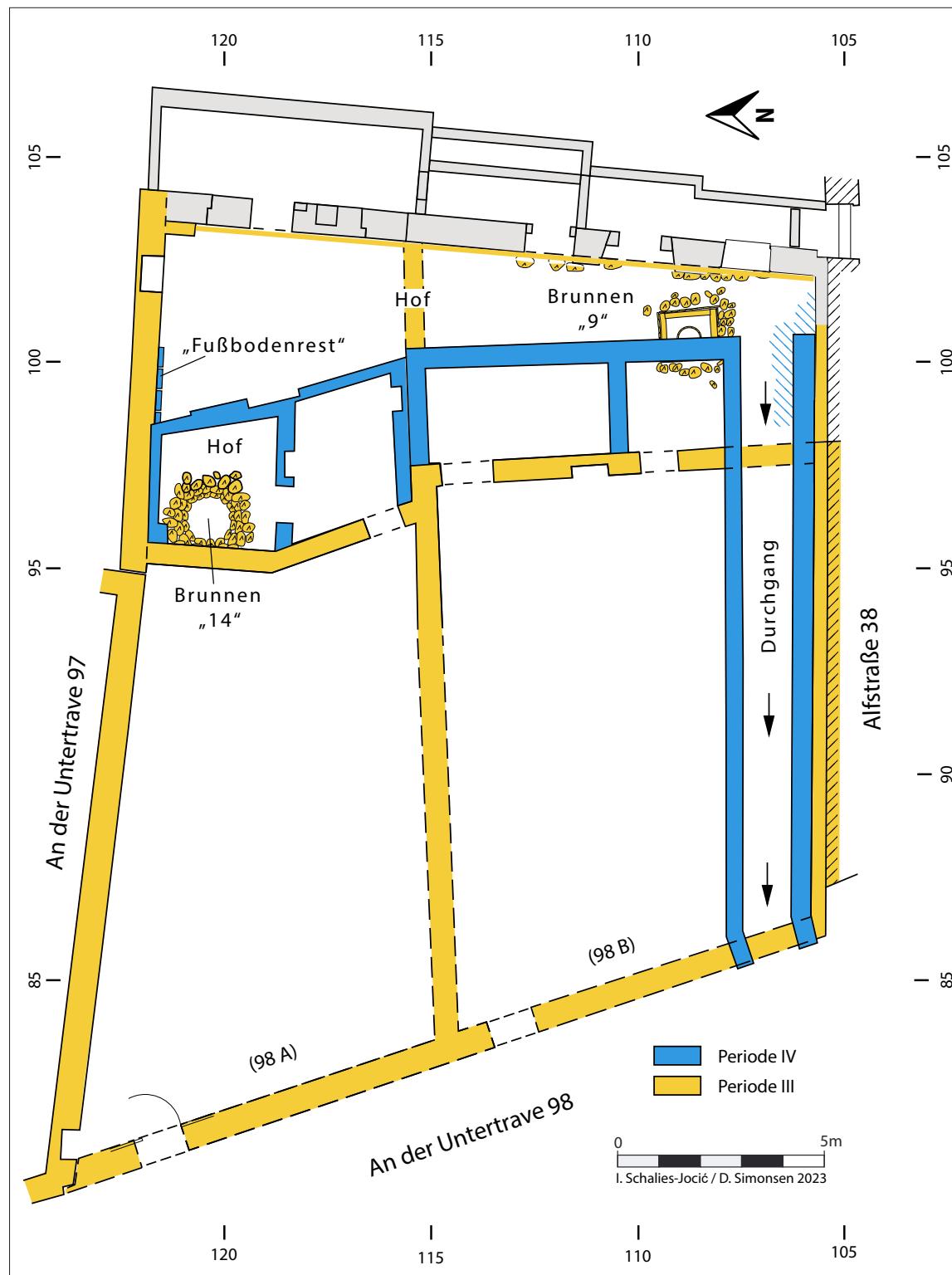


Abb. 13 Lübeck. An der Untertrave 98. Überbauung der Kloake auf der Parzelle 98 B und weitere bauliche Veränderungen in Periode IV (Mitte 14. - Mitte 16. Jh.).

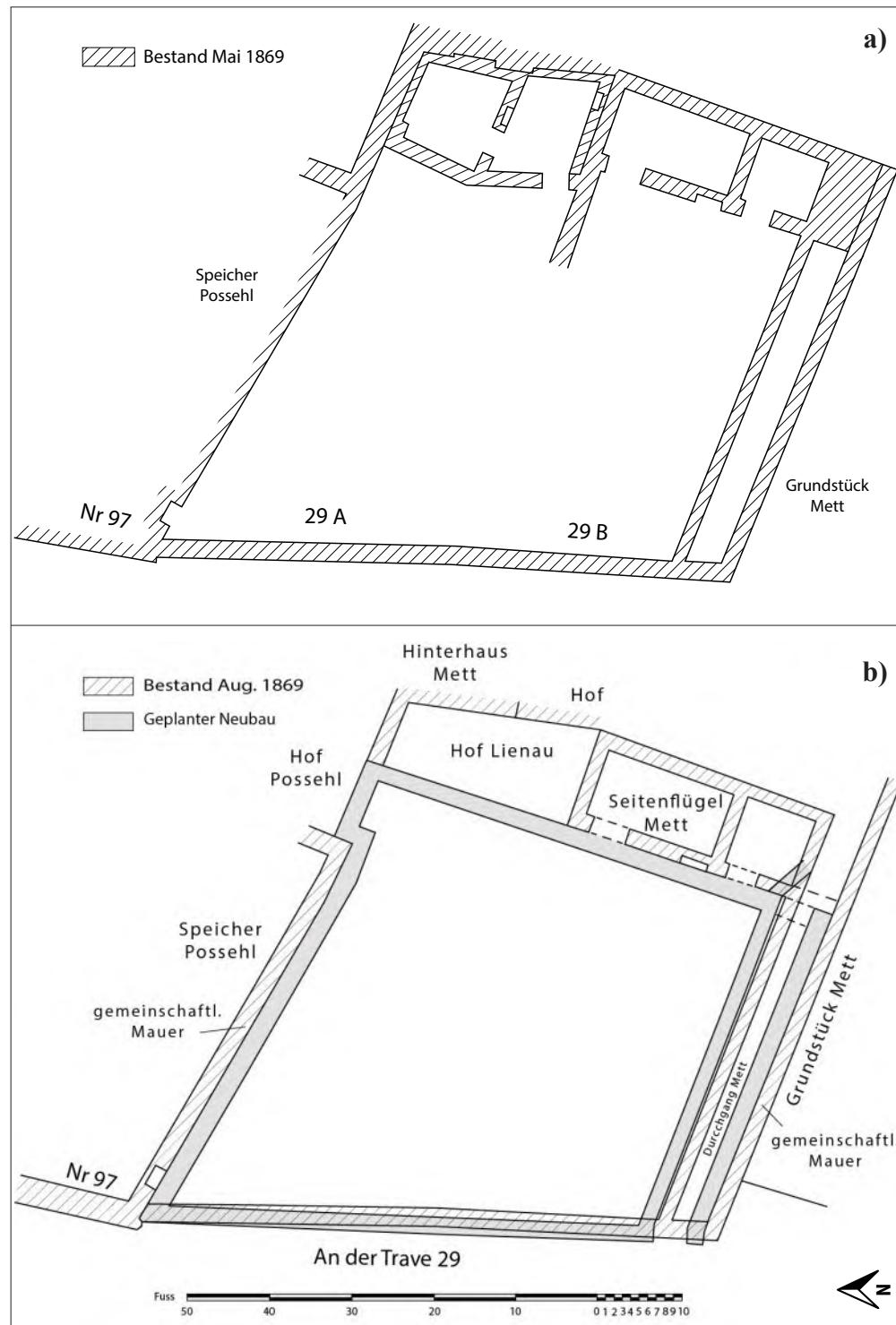


Abb. 14 a / b Lübeck. An der Untertrave 98. 14 a: Bestandsplan „An der Trave 29“, Mai 1869 (Periode V). 14 b: Die „Umbau-Planung“ vom August 1869, die so nicht in allen Bereichen umgesetzt wurde (Quelle: Akten des Denkmalplans der HL und Forschungsakten im Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck, Abt. Denkmalpflege).

Archäologische Befunde sind die unter die Südmauer des Speichers von 1870 ziehenden Fundamente eines zum Hafen führenden Durchgangs mit darauf liegenden Resten eines Bodenbelags aus Backsteinen (zur Befundlage vgl. Abb. 6). Noch in der Bestandsaufnahme von 1869 (**Abb. 14**) ist in der Südostecke des Hauses 98 B an gleicher Stelle ein flächiges Fundament dargestellt. Vermutlich begann hier eine Treppe, die vom höher gelegenen Hofbereich im Osten hinunter in den Durchgang führte. Das Wegerecht für diesen bleibt bis ins 19. Jahrhundert bestehen.

Wie lange der hinter diesem Haus liegende Brunnen 9 aus Periode III noch als solcher genutzt wurde ist nicht genau zu bestimmen. Nach den Keramikfunden aus der Verfüllung der Anlage begann die Umnutzung zum Abfallschacht im ausgehenden Mittelalter. Zwei Holzfunde aus dem Brunnen weisen möglicherweise indirekt auf den Beruf des Hauseigentümers – eines Reepers – hin: Es handelt sich dabei um Dauben eines Holzeimers mit Teerresten sowie um ein mit Teerresten behaftetes, spatelförmig zugearbeitetes Rührgerät. Der dafür zumeist verwendete Holzteer war ein bedeutendes Handelsgut für die Hansestädte, das aus Skandinavien und dem Baltikum importiert wurde (Hammel-Kiesow 2001,124). Er schützte unter anderem Tauwerk gegen Verrottung und man benötigte Holzteer auch im Schiffbau zum Kalfatern sowie zur Konservierung von Netzwerk. Der erste „Teerhof“ in Lübeck wurde etwa um 1400 auf der nördlichen Wallhalbinsel angelegt.

Zum Jahr 1565 wird sowohl ein Umbau³² des Hauses 98 B als auch die Errichtung von zwei Buden erwähnt, womit durch die Überbauung die Kloakennutzung vermutlich beendet war (vgl. Abb. 13).

Periode V (17.- 19. Jahrhundert)

Der Schriftüberlieferung sind auch für die Folgezeit weitere Informationen zu Umbauten und / oder die Eigentumsverhältnisse zu entnehmen, die hier aber keine besondere Erwähnung finden müssen. Aus der Periode V wurden während unserer Untersuchungen, abgesehen von jenen Baubefunden, die dem Neubau von 1870 zuzurechnen sind, keine weiteren historischen Hinterlassenschaften identifiziert. Aus archäologischer Sicht war der Neubau des Speichers im Jahre 1870 die Baumaßnahme mit dem größten „Zerstörungspotenzial“. Dies ist nicht nur anhand des Bestandsplans von 1991 nachvollziehbar³³, sondern wurde auch während der archäologischen Untersuchungen deutlich: Offensichtlich war, dass für die 17 Pfeilerfundamente (Grundfläche je 1,45 x 1,45 m) keine Baugruben ausgehoben wurden, sondern ein flächiger Bodenabtrag um etwa 1,00-1,30 m erfolgte – also in etwa bis auf das Niveau des Holzhauses von 1186 –, wodurch die historische Bausubstanz mehrerer Jahrhunderte schon zu dieser Zeit nahezu komplett beräumt worden ist. Nach Nivellierung der Gründungsebene durch Materialauftrag im Westen und -abtrag im Osten stellte man aus Ziegeln die 80 cm hohen, abgetreppten Einzelfundamente her, deren oberen Abschluss rechteckige Granitsockel als Basis für die Holzstützen der Deckenbalken bilden (vgl. Abb. 8). Danach füllte man das Areal wieder auf. Als Material fand ein gelber fester Lehm mit einer darüber geschütteten körnigen Schlackeschicht Verwendung, eingebracht als Dämmsschicht gegen aufsteigende Feuchtigkeit³⁴. Wie der ursprüngliche Bodenbelag des Speichers ausgesehen hat, war für uns nicht mehr zu erschließen. Das bei Beginn der archäologischen Untersuchungen angetroffene Erdgeschossniveau lag bei durchschnittlich +2,70 mNN.

Ergebnisse

Die archäologischen Untersuchungen auf dem Grundstück An der Untertrave 98, verknüpft mit bereits vorliegenden Erkenntnissen aus dem unmittelbaren Umfeld und ergänzt durch historische Daten, erbrachten neue Erkenntnisse zur ursprünglichen Funktion sowie auch zur späteren baulichen Entwicklung dieses geschichtsträcht-

tigen und wichtigen Bereichs am westlichen Rand der Lübecker Altstadt. Als äußerst hilfreich hat sich dabei die Hinzuziehung von Ergebnissen der im Vorfeld des Sanierungsvorhabens durchgeföhrten Baugrunduntersuchungen erwiesen (vgl. Anm. 9). Insgesamt wurden fünf Siedlungsperioden definiert, denen die Befunde

32 Auch auf den angrenzenden Nachbarparzellen werden für diesen Zeitraum (1564 und 1565) Umbauten genannt.

33 siehe Ortsaktenarchiv „A. d. Untertrave 98“ im Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck.

34 Diese Art der „Dämmung“ ist auch in anderen Lübecker Gebäuden beobachtet worden; es soll sich dabei um Produktionsabfall aus dem ehemaligen Hochofenwerk in Lübeck-Herrenwyk handeln.



Abb. 15 Lübeck. An der Untertrave 98. Indirekte Hinweise auf die Reparatur von Schiffen geben durchtrennte Niete und Nietplatten von Schiffen skandinavischer Bauart sowie Funde von ausgebauten Schiffsplanken mit Koggennägeln und Kalfatklammern von den Fundstellen An der Untertrave 97, 98 und An der „Untertrave / Kaimauer“ sowie Alfstraße 38 (vgl. Ellmers 1985 u. 1992).

zum einen stratigraphisch, zum anderen über das geborgene Fundmaterial sowie mithilfe von Dendrochronologie und vorliegenden historischen Daten zeitlich zugeordnet wurden.

Der Periode I ist danach eine nur an wenigen Stellen erhalten gebliebene sandig-humose, zum Teil durchwurzelte Schicht zuzurechnen. Es handelt sich dabei um die Reste eines A-Horizonts mit einer aufliegenden festen und mit vielen Holzabschlägen durchsetzten Lauffläche, welche nur unterhalb der Außenmauern des Speicherbaus die Jahrhunderte unbeschadet überdauern konnte. Zusammen mit den Ergebnissen der im Vorfeld durchgeführten Sondierungsbohrungen ergaben sich weitere Hinweise auf die historische Topographie in diesem Bereich: Belegt ist die Spornlage und der Uferrand mit typischem Bewuchs (Schilf, Farn, Wurzelwerk) sowie der Übergangsbereich in das Flussbett. Das ursprüngliche Gelände war aufgrund der Bodenbeschaffenheit bestens geeignet für die Anlandung von Schiffen und zugleich fest und hoch genug für die Nutzung als Ufermarktplätze.

Der Beginn dieser Nutzung im Untersuchungsbereich war nicht exakt zu bestimmen, da hier nur wenige Bereiche erhalten geblieben sind, die Funde preisgaben, welche typischerweise die alten Ufermarktplätze kennzeichnen. Im unmittelbaren Umfeld jedoch ist über dieses charakteristische Fundspektrum durch die Ausgrabungen in den 1980er Jahren beweiskräftig eine Nutzung als Schiffslandeplatz und Ufermarkt schon vor der Stadtgründung von 1143 durch Adolf von Schauenburg belegt worden (vgl. Anm. 7), sodass die „neuen“ Funde das bisher gewonnene Bild hervorragend ergänzen.

Ab der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gibt es dann vermehrt Belege für die Nutzung des Ufergeländes, welche einige der vielfältigen Aktivitäten der den Ort aufsuchenden Fernhändler widerspiegeln: Holznägel, Teile von Schiffsplanken sowie die Nägel, Niete, Nietplatten, Kalfatklammern etc. (Abb. 15) sind Funde, welche an derartigen Plätzen Hinweise auf die Reparatur von Schiffen geben; dem Bereich Handel sind Funde wie zum Beispiel „Merkzeichen“ zur Kennzeichnung des Eigentums zuzuordnen, welche entweder in Fässer eingeritzt

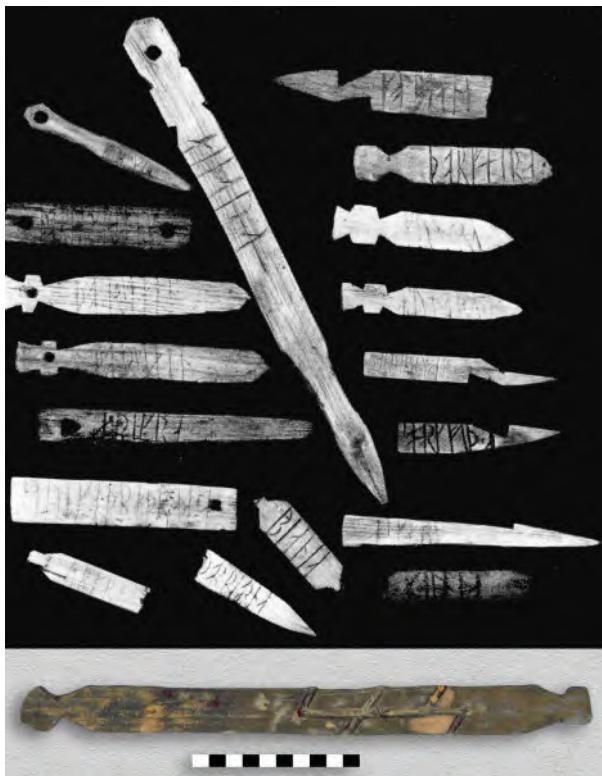


Abb. 16 Lübeck. An der Untertrave 98. Viele Händler kennzeichneten ihr Eigentum mit Merkzeichen, eingeritzt in Fassdeckel oder in an der Ware befestigten Holzstäbchen, wie das Fundstück von der Untertrave 98 (unten). Zum Vergleich eine Auswahl von „Etiketten fremder Kaufleute“, die im Mittelalter die Deutsche Brücke („Tyske Bryggen“) in Bergen/N besuchten (vgl. Liestöl 1963, Fig. 2 und Herteig 1969, Abb. 45).

oder wie hier auf einem Holzstäbchen angebracht wurden (**Abb. 16**); weitere Belege sind angespitzte bis 30 cm lange Rundhölzchen (**Abb. 17**), die auf den Handel mit Stockfisch hinweisen können³⁵ sowie Baustoffe wie die verschiedenen Architekturteile, darunter ein romanisches Trapezkapitell (**Abb. 18**). Spielsteine und Musikinstrumente (**Abb. 19**) werden allgemein dem Begriff Freizeit zugeordnet und Speisereste wie zum Beispiel zerschnitte Tiereknochen oder Bruchstücke von zeitgenössischem Kochgeschirr mit typischen Gebrauchsspuren sind dem Themenkomplex Alltagsleben der Schiffsbesetzungen an Bord und / oder auf dem Ufergelände zuzuweisen.



Abb. 17 Lübeck. An der Untertrave 98. Im Zusammenhang mit den Funden von angespitzten Stöckchen auf der Ufermarktfäche stellt sich hier aufgrund der relativ geringen Anzahl die Frage: Handelsware Stockfisch oder Proviant?

Mit der Anlage des Abzugskanals versuchte man die Ufermarktfäche stets trocken und gut begehbar zu halten. Ob dieser vor oder nach dem im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts (Periode II) errichteten Holzgebäudes angelegt wurde, war nicht zu bestimmen. Es ist aber davon auszugehen, dass spätestens seit der Existenz des dem Hafen- und Marktbetrieb dienenden kleinen Gebäudes der Kanal dann auch für die Dachentwässerung genutzt wurde.

Der mit besonderen Rechten ausgestattete Ufermarkt des „meyne kopmann by der Travene“ alter Prägung (von Winterfeld 1929, 462f.) existierte hier bis zum Bau jener

³⁵ Derartige Holzstäbchen – u. A. auch als „Grillstäbchen“ ge-deutet – (Gläser 1992, Abb. 24, S. 241) können – wenn sie in großer Zahl auftreten – auf den Handel mit Stockfisch weisen. Dies belegten unzählige Kabeljau-Wirbelknochen, die zusammen mit diesen Stöckchen im Wrack der „Darßer“ Kogge von 1303 gefunden wurden. Sie sollen zur Spreizung der Bauchlappen

der (Stock-)Fische gedient haben, damit diese schneller trocknen. Stockfisch war die Hauptfracht der Kogge, weshalb dieser Funktionszusammenhang hier eindeutig hergestellt werden konnte. Wegen der vielen christlichen Fastentage war Fisch / Stockfisch eine sehr wichtige und begehrte Handelsware.



Abb. 18 Lübeck. An der Untertrave 98. Gehandelt wurde auch mit Architekturelementen aus Granit, Sand- und Kalkstein, darunter ein unverziertes romanisches Trapezkapitell.

Stadtbefestigung, die nach späterer chronikalischer Überlieferung 1217, also während der Herrschaft des Dänenkönigs Waldemar II. über Lübeck (1201-1227), errichtet worden sein soll (Bruns / Rahtgens 1939, 66f.). Nach aktuellem Kenntnisstand reichte das Areal des Ufermarktes

zur Zeit der Gründung Lübecks mindestens von der „um 1157“ mit einer hölzernen Kaimauer versehenen Spitze des Geländesporns unterhalb der Alfstraße (vgl. Abb. 4) bis dorthin, wo sein fester Grund nach Nordosten einzuziehen beginnt, archäologisch erfasst auf dem Grundstück An der Untertrave 97. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts wurden alle Holzbauten auf dem Freigelände am Ufer durch Feuer vernichtet. Dieser Brand ist offensichtlich nicht allein auf das Areal des Ufermarktes beschränkt gewesen, denn er hat noch weitere Holzgebäude im näheren Umfeld zerstört: Durch archäologische Erkenntnisse von den Grundstücken Gerade Querstraße 2, Mengstraße 31 und 60 ist belegt, dass die dort festgestellten Schadensfeuer sich ebenfalls im frühen 13. Jahrhundert ereignet haben (Schalies 1999, 134f.; zur Lage vgl. Abb. 4).

Von einer über längere Zeit ungenutzten Baulücke nach deren Zerstörung kann aufgrund der „1-A-Lage“ am Hafen und somit aus wirtschaftlichen Gründen nicht ausgegangen werden: So wurde im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts auch im Bereich vor den späteren Grundstücken An der Untertrave 97 und 98 sowie Richtung Norden und Süden zunächst die Befestigung einer neuen weiter nach Westen vorgeschobenen Kaikante vorgenommen und die Stabilisierung des Baugrundes – wo es für die geplante Neubebauung vonnöten war – mit Holzpackungen und Findlingen durchgeführt: Nacheinander oder gleichzeitig entstanden hier dann drei Steinhäuser unterschiedlicher Größe und Ausstattung: Dies geschah um „1212“ (Dd.) auf der Parzelle 97, vor „um 1215“ An der Untertrave 98 und mit dem Bau des Saalgeschosshauses Alfstraße 38, welches „um 1220“ weitestgehend fertiggestellt war. Für das Grundstück An der Untertrave 98 kann darüber hinaus über die beiden archäologisch nachgewiesenen älteren Brunnenanlagen auf ursprünglich zwei Grundstückseinheiten (98 A und 98 B) geschlossen werden, deren Existenz durch die spätere Schriftüberlieferung bestätigt wird. Für 1216 ist das Bestehen der Holstenbrücke schriftlich überliefert. Zeitgleich laufen entlang des rechten Traveufers die Arbeiten zur Erweiterung des Seehafens nach Norden weiter, wobei die Verlängerung der Hafenfront baulich untrennbar verknüpft ist mit der Auffüllung des dahinter befindlichen bisherigen Brachlandes. Ebenfalls in die Planungen integriert war die Errichtung der in Backstein aufgeführten Stadtbefestigung³⁶, die das gewonnene

36 Die These bzgl. des Vorhandenseins einer älteren (1181) in Backstein ausgeführten Stadtmauer (Gläser 1990, 227ff.) hat sich so leider nicht bestätigt: Vielfältige archäologische Nachweismöglichkeiten, die diese Hypothese hätten bestätigen müssen, haben zu

keinem entsprechenden Ergebnis geführt. Es ist daher von einem anderen Verlauf und einer anderen Bauform für die Befestigung der frühen Stadt auszugehen; vgl. dazu Schalies-Jocic / Rieger 2019, 53-68.



Abb. 19 Lübeck. An der Untertrave 98. Freizeit mit Musik: Charakteristische Funde, die Einblicke in die Freizeitgestaltung der Schiffsmannschaften geben (Fundstellen: An der Untertrave 97, 98, „Untertrave/Kaimauer“ und Alfstraße 36/38).

„Neuland“ mit einschließen sollte und in etwa 6-8 Meter Entfernung von den neuen Häuserfronten verlief. Archäologische Untersuchungen belegen, dass mit dem Bau dieser Stadtmauer auf der Wakenitzseite spätestens „1205/06“ (Dd.) begonnen wurde (Schalies 2009, 83f.); entsprechend präzise „Dendrodaten“ liegen für die Travesseite noch nicht vor. Wegen des über die Trave möglichen direkten Zugangs von der See her ist jedoch davon auszugehen, dass mit den Befestigungsarbeiten entlang der Westseite des Stadthügels bereits um einiges früher begonnen wurde. Mit der Fertigstellung der Stadtmauer wurde das Hafenufer zum reinen Umschlagplatz: Jede Ware – wenn sie nicht direkt von Schiff zu Schiff oder auf Wagen umgeladen und über Land auf den Weg zu ihrem neuen Bestimmungsort gebracht wurde – musste von nun an durch die Hafentore der Mauer in die Speicher der Kaufleute geschafft werden, wo jetzt auch die überwiegende Zahl der Handelsgeschäfte „besiegelt“ wurde. Ausschlaggebend für die umfassenden Strukturveränderungen war sicher nicht (nur) das Brandereignis, sondern in erster Linie die schnelle wirtschaftliche Ent-

wicklung Lübecks und seines Fernhandels unter dem Dänenkönig Waldemar II. (1201-1227) sowie der mit dem Aufschwung verbundene Bevölkerungszuwachs, weshalb das zusätzliche Bauland dringend benötigt wurde. Hinzu kam eine sprunghafte Entwicklung im Schiffbau hin zu immer größeren Ladekapazitäten, für die man passende Anlegemöglichkeiten schaffen musste (Schalies 2014, 165f.).

All diese umfangreichen vorstehend skizzierten Baumaßnahmen setzten bereits vor dem Ende des 12. Jahrhunderts ein³⁷, sodass Mitte / Ende des 13. Jahrhunderts zumindest die unmittelbaren Uferbereiche aufgefüllt und in weiten Bereichen bebaut waren. Die entsprechenden Arbeiten südlich der Holstenbrücke mit eingeschlossen fanden alle Infrastrukturarbeiten entlang des rechten Traveufers vermutlich erst im beginnenden 14. Jahrhundert (Hammel-Kiesow et al. 1996, 16-18) ihren Abschluss.

Für die jüngeren Siedlungsperioden III und IV fehlt es im Untersuchungsbereich an datierenden Funden, sieht

³⁷ Die rechtlichen Voraussetzungen dafür hatten sich die Lübecker 1188 durch das sog. „Barbarossa-Privileg“ gesichert (Quelle: Ur-

kundenbuch der Stadt Lübeck I, Nr. 7; vgl. dazu auch Hammel 1988, 56).

man von dem Material aus dem zur Kloake umgenutzten Brunnen im Hof der Parzelle 98 B ab (Periode IV). Baugeschichtliche oder dendrochronologische Datierungskriterien liegen aufgrund der tiefgreifenden Störungen durch den Neubau des Speichers von 1870 sowohl für diese als auch für die nachfolgenden Zeiträume ebenfalls nicht vor.

Festzuhalten bleibt: Obwohl der Speicherbau die ältere Bausubstanz hier großflächig zerstört hat, konnte mit den Ergebnissen dieser kleinen, nur über einen Zeitraum von zwei Monaten durchgeföhrten Maßnahme

nahtlos an die im Umfeld gewonnenen Erkenntnisse angeknüpft werden und diese darüber hinaus erweitert und bestätigt werden. Letztendlich wurde damit im wahrsten Sinne des Wortes zugleich ein Lückenschluss in einem zentralen und somit wichtigen Bereich des alten Travemünder Ufermarktes vollzogen. Dass auch noch im 14. Jahrhundert die Lübecker Fernhändler nach dieser traditionellen Handelsform als „*meyne kopmann by der Travene*“ bezeichnet wurden (im Gegensatz zu den Detailhändlern und Handwerkern, die den Zentralmarkt mit lokalen Gütern belieferten) unterstreicht eindrucksvoll seine einstige Bedeutung.

Literatur

- BRUNS / RAHTGENS 1939: F. Bruns und H. Rahtgens, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Hansestadt Lübeck I.1: Stadtpläne und -ansichten, Stadtbefestigung, Wasserkünste und Mühlen, Lübeck 1939.
- DUBISCH et al. 2014: A. Dubisch, C. Hähn, E. Müller, H. Rohland und K. Siegfried, Ein tiefer Blick in die Geschichte des Lübecker Burghügels. Neue Befunde zur Befestigung und Entwicklung eines wichtigen Siedlungskerns der Stadt Lübeck, in: A. Falk., U. Müller und M. Schneider (Hrsg.), Lübeck und der Hanseraum. Beiträge zu Archäologie und Kulturgeschichte. Festschrift für Manfred Gläser, Lübeck 2014, 51-68.
- EHBRECHT 1983: W. Ehbrecht, Von friesischen zu hansischen Seehandelsplätzen im südlichen Nordseeküstengebiet (12./13. Jahrhundert), in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 7, Bonn 1983, 85-109.
- ELLMERS 1985: D. Ellmers, Bodenfunde und andere Zeugnisse zur frühen Schifffahrt der Hansestadt Lübeck, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 11, Bonn 1985, 155-162.
- ELLMERS 1990, D. Ellmers, Die Verlagerung des Fernhandels vom öffentlichen Ufermarkt in die privaten Häuser der Kaufleute, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 20, Bonn 1990, 101-108.
- ELLMERS 1992: D. Ellmers, Bodenfunde und andere Zeugnisse zur frühen Schifffahrt der Hansestadt Lübeck. Teil 2: Bauteile und Ausrüstungsgegenstände von Wasserfahrzeugen aus den Grabungen Alfstraße 38 und An der Untertrave / Kaimauer, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 18, Bonn 1992, 7-21.
- ERDMANN 1982: W. Erdmann, Hochmittelalterliche Baugrundgewinnung und das Problem der Lokalisierung beider Gründungsiedlungen. Erste Befunde aus den Gebieten Große Petergrube und An der Untertrave, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 6, Bonn 1982, 7-31.
- FEHRING 1984: G. P. Fehring, Archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen zur Hansestadt Lübeck, in: Abschlußbericht SFB 17, Kiel 1984, 291-326.
- FRIEDRICH 1910: P. Friedrich, Der Untergrund der Stadt Lübeck, in: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde XII, Lübeck 1910, 28-48.
- GLÄSER 1985: M. Gläser, Befunde zur Hafenrandbebauung Lübecks als Niederschlag der Stadtentwicklung im 12. und 13. Jahrhundert. Vorbericht zu den Grabungen Alfstraße 36/38 und An der Untertrave 111/112, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 11, Bonn 1985, 117-129.
- GLÄSER 1988: M. Gläser, Die Ausgrabungen auf dem Gelände des ehemaligen Johannisklosters in Lübeck, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 17, Bonn 1988, 116-120.
- GLÄSER 1990: M. Gläser, Die Lübecker Burg- und Stadtbefestigungen des 12. und 13. Jahrhunderts, in: Archäologisches Korrespondenzblatt 20, Mainz 1990, 227-234.
- GLÄSER 1992: M. Gläser, Die Funde der Grabungen Alfstraße 36/38 und An der Untertrave 111/112. Niederschlag der Stadtentwicklung Lübecks und seines Hafens im 12. und 13. Jahrhundert, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 18, Bonn 1992, 187-248.
- HAMMEL 1987: R. Hammel, Hauseigentum im spätmittelalterlichen Lübeck. Methoden zur sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Auswertung der Lübecker Oberstadtbuchregesten, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 10, Bonn 1986, 85-300.
- HAMMEL 1988: R. Hammel, Exkurs I: Räumliche Entwicklung und Berufstopographie Lübecks bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, in: A. Graßmann (Hrsg.), Lübeckische Geschichte, Lübeck 1988, 50-76.
- HAMMEL-KIESOW et al. 1996: R. Hammel-Kiesow, H.-J. Arndt und A. Graßmann, Der Lübecker Hafen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die heutige Zeit, Lübeck 1996.
- HAMMEL-KIESOW 2001: R. Hammel-Kiesow, Ladung, Laden, Löschen, in: R. Hammel-Kiesow (Hrsg.), Seefahrt, Schiff und Schifferbrüder. 600 Jahre Schiffergesellschaft in Lübeck. 1401-2001, Lübeck 2001, 121-124.

- HERTEIG 1969: A. E. Herteig, Kongers Hafen og handels sete, Oslo 1969.
- HOFFMANN 1998: D. Hoffmann, Wasserspiegelveränderungen an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste im 1. Jahrtausend n. Chr., in: Anke Wesse (Hrsg.), Studien zur Archäologie des Ostseeraumes. Von der Eisenzeit bis zum Mittelalter (= Festschrift für Michael Müller-Wille), Neumünster 1998, 111-116.
- HOLST 1985: J.-C. Holst, Zur mittelalterlichen Baugeschichte der Häuser Alfstraße 36/38 – Ein Zwischenbericht, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 11, Bonn 1985, 131-143.
- JAKOBSEN et al. 2004: O. Jakobsen, J. Meurers-Balke, G. Hoffmann-Wieck und J. Thiede, Postglazialer Meeresspiegelanstieg in der südwestlichen Ostsee – Geoarchäologische Ergebnisse aus der Niederung des Oldenburger Grabens (Ostholstein), in: G. Schernicki und T. Dolch (Hrsg.), Geographie der Meere und Küsten. Coastline Reports 1, Warnemünde 2004, 9-21.
- KRÄLING 2019: H. Kräling, Die naturräumlichen Voraussetzungen, in: M. Schneider (Hrsg.), Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsviertel I: Die Siedlungsgeschichte, Lübeck 2019, 48-53.
- KORNER 1895: H. Kromer, Chronica novella des Hermann Korner, Hrsg. von Jacob Schwalm, Göttingen 1895.
- LIESTÖL 1963: A. Liestöl, Runer fra Bryggen, in: Viking, tidsskrift for norrøn arkeologi 27, Oslo 1963, 5-53.
- LÖHNERT 2006: E. P. Löhnert, Paul Friedrich (1856-1918) – Pionier in der angewandten Geologie im Raum Lübeck, in: Der Wagen. Lübecker Beiträge zur Kultur und Gesellschaft 2006, 141-155.
- MÜLLER 1992: U. Müller, Die Überbauung des Hafemarktes von Lübeck, im frühen 13. Jahrhundert. Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen auf dem Grundstück An der Untertrave 97, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 18, Bonn 1992, 7-39.
- NEUGEBAUER 1975: W. Neugebauer, Burgwallsiedlung Alt-Lübeck – Hansestadt Lübeck. Grundlinien der Frühgeschichte des Travemündungsgebietes, in: Ausgrabungen in Deutschland 3, Mainz 1975, 123-142.
- PAULI 1878: C. W. Pauli, Lübeckische Zustände im Mittelalter 3: Recht und Kultur, Leipzig 1878.
- RIEGER 2019: D. Rieger, Genese und Besiedlungsentwicklung, in: M. Schneider (Hrsg.), Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsviertel I: Die Siedlungsgeschichte, Lübeck 2019, 54-165.
- SCHALIES 1992 a: I. Schalies, Archäologische Untersuchungen zum Hafen Lübecks. Befunde und Funde der Grabung An der Untertrave / Kaimauer, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 18, Bonn 1992, 305-344.
- SCHALIES 1992 b: I. Schalies, Neue Befunde zur hochmittelalterlichen Hafenrandbebauung Lübecks, in: Archäologisches Korrespondenzblatt 22, Heft 4, Mainz 1992, 559-566.
- SCHALIES 1999: I. Schalies, Neue Befunde hochmittelalterlicher Holzbauten im Lübecker Gründungsviertel, in: Archäologisches Korrespondenzblatt 29, Mainz 1999, 125-141.
- SCHALIES 2009: I. Schalies, Wasserbaumaßnahmen im mittelalterlichen und neuzeitlichen Lübeck, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 21, Paderborn 2009, 73-86.
- SCHALIES 2014: I. Schalies, Von Kaianlagen, Bohlwerken und Uferbefestigungen. Archäologische Befunde zum Ausbau des stadtseitigen Trave-Ufers im 12.-20. Jahrhundert, in: A. Falk, U. Müller und M. Schneider (Hrsg.), Lübeck und der Hanseraum. Beiträge zu Archäologie und Kulturgeschichte Festschrift für Manfred Gläser, Lübeck 2014, 161-172.
- SCHALIES-JOCIĆ / RIEGER 2019: I. Schalies-Jocić u. D. Rieger, Die Lokalisierung der Grenzen des sogenannten Lübecker Gründungsviertels – ein Indizienprozess, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 32, Paderborn 2019, 53-68.
- SCHEFFLER 2022: H. Scheffler, Die verheerende Sturmflut vor 150 Jahren an der Ostsee, in: Lübeckische Blätter (= Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit) 19/2022, 324-326.
- SCHEFTEL 1988: M. Scheftel, Gänge, Buden und Wohnkeller in Lübeck. Häuser und Höfe in Lübeck 2, Neumünster 1988.
- VOIGTMANN 2022: A. Voigtmann, Rinnen aus der Gründungszeit, in: Archäologie in Deutschland 6/2022, 64.
- VON WINTERFELD 1929: L. von Winterfeld, Versuch über die Entstehung des Marktes und den Ursprung der Ratsverfassung in Lübeck, in: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 25, Lübeck 1929, 365-488.

Vor den staufischen Toren Ulms – Zum Kenntnisstand der vorstädtischen Siedlungen bis zur Stadterweiterung im 14. Jahrhundert

von Jonathan Scheschkewitz, Ulm

Zwar liegt die Stadt Ulm weit im Süden Deutschlands und damit nicht unbedingt im Fokus des Jubilars, aber Fragen der Stadtentwicklung sind ja von überregionalem Interesse. Deshalb hoffe ich, dass der Beitrag auch für die Archäologie der Hansestädte zumindest als vergleichende Studie herangezogen werden kann oder einfach als süddeutsches Beispiel wohlwollend zur Kenntnis genommen wird.

Die Vielzahl der gut dokumentierten Rettungsgrabungen in den letzten vierzig Jahren ermöglicht für Ulm mittlerweile einen verhältnismäßig guten Eindruck von der Stadtgenese (**Abb. 1**). Insbesondere das von 2001 bis 2004 durchgeführte Großprojekt „Neue Straße“ vervielfachte hierzu den Kenntnisstand, da der Querschnitt durch die staufische Stadt erlaubte, die Entwicklung ganz unterschiedlicher Bereiche im

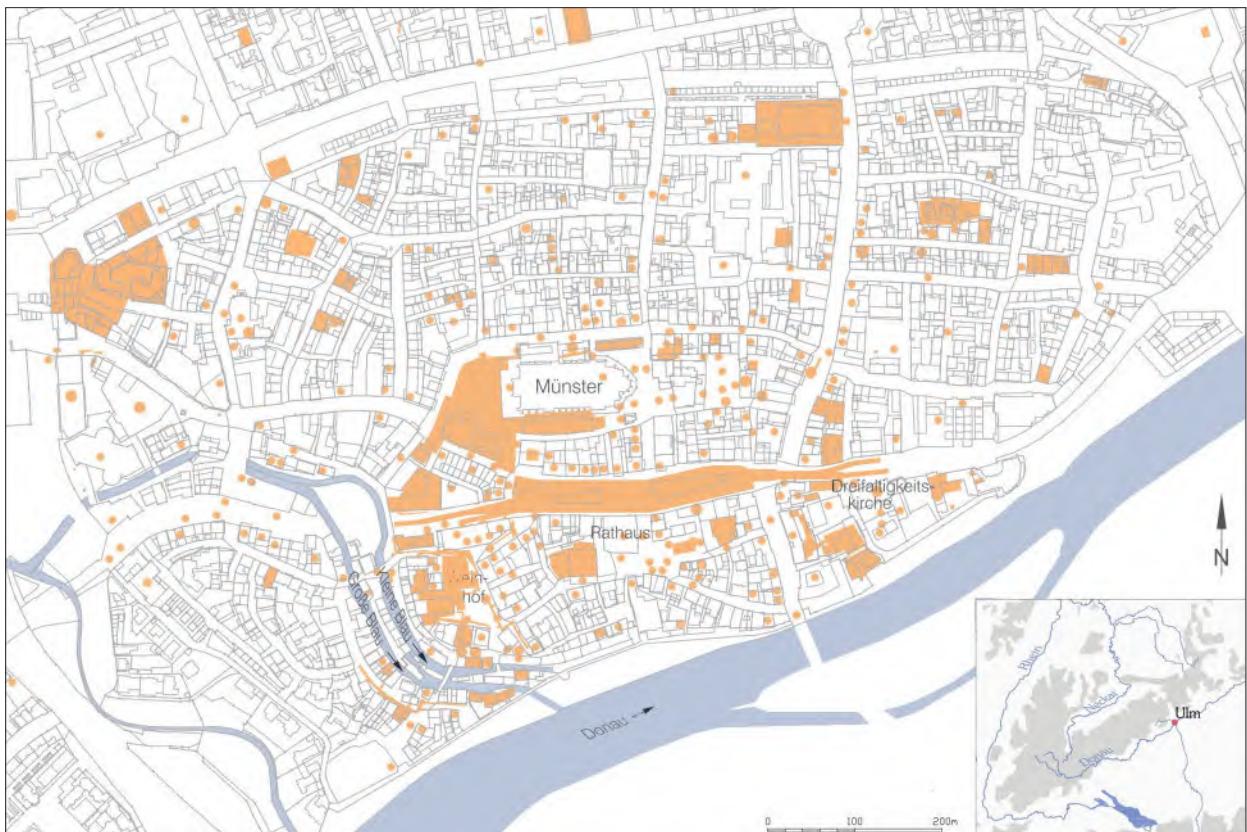


Abb. 1 Archäologische Aufschlüsse und Ausgrabungen in Ulm (Stand 2022) (Grafik: Marion Vöhringer und Jonathan Scheschkewitz, Landesamt für Denkmalpflege (LAD) im Regierungspräsidium Stuttgart).

Stadtgebiet nachzuvollziehen. In dem darauf basierenden und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekt „Stadtwerdung und Entwicklung Ulms im hohen und späten Mittelalter“ wurden die Befunde und Funde der wichtigsten Ausgrabungen hinsichtlich dieser Fragestellung ausgewertet. Die ersten

Ergebnisse liegen in verschiedenen Vorberichten vor (Kottmann 2009; Gross / Kottmann 2009; Kottmann / Scheschkewitz 2016, Kottmann 2020). Wenig Aufmerksamkeit haben hingegen bislang die vorstädtischen Siedlungen erhalten, die in zahlreichen Aufschlüssen dokumentiert sind.

Ulmer Kernstadt

Bereits im 6./7. Jahrhundert lässt sich auf dem Weinhof, einem Geländesporn zwischen Blaumündung und Donau gelegen, eine mit einem Sohlgraben begrenzte Siedlung erfassen, für die aufgrund der nachweisbaren Baustrukturen eine zentralörtliche Funktion vermutet wird¹. Im Umfeld lassen das große Gräberfeld am Kienlesberg nordwestlich der Stadt, zwei Grabgruppen auf dem Münsterplatz und in der Keltergasse sowie ein merowingerzeitlicher Fundschiefer und AMS-datierte Tierknochen aus ansonsten undatierten Grubenhäusern eine rege Siedlungstätigkeit auf dem Lössplateau vermuten (**Abb. 2**). Kurz nach der historischen Ersterwähnung der Ulmer Pfalz im Jahr 854 sprechen spätestens für das 10. Jahrhundert mehrere Befestigungsgräben für progressive Erweiterungen des mutmaßlichen Pfalzgeländes um untergeordnete Begleitareale. Im Zuge der Befestigung Ulms in der Zeit um 1000 wurden Teile der weitläufigen Siedlungen zumindest in den angrenzenden, davon betroffenen Bereichen aufgegeben. Damit erhält die Stadt bereits die Ausdehnung, die unter den Staufern durch den Ausbau der Befestigung zementiert wird und bis ins Spätmittelalter Gültigkeit behält (Kottmann / Scheschkewitz 2016). Aufgrund der zahlreichen hochmittelalterlichen Siedlungsbelege außerhalb der Befestigung wurde zur Diskussion gestellt, ob die Stadterweiterung von 1316 im Grunde nicht bereits auf einen Herrschaftsakt des

Staufers Konrads III. im mittleren 12. Jahrhundert zurückzuführen ist (Dumitrache et al. 2006; 33-35; 2008, 109-111). Es fehlen hierfür von archäologischer Seite jedoch jegliche Nachweise. Vielmehr spricht eine immer wieder fassbare Planierschicht des 14. Jahrhunderts eher für eine koordinierte Vorbereitung der Stadterweiterungsfläche, der eine Aufgabe einzelner Siedlungsinseln vorausgegangen zu sein scheint². Wie sind denn nun aber die verschiedenen Siedlungsnachweise außerhalb der Befestigung zu interpretieren? Handelt es sich um Siedlungen oder Vorstädte, in denen sich Gewerbe im direkten Umfeld der Stadt angesiedelt hat oder um ländliche Siedlungen, die bereits seit langem bestanden? Weisen die Siedlungen geschlossene Bebauung auf oder handelt es sich um einzelne Gebäude?

Vorab gilt es hierbei aber, den Begriff Vorstadt zu differenzieren. A. Baeriswyl (2003, 29-31) hat basierend auf Schlesinger (1969, 11) auf die unterschiedlichen Bedeutungen des Begriffs im Sinne von präurbaner und suburbaner Siedlung hingewiesen. Erstere bezeichnet eine ältere Siedlung im Bereich der Stadt, die bereits vorher existierte, und letztere eine, die vor den Toren der Stadt in Abhängigkeit von dieser entstand. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass präurbane Siedlungen als suburbane fortbestanden.

Historische Überlieferung

Insbesondere die präurbanen Siedlungen haben in der Frage der Siedlungsgenese Ulms bereits eine größere Rolle gespielt. Im Vordergrund stand dabei, auf welcher

Siedlungsgrundlage sich die Stadt entwickeln konnte. Hierbei wurden verschiedene Modelle zur Diskussion gestellt, die eine polyzentrische Siedlungsentwicklung

1 Von historischer Seite wird hierzu sogar vermutet, dass es sich bei der Siedlung um einen möglicherweise unter Dagobert I. (629-639) errichteten Königshof handelt, der zum Zweck hatte, den fränkischen Einfluss und die Herrschaft des merowingischen Königshauses zu sichern (Bräuning et al. 2008, 33; Eberl 1982, 434-444).

2 So in der „Walfischgasse 12-14“ (Lang / Scheschkewitz 2015, 276), in der „Kornhausgasse 12“ (Lang / Scheschkewitz 2016, 270), dem „Irrgänge“ (Lang / Scheschkewitz 2017, 275) und der „Frauenstraße 34“ (Scheschkewitz et al. 2014, 222); zusammenfassend siehe Kottmann 2020, 76.

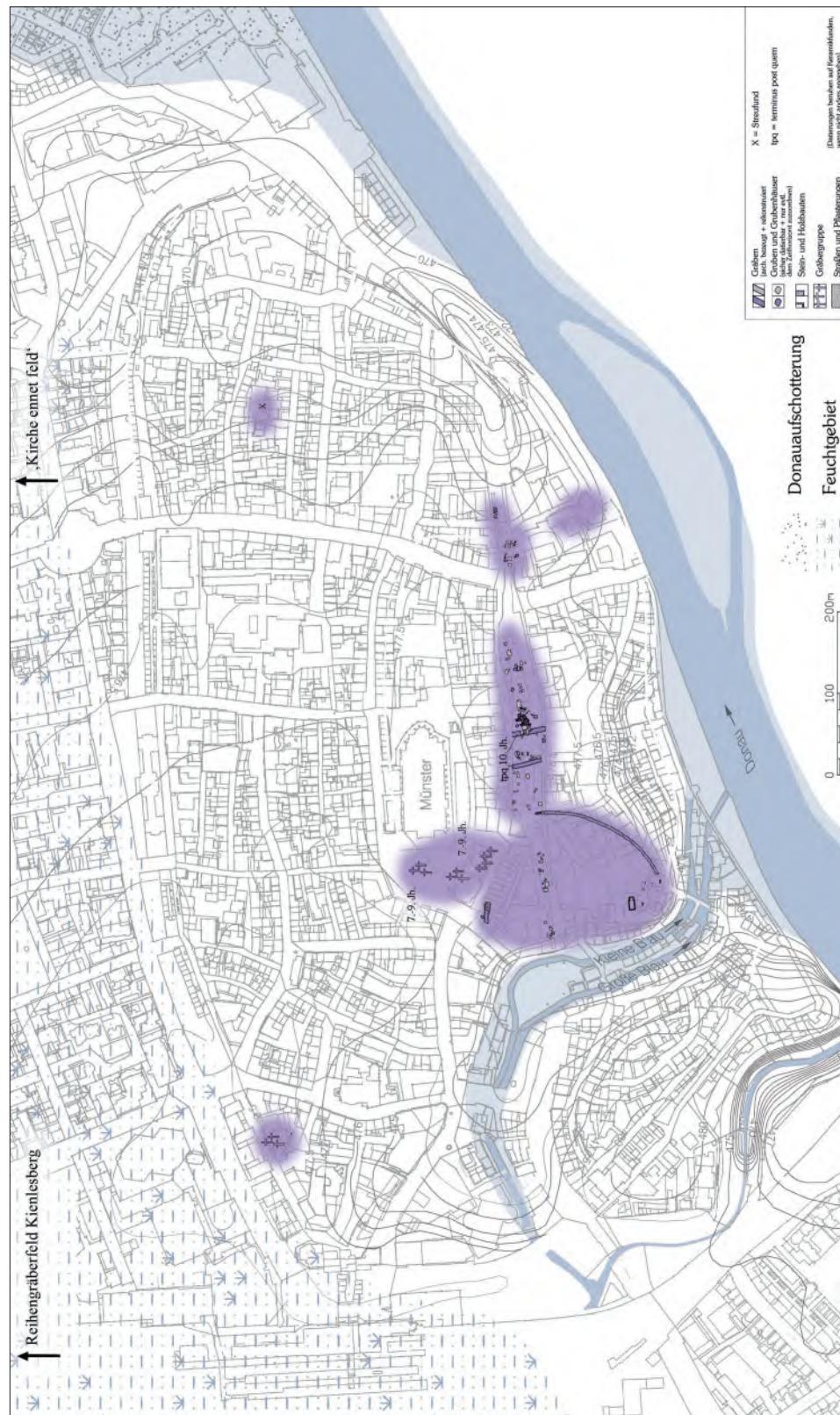


Abb. 2 Frühmittelalterliche Siedlungstypen in Ulm (Grafik: Marion Vöhringer und Jonathan Scheschkenzitz, LAD; nach Kotmann / Scheschkenzitz 2014 mit Ergänzungen).

gemein haben³. Dies basierte auf der Grundlage archäologisch erfasster Befunde sowie historisch überliefelter Ortsnamen, die belegen, dass im Umfeld der Stadt ältere Siedlungen bestanden (**Abb. 3**). Zu nennen sind das 1255 und 1281 erstmals erwähnte Dorf Westerlingen (UUB I, 90 Nr. 72 u. 163 Nr. 136) sowie das für 1244 genannte Pfäfflingen (UUB I, 72f. Nr. 56; Ernst 1924, 20ff.; 1937, 7f.). Beide werden trotz der späten Überlieferungen aufgrund der Ortsnamen mit der Endung auf -ingen in die Merowingerzeit zurückreichen (Bräuning et al. 2008, 58f.). Zu Westerlingen liegen bislang kaum Anhaltspunkte vor, die eine Lokalisierung ermöglichen. Man vermutet den Ort zwischen der Blau und dem Kobelgraben westlich der staufischen Stadt (Ernst 1924, 12f.; 1937, 5f.). Lediglich eine Bemerkung des Chronisten F. Fabri (1889, 21), dass man beim Bau einer Brustwehr vor dem spätmittelalterlichen Glöcklertor 1487 auf Grundmauern gestoßen sei, wurde als Anhaltspunkt für die Lage des Ortes interpretiert. Vermutet wurde Westerlingen im Blauviertel, während Pfäfflingen östlich des Heilig-Geist-Spitals lokalisiert wurde (Specker 1977, 41; Kölle 1925, 32f.).

In diesem Zusammenhang ist auch die alte Pfarrkirche der Stadt „Unsere Liebe Frau ennet Feld“ zu nennen, für die von Seiten der stadtgeschichtlichen Forschung eine Gründung bereits im zweiten Viertel des 7. Jahrhunderts angenommen wird und die eventuell als Missions- und Pfarrkirche für ein größeres Gebiet fungiert hat (Bräuning et al. 2008, 33; Eberl 1982, 434-444). Mit Errichtung des Ulmer Münsters ab 1377 wurde sie als Ulmer Pfarrkirche abgelöst und abgebrochen. Der Friedhof wurde jedoch weiter genutzt, bis das Areal im 19. Jahrhundert zu einem Park umgestaltet wurde. Reste der Kirche wurden 1879 erfasst, als man sämtliches Steinmaterial inklusive der Fundamente ausgebrochen hat, um damit den Stadtgraben aufzufüllen⁴. Einzelne Reste konnte noch 1940 dokumentiert werden. Bis heute bleibt jedoch der Siedlungskontext völlig unklar, in dem die Kirche sicherlich bestanden hat. Aufgrund der starken Überprägung durch den über Jahrhunderte genutzten Friedhof ist es leider zweifelhaft, ob zukünftig noch Erkenntnisse zu erwarten sind.

Den beiden überlieferten Siedlungen Stadelhof und Schwaighofen werden mit der Pfalz in Zusammenhang stehende wirtschaftliche Funktionen zugeschrieben

(Maurer 2013, 197; Bräuning et al. 2008, 33). Nur wenig wissen wir über den wohl vor allem auf Viehwirtschaft eingerichteten Schwaighof, der sich auf dem anderen Donauufer im Gebiet des heutigen Neu-Ulm befunden haben soll. 1376 wurde die Siedlung weitgehend abgebrochen und die Bewohner in die erweiterte Stadt umgesiedelt. (Specker 1977, 52; 1984; Kölle 1925, 62). Die Lage des Stadelhofes unterhalb des Weinhofs westlich der Blau hingegen lässt sich ansatzweise bis heute im Stadtbild erkennen, auch wenn die genaue Ausdehnung nicht bekannt ist. Den Mittelpunkt wird der Maierhof gebildet haben, dem sich weitere Wirtschaftsgebäude wie Schmiede, Brauhaus, Backhaus etc. angeschlossen haben dürften (Ernst 1937, 21), die zusammen der Versorgung der Pfalz dienten. Von historischer Seite wird er im Gebiet zwischen Fischergasse, Hämpfergasse, dem östlichen Teil der Schwilmengasse und möglicherweise noch Teilen der Gerbergasse lokalisiert und soll demnach in unmittelbarer Nachbarschaft zu Westerlingen gelegen haben (Ernst 1937, 21; Kölle 1925, 37f.). Nachdem es Ulm ab 1259 gelungen war, sich in nachstaufischer Zeit von nichtköniglicher Herrschaft freizuhalten, fand wohl auch die königliche Eigenwirtschaft auf dem Stadelhof ihr Ende, worauf dieser zusammen mit der Pfalz Teil der Stadt wurde (Specker 1977, 41). Der Stadelhof lag jedoch auch noch im Besitz des Kaisers, nachdem das Areal im 14. Jahrhundert in das Stadtgebiet integriert wurde. Bis in das 16. Jahrhundert lässt sich der Hof und damit ein kontinuierlicher Gebäudebestand in Quellen aufgrund von Verpfändungen und Verkäufen verfolgen, auch wenn der Hof vermutlich zu diesem Zeitpunkt bereits in viele Besitzteile zersplittet war (Bräuning et al. 2008, 275f.).

Bei diesen Siedlungen handelte es sich um präurbane Siedlungen, die nach der Stadtwerdung Ulms um 1000 nachweislich weiterbestanden und damit einen suburbanen Charakter erhalten. Erwähnt werden sollen darüber hinaus die Gründungen der Kloster- und Sozialeinrichtungen des 13. Jahrhunderts, die sich innerhalb und außerhalb der Kernstadt ansiedelten und damit zu einer Siedlungsverdichtung beitrugen (**Abb. 3**). Das Augustiner-Chorherrenstift wird 1215 auf die ca. 1 km westlich der Stadt gelegenen Blauinseln verlegt, nachdem sich der Standort auf dem Michaelsberg seit der Gründung 1183 als ungünstig erwiesen hatte. Mittig zwischen Stadt und Stift hatte nach der Überlieferung 1226 Ritter

3 Oexle 1993, 172-178; Bräuning et al. 2008, 59; Untermann 2003, 240-242; 2011, 416-419.

4 Ulmer Tagblatt vom Donnerstag, 13. November 1879 Nr. 265,

1564 und vom Sonntag 18. Januar 1880 Nr. 14, 72 (freundl. Mitteilung Gunther Volz). Zu den Grabungen siehe Bräuning et al. 2008, 144 FStNr. 72 und 73.

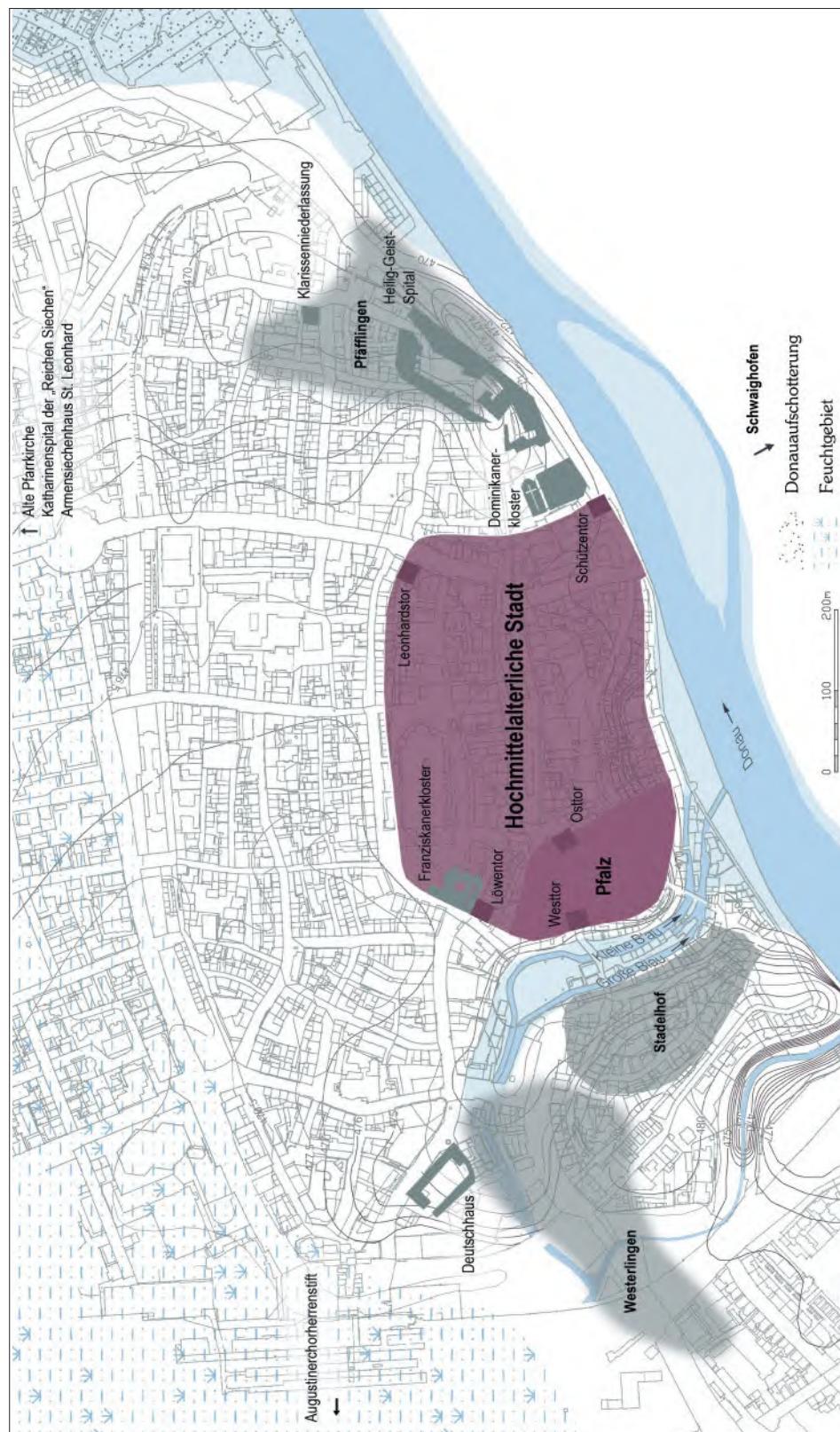


Abb. 3 Historisch überlieferte Siedlungen und geistliche Gründungen des 13. Jahrhunderts im direkten Umfeld von Ulm (Grafik: Jonathan Scheschkevitz nach Vorlage von Marion Vöhringer; LAD; basierend auf Specker 1984).

Meinloch von Söflingen ein Deutschordenshaus mit einer St. Maria geweihten Kirche gestiftet, nachdem Markgraf Hermann V. von Baden zwischen 1216 und 1221 dem Orden beträchtlichen Grundbesitz bei Ulm übertragen hatte. Direkt östlich der Kernstadt siedelten sich 1281 die Dominikaner in dem Areal an, das zwischen dem von Bürgern gegründeten und dem für 1240 verbürgten Heiliggeistspital und der Ulmer Befestigung

lag. Nördlich davon befand sich die seit 1237 überlieferte Frauensammlung, das spätere Klarissenkonvent, das 1258 nach Söflingen umgesiedelt wurde. Etwas weiter entfernt ist vor 1246 das Katharinenspital der „Reichen Siechen“ an der Frauensteige überliefert und vor 1300 wird bereits das Armensiechenhaus St. Leonhard und das Waisenhaus bei der Pfarrkirche bestanden haben⁵.

Archäologische Belege

Betrachtet man das direkte Umfeld der Ulmer Kernstadt, erschließen sich mittlerweile 26 Fundstellen, aus denen zumindest hochmittelalterliches Fundmaterial oder auch Siedlungsbefunde vorliegen. Dabei zeichnen sich, trotz relativ gleichmäßig verteilter archäologischer Aufschlüsse, vier Konzentrationen ab, die für einen größeren Siedlungskontext sprechen (**Abb. 4**).

Nördlich des Blauverlaufs liegen sieben Fundstellen (**Abb. 4.1-7**), bei denen es sich, von zwei Ausnahmen abgesehen, um ältere Baubeobachtungen der 1920er, 1950er und 1960er Jahre handelt. Lediglich aufgrund der im Fundmaterial enthaltenen hochmittelalterlichen Keramik kann vermutet werden, dass entsprechende Siedlungsstrukturen ebenfalls vorhanden gewesen sind, jedoch nicht erkannt wurden. Bei einer kleinen Maßnahme 1996 in der „Wengengasse 10“ (Wengenkirche) wurde hingegen auch ein Grubenbefund angeschnitten (**Abb. 4.5**), der aufgrund der Form wahrscheinlich als Grubenhaus zu interpretieren ist (**Abb. 5**). Bei der geborgenen Keramik handelt es sich um feinsandig glimmerhaltige nachgedrehte Ware des 11./12. Jahrhunderts (**Abb. 6**) (Bräuning et al. 2008, 198f.). Ein größerer Ausschnitt konnte 2014 bei einer Ausgrabung in der „Walfischgasse 12-14“ erfasst werden (**Abb. 4.6**) (Lang / Scheschkewitz 2015, 276-278). Neben einem Grubenhaus kam ein zweiphasiger vermutlich quadratischer Erdkeller mit den rekonstruierten Maßen von ca. 6,3 m x 6,3 m zutage (**Abb. 7**). An das Gebäude grenzte ein Komplex aus drei in einer Reihe liegenden ovalen Gruben an, die fast genauso tief wie die Erdkeller in den Boden geegraben worden waren. Das Areal um die Gruben herum war großflächig abgegraben und im Umfeld der Grube eine Art „Abschrankung“ angelegt worden, wie Pfosten bzw. Staketen nahelegen. Die Funk-

tion der Gruben ist nicht geklärt, wird aber am ehesten mit einer handwerklichen Nutzung in Verbindung stehen. Die Stratigrafie und die geborgene Keramik erlauben eine Datierung in das 11./12. Jahrhundert.

Eine weitere hochmittelalterliche Siedlungskonzentration mit acht Fundpunkten zeichnet sich südwestlich des Blauverlaufs ab (**Abb. 4.8-15**). Dort befindet sich das sogenannte Fischerviertel, das zu einem der wenigen Quartiere der Stadt mit überschaubaren Kriegsschäden zählt. Aufgrund der erhaltenen historischen Bausubstanz und fehlender Einbindung der Archäologie insbesondere in den 1970er Jahren liegen nur wenige großflächige Untersuchungen vor. Meist handelt es sich auch hier um einfache Baubeobachtungen der 1950er und 1960er Jahre. Aus vier der Fundstellen stammt hochmittelalterliche Keramik, die als Siedlungsindiz herangezogen werden kann. Während 1955 in der „Glöcklerstraße 7“ in 0,7 m Tiefe eine vermutlich hochmittelalterliche Kulturschicht angetroffen wurde (**Abb. 4.9**) (Bräuning et al. 2008, 147), hat man 1960 in der „Neuen Straße 46“ auch als Grubenhäuser zu interpretierende Befunde erfasst, die anhand der Keramik in das Hochmittelalter datiert werden können (**Abb. 4.11**) (Bräuning et al. 2008, 170). Südwestlich des Gebäudes Neue Straße 45 hat man 1940 bei einer Notbergung undatierte Kalksteinmauerfundamente dokumentiert sowie einen kleinen Münzschatz aus vierzehn Silberpfennigen Ulmer Prägung geborgen. Die Münzen galten als verschollen, dreizehn von ihnen konnten aber jüngst wiedergefunden und datiert werden. Es handelt sich um frühe Ulmer Prägungen der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts (**Abb. 4.10**) (Kottmann et al. 2014). Dieser Befund wird durch die Grabungsergebnisse 2021 in der südlich hiervon gelegenen „Schwilmengasse 9“ ergänzt (**Abb. 4.12**).

5 Vgl. Bräuning et al. 2008, 256-260 HT128-133, 264-266 HT145-147.

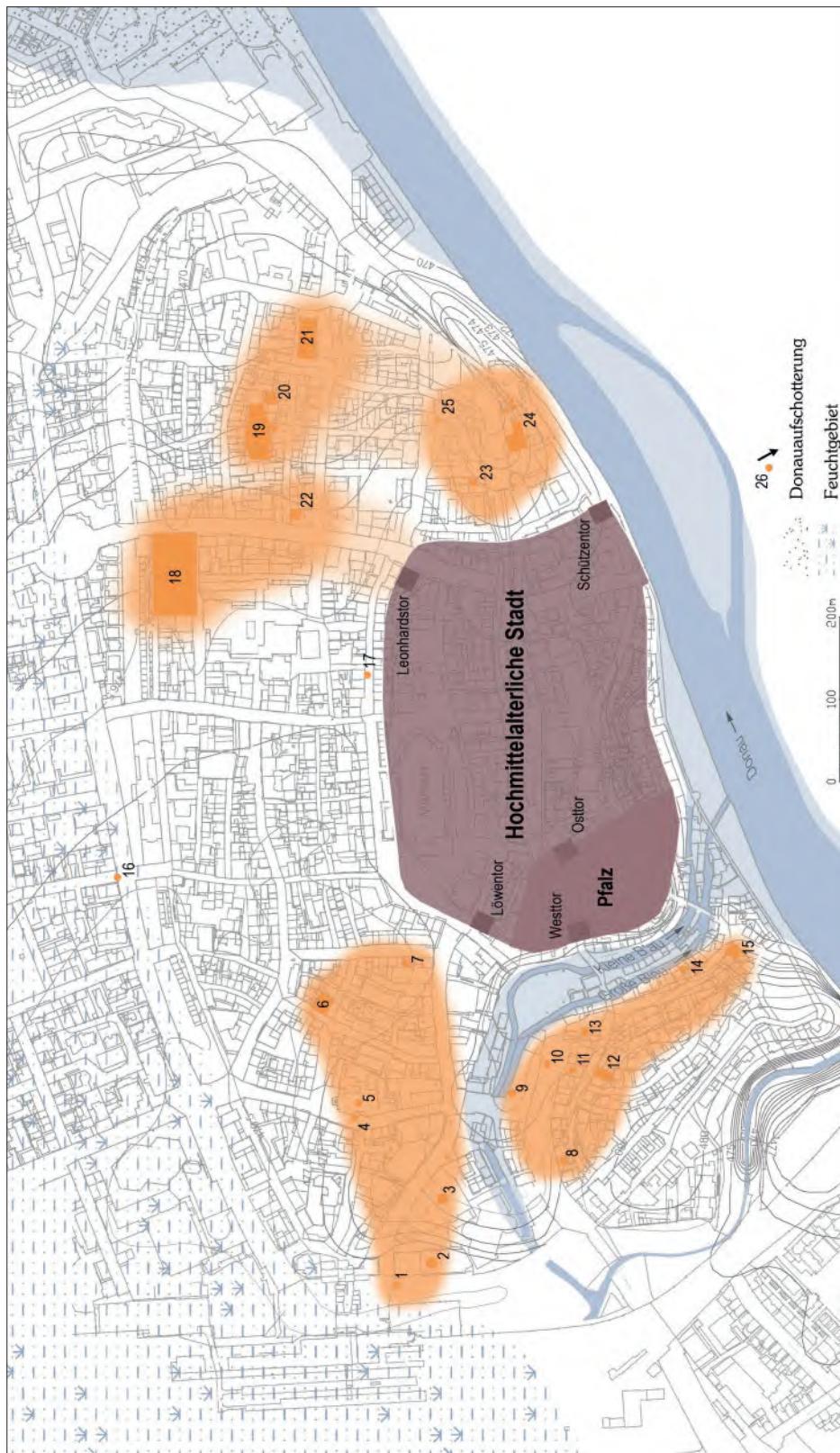


Abb. 4 Archäologische Fundstellen mit Siedlungsinikatoren (1-26) des Hochmittelalters mit hypothetischer Siedlungsausdehnung im Umfeld der hochmittelalterlichen Stadt (FS-Nr. nach Bräuning et al. 2008): 1 Friedrich-Ebert-Straße (FS-Nr. 77), 2 Friedrich-Ebert-Straße 12 (FS-Nr. 8), 3 Bahnhofstraße 5 (FS-Nr. 10), 4 Wengengasse, vor Gebäude 10 (FS-Nr. 309), 5 Wengengasse 10 / Wengenkirche (FS-Nr. 308), 6 Walfischgasse 12-14 (nach Lang, Scheschkevitz 2015), 7 Pfauengasse 1 (FS-Nr. 233), 8 Neue Straße 32 (ehemals Glöcklerstraße 27) (FS-Nr. 190), 9 Glöcklerstraße 7 (FS-Nr. 86), 10 Neue Straße, südwestlich Gebäude 45 (ehemals Gerbergasse 19) (FS-Nr. 193), 11 Neue Straße 46 (ehemals Schwilmengasse 20-22) (FS-Nr. 197), 12 Schwilmengasse 9 (nach Scheschkevitz et al. 2022), 13 Gerbergasse 3 (FS-Nr. 81), 14 Fischergasse 9 (FS-Nr. 39), 15 Fischergasse 34 (nach Lang et al. 2013), 16 Syriusstraße, Straßenbereich Ecke Olgastrasse (FS-Nr. 276), 17 Hafengasse, vor Gebäude 45 (ehemals Gerbergasse 19) (FS-Nr. 193), 18 Rosengasse 17 u. 19 / Frauenstraße 51 (FS-Nr. 249), 19 Radgasse / Hahnengasse (FS-Nr. 15), 20 Radgasse 33 (nach Lang / Scheschkevitz 2012), 21 Gideon-Bacher-Straße 3 (unpubl.), 22 Frauenstraße 34 (nach Scheschkevitz et al. 2014), 23 Steingasse 1 (ehemals Lange Straße 49) (FS-Nr. 271), 24 Neue Straße 114 / Dreifaltigkeitskirchhof (nach Scheschkevitz et al. 2021), 25 Sammlungsgasse 10 / Spitalhofschule (FS-Nr. 322), 26 Neu-Ulm / Friedensstraße (nach Rieber 1957) (Grafik: Jonathan Scheschkevitz nach Vorlage von Marion Vöhrlinger, LAD).

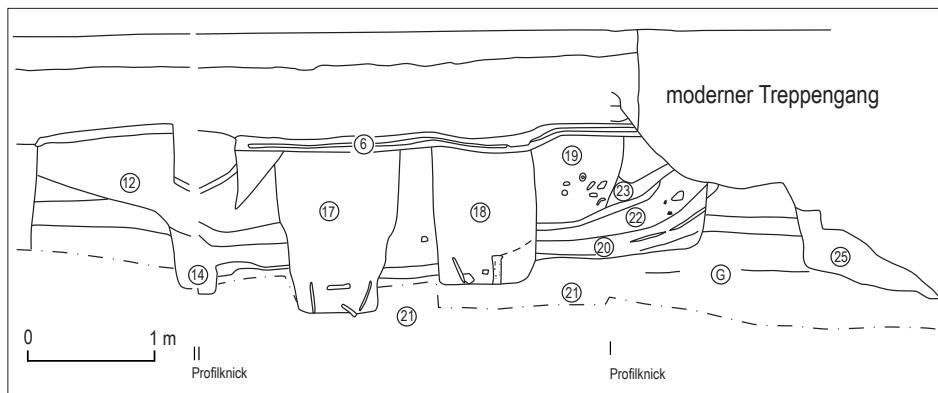


Abb. 5 Ulm, Wengengasse 10 (Wengenkirche). Grabungsprofil mit dem Schnitt durch ein Grubenhaus (Nr. 14/20), gestört durch jüngere Gräber (Zeichnung: LAD, nach Bräuning et al. 2008, 199 Abb. 94).

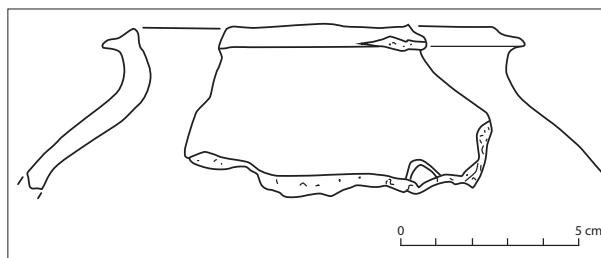


Abb. 6 Hochmittelalterliche Randscherbe der feinsandig glimberhaltigen nachgedrehten Ware aus dem möglichen Grubenhaus in der Wengengasse 10 / Wengenkirche (Zeichnung: LAD, nach Bräuning et al. 2008, 199 Abb. 93).

(Scheschkewitz et al. 2022). In einer dichten Abfolge fanden sich hier auf 250 m² fünf Grubenhäuser und Erdkeller des 11.-12. Jahrhunderts (Abb. 8). Unter dem Fundmaterial in Keller 4 befand sich u.a. das Fragment eines hochmittelalterlichen Hufeisens sowie zwei silberne Pfennige, von denen der besser erhaltene sich als frühe Ulmer Prägung des 11./12. Jahrhunderts bestimmen lässt. Ferner fand sich ein bronzenes Napf- oder Einsatzgewicht mit randlicher Kreisaugenverzierung. Im Keller 5 wurden zwei weitere hochmittelalterliche Hufeisen, das Ortband einer Dolchscheide sowie ein Spielstein aus Knochen geborgen (Abb. 9).

Die Entwicklung der Parzelle weist eine bemerkenswerte Platzkonstanz seit dem 11. Jahrhundert auf, die durch sich wiederholende Brandereignisse gekennzeichnet ist, wie entsprechende Brandhorizonte und Brand schuttverfüllungen in den Kellern 3-5 nahelegen. Es sind damit deutliche Parallelen zu der Grabung in der „Fischergasse 34“ zu erkennen (Abb. 4.15) (Lang et al. 2013), die sich auch durch den Fund eines vergleichba-

ren Spielsteins widerspiegeln. Dort lässt sich ebenfalls eine Abfolge von sieben Grubenhäusern und Erdkellern des 11. bis frühen 13. Jahrhunderts in gleicher Ausrichtung und auf engstem Raum nachvollziehen (Abb. 10). Die beiden jüngsten Erdkeller des 12. / frühen 13. Jahrhunderts (H1 und H2) sowie ein Grubenhause des 12. Jahrhunderts (H3) sind auch hier offensichtlich Brandereignissen zum Opfer gefallen. Das

älteste keramikdatierte Grubenhause (H8) des 10./11. Jahrhunderts weist eine abweichende Ausrichtung auf, die damit eine Festlegung der Parzellierung im 11. Jahrhundert vermuten lässt. Die archäologischen Befunde zeichnen aufgrund der Platzkonstanz und dichten sich überschneidenden Belegungsabfolge das Bild einer eher städtisch geprägten Besiedlung wieder.

Zwei der Fundstellen liegen außerhalb eines Verbreitungsschwerpunkts und sind, wenn überhaupt, mit kleinen Siedlungsinseln in Verbindung zu bringen. In der „Syrlinstraße“ wurde 1954 ältere gelbe Drehscheibenware des 11./12. Jahrhunderts geborgen (Abb. 4.16). Die Lage unmittelbar im Vorfeld der spätmittelalterlichen Befestigung könnte aber auch ein Hinweis auf im Zuge des Befestigungsbaus im 14. Jahrhundert verlagertes Fundmaterial sein (Bräuning et al. 2008, 189f.). Ebendies gilt für die Fundstelle in der „Hafengasse“ (Abb. 4.17). Die dort 1965 im Umfeld des staufischen Stadtgrabens aufgefondene hochmittelalterliche Keramik lässt ebenfalls an verlagertes Material denken (Bräuning et al. 2008, 151).

Nordwestlich der Stadt Ulm finden sich fünf weitere hochmittelalterliche Fundstellen. Einen größeren Einblick verschaffte die Großgrabung „Rosengasse“, bei der von 1988 bis 1991 insgesamt 5000 m² untersucht werden konnten (Abb. 4.18). Die Grabung wurde von Thomas Westphalen (2006) im Rahmen einer Dissertation ausgewertet. Dabei konnte er eine festgelegte Parzellierung seit dem 11. Jahrhundert herausarbeiten, die bis zur Aufgabe der Bebauung im 13. Jahrhundert Bestand hatte (Abb. 11). Die platzkonstanten Gebäudeabfolgen, die Gebäudegrößen, die Orientierung an die

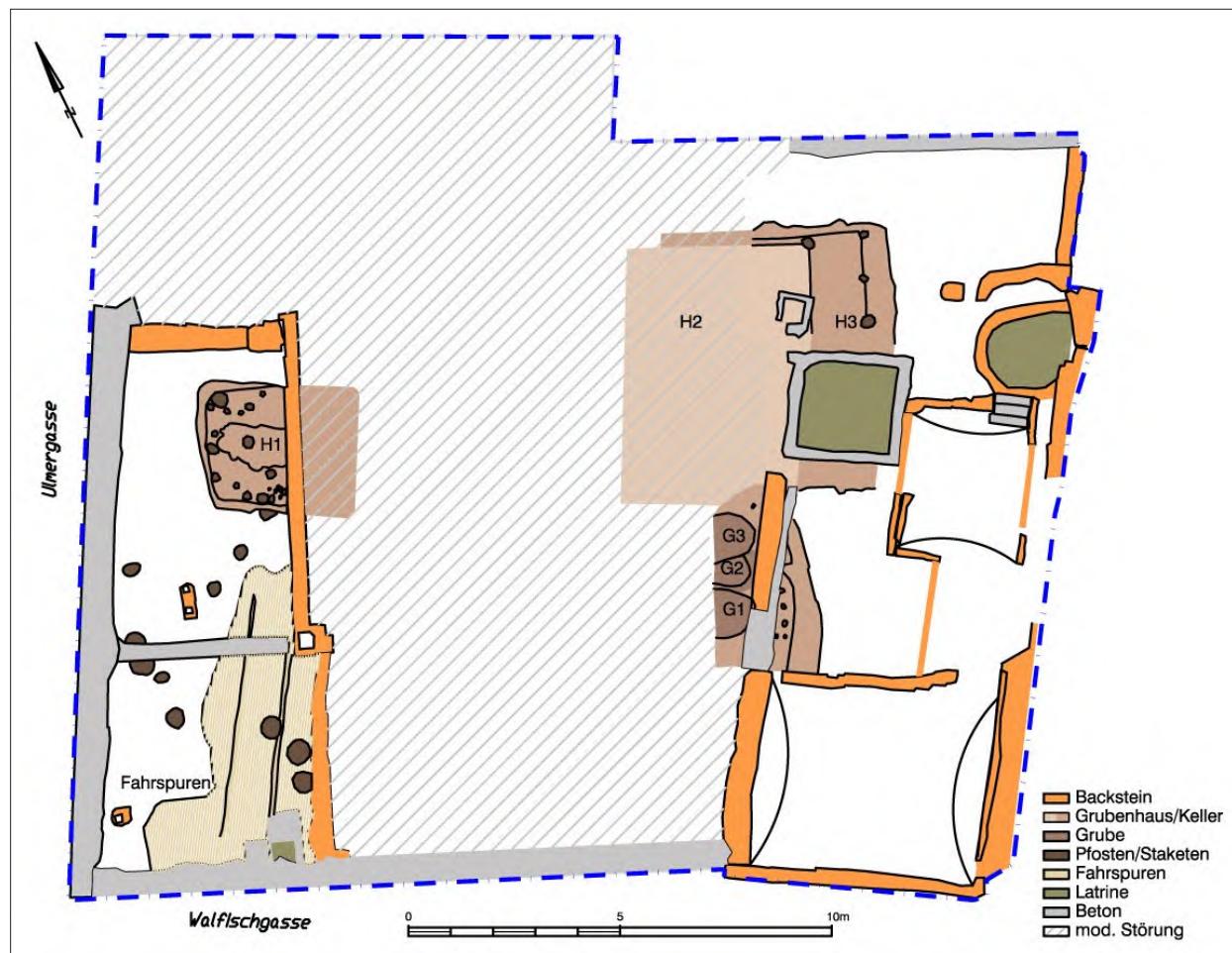


Abb. 7 Ulm, Walfischgasse 12-14. Grabungsplan (Grafik: Hans Lang und Marion Vöhringer, LAD).

angrenzende Frauenstraße sowie die Hinweise auf teilweise gewerblich orientierte Nutzung der Areale führten ihn zu der Annahme, in der Bebauung eher eine städtisch geprägte suburbane Siedlung an der Ausfallstraße Ulms zu sehen als eine typische ländliche Siedlung (Westphalen 2006, 74-90). Eine ähnliche Bebauungssituation zeichnet sich in einem kleinen Grabungsausschnitt in der Frauenstraße 34 ab (Abb. 4.22) (Scheschkewitz et al. 2014). Die dort erfasste Keramik datiert bis in das 11./12. Jahrhundert zurück, während zwei aneinander grenzende Erdkeller im 13. und 14. Jahrhundert verfüllt wurden. Schmiedeschlacken und ein Ofenbefund legen handwerkliche Tätigkeit nahe, bevor der Siedlungsbereich anscheinend durch ein Feuer zerstört und durch eine Planierschicht des 14. Jahrhunderts abgedeckt wurde. Eine Siedlungskontinuität ist zwar nicht nachweisbar, aber aufgrund der Befundabfolge und -ausrichtung auch hier zu vermuten.

Die eher städtisch anmutende Bebauung steht im Gegensatz zu der Untersuchung „Auf dem Kreuz“ (Radgasse / Hahnengasse), bei der zwischen 1988/89 auf einer Fläche von 1800 m² mindestens zwölf Grubenhäuser des 11./12. Jahrhunderts freigelegt werden konnten (Abb. 4.19). Ergänzt wurde dies um einen kleinen Ausschnitt in der „Radgasse 33“, bei dem drei weitere Grubenhäuser des 10.-12. Jahrhunderts erfasst wurden (Abb. 4.20). In der Grabung „Gideon-Bacher-Str. 3“ fand man bei einer kleineren Maßnahme auf einer weitgehend modern gestörten Fläche einzelne Pfostengruben und Gruben des Hochmittelalters (Abb. 4.21). Insgesamt zeigt die Bebauungsstruktur zwar gleich orientierte Gebäude, die aber kaum Überschneidungen aufweisen und typisch für ländliche Siedlungen dieser Zeit sind (Abb. 12) (Westphalen 2006, 84-86; Lang / Scheschkewitz 2012).

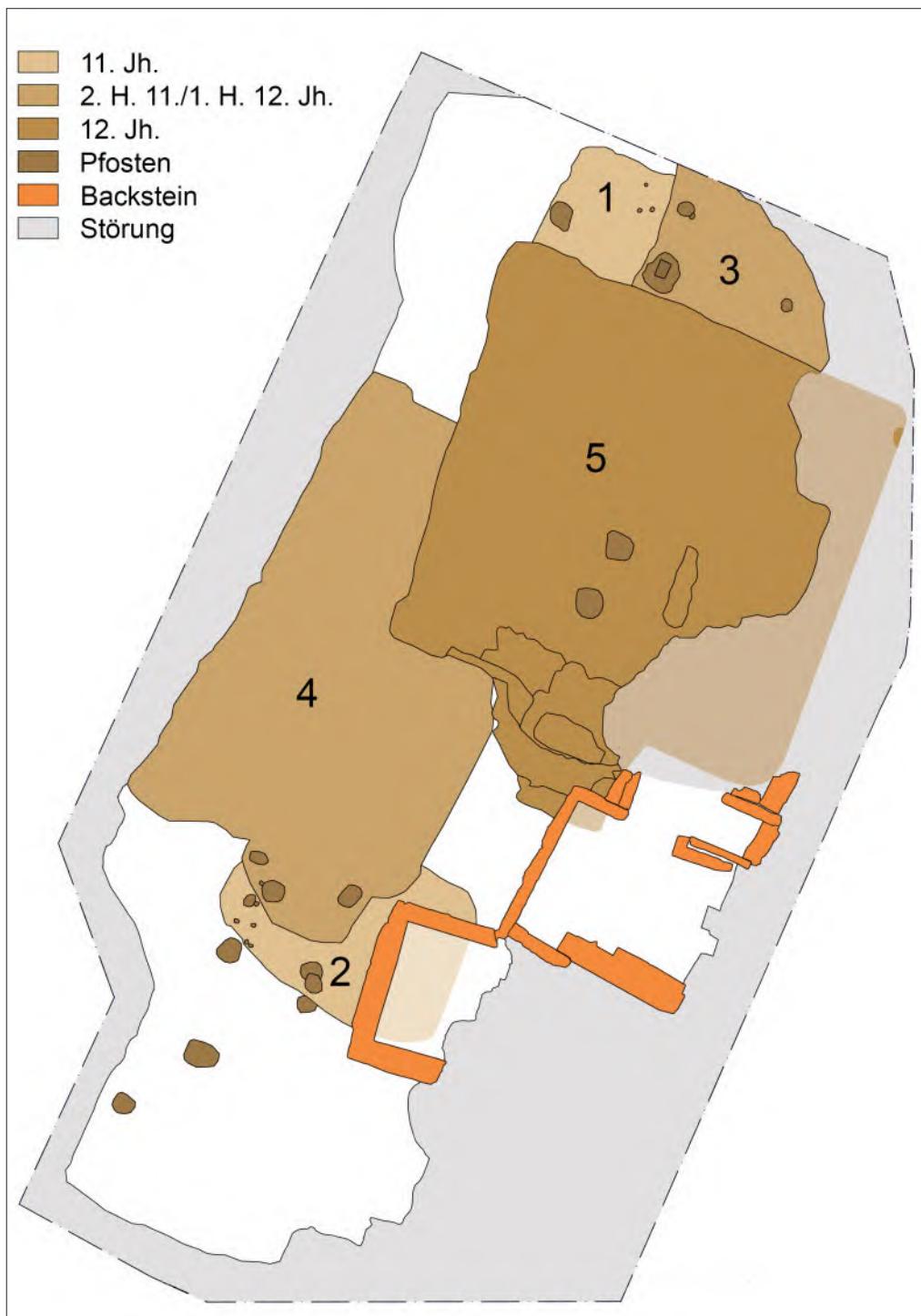


Abb. 8 Ulm, Schwilmengasse 9. Grabungsplan. 1-5 Grubenhäuser / Erdkeller (Grafik: Jonathan Scheschkewitz, LAD, und Kohler & Tomo Archäologie GbR).



Abb. 9 Zu den Funden der Grabung Ulm, Schwilmengasse 9 zählen ein Spielstein (rechts), ein Ortband und ein 24,4 g schweres Napfgewicht (Dm 3,1 cm) (Foto: Yvonne Mühleis, LAD).

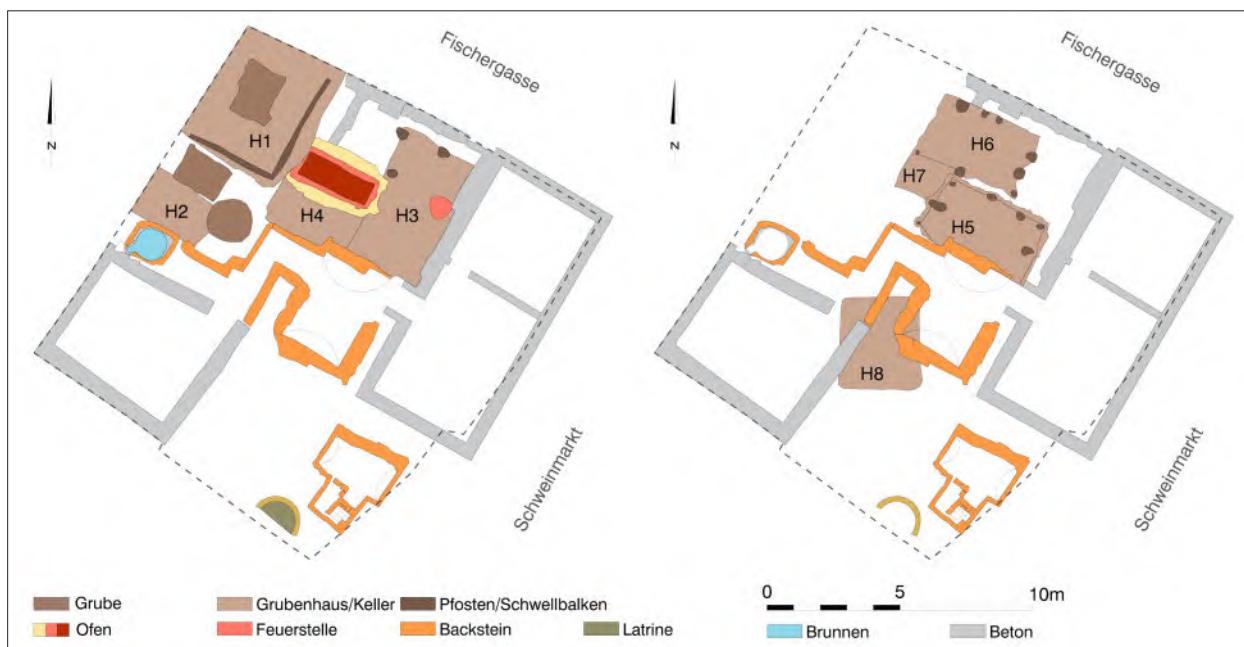


Abb. 10 Ulm, Fischergasse 34. Grabungsplan in zwei Phasen. Links Mitte 12. bis frühes 13. Jahrhundert, rechts 10. bis Mitte 12. Jahrhundert (Grafik: Hans Lang und Jonathan Scheschkewitz, LAD).



Abb. 11 Ulm, Rosengasse. Phasenplan der hochmittelalterlichen Besiedlung (Grafik überarbeitet nach Westphalen 2006, 74-76 Abb. 39-42).

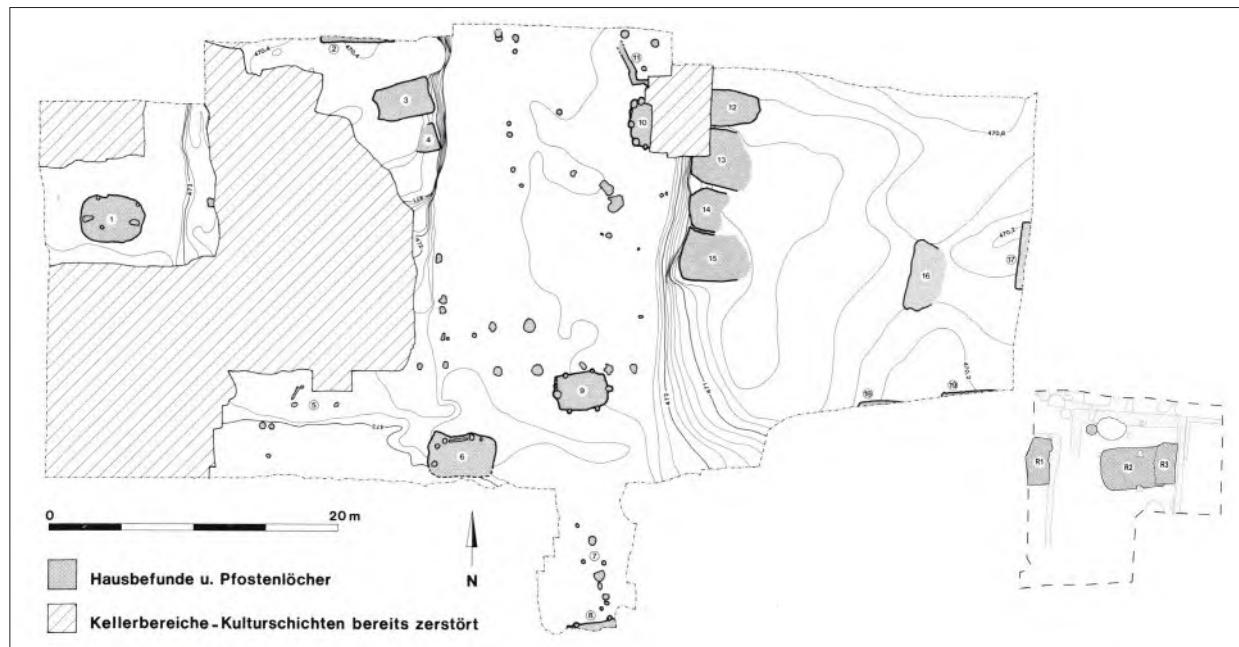


Abb. 12 Ulm, „Auf dem Kreuz“. Gesamtplan, ergänzt um die Grabung Radgasse 33. 1-4, 6, 8-10, 17-19, R1-3 hochmittelalterliche Grubenhausbefunde. Für die Befunde 12-16 ist die Deutung als Grubenhaus nicht gesichert (Grafik: LAD).

Drei Fundstellen östlich der Kernstadt sind die wenigen Indizien auf eine weitere Siedlungskonzentration. In der „Steingasse 1“ wurden 1955 in einer Tiefe von ca. 1,1 m nicht weiter definierte Siedlungsbefunde angetroffen, die unter anderem Keramik der feinsandig glimmerhaltigen nachgedrehten Ware enthielt (**Abb. 4.23**) (Bräuning et al. 2008, 188f.). Auch in der „Sammlungsgasse 10“ fanden sich 1957 bei einer Baubegleitung eine Brandschicht und eine Grube wohl des 12./13. Jahrhunderts (**Abb. 4.25**) (Bräuning et al. 2008, 203). Jüngst ist bei der Untersuchung „Neue Straße 114 (Dreifaltigkeitshof)“ im Bereich des Ulmer Heiliggeistspitals ein bemerkenswerter Befund aufgetreten (**Abb. 4.24**). Die kriegszerstörten Reste des Spitals wurden für den Bau eines Pflegeheims 1954 abgerissen. Damals wurden nur wenige archäologische Beobachtungen gemacht. Im Zuge eines dort geplanten Neubaus fanden 2020 archäologische Ausgrabungen in diesem Bereich statt. Trotz massiver Störungen konnte durch einzelne archäologische Fenster nicht nur die ursprüngliche Topografie des Areals, sondern auch ein älterer Siedlungshorizont dokumentiert werden. Zum einen wurde ersichtlich, wie durch mächtige Auffüll-

lungsschichten das ursprünglich zur Donau deutlich abschüssige Gelände erhöht wurde, zum anderen konnte aus einer stratigraphischen Abfolge von Siedlungsschichten über dem anstehenden Lösslehm ältere gelbe Drehscheibenware des späten 10. bis 12. Jahrhunderts aus der untersten Schicht geborgen werden (**Abb. 13**). Eine Radiokarbondatierung eines Holzkohlestückchens aus dieser Schicht lässt sich in das späte 8. bis Mitte des 10. Jahrhunderts datieren (cal 2-Sigma AD 774–962). Einzelne Scherben nachgedrehter Ware, darunter ein Bodenstück mit Radkreuz sowie eine Scherbe einer pingsdorffartigen Ware weisen ebenfalls auf eine Besiedlung vor der Spitalgründung hin (Scheschkewitz et al. 2021, 280).

Südlich der Donau im heute bayerischen Neu-Ulm ist lediglich eine Fundstelle bekannt, die in diesem Zusammenhang zu erwähnen ist. Bei Kanalisationsarbeiten kamen 1955 in der Friedensstraße (zwischen Johannis- und Karlstraße) Keller, Latrinen- und Mauerbefunde sowie Keramik des 13. bis 15. Jahrhunderts zutage, die leider nur unzureichend dokumentiert werden konnten (Rieber 1957)⁶.



Abb. 13 Ulm, „Dreifaltigkeitshof“. Ältere gelbe Drehscheibenware, pingsdorffartige Ware und nachgedrehte Ware (Foto: A. Wirsching, ArchaeoBW, LAD).

⁶ Weitere Informationen liegen in den Ortsakten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (Fachinformationssystem und

Ortsakten Bodendenkmalpflege, AZ E-2007-61416-1) nicht vor (freundliche Mitteilung Stephanie Zintl).

Resümee

Durch die erkennbaren hochmittelalterlichen Fundstellen lassen sich deutlich suburbane Siedlungen außerhalb der hochmittelalterlichen Stadt Ulm erkennen. Aufgrund der Verteilung wird eine Konzentration im Vorfeld der Stadttore und damit der alten Verkehrswege offensichtlich (**Abb. 4**). Im Westen der Stadt zeichnet sich eine West-Ost verlaufende suburbane Siedlung ab. Ob es sich dabei um das historisch überlieferte Westerlingen handelt, lässt sich nicht verifizieren. Mit Ausnahme des kleinen Gräberfeldes in der Keltergasse sind keine frühmittelalterlichen Funde bekannt, die eine Zuweisung des Siedlungsareals bestärken würden, die zu der angenommenen frühen Gründung von Westerlingen passen würden. Die frühmittelalterliche Siedlung kann sich jedoch auch verlagert haben, sodass diese nicht zwingend im Bereich der hochmittelalterlichen Siedlung gelegen haben muss. Deutlich weniger Hinweise finden sich hingegen für die von historischer Seite angenommene Lage des Ortes südlich der Blau (**Abb. 3**). Zwar liegen drei der Fundstellen (**Abb. 4.8-10**) bereits außerhalb des rekonstruierten Stadelhofes, westlich davon liegen aber keine Belege vor, die ein entsprechendes Siedlungsareal widerspiegeln würden. Allerdings bestehen für ebendiese Bereiche aufgrund der starken neuzeitlichen und modernen Überprägung im Zuge des Festungsbaus im 17.-19. Jahrhundert sowie moderner Infrastrukturmaßnahmen ungünstige Voraussetzungen für die Erhaltung älterer Siedlungsstrukturen⁷. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist aber festzuhalten, dass die Verbreitung der bekannten hochmittelalterlichen Fundstellen entlang der Ausfallstraße des Löwentors nördlich der Blau ein plausibles Argument für die dortige Lokalisierung des Ortes Westerlingen ist.

Demgegenüber stehen Fundkonzentrationen östlich und nordöstlich der Stadt, die mit der historischen Lokalisierung des Ortes Pfäfflingen weitgehend übereinstimmen. Wie im Westen findet sich auch im Osten die Siedlung mit dem Schützendorf im Anschluss an eines der Stadttore, durch das vermutlich die damalige Furt über die Donau erreicht werden konnte. Bislang gibt es jedoch keine archäologischen Belege, ob die beiden Fundkonzentrationen (**Abb. 4.19-21** und **4.23-25**) zu einem einzigen Siedlungsareal gehörten. Insbeson-

dere die Grabungen „*Auf dem Kreuz*“ und „*Radgasse 33*“ haben im Gegensatz zu den westlich anschließenden Grabungsarealen „*Rosengasse*“ und „*Frauenstraße 34*“ (**Abb. 4.18** und **4.22**) eine tendenziell ländlich geprägte Siedlungsstruktur nachgewiesen, wie sie für Pfäfflingen zu erwarten wären. J. Oexle (1991, 36; 1992, 173) hat die Frage noch weitgehend offengelassen, ob die erfassten Siedlungsbefunde mit dem historischen Ort im Zusammenhang stehen. Sie sieht die Siedlungen im Kontext mit der nördlich gelegenen Pfarrkirche „*ennet feld*“, die sicherlich nicht isoliert gestanden haben wird. Von der Grabung „*Auf dem Kreuz*“ liegen auch einige wenige Hinweise auf eine frühmittelalterliche Besiedlung vor. So fällt Haus 9 der Grabung durch die Form mit extrem eingezogenen Eckpfosten auf, die in Südwestdeutschland nur aus der Völkerwanderungs- und älteren Merowingerzeit bekannt ist (**Abb. 12**) (Bräuning et al. 2008, 125). Mangels Funden liegt jedoch keine Datierung dieses Grubenhauses vor. Ebenfalls von der Fläche stammt ein frühmittelalterlicher Triens des 7. Jahrhunderts, der aber nur als Streufund geborgen werden konnte (**Abb. 2**) (Oexle 1992, 171). Hinzu kommt eine Radiokarbonatierung von der Grabung „*Dreifaltigkeitshof*“ aus dem späten 8. bis Mitte des 10. Jahrhunderts (**Abb. 4.24**). Somit erscheint es durchaus wahrscheinlich, hinter den erfassten hochmittelalterlichen Siedlungsresten den überlieferten Ort Pfäfflingen zu sehen, auch wenn weiterhin viele Fragen offenbleiben. Vor allem die nördliche Ausdehnung des Ortes und das Verhältnis zur Pfarrkirche „*ennet feld*“ bleiben völlig im Unklaren.

Die westlich angrenzende Siedlung beidseits der Frauenstraße, belegt durch die Grabungen „*Rosengasse*“ und „*Frauenstraße 34*“ (**Abb. 4.18** und **4.22**), vermittelt hingegen den Eindruck einer städtisch geprägten suburbanen Siedlung, die sich entlang der Ausfallstraße des Leonhardstors im Verlauf des 11. Jahrhunderts herausgebildet hat. Die Bebauungsabfolge lässt vermuten, dass bereits zu Siedlungsbeginn festgelegte, auf die Frauenstraße ausgerichtete Parzellen bestanden. Im Gegensatz zu den ländlich orientierten Siedlungsarealen waren diese auch zumindest teilweise bis in das späte 13. Jahrhundert bebaut.

⁷ Jüngste Untersuchungen im Norden der Stadt belegen jedoch, dass unterhalb der bastionären Aufschüttungen in zwei bis drei Meter Tiefe noch Befunde erhalten sein können.

Trotz eines zwischenzeitlichen Siedlungsabbruchs bleibt die Parzelleneinteilung bei der Wiederbesiedlung im 14. Jahrhundert bestehen. Die strukturellen Unterschiede legen es deshalb nahe, diesen Siedlungsbereich von dem östlich anschließenden ländlich geprägten Areal „*Auf dem Kreuz*“ zu unterscheiden (Westphalen 2006, 88 bes. Abb. 46.1, 173).

Eine vergleichbare Struktur weist auch der Siedlungsbereich südlich der Blau auf, für den ein eigener Zugang zur Pfalz historisch überliefert ist. Das entsprechende Areal kann aufgrund der historischen Quellenlage gesichert dem ehemaligen Stadelhof zugewiesen werden (**Abb. 3**), auch wenn dessen Ausdehnung auf Basis der archäologischen Quellen nicht eindeutig erfasst wird. Zumindest gewinnt man den Eindruck, dass die Siedlung größer war als der historisch überlieferte Hof. Die intensive Besiedlung außerhalb der eigentlichen Kernstadt bestätigt den Eindruck eines städtisch geprägten Areals. Das Fundmaterial wie Hufeisen, Ortband, Spielsteine und Münzen zeugt von einer gewissen Wirtschaftskraft der Bewohner. Brandereignisse im 12. Jahrhundert auf beiden Parzellen verlocken zu der Annahme, hierin Zeugnisse der erbitterten Auseinandersetzungen zwischen Staufern und Welfen zu sehen, die dazu führten, dass der Welfenherzog Heinrich der Stolze 1131 die Dörfer und Vorstädte rings um die Pfalz (territoria, suburbia et villae) und 1134 die ganze Stadt verwüstet haben soll (Specker 1977, 38; 1984). Vergleichbare Spuren wurden jedoch in den anderen suburbanen Siedlungen nicht erfasst.

Über den zweiten überlieferten Wirtschaftshof der Pfalz Schwaighofen kann von archäologischer Seite zumindest eine Wüstung lokalisiert werden, auf der jedoch kaum archäologische Untersuchungen stattgefunden haben. Ein Zusammenhang mit der aufgelassenen Siedlung von Schwaighofen wurde bereits von A. Rieber (1957) hergestellt.

Trotz der sehr unterschiedlichen Dokumentation der Fundstellen zeichnet sich in der Zusammenschau der archäologischen Belege ein überraschend eindeutiges Bild unterschiedlicher hochmittelalterlicher Siedlungsareale ab. Die große Anzahl archäologischer Aufschlüsse auf dem gesamten historischen Stadtgebiet spricht auch gegen eine forschungsbedingte Fundverteilung (**Abb. 1**). Die Konzentration der Belege auf die einstigen Ausfallstraßen stützt ebenfalls den Eindruck, dass tatsächlich die suburbanen Siedlungen des hochmittelalterlichen Ulms erfasst wurden, zu denen vermutlich die historisch überlieferten Siedlungen Westerlingen, Pfäfflingen, Stadelhof und mit Einschränkungen auch Schwaighofen gehörten, aber auch eine namenlose Siedlung entlang der Frauenstraße. Mit dem Niedergang der ländlichen Siedlungen im 12. Jahrhundert stand vor den Toren der Stadt ausreichend Bauland zur Verfügung, das im 13. Jahrhundert für die Gründung von Klöstern und Sozialeinrichtungen genutzt wurde. Dies mag auch die eine oder andere großzügige Stiftung erklären, weil so das Brachland wieder einer sinnvollen Nutzung zugefügt werden konnte, während die städtisch geprägten suburbanen Siedlungen von dieser Gründungswelle ausgenommen sind.

Literatur

- BAERISWYL 2003: A. Baeriswyl, Stadt, Vorstadt und Stadterweiterung im Mittelalter – Archäologische und historische Studien zum Wachstum der drei Zähringerstädte Burgdorf, Bern und Freiburg im Breisgau. Schweizer Beiträge zur Kulturgechichte und Archäologie des Mittelalters 30, Basel 2003.
- BRÄUNING ET AL. 2008: A. Bräuning, R. Schreg und U. Schmidt, Ulm. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg 35, Esslingen 2008.
- DUMITRACHE ET AL. 2006: M. Dumitache, G. Kurz, G. Legant und D. Schmid, Der lange Weg zur Stadt. Neuer Blickwinkel der Archäologie zur Stadtgründung Ulms, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 35, Stuttgart 2006, 28–37.
- DUMITRACHE ET AL. 2008: M. Dumitache, G. Legant u. D. Schmid, Nach der Großgrabung. Neue Thesen zur Stadtwerdung Ulms, in: Stratigraphie und Gefüge. Festschrift für Hartmut Schäfer zum 65. Geburtstag. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 28, Stuttgart 2008, 101–113.
- EBERL 1982: I. Eberl, Siedlung und Pfalz in Ulm. Von der Gründung in der Merowingerzeit bis zur Gründung im Jahr 1134, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 41, Stuttgart 1982, 431–457.
- ERNST 1924: M. Ernst, Das Kloster Reichenau und die älteren Siedlungen der Markung Ulm, in: Ulm und Oberschwaben 23, Ulm 1924, 1–87.
- ERNST 1937: M. Ernst, Zur älteren Geschichte Ulms, in: Ulm und Oberschwaben 30, Ulm 1937, 1–63.
- FABRI 1889: F. Fabri, Tractatus de civitate Ulmensi de eius origine, ordine, regimine, de civibus eius statu. G. Veesenmeyer (Hrsg.), Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart 186, Tübingen 1889.

- GROSS / KOTTMANN 2009: U. Gross und A. Kottmann, Zur Frühzeit der Stadt Ulm: Neue Aufschlüsse aus alten Grabungen, in: Archäologisches Korrespondenzblatt 39, Mainz 2009, 433-448.
- KÖLLE 1925: A. Kölle, Die ältere Baugeschichte Ulms, in: Ulm und Oberschwaben 24, Ulm 1925, 29-67.
- KOTTMANN 2009: A. Kottmann, Die Pfalz in Ulm aus archäologischer Sicht, in: U. Gross, A. Kottmann und J. Scheschkewitz (Hrsg.), Frühe Pfalzen – Frühe Städte. Neue Forschungen zu zentralen Orten des Früh- und Hochmittelalters in Süddeutschland und der Nordschweiz (= Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 58), Esslingen 2009, 34-50.
- KOTTMANN 2020: A. Kottmann, Ulm: Befestigungsphasen, Bodenrelief und Blauverlauf im Lauf der Stadtentwicklung, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 33, Paderborn 2020, 71-78.
- KOTTMANN ET AL. 2014: A. Kottmann, M. Ohm und K. Wehrberger, Ein Münzschatzfund aus Ulm, in: Archäologie in Deutschland 4/2014, Stuttgart 2014, 42-43.
- KOTTMANN / SCHESCHKEWITZ 2016: A. Kottmann und J. Scheschkewitz, Die Anfänge Ulms – eine frühe Stadt, in: M. Gläser und M. Schneider (Hrsg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum X – Vorbereitung, Gründung und Entwicklung, Lübeck 2016, 259-274.
- LANG / SCHESCHKEWITZ 2012: H. Lang und J. Scheschkewitz, Ausgrabungen in der Ulmer Radgasse, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2011, Stuttgart 2012, 251-252.
- LANG / SCHESCHKEWITZ 2015: H. Lang und J. Scheschkewitz, Vor den Toren der staufischen Stadt – Grabungen in der Deinselsgasse 4 und der Walfischgasse 12-14, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2014, Stuttgart 2015, 274-279.
- LANG / SCHESCHKEWITZ 2016: H. Lang und J. Scheschkewitz, Von Patriziern und Weibern in Ulm, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2015, Stuttgart 2016, 270-274.
- LANG / SCHESCHKEWITZ 2017: H. Lang und J. Scheschkewitz, Grabungen im Ulmer Irrgänge – Ein Wohnquartier einfacher Leute, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2016, Stuttgart 2017, 275-278.
- LANG ET AL. 2013: H. Lang, St. Killinger und J. Scheschkewitz, Grabungen in der Fischergasse und der Sedelhofgasse in Ulm, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2012, Stuttgart 2013, 267-272.
- MAURER 2013: H. Maurer, Die deutschen Königspfalzen. Repertorium der Pfalzen, Königshöfe und übrigen Aufenthaltsorte der Könige im deutschen Reich des Mittelalters 3/2, Göttingen 2013.
- OEXLE 1991: J. Oexle, Der Ulmer Münsterplatz im Spiegel archäologischer Quellen. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 21, Stuttgart 1991.
- OEXLE 1992: J. Oexle, Ulm, in: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg/Stadt Zürich (Hrsg.), Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300, Stuttgart 1992, 165-181.
- RIEBER 1957: A. Rieber, Neu-Ulm, in: Bayerische Vorgeschichtsblätter 22, München 1957, 251.
- SCHESCHKEWITZ ET AL. 2014: J. Scheschkewitz, H. Lang und S. Killinger, Von der Werkstatt zum repräsentativen Wohnbau. Grabung Frauenstraße 34 und weitere Untersuchungen in Ulm, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2013, Stuttgart 2014, 218-223.
- SCHESCHKEWITZ ET AL. 2021: J. Scheschkewitz, E. Reus, M. Wichmann, L. Horch und V. Palmowski, Grabungen im Bereich des Ulmer Heiliggeistspital, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2020, Stuttgart 2021, 277-281.
- SCHESCHKEWITZ ET AL. 2022: J. Scheschkewitz, P. Kohler, N. Tomo und D. Ebrecht, Neues vom Ulmer Stadelhof – Die Grabung Schwilmengasse 9, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2021, Stuttgart 2022, 275-278.
- SCHLESINGER 1969: W. Schlesinger, Stadt und Vorstadt. Einführung in die Problematik, in: E. Maschke und J. Sydow (Hrsg.), Stadterweiterung und Vorstadt [Kongress Konstanz 1967], Stuttgart 1969, 1-20.
- SPECKER 1977: H. E. Specker, Reichstadt und Stadt Ulm bis 1945, in: Landesarchivdirektion Baden-Württemberg (Hrsg.), Der Stadtkreis Ulm. Amtliche Kreisbeschreibung, Ulm 1977, 33-324.
- SPECKER 1984: H. E. Specker, Ulm, in: H. Stoob (Hrsg.), Deutscher Städteatlas, Lieferung 3/9, Altenbeken 1984.
- WESTPHALEN 2006: Th. Westphalen: Die Ausgrabung von Ulm-Rosengasse. Frühmittelalterliche bis neuzeitliche Befunde und Funde. Dissertation Univ. Tübingen. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-25410>, Dresden 2006.
- UUB 1: F. Pressel (Hrsg.), Ulmisches Urkundenbuch 1. Die Stadtgemeinde von 854 – 1314, Stuttgart 1873.
- UNTERMANN 2003: M. Untermann, Vom Markt zur Stadt. Zu Problemen früher Urbanität am Oberrhein, in: Freiburger Universitätsblätter 42 / 1 (= Heft 159), Freiburg 2003, 227-244.
- UNTERMANN 2011: M. Untermann, Stadtgründung und Stadtwerdung im Blick der Archäologie des Mittelalters, in: F. Oppl (Hrsg.), Stadtgründung und Stadtwerdung. Beiträge von Archäologie und Stadtgeschichtsforschung (= Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 22), Linz 2011, 407-430.

Vor der Stadt – Die Ausgrabungen rings um den Obsthof Semiramis

von Leif Schlisio und Lara Helsberg, Lübeck

Vorbemerkung

Die Hansestadt Lübeck wird in der Forschung vor allem als Epigone der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit wahrgenommen. Zahlreiche große und unzählige kleinere Maßnahmen wurden durchgeführt und im Rahmen von Tagungen und Fachbeiträgen ausgewertet und publiziert. Bisher wenig von der Öffentlichkeit beachtet wurde das ländliche Umfeld der Stadt. Dies liegt nicht zuletzt begründet in den umfanglichen kriegsbedingten Verlusten von Funden und Archivalien, welche im Dommuseum gelagert worden waren. Deren Rekonstruktion anfangs unter der Leitung von Werner Neugebauer und später Günter P. Fehring unter Einbeziehung neuerer Ergebnisse führte zu einer Vorlage in Katalogform (Katalog Lübeck 1988).

Es gilt grundsätzlich, dass großflächige publizierte Siedlungsuntersuchungen in Schleswig-Holstein weiterhin ein Desiderat der Forschung darstellen. Durch verursacherfinanzierte Grabungen verschiedener Ausdehnung (etwa Irkens 2013), insbesondere aber durch lineare Projekte wie die Bahntrasse für die Feste Feh-

marnbeltquerung konnte eine deutliche Vergrößerung der Quellenbasis erzielt werden. Erste Ergebnisse dazu wurden jüngst veröffentlicht (ANSH 2021), einen umfänglicheren Einblick liefert die Gesamtschau des Stands zur archäologischen Forschung in Schleswig-Holstein anlässlich des Deutschen Archäologie-Kongresses in Kiel 2020 (ANSH 2020). Einzelne Arbeiten berücksichtigen auch den Lübecker Raum (Michel 2005). Den beträchtlichen Gewinn solcher Maßnahmen etwa für die römische Kaiserzeit skizzerte jüngst Eric Müller (Müller 2021; Dannenberg 2021, mit Schwerpunkt im westlichen Mecklenburg). Aufarbeitungen speziell zum Lübecker Landgebiet liegen nicht in aktueller Form vor. Dem konnte mit den bisher durchgeführten meist kleinen Maßnahmen noch nicht entgegengewirkt werden. Die innerhalb dieses Projektes gewonnenen und noch zu gewinnenden Daten und Erkenntnisse lassen bereits auf eine umfängliche Aufarbeitung hoffen, wie sie etwa für die Siedlungskammer Rullstorf / Niedersachsen vorliegt (zuletzt mit weiterer Literatur: Gebers 2021).

Einbettung in Kulturlandschaft

Die hier vorzustellende Ausgrabungsstelle befindet sich etwa 5,5 km vom Lübecker Stadtzentrum entfernt in den Gemarkungen Niederbüssau und Vorrade zwischen der Autobahn 20 im Norden und dem Abfallwirtschaftszentrum Niemark im Süden, östlich der Kronsforder Landstraße (**Abb. 1**). Mithin weit vor den Toren der Altstadt, aber noch innerhalb des Weichbildes derselben, welches durch die Landwehr abgegrenzt war. Das Untersuchungsgebiet ist im Osten begrenzt durch die Niederrung des Glinder Bruchgrabens, etwa 2 km nördlich der

Kronsforder Landstraße (ehemals Alte Salzstraße) fällt der Moränenrücken, der den geologischen Untergrund formt, wiederum zum Elbe-Lübeck-Kanal (ehemals Stecknitz) hin ab.

Die nähere Umgebung ist bis in die Gegenwart hinein ländlich, besonders aber durch den Obsthof „Semiramis“ geprägt, welcher auch namensgebend für das Projekt ist. Insgesamt 44 ha Fläche wurden hier für die Errichtung eines Gewerbegebietes durch die KWL GmbH überplant.

Abb. I Kronsforder Landstraße / Gewerbegebiet Semiramis: Lage des Fundortes und Befundkonzentrationen (Ingrid Sudhoff, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).



Dies stellt einen massiven Eingriff in die gewachsene Kulturlandschaft dar. Diese besteht aus Knicks, landwirtschaftlichen Flächen und dem Ensemble des Obsthofes (seit Mitte 2022 unter Denkmalschutz gestellt) einerseits und Überresten aus vorgeschichtlicher Zeit andererseits. Letztere waren aufgrund der siedlungs-

günstigen Lage und bekannten Funden aus dem Umfeld begründet zu vermuten. Die Sachlage erforderte ein Eingreifen des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck bereits im Vorfeld der Maßnahme (vgl. Beitrag Sudhoff in diesem Band, Sudhoff 2019 und Sudhoff 2021).

Arbeitsstand

Um dem Verdacht auf erhaltene vorgeschichtliche Strukturen nachzugehen, sind ab 2018 bis heute verschiedene Prospektionsmethoden (geomagnetische Untersuchungen durch Eastern Atlas GmbH & Co. KG, Feldbegehungen durch das Ehepaar Radloff und Detektorprospektionen durch zertifizierte Sondengänger) zum Einsatz gekommen. Aufgrund der hierbei gewonnenen Erkenntnisse wurden 2021 umfangreiche Voruntersuchungen unter der Leitung von Mirjam Briel durchgeführt (Briel 2022).

Hierbei konnten Siedlungsreste von der Jungsteinzeit bis in die römische Kaiserzeit ausgemacht werden. Einzelne Funde weisen auch eine deutlich abweichende Datierung auf. Die Befundkonzentrationen erstrecken sich über die gesamte überplante Fläche. In der Gesamtanschau ergab sich eine auszugrabende Fläche von deutlich mehr

als 20 ha, sodass eine mehrjährige Kampagne geplant werden musste (vgl. Abb.1). Es handelt sich mit weitem Abstand um die größte Untersuchung im Landgebiet, deren Erkenntnispotential – wenn auch unter anderen Voraussetzungen – am ehesten vergleichbar ist mit den Untersuchungen im Gründungsviertel oder am Hanesmuseum. Ab 2022 erfolgte eine Wiederaufnahme der Voruntersuchungen unter der Leitung der Verfasser¹ und bauvorbereitend wurden die ersten Flächen vollständig ergraben.

Anhand ausgewählter Funde und Befunde soll dieses Potenzial nun dargestellt werden, da es die Möglichkeit birgt, die Region um Lübeck in einen chronologischen Gesamtkontext zu betten und den bestehenden Erkenntnisstand im östlichen Holstein damit systematisch zu erweitern.

Erste Ergebnisse: Funde

Die im weiteren Verlauf vorgestellten Untersuchungsergebnisse werden in chronologischer Reihenfolge vorgestellt, beginnend mit den ältesten Funden und Befunden.

Die geborgenen Artefakte aus Vor- und Hauptuntersuchungen decken ein breites Spektrum ab. Sowohl die Vielfalt unterschiedlichster Fundgattungen ist groß als auch der Zeitraum ihrer Datierung. Herausfordernd ist zum Zeitpunkt der Berichterstattung die noch unübersehbare schiere Menge des Fundmaterials. Im Folgenden werden schlaglichtartig einzelne Funde vorgestellt. Die Mehrzahl kann nur kurorisch erwähnt werden.

Zu den ältesten bereits identifizierten Artefakten gehört ein Stichel. Diese Feuersteinwerkzeuge sind bereits im Spätpaläolithikum aus Schleswig-Holstein bekannt (z. B. Bromme-Kultur: Göhl LA 133: Clausen 2021, 31 Abb. 2). Zugleich finden sie sich auch häufig im nachfolgenden Mesolithikum (z. B. Kongemose-Kultur: Heringsdorf-Süssau KSA 2625: Hartz 2021, 40). Eine nähere Einordnung ist für das vorliegende Stück in Ermangelung größerer Inventare nicht möglich. Diese Problematik zeigte sich bereits während der Voruntersuchungen: ein typologisch älter anmutender Schaber wurde als Einzelfund im Oberboden entdeckt. Alle weiteren Geräte und Befunde im Umfeld sind aber als neolithisch einzustufen (Briel 2022, 59f.).

¹ Als weiterer wissenschaftlicher Mitarbeiter fungierte Kai Radloff, Grabungstechnik: Michael Unze und Meike Diedrichs, studenti-

sche Mitarbeiterinnen: Rhea Priel und Katharina Schreiber. Ihnen und dem gesamten Team sei für ihre tatkräftige Mitarbeit gedankt.

Aussagekräftig sind schon jetzt die geborgenen Keramikfragmente. Eine ganze Reihe davon lässt sich anhand der Verzierungen der Trichterbecherkultur zuordnen und soll im Folgenden präsentiert werden. Es handelt sich dabei um Funde aus drei verschiedenen Befundkontexten.

Die 15 verzierten Keramikfragmente (**Abb. 2**) stammen aus drei Gruben von zwei verschiedenen Fundstellen (5.19.37; 5.32.11) auf der Gesamtfläche des Gewerbeparks Semiramis. Die Funde 1-12 und 14 lassen sich der Fundstelle 5.32.11 zuordnen, welche sich in einem Niederungsbereich mit anstehendem Geschiebelehm unterhalb einer sich durch eine Feinsanddecke auszeichnenden Geländekante befindet. Das Keramikfragment 13 entstammt hingegen der Fundstelle 5.19.37. Diese befindet sich auf der bereits beschriebenen Geländekante, die sich durch eine Feinsanddecke auszeichnet. Bei den Verzierungen handelt es sich um horizontale und vertikale Linien und Linienpaare, teils in Zickzackführung. Anhand der Stichtechniken kann zwischen Einzelstichen, Ritzlinien und Furchenstichen unterschieden werden.

Trotz der starken Fragmentierung ist eine chronologische und geografische Zuordnung möglich. Allgemein betrachtet stellt die Trichterbecherkultur eine archäologische Kultur dar, die große Bezugsräume und dichte Sozialnetzwerke erkennen lässt. Aus diesem Grund ist es wenig überraschend, dass sich ähnelnde Verzierungsmuster einen Radius erreichen, der die Gebiete zwischen Rostock, Rendsburg-Eckernförde, Stade und den Landkreis Emsland umfasst (vgl. dazu: Kossian 2005, Tafel 29, 43, 149 und 177; Brozio 2016, Tafel 2, 5, 11, 172 und 174; Lorenz 2018, Tafel 21f., 98f., 152f. und 298f.). Deutlichere Überschneidungen gibt es jedoch mit dem Gebiet um den Oldenburger Graben (Brozio 2016) und den Räumen um Ludwigslust, Parchim und Rostock (Kossian 2005; Lorenz 2018).

Die typochronologische Betrachtungsweise lässt eine Zuordnung zu den Phasen MN I bis MN III zu. Da diese typochronologischen Phasen mit cal. BC-Daten korrelieren (u. a. Brozio 2016, 108), kann auch eine absolute Einordnung vorgenommen werden, die sich zwischen 3.270 v. Chr. und 2.990 v. Chr. bewegt. Dies entspricht im Wesentlichen dem Zeitraum der Errichtung von Megalithgräbern.

Im Gesamtgebiet der Hansestadt Lübeck sind nur noch wenige Megalithanlagen bekannt. Siedlungsbefunde

wurden zwar an verschiedenen Stellen im Stadtgebiet erkannt, aufgrund der schlechten Befundlage (Gruben, teils mit vermischten Inventaren) und der schwierigen Umstände bei der Dokumentation (Notbergungen und Baubearbeitungen) sind diese aber leider wenig aussagekräftig (vgl. Katalog Lübeck 1988, passim; Abb. 61).

Die sicher verifizierten Befunde und Funde der Trichterbecherkultur auf dem vorliegenden Untersuchungsareal stellen somit eine Besonderheit dar. Bisher handelt es sich ausschließlich um Gruben, die sich auf Arealen befinden, auf denen auch Siedlungsaktivitäten der römischen Kaiserzeit zu erkennen sind. Auch über größere Räume hinweg betrachtet stellt das keine ungewöhnliche Befundsituation dar. Vergleicht man vorliegende Befundüberlieferungen und die Bodengenese, ist zu erkennen, dass die Übergangsbereiche von Geschiebelehm und Feinsanddecken von der Trichterbecherkultur bevorzugt als Siedlungsareale genutzt wurden (Spek 1998, 128). Gleichermaßen lässt sich für die vorrömische Eisenzeit und die römische Kaiserzeit beobachten (Dannenberg 2021, 19). Dies unterstreicht die besonders siedlungsgünstige Lage des Untersuchungsgebietes.

In eine jüngere Phase des Neolithikums datieren zwei Felsgesteinbeile. Sie wurden zusammen mit zahlreichen Abschlägen in einer Grube der Fundstelle 5.32.11 gefunden. Die Objekte sind stark verwittert und teils stark fragmentiert. Der Nackenteil fehlt, was eine typologische Einordnung erschwert. Felsgesteinbeile treten bereits im frühen und mittleren nordischen Neolithikum auf. Bei den vorliegenden Stücken wird angenommen, dass es sich um dicknackige Stücke handelt. Demnach dürften sie entsprechend den wenigen bekannten geschlossenen Grabfunden dieser Zeit eher ins ausgehende Jungneolithikum datieren (vgl. Schultrich 2018, 152) und der Einzelgrabkultur zuzuweisen sein. Gleichfalls aus dem Ende des Neolithikums oder bereits aus der frühen Bronzezeit stammt das Fragment eines Flintdolches, der sich aufgrund seiner Fragmentierung typologisch nicht näher bestimmen lässt.

Die nachfolgenden Perioden sind bisher schwach belegt. Im Zuge der Prospektionsmaßnahmen wurde etwa das Fragment einer Bronzesichel entdeckt (Briel 2022, 59). Zahlreiche Keramikscherben weisen nach erster Inaugenscheinnahme in die späte Bronze- bis frühe Eisenzeit. Analog ist im keramischen Material ohne eine detaillierte Aufnahme nur schwer zwischen der Ware der späten vorrömischen Eisenzeit und der frühen römischen Kaiserzeit zu unterscheiden. Die römische Kaiser-

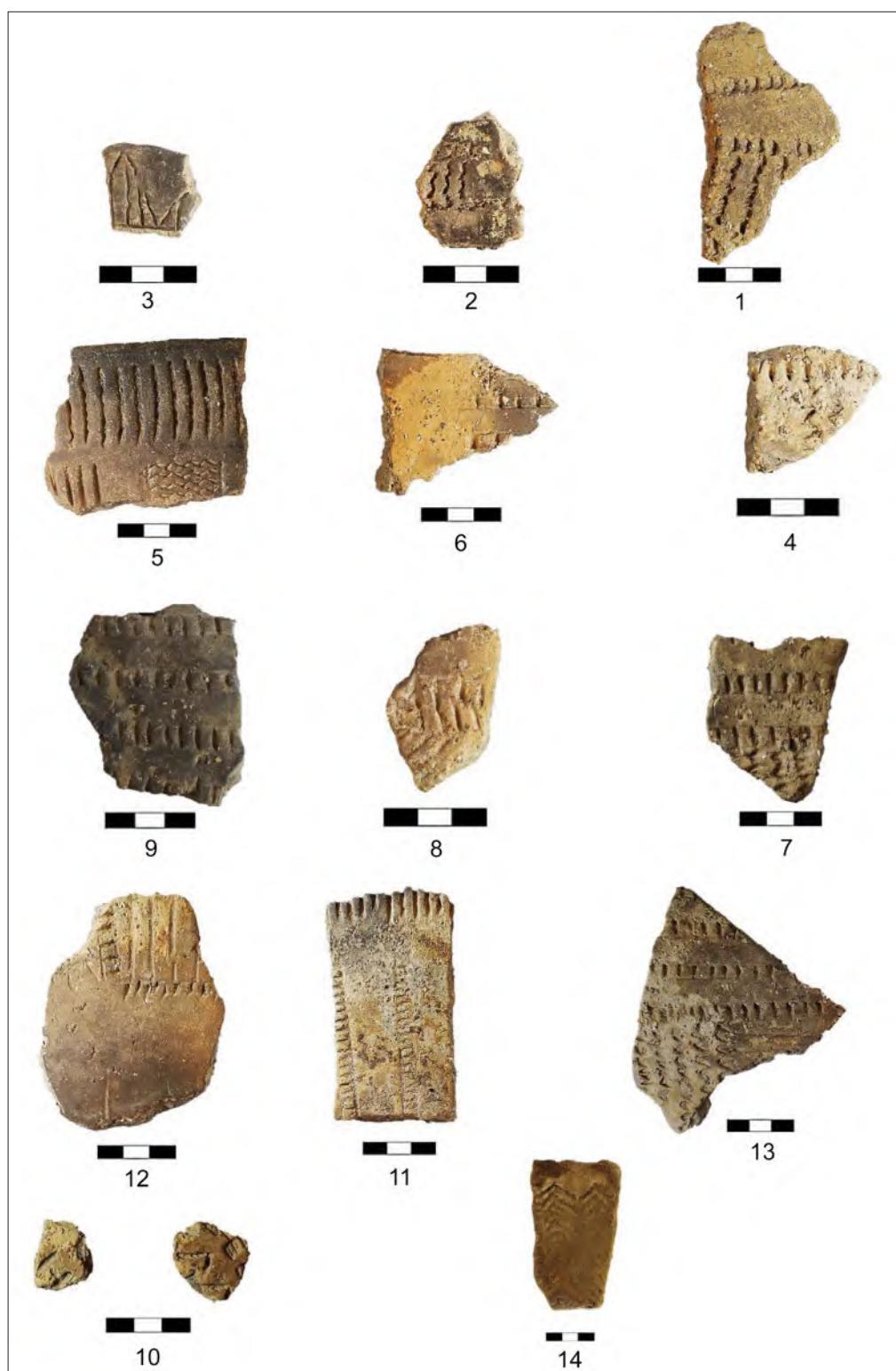


Abb. 2 Neolithische Scherben. 1-4: 5.32.11, A 18 Fdnr. 125; 5-12: 5.32.11, A 18 Fdnr. 202; 13: 5.19.37, A 43 Fdnr. 520 (Fotos: Horst Detering / Lara Helsberg, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).



Abb. 3 Einer der Flechtwerkbrunnen wird mit dem 3D-Scanner aufgenommen (Foto: Leif Schlisio, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).

zeit ist im Gegensatz zur Bronze- und frühen Eisenzeit stark vertreten, weshalb im Folgenden auf verschiedene Funde und Befundsituationen eingegangen werden soll.

Im Verfüllmaterial eines Brunnens (**Abb. 3**) konnten Funde geborgen werden, die eine Zuordnung zu diesem Zeitabschnitt zulassen. Neben einem im Profil erhaltenen Miniaturgefäß und weiteren diagnostischen Scherben stellt der Fund zweier Holzobjekte eine weitere Besonderheit dar. Es handelt sich zum einen um eine grob zugerichtete Astgabel mit zwei gegenüberliegenden Zapflöchern. In einem sind noch Reste eines Holznagels vorhanden. Eine funktionale Deutung fällt schwer, möglicherweise handelt es sich um die Aufhängung für eine Haspel. Vielleicht ist die ehemalige Nutzung des Objektes aber auch im Zusammenhang mit dem anderen Holzobjekt zu erkennen.

Zum anderen liegt ein gestieltes Gerät aus Eichenholz mit einem lanzettförmigen Blatt mit angeschrägten Schultern vor (**Abb. 4**). Die Gesamtlänge beträgt

46,8 cm, davon entfallen etwa 16,4 cm auf den Stiel und 30,4 cm auf Blatt und Schulter. Der Stiel besitzt einen Durchmesser von 2,1-2,5 cm, das Blatt hat eine maximale Breite von 13 cm und eine Stärke von 1,1 bis 2,1 cm. Es macht den Eindruck, eher grob zugebeilt zu sein. Der insgesamt massive Charakter lässt ungeachtet des paddelähnlichen Umrisses an ein Gerät zur Bodenbearbeitung denken. Aufgrund der angeschrägten Schulterpartie und des symmetrisch geformten Blattes mit abgerundetem konkav-konvexen Querschnitt wäre von einer Schaufel auszugehen (vgl. Tummuscheit / Witte 2017, 619f.). Ungewöhnlich erscheint aber die geringe Länge des Gerätes. Vielleicht war der Stiel ursprünglich länger, wurde aber irgendwann während der Nutzungs dauer umgearbeitet; eine Bruchkante ist nicht zu erkennen.

Als alternative Deutung wird eine Nutzung des Objektes als Schar eines Hakenpfluges vorgeschlagen. Blattform und Querschnitt finden gute Entsprechungen in den Scharen von Bramminge / Dänemark



Abb. 4 Paddelartiges Holzobjekt: 5.19.37 Fdnr. 1384 (Foto: Arne Voigtmann, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).

(Lerche 1995, 176 Fig. 2) und Dabergotz / Brandenburg (Bentzien 1971, 50 Abb. 1). Das Exemplar aus Bramminge weist eine Länge von 54,4 cm und eine Breite von 9 cm auf, das Stück aus Dabergotz eine Länge von 67 cm und eine maximale Breite von 6 cm. Beide bestehen ebenfalls aus Eiche. Auffällig ist auch hier die im Vergleich geringe Länge des aktuell vorliegenden Geräts. Ein weiterer Fund von Samsø / Dänemark (Lerche 1995, 195) etwa weist mit einer Länge von 46,5 cm wiederum eine vergleichbare Größe auf. Allerdings fällt die maximale Breite von 8,5 cm deutlich geringer aus. Alle genannten Vergleichsstücke weisen eine frühmittelalterliche Datierung auf, was für das Lübecker Exemplar ausgeschlossen werden kann. Es gilt anhand der durchaus zahlreichen, aber weitgehend entlegen publizierten oder gar unveröffentlichten Funde ähnlicher Machart zu überprüfen, welcher Gerätetyp der Fund zuzuweisen ist. Hilfreich könnte in diesem Zusammenhang die Betrachtung von Herstellungs- und Abnutzungsspuren sein. Grundlegende Informationen dazu lieferte bereits Hansen (1971) mittels experimental-archäologischer Untersuchungen.

Die Keramik, die sich der römischen Kaiserzeit zuordnen lässt, ist im Verhältnis zu den übrigen Epochen prominent vertreten. Sie bietet eine breite Varianz an Verzierungsarten (**Abb. 5**). Plastische Merkmale treten im Allgemeinen auf unterschiedlichen Gefäßtypen der römischen Kaiserzeit auf. Es handelt sich dabei häufig um kreisrunde Plastiken, die an den Schulterbereichen der Gefäßkeramik zu finden sind (vgl. dazu: Articus 2004, Tafel 62; Michel 2005, Tafel 8, 12 und 19). Ein weiteres typisches Merkmal stellen Besenstriche dar. Diese Technik fand Verwendung, um die Keramik vor einem Schlickbezug anzurauen. Aufgrund der langen Laufzeit dieser Bearbeitungsart kann eine Einordnung vorgenommen werden, die sich zwischen der vorrömischen Eisenzeit und dem frühen Mittelalter bewegt. Da für den vorliegenden Befundkontext jedoch eine Zuordnung anzunehmen ist, die sich zwischen der vorrömischen Eisenzeit und der römischen Kaiserzeit bewegt, wird das auch in diesem Fall für zutreffend erachtet. Daneben treten Rollräderverzierungen, ein typisches Muster der älteren römischen Kaiserzeit, auf. Sie sind besonders charakteristisch für die Stufen Eggers B1 und B2 (Eggers 1955). Im vorliegenden Fall handelt es sich um eine zweizeilige Ornamentierung, die sich sowohl horizontal als auch vertikal angeordnet auf der Gefäßkeramik zu erkennen gibt. Da es um das 2. Jahrhundert n. Chr. zu einem Umbruch der Verzierungsweise kommt und die Zahnabrollungen in dieser Phase größer und größer werden, kommt eine zeitliche Stellung nach Eggers B1 eher in Frage (Saalow / Wehner 2009, 49; Dannenberg 2021, 67). Pokalfüße können nach derzeitiger Quellenlage ebenfalls in die Stufe B2 nach Eggers datiert werden (Dannenberg 2021, 93).

Die vorläufigen Untersuchungen zeigen eine Besiedlungsphase zwischen der vorrömischen Eisenzeit und der römischen Kaiserzeit. Es kann derzeit festgehalten werden, dass sich erhöhte Fundkonzentrationen der Stufen Eggers B1 und Eggers B2 innerhalb der Fundstelle 5.19.37 und den angrenzenden Bereichen abzeichnen.

Über das Areal verstreut fanden sich ohne Befundzusammenhang weitere Stücke ähnlicher Zeitstellung. Es handelt sich um eine älterkaiserzeitliche Rollenkappfibel und eine römische Bronzemünze des Domitian (um 85 n. Chr.). Dieser an die Seite zu stellen ist eine weitere römische Münze von einer Nachbarfläche (Gordian III., 238/239 n. Chr.) Für die darauffolgenden Zeitstellungen (Völkerwanderungszeit bis Frühmittelalter) ist eine



Abb. 5 Scherben der Römischen Kaiserzeit. 1-4: 5.19.37, A 44; 5: 5.19.37, A 43 (Fotos: Horst Detering / Lara Helsberg, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).

Lanzenspitze (vermutlich 5.-7. Jh.) zu nennen. Allen diesen Funden ist gemeinsam, dass sie ohne Befundkontext im Oberboden angetroffen wurden. Grundsätzlich gilt, dass derartige Stücke mit größerer Häufigkeit in Gräbern als in Siedlungskontexten anzutreffen sind. Bestattungen konnten in den bisher untersuchten Bereichen noch nicht ausgemacht werden. Die genannten Funde mögen ein Indiz dafür sein, dass für die Bestattungen mit einem hohen Maß an Zerstörung zu rechnen ist. Dies gilt es bei den zukünftigen Untersuchungen zu überprüfen.

Aus slawischer Zeit sind lediglich einige wenige Scherben durch Oberflächenbegehungen bekannt. Im Mittelalter und der Neuzeit wurde das Areal landwirtschaftlich genutzt, wobei offenkundig durch das Düngen mit Fäkalien auch immer wieder Funde abgelagert wurden. Hiervon zeugen zahlreiche Metallfunde wie eine Papstbulle (Martin IV., 1281-1285), insbesondere aber auch Keramikscherben. Diese decken ein Spektrum von Harter Grauware, roter glasierter Irdengeschirr und Steinzeug in verschiedenen Gefäßformen ab.

Erste Ergebnisse: Befunde

Die bereits vorgestellten Funde entstammen in aller Regel größeren Gruben, deren Zusammenhang mit den Gebäudestrukturen, auf die nun näher eingegangen werden soll, noch zu klären ist. In mehreren Bereichen des Gewerbeparks Semiramis konnten Befundkonzentrationen erkannt werden. Wie sich diese zueinander

verhalten, müssen die fortlaufenden Ausgrabungen noch klären. Festzuhalten bleibt jedoch, dass zahlreiche Gebäudegrundrisse auf der Gesamtfläche zu beobachten sind, die sich nach derzeitigen Erkenntnissen vor allem der römischen Kaiserzeit zuordnen lassen. Die Erhaltungsbedingungen der Pfosten sind insge-

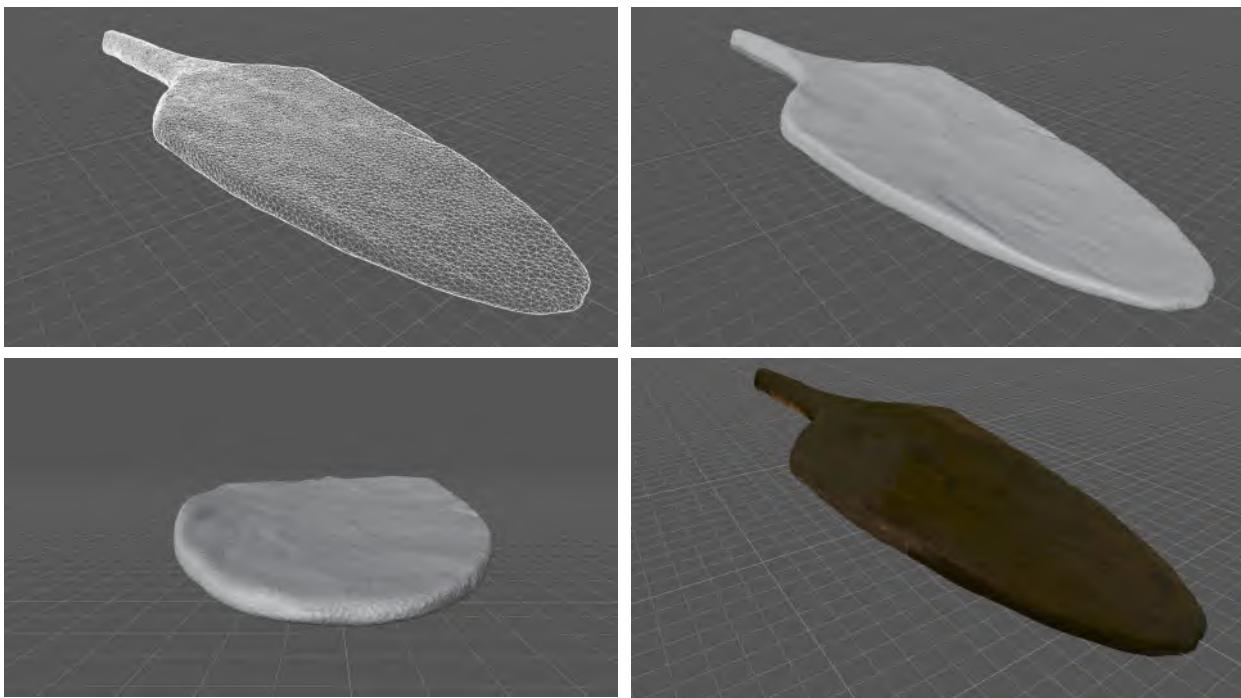


Abb. 6: 3D-Scan des paddelartigen Holzobjekts (5.19.37 Fdnr. 1384) als (reduziertes) Drahtgittermodell sowie mit und ohne Texturen (Screenshots: Arne Voigtmann, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck).

samt als mäßig zu beschreiben. Dabei ist eine Unterscheidung zwischen den Befunden im Bereich des Geschiebelehms und im Bereich der Feinsanddecke zu machen, welche den anstehenden Geschiebelehm im Bereich ausgedehnter ehemaliger Rinnen überdecken. In beiden Arealen sind Besiedlungsstrukturen zu beobachten.

Eine interessante Erkenntnis, die sich auf alle Befundkategorien bezieht ist, dass sich zwar die Erhaltungsbedingungen der Befunde auf den beiden Arealen (Geschiebelehm und Flugsanddecke) unterscheiden, diese jedoch periodisch kaum zu differenzieren sind. Das bedeutet, dass sich die Verfüllstruktur der neolithischen Befunde und derer, die der römischen Kaiserzeit entsprechen, kaum bis gar nicht unterscheiden lässt. Eine abschließende periodische Ansprache der Befunde kann also erst im Rahmen von diagnostischen Funden oder mittels naturwissenschaftlicher Analysemethoden geschehen. Zu diesem Zweck wurden zahlreiche Proben für Makrorestanalysen genommen. Hinzu kommen weitere Proben zur Analyse von aDNA. Diese Vorgehensweise hat sich bereits bei der Untersuchung städtischer Kloaken in Lübeck bewährt.

Während auf den sandig geprägten Arealen womöglich nicht alle Pfosten erfasst werden konnten und sich wenige als blasse, kaum zu differenzierende Befunde zu erkennen geben, treten in den Geschiebelehmarealen auch Pfostengruben auf, die eine deutliche Pfostenstellung oder sogar eine Verfüllung mit verziegeltem Lehm aufweisen. Die überlieferte Resttiefe der Pfostenstellungen liegt überwiegend unter 30 cm, häufig auch deutlich darunter.

Neben den Gebäudegrundrissen sind auch mehrere Rutenberge zu erkennen. Dabei handelt es sich um einen Erntestapelbau für gedroschenes Heu und Getreide, welcher bereits für die Bronze- und Eisenzeit belegt werden kann (Dannenberg 2021, 67). Als Beispiel sei hier auf den Landkreis Cuxhaven verwiesen. Dort trat diese Bauform ebenfalls im Kontext der vorrömischen Eisen- und römischen Kaiserzeit auf (Aufderhaar 2016, 129).

Weiterhin bemerkenswert sind zwei Brunnenbefunde mit Holzerhaltung im Bereich der Sohle.

Es handelt sich um zwei Flechtwerkbrunnen. Für diese Art von Konstruktion wurden Äste oder Pfosten senkrecht in den Boden eingelassen und daran anschließend

mit Zweigen (zumeist Hasel- oder Weidezweige) umflochten. Aus vergleichbaren Befundsituationen geht hervor, dass diese Art von Brunnen bloß eine Tiefe von rund 1,50 m erreichen konnte. Das kann darauf zurückgeführt werden, dass die Konstruktion für tiefere Schächte zu instabil ist. Ebenso lässt sich aus vergleichbaren Befundlagen schließen, dass das Flechtwerk mit einer tonartigen Masse verschlossen wurde, um dem Eindringen von Sand entgegenzuwirken (Albrecht 2014, 46).

Einer der genannten Brunnen wies eine gute Erhaltung auf. Als glückliche Fügung erwies es sich, dass genau zum Zeitpunkt der Aufdeckung ein 3D-Handscanner

(Artec Leo) verfügbar wurde. Somit konnte der Befund durch den archäologischen Dokumentar des Bereichs Archäologie, Arne Voigtmann, detailliert aufgenommen werden (Abb. 3). Auch das paddelartige Holzobjekt wurde nach der Bergung und Reinigung mit dem 3D-Scanner dokumentiert (Abb. 6). Die zahlreichen Nachweise von rund 15 Wasserschöpfstellen und Brunnen, welche alle von eher geringer Tiefe waren, zeigen, dass wasserführende Schichten gut erreichbar waren.

Nicht näher betrachtet werden die zahlreichen Gruben, die als Abfall- oder Arbeitsgruben gedeutet werden können.

Ausblick

Die Arbeiten werden im Jahr 2023 fortgesetzt, Schwerpunkt wird die Erweiterung von Flächen sein, die bisher zahlreiche Befunde der römischen Kaiserzeit erbrachten. Es sind sowohl weitere Hausgrundrisse zu erwarten als auch weitere Werkbereiche und Brunnen. Mutmaßlich werden dann mehrere Areale der Siedlung vollständig erfasst sein, sodass auch Erkenntnisse zur inneren Gliederung vorliegen.

Andere Bereiche, in denen neolithische Befunde in den Voruntersuchungen festgestellt wurden, folgen in den kommenden Jahren. In welchem Umfang Funde und Befunde aus anderen Zeitschichten aufgedeckt werden können, bleibt abzuwarten. Mit großer

Spannung werden die ersten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Untersuchungen erwartet, insbesondere die dendrochronologischen Datierungen der Brunnen.

Offen bleibt, ob auch die bisher nicht entdeckten Bestattungen noch innerhalb des Untersuchungsgebietes identifiziert werden können.

Mit der stetig größer werdenden Menge an Informationen gilt es nicht zuletzt auch, die Frage zu klären, wie diese aufgearbeitet und publiziert werden. Die zahlreichen Funde und Befunde haben bereits jetzt einen beträchtlichen Umfang und eine hohe Qualität.

Literatur

ALBRECHT 2014: N. Albrecht. Römerzeitliche Brunnen und Brunnenfunde im rechtsrheinischen Obergermanien und in Rätien [Dissertation Universität Heidelberg 2014]. <http://doi.org/10.11588/heidok.00016484>.

ARTICUS 2004: R. Articus. Das Urnengräberfeld von Kasseedorf, Lkr. Ostholstein. Die Entwicklung des südöstlichen Schleswig-Holsteins während der jüngeren römischen Kaiserzeit. Internationale Archäologie 74, Rahden / Westf. 2004.

AUFDERHAAR 2016: I. Aufderhaar, Sievern, Ldkr. Cuxhaven – Analyse einer Zentralregion von der ausgehenden Vorrömischen Eisenzeit bis in das 6. Jh. n. Chr. Studien zur Landschafts- und Siedlungsgeschichte im südlichen Nordseegebiet 8, Rahden / Westf. 2016.

ANSH 2020: Archäologische Nachrichten aus Schleswig-Holstein 26, Neumünster 2020.

ANSH 2021: Archäologische Nachrichten aus Schleswig-Holstein 27, Neumünster 2021.

BENTZIEN 1971: U. Bentzien, Der Haken von Dabergotz, in: A. Steensberg, A. Fenton und G. Lerche (Hrsgg.), Tools & Tillage 1.1968/1971, Copenhagen 1971, 50-55. <https://doi.org/10.11588/digit.48998>.

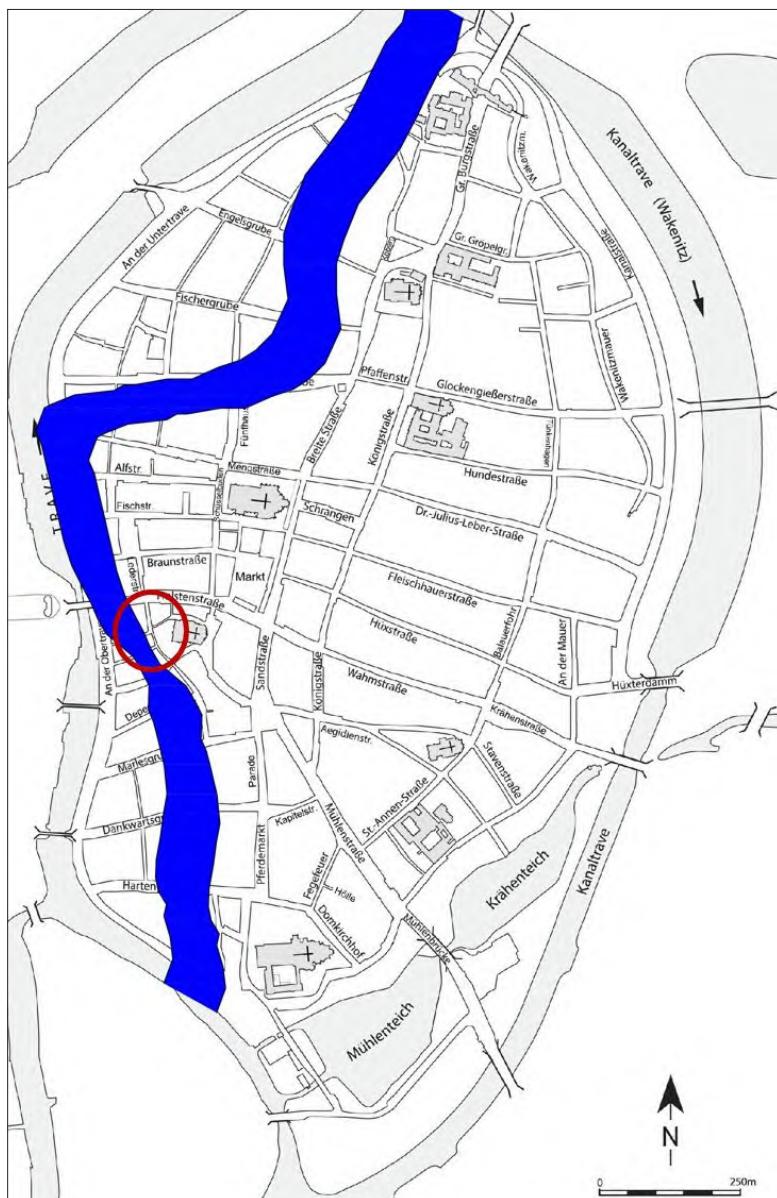
BRIEL 2022: M. Briel, Hansestadt Lübeck, Gem. Niederbüttel und Vorrade. Fdst. 5.32.11. Fdst. 5.19.37. Fdst. 5.35.35. Bericht über die invasive archäologische Invasion [unpubl. Bericht Hansestadt Lübeck, Bereich Archäologie und Denkmalpflege, Abteilung Archäologie].

- BROZIO 2016: J. P. Brozio, Megalithanlagen und Siedlungsmuster im trichterbecherzeitlichen Ostholtstein. Frühe Monumentalität u. soziale Differenzierung 9, Bonn 2016.
- CLAUSEN 2021: I. Clausen, Das Paläolithikum in Ostholtstein, in: Archäologische Nachrichten aus Schleswig-Holstein 27, Neumünster 2021, 29-33.
- DANNENBERG 2021: A. Dannenberg. Schönberg 17: Zur Frage zentraler Plätze der jüngeren vorrömischen Eisenzeit und römischen Kaiserzeit im südwestlichen Ostseebereich [Dissertation Universität Hamburg]. <https://ediss.sub.uni-hamburg.de/handle/ediss/9307>.
- EGGERS 1955: H. J. Eggers, Zur absoluten Chronologie der römischen Kaiserzeit im freien Germanien, in: Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 2, Mainz 1955, 196–244.
- GEBERS 2021: W. Gebers, Die Siedlungskeramik. Rullstorf V (= Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens 59). Rahden / Westf. 2021.
- HANSEN 1971: H.-O. Hansen, Experimental ploughing with a Dostrup Ard replica. A Report on Imitative Ploughing Experiments with Replicas of a Prehistoric Ard of the Dostrup Type carried out in 1962-1968, in: A. Steensberg, A. Fenton und G. Lerche (Hrsgg.), Tools & Tillage 1.1968/1971, Kopenhagen 1971, 67-92. <https://doi.org/10.11588/diglit.48998>.
- HARTZ 2021: S. Hartz, Die Jäger- und Sammlerkulturen des Mesolithikums in Ostholtstein, in: Archäologische Nachrichten aus Schleswig-Holstein 27, Neumünster 2021, 35-41.
- IRKENS 2013: B. Irkens, Eine Siedlung der älteren Römischen Kaiserzeit bei Neustadt in Holstein, in: Archäologische Nachrichten aus Schleswig-Holstein 19, Neumünster 2013, 47-51.
- KATALOG LÜBECK 1988: G. P. Fehring (Hrsg.), Katalog vorgeschichtlicher Funde in der Hansestadt Lübeck. Bearbeitet von D. Jestrzemski, S. Kühne-Kaiser, D. Mührenberg, H. Neuß-Aniol und M. Peters (= Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturge schichte 15), Bonn 1988.
- KOSSIAN 2005: R. Kossian, Nichtmegalithische Grabanlagen der Trichterbecherkultur (= Veröffentlichungen des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie 58), Halle (Saale) 2005.
- LERCHE 1995: G. Lerche, Radiocarbon datings of agricultural implements in „Tools & Tillage“ 1968-1995: Revised calibrations and recent additions, in: G. Lerche, A. Fenton und A. Steensberg (Hrsgg.), Tools & Tillage 7.1992/1995, Kopenhagen 1995, 172-205. <https://doi.org/10.11588/diglit.49004>.
- LORENZ 2018: L. Lorenz. Kommunikationsstrukturen mittelneolithischer Gesellschaften im nordmitteleuropäischen Tiefland (= Frühe Monumentalität und soziale Differenzierung 14), Bonn 2018.
- MICHEL 2005: Th. Michel, Studien zur römischen Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit in Holstein (= UPA 123), Bonn 2005.
- MÜLLER 2021: E. Müller, Haus und Hof in Ostholtstein, in: Archäologische Nachrichten aus Schleswig-Holstein 27, Neumünster 2021, 133-142.
- SAALOW / WEHNER 2009: L. Saalow und D. Wehner. Häuser, Öfen, Buntmetall – Ein Siedlungs- und Werkplatz der älteren römischen Kaiserzeit in der Gemarkung Ahrensboek, Lkr. Parchim, in: Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern 56, Schwerin 2009, 23-68.
- SUDHOFF 2019: I. Sudhoff, Gemarkungen Niederbüssau / Vorrade: Prospektionsmaßnahmen im Zuge eines Planungsverfahrens, in: D. Rieger und M. Schneider (Hrsgg.), Archäologie in Lübeck 2019, Rahden / Westf. 2019, 83-89.
- SUDHOFF 2021: I. Sudhoff, Gemarkungen Niederbüssau / Vorrade: Gewerbe park Semiramis. Ein Eldorado für die Lübecker Vorgeschichte, in: D. Rieger und M. Schneider (Hrsgg.), Archäologie in Lübeck 2021, Rahden / Westf. 2021, 69-83.
- SPEK 1996: T. Spek, Die bodenkundliche und landschaftliche Lage von Siedlungen, Äckern und Gräberfeldern in Drenthe (nördliche Niederlande), in: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 14, Bonn 1996, 95-193.
- TUMMUSCHEIT / WITTE 2017: A. Tummuscheit und F. Witte, Små beviser for en stor præstation – zu den Spaten und Schaufeln vom Dannewerk, in: B. V. Eriksen et al. (Hrsgg.), Interaktion ohne Grenzen. Beispiele archäologischer Forschungen am Beginn des 21. Jahrhunderts 2 [Festschrift Carnap-Bornheim], Schleswig 2017, 619-630.



Ein Steinwerk an der Trave

von Katrin Siegfried, Lübeck



„Warum müssen Sie hier denn auch noch archäologische Untersuchungen durchführen? Sie wissen doch bestimmt schon alles – schließlich haben Sie ja schon die halbe Stadt umgegraben!“ Mit dieser oder ähnlichen Fragen wird wohl jeder in Lübeck tätige Mitarbeiter der Archäologie schon unzählige Male konfrontiert worden sein. Dass aber dennoch laufend neue, lohnenswerte Erkenntnisse gewonnen werden können, zeigte sich jüngst bei der Sanierung und Umgestaltung des *Figurentheaters und Museums Kolk 17* im Südwesten der Lübecker Altstadt.

Die Umgestaltung des Museumskomplexes am Fuße der Petrikirche (**Abb. 1**) umfasst neben den Häusern Kolk 14, 16, 18, 20/22, Pagönnienstraße 1 und Kleine Petersgrube 5 und 6 auch Teile der angrenzenden Straßenzüge. Neben der Sanierung der Bestandsgebäude sowie dem Abriss und dem anschließenden Neubau der Häuser Pagönnienstraße 1 und Kolk 18 sah die ursprüngliche Planung neben der nachträglichen Unterkellerung der unter Denkmalschutz stehenden Gebäude Kolk 14 und Kolk 20/22 auch den Bau eines Verbindungstunnels vor. Aufgrund der damit verbundenen zahlreichen Bodeneingriffe wurde eine dauerhafte archäologische Begleitung der Baumaßnahmen vereinbart.

Abb. 1 Lage der Ausgrabung Kolk 14-22 mit schematischem Traveverlauf im Mittelalter (Plan: Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck; ergänzt von K. Siegfried).

Forschungsstand

Während das nur etwa 100 m weiter nördlich gelegene „Gründungsviertel“ sowie die angrenzenden Straßen (Braunstraße, Alfstraße, Fischstraße etc.) im Rahmen einer großangelegten Forschungsgrabung und diverser Leitungsverlegungen in den letzten Jahrzehnten großflächig untersucht werden konnten, stellte das Areal rund um den Kolk aus archäologischer Sicht einen nahezu weißen Fleck auf der Karte der Lübecker Innenstadt dar; lediglich auf den Grundstücken Kolk 12 und Kolk 14 wurden bisher kleinräumige Bodeneingriffe archäologisch begleitet. Dabei konnten neben hölzernen Konstruktionen (Holzkeller?) vor allem Schichten des Mittelalters und der Neuzeit dokumentiert werden. Des Weiteren wurden in den 1970er und 1990er Jahren Bohrreihen durchgeführt, die Aufschlüsse über den anstehenden Untergrund liefern konnten (Abb. 2): Oberhalb einer nahezu horizontal verlaufenden Sandschicht zeigt sich ein etwa 14 m mächtiges Paket des für die Lübecker Innenstadt typischen blaugrauen Beckentons. Dieser fällt westlich des Kolks steil ab. Die Ursache hierfür ist im Verlauf der Trave zu suchen, der noch bis in das 12. Jahrhundert hinein ein deutlich anderer war als der, den wir heutzutage in Lübeck beobachten können (Abb. 1 und 2): Dort, wo sich heute die über zehn Meter hohe Mauer des Petrikirchhofs erhebt, befand sich zu dieser Zeit ein Hügel, an dessen Fuß sich das steile Ufer der Trave anschloss. Erst mit der im 12. Jahrhundert einsetzenden Landgewinnung wurde die Trave im Laufe der Zeit immer weiter nach Westen abgedrängt. Belege dafür finden sich in den Bohrprofilen vor allem durch den Nachweis von bis zu drei Meter mächtigen Torfschichten oberhalb des Beckentons, die dem ehemaligen Flussbett zuzuordnen sind; die darüber anschließenden, mehrere Meter starken Auffüllschichten spiegeln die Landgewinnung wider.

Bereits zu Beginn des Projektes zeigte sich, dass der anstehende geologische Untergrund besondere Anforderungen an den Bauprozess, aber auch an die archäologischen Grabungen stellen würde: Die fortlaufende Zersetzung der bis zu drei Meter mächtigen Torfschichten des ehemaligen Uferbereichs unterhalb der im Mittelalter geschaffenen Auffüllung bedingt eine konstante Bewegung beziehungsweise Absackung des Erdreichs. Die hohe Auflast der Petrikirche, deren Baubeginn in das ausgehende 12. Jahrhundert datiert, und die im Zuge ihrer Erbauung erfolgte Umgestaltung des Hangs zu der heute noch bestehenden, senkrecht

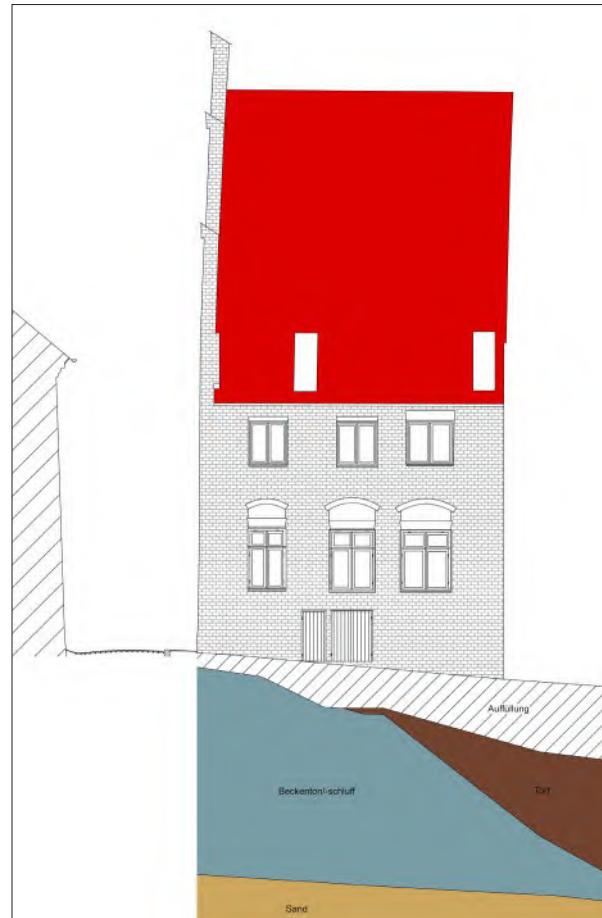


Abb. 2 Schematischer Ost-West-Querschnitt des anstehenden Bodens entlang von Kolk 14 (Zeichnung: K. Siegfried und M. Ziesmann auf Basis der Daten von Baukontor Dümcke).

abfallenden Geländestufe sorgen darüber hinaus für ein regelrechtes Herauspressen des Schichtenwassers, das entlang der sandigen Auffüllungen in Richtung der Trave fließt und den Untergrund somit durchnässt und destabilisiert. Infolgedessen lassen sich an nahezu allen Gebäuden deutliche Spuren des unsicheren Baugrunds beobachten: Neben der Bildung von Rissen im Mauerwerk – verursacht durch die Setzungen im Boden – sind hier vor allem Feuchtigkeitsschäden zu nennen, die auf das Eindringen des Schichtenwassers zurückzuführen sind. Am eindrucksvollsten spiegelt sich dies im Backsteinmauerwerk der denkmalgeschützten mittelalterlichen Häuser wider, wo sich zum Teil eine Absackung der Fundamente von bis zu 80 cm in Richtung der Trave nachweisen lässt.



Abb. 3 Kolk 14 an der Ecke zur Pagönnienstraße (Foto: ©Thomas Radbruch für Kolk 17; Figurentheater und Museum).

Schnell wurde deutlich, dass aufgrund des denkbar schlechten Baugrundes von der ursprünglichen Planung Abstand genommen werden musste: Eine Verbesserung des Untergrundes mittels Hochdruckinjektion (HDI) erwies sich als technisch unmöglich; der Bau des Tunnels, der Abriss des Kellers von Kolk 18 sowie die nachträgliche Unterkellerung von Kolk 14 und Kolk 20/22 scheiterten an den statischen Erfordernissen. Somit entfiel vorerst auch ein Großteil der an diesen Stellen geplanten archäologischen Ausgrabungsflächen. Dafür eröffnete sich im weiteren Verlauf die Möglichkeit, im Rahmen der neu hinzugekommenen Fundamentsanierung der denkmalgeschützten Häuser große Teilbereiche der angrenzenden Straßenzüge zu untersuchen.

Zum Schutz der bestehenden Bausubstanz während der für das Projekt nötigen Bodeneingriffe wurden Vorkehrungen getroffen, die auch die archäologische Arbeitsweise – insbesondere bei den Grabungen innerhalb der Häuser – stark beeinflussten: Für jeden Abschnitt wurden seitens der Baustatiker Pläne erarbeitet, die neben der Reihenfolge und der Eingriffstiefe vor allem auch die Größe der zu bearbeitenden Bereiche festlegten. Die zum Teil bis zu drei Meter tiefen Grabungen konnten daher nur in sehr kleinen – meist etwa 1,25 m x 1,25 m großen – Abschnitten erfolgen; alle Zeichnungen mussten im Anschluss in Kleinstarbeit wieder zu einem „großen Ganzen“ zusammengesetzt

werden. Neben dem Arbeiten auf engstem Raum erwiesen sich auch der Abtransport von Abraum über schmale Kellerzugänge, das Ausleuchten der Grabungsflächen, Einsatz von Maschinen und der Umgang mit dem bereits 50 cm unterhalb der Kellersohle eintretenden Schichtenwasser als grabungstechnische und planerische Herausforderung. Dennoch konnten innerhalb der zweijährigen Ausgrabungszeit spannende und zum Teil spektakuläre Befunde dokumentiert werden.

Gelegen auf dem Eckgrundstück im Zwickel der Straßen Kolk und Pagönnienstraße, ist Kolk 14 das älteste der heute noch im Straßenbild des Kolks erhaltenen Backsteinhäuser. Zusammen mit dem südlich anschließenden Haus Kolk 16 steht es in der Denkmalliste Lübecks als „*Bürgerhaus mit gotischem Treppengiebel aus dem frühen 16. Jahrhundert*“ als bauliche Anlage unter Denkmalschutz (**Abb. 3**).

Das aufgehende Mauerwerk des Hauses im aktuellen Zustand ist durch zahlreiche Reparaturen und Ergänzungen – insbesondere im Bereich der Türen und Fenster – geprägt; die Verwendung unterschiedlichster Backsteine bis hin zu modernen Kalksandsteinen spiegelt die bewegte Geschichte des Gebäudes wider. Trotz des guten bauhistorischen Forschungsstandes zeigte sich im Laufe der Ausgrabungen, dass ein Großteil der Geschichte des Hauses bisher noch unbekannt war.

12. und 13. Jahrhundert

Der älteste Baubefund des Grundstücks wurde bei der Sanierung der Fundamente des Vordergiebels erfasst: Etwa einen Meter östlich der heutigen Hausgrenze traten unterhalb der zahlreichen Schichthorizonte im Straßenbereich hölzerne Pfosten und Bohlen zutage. Sie waren mit einem Abstand von je rund einem Meter senkrecht in eine in den anstehenden Ton eingetiefte Baugrube mit steiler Grubenwandung gesetzt. Insgesamt konnten sieben viereckig zugearbeitete Pfosten dokumentiert werden, deren Flucht dem Straßenverlauf des Kolks entspricht. Zwischen den Pfosten zeichneten sich (die deutlich schlechter erhaltenen) Reste der Bohlen im Erdreich ab (**Abb. 4**).

Die Pfosten wiesen zum Teil noch eine Länge von bis zu einem Meter auf und waren in einen 30 cm breiten Schwellbalken eingezapft, der dreieinhalb Meter unterhalb der heutigen Straßenoberfläche liegt.

Während die Wandpfosten einen rechteckigen Zapfen aufweisen, sind die Zapfen der Eckpfosten quadratisch. Dies – sowie auch die Verblattung der Schwellbalken im Eckbereich – entspricht der typischen Konstruktion eines mittelalterlichen Lübecker Holzkellers, wie sie an vielen Stellen bei den Grabungen im „Gründungsviertel“ erfasst werden konnten (Rieger 2019, 198ff.). Da beide Eckpfosten der Ostwand erfasst wurden, ist die Länge des Kellers von rund 7,30 m in Nord-Süd-Richtung sicher belegt; die Breite des Befundes von etwa 5,30 m konnte anhand von Bohrungen im Keller des Hauses Kolk 14 rekonstruiert werden.

Nach heutigem Forschungsstand in Lübeck (Rieger 2019, 198ff.) geht man von einer Stand- beziehungsweise Nutzungszeit der mittelalterlichen Holzkeller zwischen zehn und dreißig Jahren aus. Dabei dürfte auch das umgebende Erdreich eine entscheidende Rolle ge-

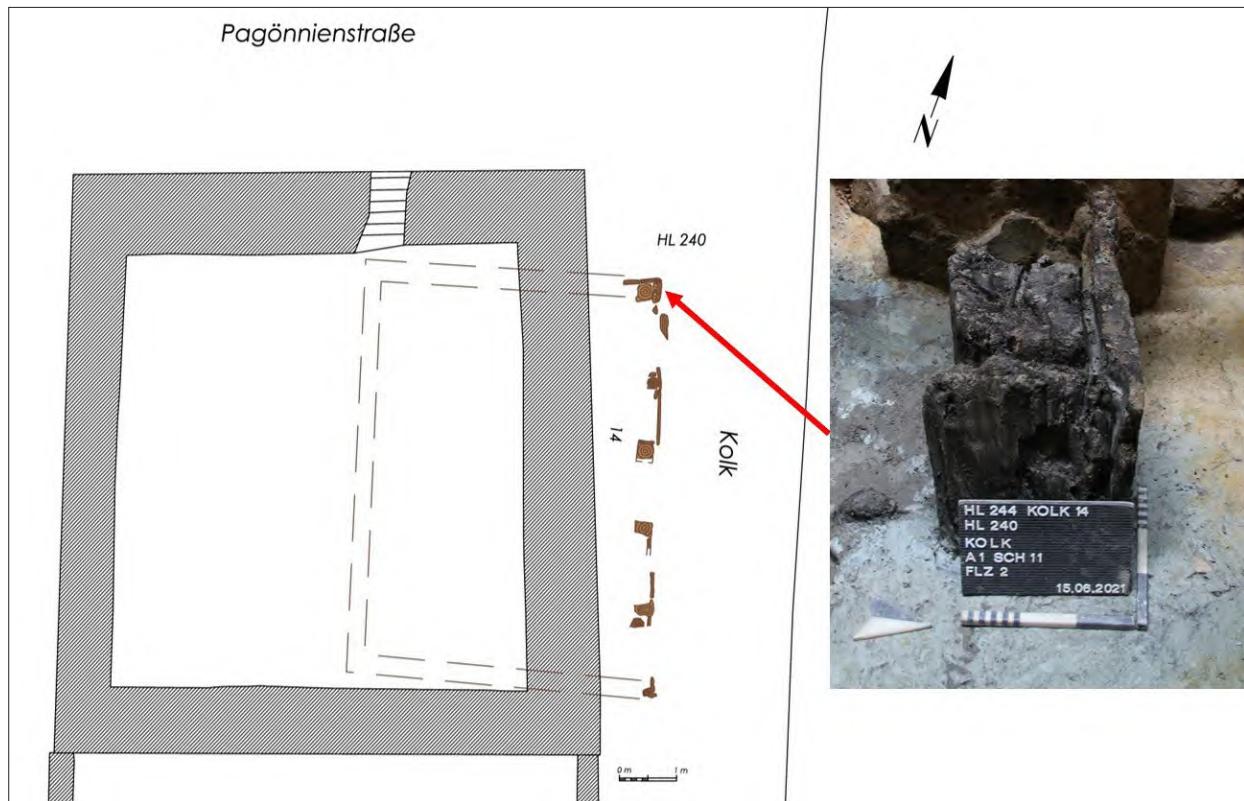


Abb. 4 Holzkeller des 11. Jh. in braun unter aktueller Bebauung in grau (Plan / Foto: K. Siegfried und D. Fuchs auf Basis der Befunddokumentation HL 240 / 244).

spielt haben. Die untere Hälfte des Kellers am Kolk gründet in den sauerstoffarmen Beckenton des anstehenden Bodens, der eine gute Holzerhaltung bedingt. Die obere Hälfte war von sauerstoffreichen und feuchten Sanden eingefasst, die eine Zersetzung des Holzes eher fördern.

Die erste Bauphase auf dem Grundstück Kolk 14 entstammt – beruhend auf der Schätzung einer mittleren Nutzungsdauer – vermutlich in den 80er Jahren des 12. Jahrhunderts. Die Kellerwände werden daraufhin bis auf das Niveau des anstehenden Tons niedergelegt und das Kellerinnere wird mit Erdmaterial angefüllt. Im Anschluss daran beginnt – etwa einen Meter in Richtung Westen versetzt – der Bau eines imposanten Backsteinhauses.

Die Basis des 9,50 x 10 m großen Backsteinhauses bildet ein zum Kellerinneren austreppendes Fundament aus mächtigen Findlingen, das bis in den anstehenden Boden reicht (**Abb. 5**). Im Rahmen der Ausgrabungen im Inneren des Kellers wurde es mit einer Höhe von bis zu 1,50 m erfasst; weitere 0,60 m konnten durch Stabsondierungen sicher nachgewiesen werden. Es ist jedoch

anzunehmen, dass sich der Befund noch weiter in den Untergrund fortsetzt. Das starke Findlingsfundament belegt darüber hinaus, dass sich die Erbauer des unsicheren Baugrunds überaus bewusst waren.

Eine Besonderheit stellt die Nordwestecke des Kellers dar: Dort zeigte sich auf einer rechteckigen Fläche von 2,50 x 1,60 m – ausgehend von der Nord- und Westwand – ein zusätzliches Paket aus kleineren Feldsteinen, das in den Raum hineinragt. Es ist zu vermuten, dass der Untergrund in diesem Bereich besonders instabil war und die Steine zur zusätzlichen Festigung eingebracht wurden.

Oberhalb des Fundaments schließt sich das bis zu 1,50 m starke aufgehende Backsteinmauerwerk an. Um die durch die gerundete Form der Findlinge entstehenden Unebenheiten auszugleichen, wurden die unteren Backsteinlagen zum Teil aufwändig zugeschlagen.

Die im gotischen Verband gesetzten Steine unterhalb des heutigen Kellerfußbodens weisen eine durchschnittliche Höhe von 7,2 cm auf und belegen so die



Abb. 5 Mauerwerk und Fundament des Steinwerks Kolk 14 (Plan: K. Siegfried und D. Fuchs auf Basis der Befunddokumentation HL 244).

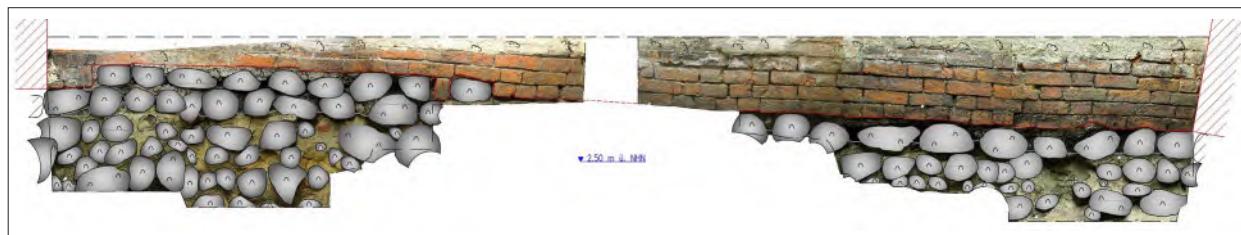


Abb. 6 Innenansicht der abgesackten Südwand des Steinwerks Kolk 14 (Plan: K. Siegfried und M. Ziesmann auf Basis der Befunddokumentation HL 244).

Errichtung des Hauses im ausgehenden 12. Jahrhundert – über 300 Jahre früher als bisher angenommen! Die 1,50 m mächtigen Außenmauern sowie die etwa 100 m² große Grundfläche des Hauses sprechen dabei für eine Mehrstöckigkeit, sodass der Ursprungsbau der heutigen Erscheinung durchaus geähnelt haben dürfte. Die Höhe und das damit verbundene Gewicht hatten jedoch ihren Preis: Auch die solide Fundamentierung konnte nicht

verhindern, dass das Haus – bedingt durch den schlechten Baugrund – im Laufe der Zeit um bis zu 80 cm nach Westen in Richtung der Trave absackte. Ähnliche Spuren können nahezu an allen Gebäuden im Grabungsareal beobachtet werden (Abb. 6).

Im Anschluss an den Bau der Wände wurde der Keller bis auf die Höhe der oberen, bündig zum Mauerwerk ge-



Abb. 7 Steinwerk Kolk 14, Findlingsfundament und Sockel aus abgeschrägten, scharrierten Backsteinen (Foto: K. Siegfried, Grabungsdokumentation HL 240).



Abb. 8 Steinwerk Kolk 14, scharrierter Backstein (Foto: K. Siegfried, Grabungsdokumentation HL 244).

setzten Findlinge mit einer nahezu homogenen Schicht aus ockerfarbenem Lehm verfüllt. Ob der Keller in dieser Phase bereits über einen festen Fußboden aus Backsteinen oder Dielen verfügte oder lediglich einen Boden aus gestampftem Erdreich besaß, ist heute im archäologischen Befund nicht mehr nachweisbar; dies gilt auch für die optische Gestaltung des Innenraums.

Für die erste Bauphase können im aufgehenden Mauerwerk zwei Zugänge belegt werden: Neben einer etwa 1,40 m breiten Tür zum Kolk gab es nahe der Nordwestecke eine 2,20 m breite Öffnung in der Westwand, die hinaus auf das zu dieser Zeit noch unbebaute benachbarte Grundstück Pagönnienstraße 1 führte und durchaus mit einem kleinen Wagen befahren werden konnte.

Im Rahmen der im Anschluss an die Grabungen innerhalb des Hauses erfolgten Sanierungsmaßnahmen an den Außenfundamenten der Nord- und Ostwand konnten die Erkenntnisse zur Gründung des Hauses weiter ergänzt werden: Eingetieft in den anstehenden Boden und die Verfüllung des aufgegebenen Holzkellers zeichnete sich im Untergrund der östliche Abschluss einer Baugrube ab, gegen deren steil abfallende Grubenwandung das Fundlingsfundament gesetzt ist. Im Gegensatz zum Fundament im Inneren sind die Findlinge hier jedoch nicht getreppelt, sondern bündig aufeinandergesetzt.

Vergleicht man die Lage des Übergangs vom Fundament zum aufgehenden Mauerwerk im Inneren mit der Lage außen, so zeigt sich ein Unterschied von bis zu 80 cm. Dies belegt, dass die Fundamentierung und auch das Mauerwerk innerhalb der etwa 1,50 m mächtigen Mauern ebenfalls noch Stufen aufweisen müssen. Weitere Stufen finden sich – der Hangneigung in Richtung der Trave folgend – auch im Verlauf des Fundaments der Nordwand.

Das aufgehende Backsteinmauerwerk auf der Außenseite der Nord-, Süd- und Westwand ist wie im Innern im regelmäßigen gotischen Verband gemauert; auch die Backsteinhöhen sind mit durchschnittlich 7,2 cm identisch. Eine Ausnahme bildet jedoch der zum Kolk ausgerichtete Vordergiebel (Ostmauer): Während auch hier Backsteine mit Höhen von etwa 7,0 cm im gotischen Verband zu finden sind, konnte etwa einen Meter unterhalb des heutigen Straßenniveaus ein Zierstreifen in Form von abgeschrägten und mit Scharriergewänden versehenen Backsteinen dokumentiert werden, der sich über die gesamte Breite des Vordergiebels erstreckt (Abb. 7 und 8). Scharriergewände sind in der Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts fast ausschließlich bei Natursteinen im Kontext kirchlicher Bauten nachgewiesen und stellen bei Profanbauten eine Besonderheit dar. Die Existenz des Zierelements belegt, dass das Straßenniveau des Kolks und damit auch der nach Westen hin anschließenden Pagönnienstraße bei der



Abb. 9 Kolk 14, Bohlenweg entlang der Nordwand (Foto: K. Siegfried, Grabungsdokumentation HL 276).

Errichtung des Hauses demnach deutlich tiefer lag als dies heute der Fall ist.

Im Anschluss an den Bau des Backsteinhauses Kolk 14 entstand entlang der nördlichen Außenmauer ein den Hang hinab verlaufender Bohlenweg. Er hat sich stellenweise mit seiner vollen Breite von 1,30 m im Untergrund erhalten (Abb. 9). Die Unterkonstruktion besteht aus zwei parallel zum Haus verlaufenden Rundhölzern (teils auch grob zugehauenen Balken), die auf das anstehende Erdreich gelegt wurden. Auf diesen Unterzügen ruht quer eine Lage aus Bohlen; selten finden sich hölzerne Keile, die ein Verrutschen der Bohlen verhindern. Neben Eichenholz wurden auch Hölzer von Eschen, Ulmen und Buchen nachgewiesen.

Aufgrund des schlechten Erhaltungszustandes ließen sich lediglich zwei Hölzer dendrochronologisch datieren: Probe 1 datiert in das Jahr 1167, Probe 2 in das Jahr 1169. Da der Bohlenweg jedoch über die Baugrubenverfüllung der Nordwand des Hauses Kolk 14 zieht, kann er frühestens nach dessen Erbauung im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts entstanden sein.

Auch auf dem von Westen her an Kolk 14 angrenzenden Grundstück Pagönnienstraße 1 konnten Überreste einer hölzernen Wegebefestigung dokumentiert werden. Diese unterscheidet sich in ihrer Konstruktionsart jedoch erheblich von der des Bohlenweges: Unterhalb der zumeist modernen Auffüllschichten trat dort auf einer Breite von bis zu 2,80 m – ausgehend vom Rückgiebel des Hauses Kolk 14 – ein wahres „Konglomerat“ von Eichenhölzern zutage.

Die stratigraphisch ältesten Hölzer ruhen unmittelbar auf den Auffüllschichten der Landgewinnung des 12. Jahrhunderts. Es handelt sich zumeist um größere Rundhölzer (teils bearbeitet, teils unbearbeitet), Bohlen, Bretter und Balken, die scheinbar in willkürlicher Verteilung kreuz und quer auf das Erdreich gelegt wurden; mechanische Verbindungen konnten nicht nachgewiesen werden. Viele Hölzer zeigen Konstruktionsmerkmale wie Zapfen, Zapflöcher oder Nuten, die ihre sekundäre Verwendung im Befund belegen. Auf die untere Lage folgt ein bis zu einem Meter mächtiges Paket aus zahlreichen weiteren Hölzern und zumeist tonigem und sandig-schluffigem Material.



Abb. 10 Kolk 14, Bohlenweg im Norden und stegartige Holzkonstruktion mit Entwässerungsrinnen auf der Westseite (Plan: K. Siegfried und D. Fuchs auf Basis der Befunddokumentation HL 244 / HL 276).

Erst die oberen Lagen des Befundes, die den Laufhorizont der stegartigen Anlage bilden, zeigen schließlich eine gewisse Regelmäßigkeit in der Konstruktionsweise: Längere und stabile Hölzer dienen als Unterzüge, dünne und kurze Bohlen und Bretter als Laufhorizont (**Abb. 10**). Dabei gibt es jedoch sowohl Bereiche, in denen die oberen Hölzer in Ost-West-Richtung orientiert sind, als auch Bereiche, in denen sie in Nord-Süd-Richtung verlegt wurden.

Unmittelbar unter der Lauffläche wurden an drei Stellen Rinnen erfasst, die vermutlich der Entwässerung dienten (**Abb. 11**). Zwei der Rinnen sind einfache Kon-

struktionen aus zwei hochkant in die umgebenden Schichten gestellten Seitenteilen und einer dritten Bohle, die als „Boden“ fungiert; die dritte Rinne besteht aus einem wiederverwendeten Abschnitt einer Holzwasserleitung des älteren Typs (Grabowski / Schmitt 1993, 222f.).

Insgesamt konnten bei der archäologischen Untersuchung der hölzernen Anlage über 200 Hölzer freigelegt und zahlreiche Proben für die dendrochronologische Datierung entnommen werden. Die ältesten Hölzer stammen aus dem Jahr 1019, die jüngsten aus dem ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Innerhalb des Befundkomplexes gibt es keinen Zusammenhang



Abb. 11 Kolk 14, stegartige Holzkonstruktion mit Entwässerungsrinnen auf der Westseite (Foto: K. Siegfried, Grabungsdokumentation HL 244).

zwischen der stratigraphischen und der chronologischen Abfolge der Hölzer. Es ist also davon auszugehen, dass die Konstruktion am Anfang des 13. Jahrhunderts in einem Zug erbaut worden ist. Als Baumaterial wurden dabei überwiegend bereits gebrauchte Hölzer benutzt, die in ihrer ursprünglichen Funktion unbrauchbar oder überflüssig geworden waren. Es ist durchaus denkbar, dass dabei auch Teile des aufgegebenen Holzkellers der vorangegangenen Bebauung Verwendung fanden.

Obwohl die „Konstruktion“ des Befundes im Vergleich zu anderen Wegbefestigungen oder Steganlagen auf den ersten Blick eher dilettantisch wirkt, erfüllte sie ihren Zweck und konnte das Gelände wirksam vor einer Absackung bewahren und gewährleisten, dass ein Zugang zum großen Tor im Rückgiebel des Hauses Kolk 14 trockenen Fußes möglich war.

Auf der Ostseite des Hauses hat sich etwa 50 cm unterhalb des bereits beschriebenen Zierstreifens mit scharrierten Backsteinen ein parallel zum Haus verlaufender Entwässerungsgraben erhalten, der mit dem Bau des Hauses aufgegeben wurde. Auf beziehungsweise auch in seinen jüngeren Verfüllschichten konnten zwei in Nord-Süd-Richtung orientierte, grob entastete Baumstämme sowie mehrere Bohlen- und Bretterreste dokumentiert werden, die vermuten lassen, dass es auch hier einen hölzernen Straßenbelag gegeben haben könnte.

Im Bereich des zu dieser Zeit noch unbebauten Grundstücks Kolk 16, das an die Südseite des Hauses Kolk 14 grenzt, konnte kein Nachweis für eine derartige Wegebefestigung erbracht werden.

14. Jahrhundert bis in die Neuzeit

In den nachfolgenden Jahrhunderten ist Kolk 14 Gegenstand zahlreicher kleinerer Umgestaltungen: Noch im Mittelalter entsteht in der Nordostecke des Kellers ein kreisförmiger Backsteinschacht mit einem Durchmesser von 1,70 m, der bis auf eine Tiefe von 0 m NHN hinabreicht. Aufgrund moderner Störungen ist nicht mehr nachzuvollziehen, ob es sich bei dem Befund um eine Kloake, einen Sickerschacht oder einen Sod / Brunnen handelt.

Im Anschluss an die Aufgabe des Backsteinschachtes – ebenfalls noch im Spätmittelalter – erhält der Keller des Hauses einen Fußboden aus gebrochenen Backsteinen. Im gleichen Zug wird der prominente Eingang im Rückgiebel deutlich verkleinert und mit einer vorgelagerten Treppe versehen. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wird auch die angrenzende stegartige Anlage westlich des Hauses mit Erdreich überdeckt und aufgegeben; ob auch der Bohlenweg im Norden aufgegeben wurde ist aufgrund moderner Störungen im archäologischen Befund nicht fassbar.

In der letzten Bauphase des Spätmittelalters erfolgt im Inneren des Hauses der Bau einer von Westen nach

Osten verlaufenden Trennmauer, die als Auflager für ein Tonnengewölbe dient. Obwohl sich das Gewölbe nur im südwestlichen Viertel des Kellers erhalten hat, ist zu vermuten, dass der gesamte Keller zu dieser Zeit neu überwölbt wurde.

Zwar entstanden bereits ab der Mitte des 13. Jahrhunderts in der Nähe weitere Backsteinbauten, darunter Kolk 20/22, jedoch blieb der turmartige Charakter des Steinwerks bis zum Lückenschluss durch den Bau der Häuser Kolk 16 und Pagönnienstraße 1 im frühen 16. Jahrhundert erhalten. Mit der fortschreitenden Landgewinnung und der anschließenden Errichtung weiterer Häuser entlang der Pagönnienstraße und des Kolks wird schließlich auch das Niveau beider Straßen um etwa einen Meter angehoben; der Zierstreifen aus scharrierten Backsteinen wird überdeckt und der östliche Teil des Hauses „versinkt“ im Boden. Infolgedessen werden in einer letzten, archäologisch fassbaren Umbauphase die Hauseingänge im Osten von Kolk 14 angepasst und mit Treppen versehen. In der nördlichen Traufwand entsteht indes ein neuer Kellerzugang. Er hat sich trotz einiger moderner Umbauten erhalten und stellt heute den einzigen verbliebenen Zugang zum Keller dar.

Zusammenfassung

Mit der 2019 begonnenen Sanierung des Museums- und Theaterkomplexes *KOLK 17* bot sich die Möglichkeit, sieben Grundstücke mit zum Teil denkmalgeschütztem Häuserbestand und einen Teil der angrenzenden Straßen Kolk, Kleine Petersgrube und Pagönnienstraße zu untersuchen.

Fast alle Grundstücke zeigten Spuren einer mehrphasigen Bautätigkeit; die spektakulärsten Befunde konnten jedoch im Norden des Grabungsareals freigelegt werden: Um 1170 entsteht auf dem Eckgrundstück Kolk 14 ein Gebäude, von dessen 7,30 m x 5,30 m großem Holzkeller sich bis zu 3,50 m unterhalb der heutigen Straße Kolk noch zahlreiche Überreste erhalten haben.

Über 300 Jahre früher als bisher angenommen, nämlich bereits im ausgehenden 12. Jahrhundert – und somit zeitgleich mit dem Bau der Petrikirche und noch vor der

Entstehung der ersten Backsteingebäude im weiter nördlich gelegenen „Gründungsviertel“ – wird der Keller aufgegeben und mit dem Bau eines imposanten Steinwerks mit einer annähernd quadratischen Grundfläche von etwa 100 m² begonnen. Die massiven Findlingsfundamente und die bis zu 1,50 m mächtigen Mauern legen eine Mehrgeschossigkeit nahe, die dem heutigen Aussehen des Gebäudes nicht unähnlich gewesen sein dürfte. Der freistehende, turmartige Bau am Ufer der Trave hob sich somit deutlich sichtbar von der im 12. Jahrhundert vorherrschenden hölzernen Bebauung der Umgebung ab (**Abb. 12**). Die Zuwegung erfolgte über einen Bohlenweg im Norden und eine stegartige Konstruktion auf der dem Petri-Hang abgewandten Seite im Westen, von der aus man durch ein 2,20 m breites Tor in das Haus gelangte. Des Weiteren gab es eine 1,40 m breite Tür, die auf den Kolk hinausführte. Der Fußboden bestand zunächst wohl aus gestampftem Lehm; erst in späterer Zeit wurde der Raum mit einem Backsteinboden versehen, von dem sich



Abb. 12 Steinwerk Kolk 14, Rekonstruktionsvorschlag (Zeichnung: © Dirk Rieger, Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).

nur wenige Zentimeter unterhalb des modernen Kellerfußbodens große Teile bis heute erhalten haben.

In der Folgezeit durchläuft das Gebäude zahlreiche Umbauphasen: Neben dem Bau eines Backsteinschachtes in der Nordostecke, der vermutlich als Brunnen oder Sod diente, betrafen die Umbauten vor allem die Eingänge des Hauses. Das Äußere und auch der turmartige Charakter des Steinwerks blieb indes bis zum Lückenschluss durch den Bau der Häuser Kolk 16 und Pagönnienstraße 1 im frühen 16. Jahrhundert erhalten.

Abschließend stellt sich die Frage, warum gerade an dieser Stelle ein derart imposantes Gebäude errichtet wurde – dezentral und auf denkbar schlechtem Baugrund. Der Standort muss für den zweifellos wohlhabenden Bauherrn folglich trotz aller Widrigkeiten von

großer Wichtigkeit gewesen sein. Am naheliegendsten erscheint ein Zusammenhang mit dem Bau der Petrikirche, der im ausgehenden 12. Jahrhundert beginnt: Neben unzähligen Natur- und Backsteinen wurden zu ihrem Bau große Mengen an Holz, Mörtel und anderen Materialien benötigt, die zum Teil aus großer Entfernung nach Lübeck transportiert werden mussten. Hinzu kam tonnenweise Erdreich für die Auffüllung des Geländes im Anschluss an den Bau der zehn Meter hohen Mauer des Kirchplatzes. Logistisch ließ sich der Warentransport am besten mit Schiffen realisieren, die das Baumaterial entlang der Trave fast direkt

bis zum Bauplatz auf dem Petri-Hügel bringen konnten. Demnach wäre das zu dieser Zeit wohl noch direkt am Traveufer liegende Haus Kolk 14 möglicherweise als Sitz der Bauhütte oder des Baukontors der Kirche zu sehen, die neben dem Warentransport des Baumaterials auch den Bauprozess überwachte und koordinierte. Hinweise auf die Zugehörigkeit des Hauses zur Kirche, die diese These stützen könnten, finden sich in den Schriftquellen des Stadtarchivs, in denen das Gebäude bis zu seinem Verkauf im 14. Jahrhundert unter dem Namen „Priesterhaus“ geführt wird.

Betrachtet man also die Anfangsfrage, ob es denn nötig sei auch weiterhin jeden Bodeneingriff archäologisch zu begleiten, so lautet die Antwort: Ja – denn in jedem dieser Eingriffe steckt das Potenzial, das Wissen um unsere Geschichte und Kultur zu erweitern und zu vervollständigen!

Literatur

GRABOWSKI / SCHMITT 1993: M. Grabowski und G. Schmitt, „Und das Wasser fließt in Röhren“. Wasserversorgung und Wasserkünste in Lübeck; in: M. Gläser (Hrsg.): Archäologie des Mittelalters und Bauforschung im Hanseraum. Eine Festschrift für Günter P. Fehring (= Schriften des Kulturhistorischen Museums in

Rostock 1), Rostock 1993, 217-223.
RIEGER 2019: D. Rieger. Die Holzgebäude des 12. und 13. Jahrhunderts; in: M. Schneider (Hrsg.): Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsviertel I: Die Siedlungsgeschichte, Lübeck 2019, 166-329.



Archäologie im Lübecker Landgebiet: Geschichte – Entwicklung – Perspektiven

von Ingrid Sudhoff, Lübeck

Lübeck wird vor allem mit den Begriffen Stadtarchäologie, Mittelalterforschung und nicht zuletzt mit den umfangreichen archäologischen Untersuchungen im Lübecker Gründungsviertel in Verbindung gebracht, aber auch außerhalb der Innenstadt gibt es viele Hinterlassenschaften aus der Vorgeschichte, dem Mittelalter und der Neuzeit, die es zu schützen, zu erhalten und zu untersuchen gilt. Denn die Stadt verfügt über ein sehr großes Umland von mehr als 200 km², welches von Travemünde im Norden nach Krummesse im Süden, von Stockelsdorf im Westen und bis an die ehemalige innerdeutsche Grenze bei Schlutup im Osten reicht. Außerhalb der mittelalterlichen Innenstadt sind dies zuerst die Vorstädte St. Gertrud, St. Jürgen und St. Lorenz – benannt nach den dort ehemals befindlichen Siechenhäusern. Diese wurden nach Aufhebung der Torsperre um 1864 im Zuge der Industrialisierung und dem damit verbundenen Bevölkerungswachstum sehr schnell aufgesiedelt. Wo vorher kaum Häuser standen, befindet sich seitdem eine flächendeckende und sehr enge Bebauung. Ehemals hier vorhandene, vor allem vorgeschiedliche Fundstellen sind meist nicht mehr erhalten, zeigen sich aber hin und wieder in Einzelfunden.

In der weiteren Umgebung sind noch heute zahlreiche Lübecker Dörfer vorhanden, deren Gründung bis in das Mittelalter zurückgeht. Und auch die Lübecker Stadtgüter, welche sich in diesem Gebiet befinden, dürfen nicht vergessen werden. Die Dörfer und Stadtgüter sind vielfach noch von land- und forstwirtschaftlich genutzten Flächen umgeben, in manchen Stadtteilen jedoch auch schon in Gewerbe- und Wohngebieten aufgegangen und in ihrer ehemaligen Struktur kaum noch ablesbar. Dazu kommen dann auch noch militärische und industrielle Anlagen aus Neuzeit und Moderne, deren Bedeutung teilweise in der archäologischen Forschung erst seit einigen Jahren erkannt wird.

Und dieses Arbeitsgebiet mit vielfältigen archäologischen Aufgaben übernahm Manfred Schneider am 1. Oktober 2004 in der Nachfolge von Alfred Falk. Damit trat er ein Erbe mit großer Tradition an (Mührenberg 2013): Von Kunrat von Hövelen im 17. Jahrhundert über Jacob von Melle im frühen 18. Jahrhundert und dem Beginn der Unterschutzstellung von Denkmälern 1818, der Einrichtung eines Ausschusses für das Sammeln und Erhalten der Quellen und Denkmale der Geschichte Lübecks im Jahre 1821 bis zur Gründung des Vereins für Lübeckische Geschichte 1844 blickt Lübeck auf ein über Jahrhunderte gewachsenes Bewusstsein für seine Geschichte zurück. In der Folge wurden die ersten Ausgrabungen an Hügelgräbern im Waldhusener Forst, den Großsteingräbern in Waldhusen und Blankensee sowie ab 1852 im bzw. am slawischen Burgwall von Alt Lübeck durchgeführt. Vor allem in Alt Lübeck folgten zahlreiche Grabungskampagnen. Leider sind viele Altfunde und Unterlagen 1942 beim Brand des Dommuseums verlorengegangen. Nach dem Zweiten Weltkrieg konzentrierten sich die archäologischen Untersuchungen immer mehr auf die Innenstadt, aber auch das Umland wurde nicht vergessen. So hieß der jetzige Bereich für Archäologie und Denkmalpflege auch bei seiner Etablierung 1964 Amt für Vor- und Frühgeschichte, wurde später in Bereich Archäologie umbenannt und trägt seit der Zusammenlegung mit dem Bereich Denkmalpflege seine heutige Bezeichnung.

Ein Schwerpunkt im Landgebiet lag in den ersten Jahrzehnten auf der Betreuung von Vertrauensleuten, die auf Baustellen oder auch auf Äckern unterwegs waren und teils umfangreiche Sammlungen zusammentrugen sowie der Sichtung von Altakten, Schriftquellen und anderen Informationen zur Erfassung von Fundstellen. Dazu kamen baubegleitende und teilweise bauvorberuhende Untersuchungen unter anderem beim Bau der Bundesstraße 75/Autobahn 226 nach Travemünde und

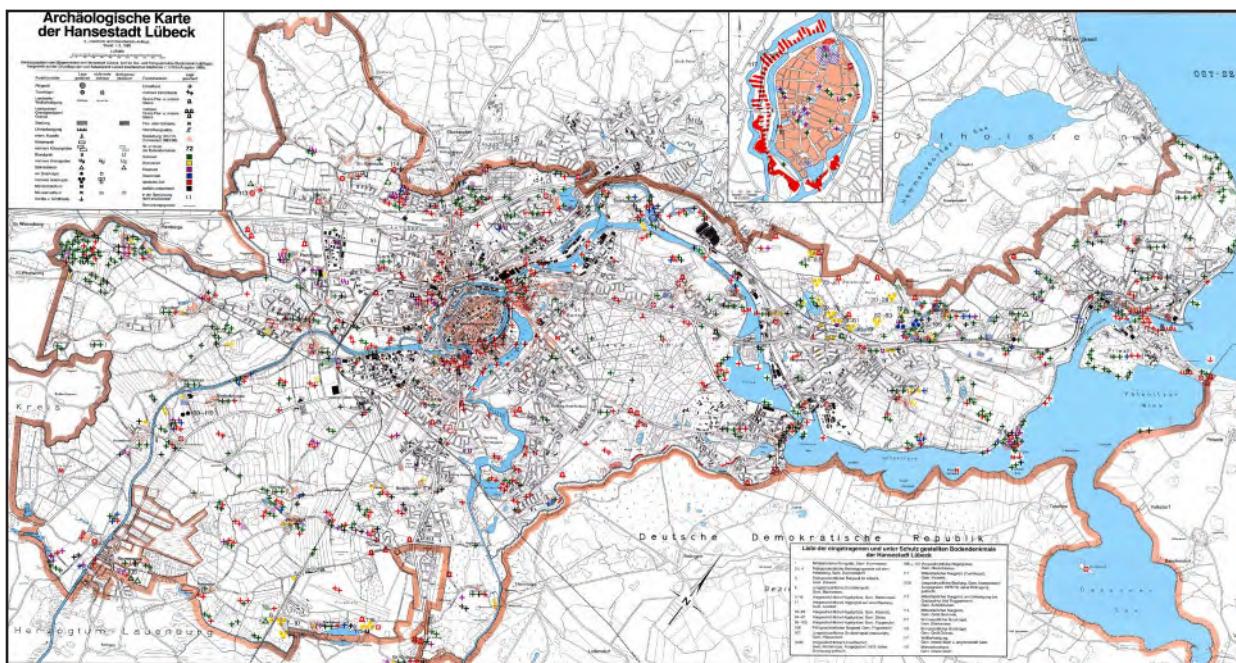


Abb. 1 Archäologische Karte der Hansestadt Lübeck aus dem Jahr 1985.

beim Bau der Autobahn A20, die bis zum Amtsantritt von Manfred Schneider wie Puzzlesteine die Archäologische Karte füllten und ergänzten. Fehlendes Personal, fehlende gesetzliche Grundlagen und damit auch fehlende finanzielle Mittel erschwerten größere und vor allem flächige Untersuchungen. Daher bilden Einzel- und Sammelfunde das Gros der Fundstellen in der archäologischen Landesaufnahme auf einer Mitte der 1980er Jahre angefertigten Karte der archäologischen Fundstellen auf Lübecker Gebiet (**Abb. 1**).¹

Doch davon ließ sich Manfred Schneider nicht entmutigen. Schon zu Beginn seiner Amtszeit sah er sich mit dem Ausbau des Skandinavienkais einem Großprojekt gegenübergestellt, welches in einem fast 30 ha großen Gebiet mit bekannten und zu erwartenden Fundstellen am westlichen Traveufer zwischen Ivendorf und Travemünde für große Veränderungen sorgen sollte. Dem Mechanismus der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) beraubt, versuchte er 2005 mit einem kleinen Team zumindest einige betroffene Ackerflächen vor Beginn der Baumaßnahmen zu untersuchen. Aufgrund der begrenzten personellen Möglichkeiten waren die Ergebnisse

aber relativ bescheiden.² Es wurden nur wenige Befunde unterschiedlicher Zeitstellung (Neolithikum, Eisenzeit und slawische Zeit) erfasst. Für eine vor allem im Neolithikum ausgedehnte Siedlungstätigkeit sprechen die zahlreichen als Sammelfunde geborgenen Flintartefakte.

Es folgte eine weitere große Baumaßnahme in den Jahren 2006 und 2007 im Bereich des Gewerbegebietes Genin-Süd, wo sich schon bei der Erschließung 2001 die Zahl bekannter Fundstellen in kürzester Zeit fast verdoppelt hatte. Unter anderem der Fund einer jungbronze-/früheisenzeitlichen Urne auf der Trasse der heutigen Baltischen Allee war Anlass für Manfred Schneider, eine archäologische Untersuchung im Vorfeld des Bauvorhabens durchzusetzen. Auf insgesamt 120.000 m² (12 ha) plante ein großes deutsches Möbelhaus umfangreiche Neubauten. Ohne das heutige Denkmalschutzgesetz mit § 14 (Kostenpflicht bei Eingriffen) war dies nur durch geschickte Verhandlungen und starke Überzeugungskraft durchsetzbar. Daher war die Maßnahme nach heutigen Maßstäben auch mit einem sehr begrenzten Zeitrahmen von acht Monaten und einer Personalstärke von 4 Personen, zeitweise ergänzt durch studentische Grabungshel-

1 Zurzeit erfolgt eine digitale Erfassung der Fundstellen für eine Überführung der Karte in GIS.

2 Die archäologischen Arbeiten leitete Burghart Kümmeke M.A. Die Dokumentation findet sich unter den Fundstellennummern 5.11.10-5.11.14 in den Ortsakten des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege, Abt. Archäologie.

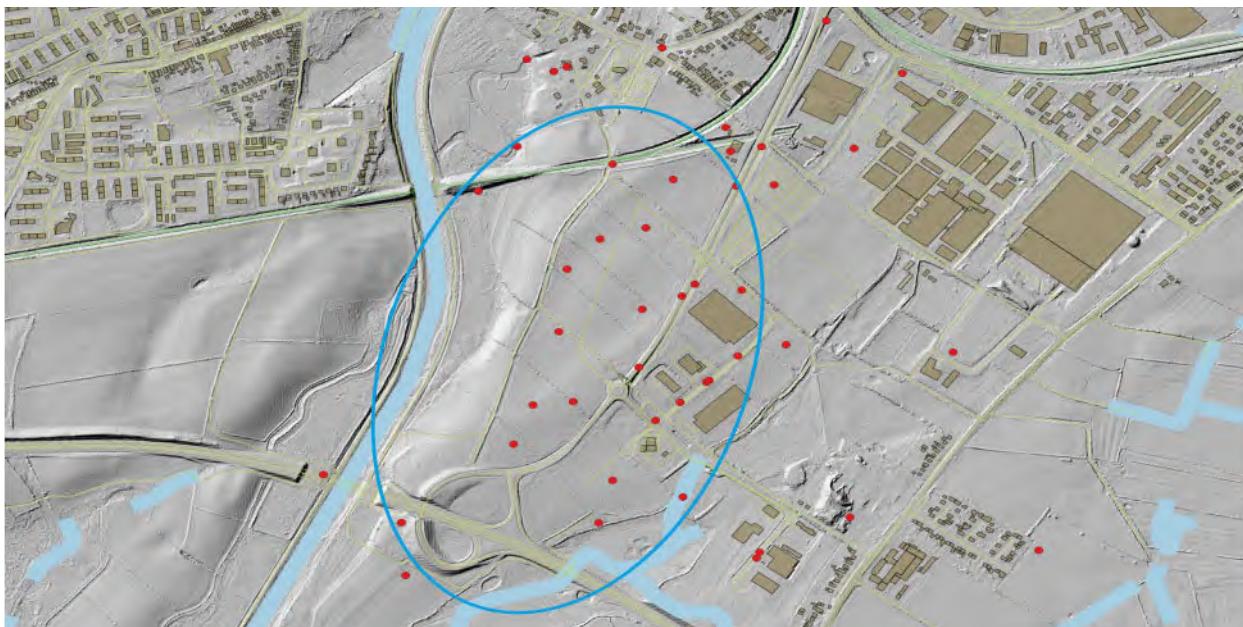


Abb. 2 Die topografische Situation im Bereich des Gewerbegebietes Genin Süd (blauer Kreis) mit den bekannten archäologischen Fundstellen. Gut erkennbar ist die Lage der Fundstellen auf einem zur ehemaligen Stecknitz, heute Elbe-Lübeck-Kanal, steil abfallenden Geländerücken.

fern, nach heutigen Maßstäben verhältnismäßig schlecht ausgestattet.³ Doch dies wurde durch sehr großes Engagement aller Beteiligten mehr als aufgewogen, wie die großartigen Ergebnisse zeigen. Das Grabungsareal befindet sich in einem siedlungsgünstigen Gelände auf einem nordost-südwest verlaufenden Höhenzug, welcher im Westen von der Stecknitz (heute Elbe-Lübeck-Kanal), im Norden von der Trave und im Süden und Osten durch Niederungsgebiete begrenzt wird. Dabei sind die Flüsse Trave und Stecknitz sicher schon in vorgeschichtlicher Zeit – spätestens seit dem Mesolithikum vor ca. 11.000-12.000 Jahren – verkehrstopografisch von großer Bedeutung gewesen. Über die Jahre waren auf dem Geländesporn (**Abb. 2**) vor allem Fundstellen aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit sowie Römischen Kaiserzeit festgestellt worden. Am Ostrand zum Niederungsgebiet hin fanden sich 2001 auch einige slawische Funde. Durch alle Zeiten handelte es sich vor allem um Siedlungsfunde, aber auch einige Urnengräber aus der Bronze- und Eisenzeit wurden erfasst. Und dies bestätigten auch die Ausgrabungen von 2007. Besondere Funde

stammen aus dem Neolithikum. Durch C14-Analysen⁴ bestätigt, konnten Siedlungsreste der frühesten neolithischen Kulturstufe Schleswig-Holsteins aus der Zeit um



Abb. 3 Lübeck-Genin, neolithische Siedlunggrube (Foto: K.-P. Suchowa).

3 Die im folgenden dargestellten Ergebnisse der Ausgrabungskampagne 2007 sind dem Bericht des Ausgräbers, Kay-Peter Suchowa M.A., entnommen. Die gesamte Dokumentation findet sich unter der Fundstellennummer 5.08.27 in den Ortsakten des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege, Abt. Archäologie.

4 Die Analysen wurden 2011 durchgeführt vom INSTITUT FOR FYSIK OG ASTRONOMI, AMS 14C Dateringscenter in Århus. Die Analyse der Keramik erfolgte durch Sönke Hartz 2013 und



Abb. 4 Lübeck-Genin, neolithischer Trichterbecher ohne Verzierung (Foto: Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).



Abb. 5 Lübeck-Genin, neolithischer Trichterbecher mit Verzierung (Foto: Bereich Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck).



Abb. 6 Lübeck-Genin, teilweise gestörte Urnenbestattung aus der jüngeren Bronzezeit (Foto: Kay-Peter Suchowa).

3.900-4.000 v. Chr. nachgewiesen werden. In einer Grube (**Abb. 3**) fanden sich Scherben von Trichterbechern mit keiner oder wenig Verzierung (**Abb. 4 und 5**) sowie ein Mahlstein mit Läufer, Flintpfeilspitzen, ein Steinbeil und Flintklingen. Damit haben wir hier die bisher frühesten bürgerlichen Siedler auf Lübecker Gebiet erfasst.

Von einer späteren Besiedlungsphase – der jüngeren Bronzezeit (ab etwa 1100 v. Chr.) – zeugen einige Urnenbestattungen. Eine Urne war schon 2001 bei den ersten archäologischen Untersuchungen in diesem Gebiet



Abb. 7 Lübeck-Genin, rechteckige Gruben, interpretiert als Spuren einer früheren Ausgrabung von Urnengräbern (Foto: Kay-Peter Suchowa).

entdeckt worden. Jetzt folgten weitere, die jedoch alle im oberen Bereich durch den Pflug zerstört waren (**Abb. 6**). Trotzdem hatte sich zumindest in einer Urnenfüllung noch ein Bronzedolchfragment erhalten, welches als Beigabe diente. Eine interessante Beobachtung wurde im direkten Umfeld der vereinzelt aufgefundenen Urnen gemacht: Insgesamt 99 rechtwinklige Gruben (**Abb. 7**) – vermutlich aus dem frühen 20. Jahrhundert – könnten von einer der vielen Ausgrabungen aus dieser Zeit stammen, zu denen aber jegliche Dokumentation fehlt.⁵

bestätigte die Einschätzung des Ausgräbers.

5 Vgl. Grabungsbericht von Kay-Peter Suchowa in den Ortsakten.



Abb. 8 Lübeck-Vorwerk, Alt Lübeck, Holzbrunnen aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts (Foto: Kay-Peter Suchowa).

2008 ließ Manfred Schneider wiederum zwei Projekte im Lübecker Landgebiet durchführen. Dabei handelte es sich um bauvorbereitende und -begleitende Maßnahmen in der Nähe des slawischen Herrschersitzes von Alt Lübeck und in der Altstadt von Travemünde. Spannend waren beide Projekte, da in Bereichen von großer historischer Bedeutung gelegen.

In Alt Lübeck plante die Deutsche Bahn eine zweite Gleisanlage, so dass Voruntersuchungen im Bereich des Baufeldes notwendig waren. Denn auch außerhalb der unter Denkmalschutz stehenden Anlage des Burgwalls und slawischen Herrschersitzes von Alt Lübeck und seines näheren Umfeldes sind vor- und frühgeschichtliche, vor allem slawische Fundstellen bekannt oder zu vermuten. Daher setzte Manfred Schneider ein kleines Team⁶ ein, um an ausgewählten Stellen in den Gemarkungen Vorwerk und Siems auf beiden Seiten der Schwartau-mündung Sondagen anzulegen. Die wichtigsten dabei zutage getretenen Befunde sind ein dendrodatierter⁷, in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts erbauter Brunnen aus Eichenspaltbohlen (**Abb. 8**) sowie ein in Richtung Burgwall verlaufender Weg aus Flechtwerk (**Abb. 9**), der ebenfalls in slawische Zeit zu datieren ist.

6 Die Maßnahme leitete wiederum Kay-Peter Suchowa M.A. Die Dokumentation findet sich unter den Fundstellennummern 5.33.29 und 5.26.34 in den Ortsakten des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege, Abt. Archäologie.

7 Die dendrochronologischen Untersuchungen wurden von Sigrid Wrobel, Thünen-Institut der Universität Hamburg, durchgeführt. Das genaue Ergebnis liegt bei 769 (+14/-1). Dementsprechend handelt es sich um das früheste, sichere Datum für eine slawische Siedlungstätigkeit im Bereich Alt Lübeck.



Abb. 9 Lübeck-Vorwerk, Alt Lübeck, Holzweg in der Nähe des slawischen Burgwalls (Foto: Kay-Peter Suchowa).

Diese Befunde zeigen, dass das Umfeld von Alt Lübeck auch in Zukunft noch viele spannende archäologische Erkenntnisse liefern wird.

In Travemünde eröffneten Leitungsarbeiten im Bereich der Jahrmarktstraße, der Kirchenstraße, der Torstraße und der Danzmannstraße erstmals interessante Einblicke in den historischen Untergrund des „Städtchens“.⁸ Von großer historischer Bedeutung sind dabei das durch die Jahrhunderte seit dem Hochmittelalter auf über 2 m gewachsene Schichtpaket aus verschiedenen Siedlungs- und Auffüllschichten und die Einflußnahme der unterschiedlichen Wasserstände der Trave. Ein besonderes Augenmerk wurde dabei auf die Lokalisierung der ehemaligen Bastionärsbefestigung aus dem 17. Jahrhundert gerichtet, von der heute nichts mehr zu sehen ist. Den Ausgräbern gelang es, trotz der durch den Leitungsgraben vorgegebenen kleinräumigen Einblicke erstaunlich viele Informationen zu sammeln (Suchowa 2009, 87-92). So konnte Kay-Peter Suchowa ermitteln, dass der Wasserstand der Trave Ende des 12. Jahrhunderts bei ca. – 0,20 m NN gegenüber heute 0,20 m NN lag. Weiterhin rekonstruierte er aus seinen Beobachtungen, dass die Sedimente – also die alte Siedlungsfläche – ebenfalls unter NN lag; heute liegt das Straßenniveau bei 2,06 m NN. Ab dem 12. Jahrhundert erfolgte eine sukzessive Erhöhung des Siedlungsniveaus einhergehend mit zahlreichen Hochwassereignissen. Auch zeigte sich, dass Travemünde ehemals eher eine Landzunge bildete, die

8 Auch diese Maßnahme leitete Kay-Peter Suchowa M.A., unterstützt von einem Techniker. Die Dokumentation findet sich unter den Fundstellennummern 5.29.28-5.29.30 in den Ortsakten des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege, Abt. Archäologie.



Abb. 10 Lübeck-Travemünde, Geologisch-topografische Situation Travemündes im 12. Jahrhundert (nach SUCHOWA 2009, Abb. 1).

auch im Norden von einer Niederung vom Festland abgeschnitten und der Zugang über Land nur von Nordosten möglich war (Abb. 10). In das Ende des 12. Jahrhunderts datiert ein hölzerner Weg (Abb. 11), der in einem der Leitungsgräben erfasst wurde.



Abb. 11 Lübeck-Travemünde, Profilaufnahme im Leitungsgraben mit Resten eines Holzweges und Sedimentablagerungen (Foto: Kay-Peter Suchowa).

Besonders zu erwähnen ist die Dokumentation einer ersten großflächigen Hochwasserschutzmaßnahme für das 16. Jahrhundert, die nach verheerenden Stadtbränden im Jahr 1534 mit einer fast vollständigen Zerstörung der Stadt einherging (Suchowa 2009, 91). Hierfür wurde ein Sandpaket auf das fast gebäudefreie Areal aufgebracht, welches das Gelände nivellierte und um bis zu 1 m erhöhte. Den nächsten massiven Einschnitt in der Siedlungstopografie verursachte die Errichtung der massiven

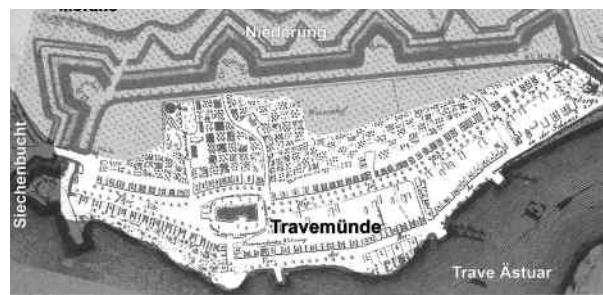


Abb. 12 Lübeck-Travemünde, Geologisch-topografische Situation Travemündes zu Beginn des 16. Jahrhunderts (nach SUCHOWA 2009, Abb. 4).

Befestigungsanlage im 17. Jahrhundert. Diese wurde außerhalb bzw. am Rand der bebauten Fläche ab 1628 errichtet und 1644 im Osten durch eine Zitadelle erweitert. Eine Bastion im Westen der Stadt wurde direkt in die Siechenbucht hinein gebaut (Abb. 12). Weitere Bastionen reihten sich in einer nördlichen linearen Festungsfront aneinander. Hierfür war auch dieser ursprüngliche Niederungsbereich verfüllt worden. Es konnte außerdem nachgewiesen werden, dass das Westtor der Befestigung tatsächlich nicht in der heutigen Torstraße, sondern weiter nördlich aus der Danzmannstraße nach Westen heraus verortet ist. Es ist schon erstaunlich, wie viele Informationen durch diese kleinräumigen Bodeneingriffe für Travemündes Siedlungsentwicklung gesammelt werden konnten.

Ebenfalls in die Frühe Neuzeit führte eine Baubegleitung in den Jahren 2008-2009 in Niendorf, einem der Lübecker Dörfer im Süden des Stadtgebietes, in der Nähe der Trave gelegen. Es ist vor allem durch das große, im 13. Jahrhundert gegründete Gut Weissenrode (heute Gut Niendorf) bekannt. Bei Probeschachtungen für geplante Straßenbauarbeiten wurden hier im Frühjahr 2008 hölzerne Straßenbeläge außerhalb der Lübecker Altstadt erfasst.

Die im August bis November 2009 durchgeföhrten tatsächlichen Arbeiten wurden daher von einem kleinen archäologischen Team begleitet.⁹ Dabei konnten in der Niendorfer Hauptstraße zwischen den Straßen Am

⁹ Die Maßnahme wurde von Mieczysław Grabowski M.A. durchgeführt. Die Dokumentation der Ausgrabung ist unter der Fundstellennummer 5.18.17 im Ortsaktenarchiv des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege, Abt. Archäologie, abgelegt. Die im Folgenden dargelegten Fakten entstammen dem Abschlussbericht von Mieczysław Grabowski in den Ortsakten..



Abb. 13 Lübeck-Niendorf, Holzweg aus dem 17. Jahrhundert in der heutigen Niendorfer Hauptstraße (Foto: Mieczysław Grabowski).

Binsenhorst und Im Block zwei übereinander liegende Straßenbeläge entdeckt und dokumentiert werden. Der untere Belag lag tiefer als die geplante Aushubstiefe für den Straßenunterbau, wurde daher nur partiell erfasst. Seine Breite und Ausdehnung sind nicht bekannt. Er bestand aus kleinen runden, quer zum Straßenverlauf verlegten Erlen- oder Birkenstämmchen. Er ist älter als der nachfolgende Belag aus den 1680er Jahren. Der zeitliche Abstand zwischen den beiden Wegen ist allerdings als gering, ca. 10-20 Jahre, anzusetzen. Der darüber befindliche Holzweg war auf einer Länge von 82 m zu verfolgen, wobei an keiner Stelle ein tatsächliches Ende erfasst wurde. Er lag zwischen 0,8 und 1,0 m unter der Asphaltdecke und bestand aus unterschiedlichen Hölzern, welche dicht nebeneinander quer zur Fahrrichtung gelegt wurden (Abb. 13).

Die Hölzer lagen direkt auf dem Untergrund ohne eine Subkonstruktion. Sie waren weder seitlich begrenzt,



Abb. 14 Lübeck-Niendorf, Detail des Holzweges – sekundär verwendetes Holz (Grafik: Mieczysław Grabowski/Dirk Simonsen).

noch mit Pflöcken befestigt oder gesichert. Dabei wurden neben vollständigen Rundhölzern auch halbierte und geviertelte Hölzer, Spaltbohlen sowie Äste und Kanthölzer verwendet. Die letzten sind oft mit Konstruktionsmerkmalen versehen, die sie als Teile von zerlegten Gebäuden in sekundärer Verwendung identifizieren lassen. Besonders interessant erscheinen vier Balken, deren Enden mit kunstvoll ausgearbeiteten und reich profilierten Spitzen abschließen (Abb. 14). Als Holzarten wurden vor allem Eiche und Erle verwendet, bei wenigen Stücken handelte es sich um Birke. Auffällig oft konzentrierte sich die Verwendung einer Holzart auf einen Bereich. Zur nächsten Holzart bestand eine Lücke, so dass der Belag aus mehreren separaten Segmenten zu bestehen schien. Auf der Oberfläche des Belages konnte eine Fahrspur dokumentiert werden. Beim Freilegen der kompletten Wegebreite wurde eine zweite Spur in einem Abstand von etwa 1,4 m zu der ersten erfasst, wodurch sich die befahrbare Breite der alten Niendorfer Straße auf ca. 3,50 m rekonstruieren lässt. Beim Freilegen des Belages, teils auch darunter, wurden außerdem acht Hufeisen bzw. Hufefragmente gefunden.

Ab 2009 war Manfred Schneider sehr stark in das Projekt „Ausgrabungen im Lübecker Gründungsviertel“ eingebunden und übernahm 2012 noch die „Ausgrabun-

gen auf dem Burghügel“ für das Europäische Hansemuseum. Er versuchte trotzdem, auch das Landgebiet nicht aus dem Auge zu verlieren. Dies bezeugen etwa die Maßnahmen im Zuge des Neubaus der K13 zwischen dem Gewerbegebiet Roggenhorst und Stockelsdorf. Der erste Teil der neuen Verkehrsader querte damit die Gemarkung Schönböcken, der zweite Teil die Gemarkung Groß Steinrade, getrennt durch die seit dem frühen 14. Jahrhundert existente Lübecker Landwehr. Ein großer Teil des Trassenverlaufs führte durch bis dahin – und auch heute noch – weitestgehend unbebautes Terrain und war damit archäologisch von sehr großem Interesse. Das hier rechtzeitig baubegleitende archäologische Maßnahmen möglich waren, ist auch der Aufmerksamkeit und dem Interesse des damaligen Leiters der Straßenbaubehörde zu verdanken. Durch die frühzeitige Einbindung der Archäologie konnten entlang der Trasse wertvolle neue Erkenntnisse gesammelt werden und weiße Flecken¹⁰ in der archäologischen Landesaufnahme gefüllt werden.¹⁰

Die von Mai bis Oktober 2012 durchgeführten Straßenbaumaßnahmen hatten eine Gesamtlänge von 3,7 km bei einer Baueingriffsbreite von teilweise mehr als 25 m. Nach Abschieben des Oberbodens wurde je nach Geländeniveau unterschiedlich tief in den anstehenden Boden eingegraben oder tragfähiges Material für den Bau der Trasse aufgebracht. Rechts und links der eigentlichen Trasse erfolgten weitere Bodeneingriffe für die Anlage eines parallel zur Trasse verlaufenden Grabensystems, der Drainage, des Rad- und Reitweges, der Anlage von Knicks, Feldzufahrten, von Bodenentnahmegruben sowie weitere Bautätigkeiten. Im Kreuzungsbereich der querenden Steinrader Hauptstraße mit der Trasse K13 wurde die Steinrader Hauptstraße in Ostwestrichtung auf einer Länge von 150 m für die Einbindung in die Neuanlage des Verkehrskreisel abgetragen und neu verlegt. Aus



Abb. 15 Lübeck-Groß Steinrade, Neolithische Feuersteingeräte (Steinbeilfragment, Schaber und klingenförmiger Abschlag) (Foto: Rüdiger Harnack).

dem Bereich des Trassenverlaufes lagen bis dahin keine archäologischen Funde oder Befunde vor. Lediglich aus dem angrenzenden Gelände südlich der Steinrader Hauptstraße ließen neolithische Steinartefakte und Funde eisenzeitlicher Keramik eine Nutzung dieses Gebietes in vorgeschichtlicher Zeit annehmen. Die nun erfolgende archäologische Befund- und Fundaufnahme richtete sich nach Verlauf und Terminierung der Bautätigkeiten. Daneben wurden aber auch im näheren Umfeld der bekannten Fundstellen Oberflächenbegehungen durchge-



Abb. 16 Lübeck-Groß Steinrade, Werkplatz aus der vorrömischen Eisenzeit mit 95 kg Eisenschlacke (Foto: Rüdiger Harnack).

¹⁰ Geleitet wurde die Maßnahme von Rüdiger Harnack M.A. Die Maßnahme ist auf zwei Fundstellennummern verteilt im Bereich Archäologie und Denkmalpflege, Abt. Archäologie, abgelegt: für Schönböcken unter der Fundstelle 5.25.19 und für Großsteinrade unter 5.35.06. Die im Folgenden dargelegten Fakten entstammen dem Abschlussbericht von Rüdiger Harnack in den Ortsakten.



Abb. 17 Lübeck-Schönböcken, Schnitt durch die Lübecker Landwehr (Foto: Rüdiger Harnack).

führt, um die topographische und chronologische Ausdehnung genauer bestimmen zu können.

Aus dem eiszeitlich und nacheiszeitlich überformten Gelände liegen weder Befunde noch Funde aus dem Spätpaläolithikum (Ende der Altsteinzeit vor ca. 15.000 Jahren) oder dem folgenden Mesolithikum (mittlere Steinzeit, ab ca. 9.000 v. Chr.) vor. Spätestens seit dem Neolithikum (4.100-1.700 v. Chr.) wurde das Gelände besiedelt. Das aufgefundene Flintmaterial besteht aus geschliffenen Beilfragmenten, Schabern und unterschiedlich retuschiertem Klingenmaterial (**Abb. 15**). Hinweise auf zeitgleiche Siedlungen wurden jedoch nicht erfasst. Aus der folgenden Epoche, der Bronzezeit (ca. 1700-500 v. Chr.) liegen keine Erkenntnisse vor. Eisenzeitliche (ca. 500-0 v. Chr.) Befunde und Fundkonzentrationen wurden an zwei Stellen ange troffen. Das im südlichen Bereich der Trasse gelegene Areal barg neben Gruben und Mulden auch einen zur Eisenverarbeitung genutzten Werkplatz mit 95 kg Eisenschlacke (**Abb. 16**). Die Befunde wie auch die Anzahl der Funde in diesem Be-

jedoch. Aus der Römischen Kaiserzeit, der Völkerwanderungs- und der slawischen Zeit sind keine Funde oder Befunde belegt.

Die zeitlich nächstfolgenden Befunde werden dem Mittelalter, u. a. mit der Errichtung der Landwehr (**Abb. 17**), und der frühen Neuzeit mit der Anlage eines Steinpflasters der ehemaligen Steinrader Hauptstraße (**Abb. 18**) zugeschrieben. Dies ist für das Lübecker Landgebiet ebenfalls ein archäologisches Novum. Wie



Abb. 18 Lübeck-Schönböcken, Historischer Weg zwischen Schönböcken und Groß Steinrade mit Kopfsteinpflaster (Foto: Rüdiger Harnack)

reich lassen eine in der Nähe gelegene Siedlung vermuten. Dies deckt sich auch mit den Informationen zu den altbekannten Fundstellen. Eine zweite eisenzeitliche Grubenkonzentration befand sich auf der Höhenkuppe eines Moränenzuges. Die exponierte Lage, die Befundsituationen und das keramische Fundinventar sprechen dafür, dass hier ein stark gestörtes, in die Eisenzeit zu datierendes Gräberfeld erfasst wurde. Eindeutige Beigaben fehlen

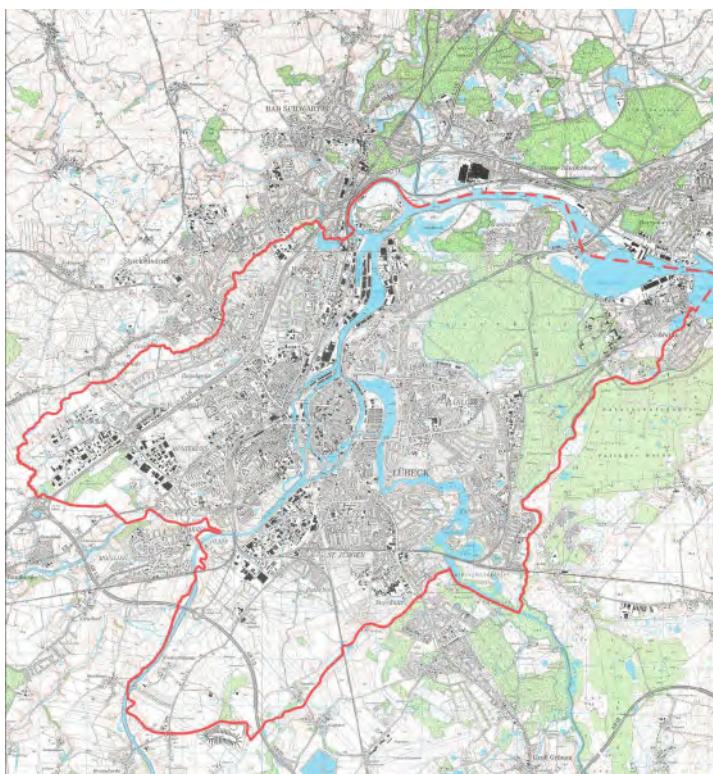


Abb. 19 Lübeck, Verlauf der mittelalterlichen Landwehr aus dem frühen 14. Jahrhundert (Grafik: Dirk Simonsen).

schon im Zusammenhang mit dem Holzbelag von Niendorf erwähnt, sind historische Wegebeläge im Lübecker Landgebiet bisher nur selten erfasst worden. Allerdings haben die in diesem Beitrag erwähnten Untersuchungen der letzten Jahre gezeigt, dass auch im dörflichen Um-

land Lübecks durchaus mit Befunden zu rechnen ist, die sonst nur aus der Altstadt bekannt sind.

Neben den beschriebenen, vor allem durch Bauvorhaben notwendigen archäologischen Untersuchungen hat Manfred Schneider sich mit einigen mittelalterlichen Themen im Lübecker Landgebiet intensiver beschäftigt. So lag ihm am Herzen, den gesamten Verlauf der im frühen 14. Jahrhundert angelegten Lübecker Landwehr als Bodendenkmal einzutragen, was 2015 unter der Nummer 280 erfolgte (Abb. 19). Auch die besondere Bedeutung der Lübecker Dörfer (Schneider 2013, 247-251) und Stadtgüter (Schneider 2013, 242-245) – eine weitere Lübecker Besonderheit – sind ihm ein großes Anliegen. So war die Lübecker Archäologie auch bei den Sanierungs- und Umbauarbeiten auf Gut Mori beteiligt und begleitete intensiv die Sanierung des sogenannten „Berchfries“ auf Gut Roggenhorst (Abb. 20 und 21) (Sudhoff 2021, 70-79).

Erleichtert wurde ihm die Arbeit ab 2015 durch die Novellierung des Denkmalschutzgesetzes. In den Jahren und Monaten davor hatte er intensiv mit den Jurist:innen des Landesministeriums um eine Fassung gerungen, die sowohl den traditionell gewachsenen besonderen Status Lübecks bewahrte als auch Neuerungen – wie z. B. § 14 Kostenpflicht bei Eingriffen – zuließ.



Abb. 17 Lübeck-Schönböcken, Der „Berchfried“ auf Gut Roggenhorst vor der Sanierung (Foto: Manfred Schneider).



Abb. 18 Lübeck-Schönböcken, Der „Berchfried“ auf Gut Roggenhorst nach der Sanierung (Foto: Ingrid Sudhoff).

Und nicht zuletzt diese Neuerungen erlauben uns heute, die archäologischen Belange im Lübecker Landgebiet mit annähernd dem gleichen Nachdruck zu vertreten, wie dies schon seit nunmehr über 30 Jahren für die Lübecker Altstadt der Fall ist. Auch wenn das gesamte Landgebiet nicht den Status eines Grabungsschutzgebiets hat, werden wir doch immer stärker als gleichwertige Partner in Planungsvorhaben angesehen und haben in den vergangenen Jahren gezeigt, dass auch das Lübecker

Landgebiet herausragende Kulturdenkmale aufzuweisen hat, wie z. B. die umfangreichen Ausgrabungen an der Kronsforder Landstraße auf dem Gelände des geplanten Gewerbegebiets Semiramis (siehe Beitrag Leif Schlizio/Lara Helsberg) bestätigen, und damit – wie Manfred Schneider immer wieder betont – Lübeck mit seinem Umland im Grunde eine einzige über Jahrtausende gewachsene historische Kulturlandschaft bildet.

Literatur

- MÜHRENBERG 2013: D. Mührenberg, Archäologische Forschungen im Lübecker Landgebiet, in: C. von Carnap-Bornheim, M. Gläser (Hrsgg.), Hansestadt Lübeck – Ausflugsziele zwischen Lübeck und Travemünde, Darmstadt 2013, 31-35.
- SCHNEIDER 2013: M. Schneider, Roggenhorst: Stadtgüter und Sommersitze, in: C. von Carnap-Bornheim, M. Gläser, (Hrsgg., Hansestadt Lübeck – Ausflugsziele zwischen Lübeck und Travemünde, Darmstadt 2013, 242-245.
- SCHNEIDER 2013: M. Schneider, Genin: Dörfer im Lübecker Landgebiet, in: C. von Carnap-Bornheim, M. Gläser, (Hrsgg., Hansestadt Lübeck – Ausflugsziele zwischen Lübeck und Travemünde, Darmstadt 2013, 247-251.
- SUCHOWA 2009: K.-P. Suchowa, Jedes Jahr Land Unter? - Travemünde eine Stadt zwischen Fluss & Meer, in: Wasserbau in Mittelalter und Neuzeit, Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, 21, 2009, 87-92.
- SUDHOFF 2021: I. Sudhoff, Gemarkung Schönböcken/Fdst. 5.25.03: Gut Roggenhorst - Untersuchungen auf einem Lübecker Stadtgut, in: D. Rieger und M. Schneider (Hrsgg.), Archäologie in Lübeck 2020, Rahden / Westf. 2021, 70-79.



Wo der „soore Hungk“ gedieh – Zeugnisse mittelalterlichen Weinanbaus in Köln

von Markus Trier, mit einem Beitrag von Tanja Zerl, Köln

Das mittelalterliche Köln wird gerne als „Weinhaus der Hanse“ bezeichnet und galt im Spätmittelalter nach Bordeaux als bedeutendster Umschlagplatz im nordalpinen Weinhandel (Gechter 1983, 68; 1991, 131; Herborn / Koster 1997, 421). Vor allem beim Weinexport nach Nord- und Nordwesteuropa spielten Kölner Kaufleute eine prägende Rolle (Clemens 1993, 336ff.; Clemens 1997). Doch war die Stadt nicht nur ein zentraler Ort des Handels, sondern auch der Produktion und des Konsums, denn auch für weniger begüterte Familien war Wein angesichts der schlechten Trinkwasserqualität alltägliches Getränk, das in großen Mengen konsumiert wurde (Gechter 1983, 58; Herborn

/ Militzer 1980, 11f.; Chaix 2021, 43). Gemessen an Umfang und Bedeutung von Produktion und Konsum des Rebensaftes sind archäologische Nachweise jedoch äußerst spärlich gesät. Vereinzelt lassen sich Fundkomplexe und Befunde unmittelbar auf Wirtshäuser der mittelalterlichen Stadt zurückführen (Carruba / Wirtz 2012; Höltken 2011). Problematischer gestaltet sich angesichts der dichten Innenstadtbebauung ein archäologischer Nachweis von Weingärten, die – einem Aufmaß und Ratsprotokoll des Jahres 1681 folgend – damals mehr als 118 ha, das heißt fast ein Drittel des 400 ha großen umwehrten Stadtgebietes einnahmen (Herborn / Koster 1997, 435).

Der archäologische Befund

Umso bemerkenswerter war es, als im Januar 2008 bei bauvorgreifenden Ausgrabungen der Kölner Stadtarchäologie auf dem Grundstück Kartäuserwall 26-28 archäologische Flurrelikte entdeckt wurden, die auf ehemalige Weingärten zurückgeführt werden können (Fundbericht 2008.001). Die sechswöchigen Untersuchungen wurden vor Ort von Harald Bernhard geleitet.

Das 3.500 m² große Grundstück war seit den 1950er Jahren von einem großen Telefonanbieter als Betriebshof genutzt worden und zu diesem Zweck großflächig mit einer Asphaltdecke versiegelt worden. Ursprünglich war das Areal Teil des mittelalterlichen Kartäuserklosters, das Ende Oktober 1794 nur wenige Tage nach dem Einmarsch der Franzosen säkularisiert worden war (**Abb. 1**). Die Franzosen machten die Kartause zu einem Lazarett. 1816 übernahm dann der preußische Militärfiskus das Gelände und errichtete im Bereich der Untersuchungsfläche ein Artilleriewagenhaus und ei-

nen Heergeräteschuppen (Wagner 1991, 52). Im Zuge der Ausgrabungen wurden deren Keller und Fundamente freigelegt. Zwischen den beiden Bauten hatten sich auf einer etwa 200 m² großen Fläche ältere Befunde erhalten, die von der mittelalterlichen Nutzung des Areals Zeugnis ablegten.

Historisch-topografisch betrachtet liegt das Grundstück im Südwesten der mittelalterlichen Stadt innerhalb der großen staufzeitlichen Festungsanlage, nur einen Steinwurf von der Ulrepforte entfernt. Die große Stadterweiterung von 1180, die den umwehrten Stadtbezirk um 200 auf 400 ha verdoppelte, schloss die reich begüterten Stiftsbezirke St. Gereon, St. Severin und das Kloster St. Pantaleon ein. In diesem nur spärlich überbauten Areal, das in den schriftlichen Quellen „*Sencte Martinsvelt*“ genannt wird, stiftete der Kölner Erzbischof Walram von Jülich (1304-1349) am 6. Dezember 1334 ein Kartäuserkloster, das im Februar des Folgejahres mit Ordensbrüdern aus Mainz besetzt

Übersicht über die Kölner Stifts-, Kloster- und Pfarrkirchen bis ca. 1800

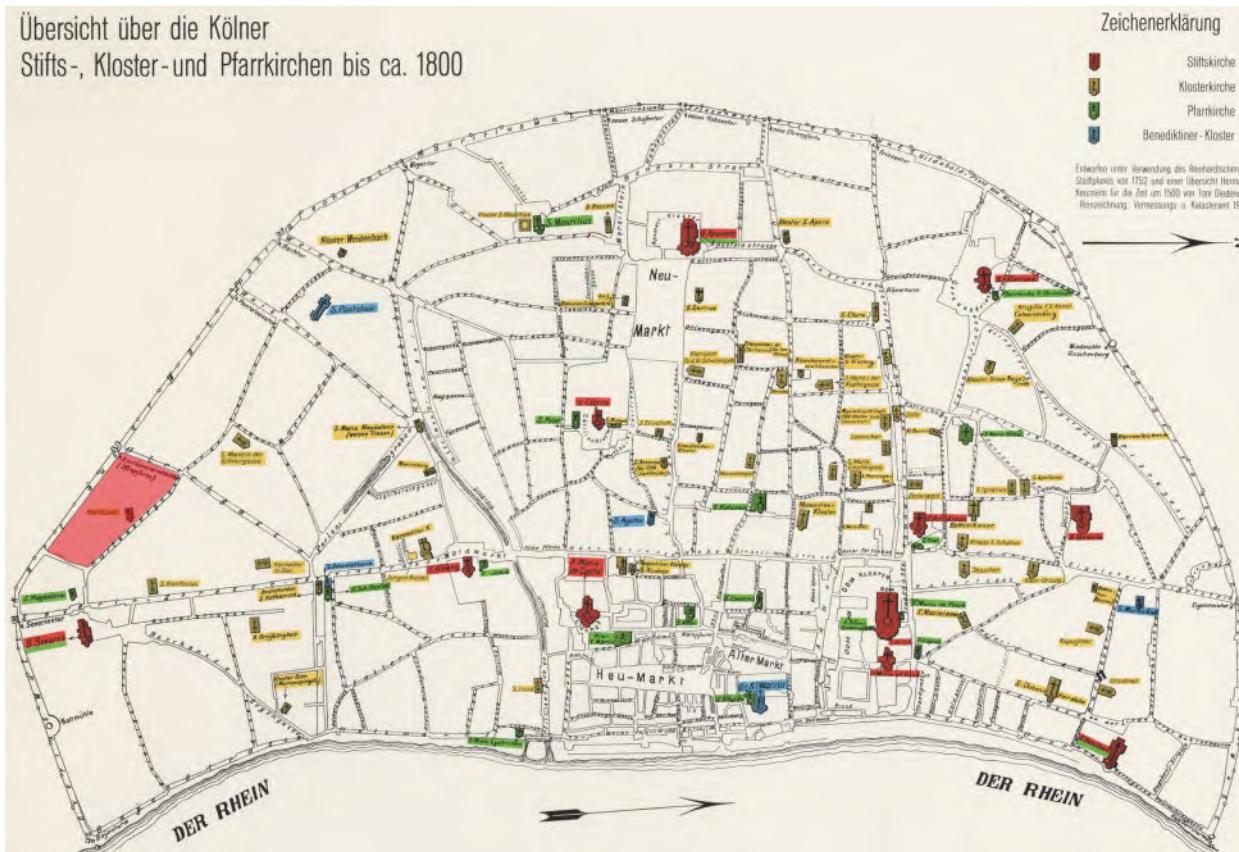


Abb. 1 Übersicht über die Kölner Stifts-, Kloster- und Pfarrkirchen bis ca. 1800. Die Immunität der Kölner Kartause ist rot markiert (nach Diederich 1984, vorderer Vorsatz; bearb. von Thomas Höltken).

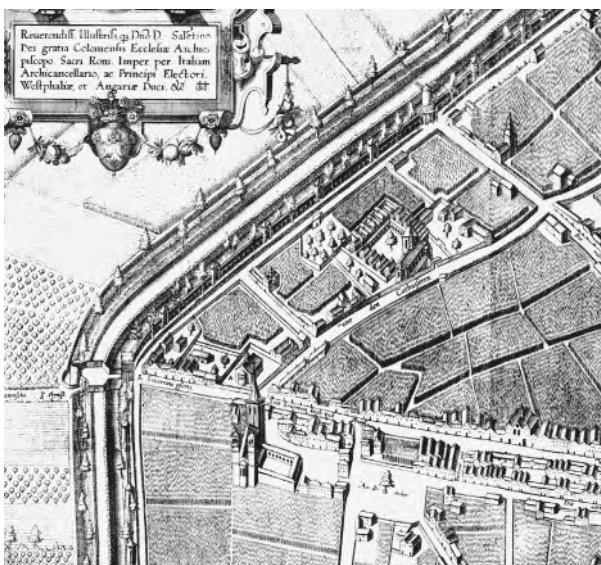


Abb. 2 Ausschnitt aus dem Mercatorplan von 1570/71 (Quelle: Rheinisches Bildarchiv Köln).

wurde. Walram, der in Orleans und Paris studiert hatte, lernte den Kartäuserorden in Frankreich kennen und schätzen. Die Neugründung, die umgehend von Kölner Patriziergeschlechtern unterstützt wurde, erfolgte bei einer bereits bestehenden, der heiligen Barbara geweihten Kapelle.

Dank zahlreicher Zustiftungen verfügte die Kartause bald über umfangreichen Grundbesitz vom Vorgebirge bis in die Niederlande und gehörte zu den vermögendsten Klöstern der Stadt (Beuckers 1998; Gechter 1991, 123). Die Vogelschau von Arnold Mercator aus dem Jahr 1570/71 zeigt das gut 40.000 m² große Klostergrundstück zwischen der mittelalterlichen Stadtmauer (Kartäuserwall), der „euler gaß“ (Ulrichsgasse), der Straße „voir den Carthusern“ (Kartäusergasse) und der „Goultgasse“ (Brunostraße) mit Klosterkirche, Kreuzgang, Wirtschaftsbauten, Obst- und Weingärten (Abb. 2). Welche Fläche letztere in der Gründungszeit des Klosters einnahmen, ist nicht bekannt. Einer

Schriftquelle des Jahres 1556 zufolge verpachtete das Kloster auf seinem Grund ein Weingut mit Haus, Stallungen, Kelter und Garten sowie drei Morgen Weingärten (Gechter 1991, 124). Überträgt man die auf dem 1570/71 entstandenen Mercatorplan ausgewiesene Flä-

che des Weingartens in einen maßstäblichen Plan des 19. Jahrhunderts, errechnet sich eine Fläche von circa 6.640 m², der im 19. Jahrhundert etwas mehr als zwei Kölnische Morgen von jeweils circa 3.100 m² entsprachen (freundlicher Hinweis Gregor Wagner).

Wein im mittelalterlichen Köln

Wein erfreute sich im römischen Köln größter Beliebtheit, wie die große Zahl zerschlagener Weinamphoren belegt. Der Anbau von Wein ist in römischer Zeit für Köln – anders als Trier – archäologisch bislang zwar nicht belegt (Gilles 1997; Meurers-Balke et al. 2010, 15), doch war die antike Stadt der wichtigste Warenumschlagplatz am Niederrhein. Dementsprechend wurden dort Weine aus dem gesamten mediterranen Raum, aber auch von Mosel und Mittelrhein angeliefert (Meurers-Balke et al. 2010).

In Köln reichen die ältesten schriftlichen Zeugnisse zum Weinanbau in das 12. Jahrhundert zurück (Herborn / Koster 1997, 422). Im Laufe des Mittelalters wurde die Weinsteuern zur wichtigsten Finanzquelle der Stadt, entsprechend streng waren Weinproduktion, -handel und -ausschank kontrolliert und geregelt (Herborn / Militzer 1980, 9-13; Gechter 1983, 64-68). Zwischen 700 und 800 Familien in der Stadt haben unmittelbar von der Produktion und vom Handel mit Weinen gelebt (Chaix 2021, 53).

Erst die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts schubweise einsetzende Klimaverschlechterung ließ die Erträge deutlich schrumpfen. Die örtliche Produktion ging massiv zurück, es gab sogar jahrelange Ernteausfälle. So klagt beispielsweise der bekannte Kölner Weinhändler Hermann von Weinsberg im Oktober 1588, dass er seine Weinvorräte aufgrund der widrigen Witterungsverhältnisse und schlechten Weinerten über Jahre hinweg nicht auffrischen konnte; im April 1565 waren alle Weinstöcke im Stadtgebiet erfroren (Chaix 2021, 207). Angesichts der Klimaverschlechterung und der damit verbundenen abnehmenden Qualität der ohnehin nicht hochwertigen Kölner Weine – wer es sich leisten konnte trank Importweine aus dem Elsass und anderen Landschaften – verwundert es nicht, dass Bierproduktion und -konsum im Laufe des 15. Jahrhunderts immer mehr an Bedeutung gewannen und den Weinverbrauch weiter drosselten (Herborn / Dietmar 2019,

277). Der „saure Tropfen“ aus Kölner Produktion verleitete manchen zu irregulären Eingriffen (Irsigler 1975, 242). So wurden wiederholt Weinpanzer entdeckt und bestraft, die versucht hatten, Weinen durch beigemischte Kräuter, Beeren, Pulver oder gar gebratene Birnen eine lieblichere Note zu verleihen (Ennen 1869, 744f.). In der schriftlichen Überlieferung hat die mindere Qualität des Kölner Weines zu einem Spott geführt (Herborn / Militzer 1980, 5). Legendar sind die Spitznamen „Soore Hungk“ (saurer Hund) oder „Nasse Lodewig“ (nasser Ludwig). Sogar Martin Luther hat sich 1539 zum Kölner Tropfen geäußert, als er sich an seinen früheren Aufenthalt vor Ort erinnert: Bis in die Fingerspitzen habe ihm der Kölner Tropfen geprickelt („quod penetrabat in mensa manum“), notierte der Reformator Jahrzehnte später (Kolde 1879/2018, 242f.).

Trotz der seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sinkenden Bedeutung des Weines lassen sich, wie eingangs beschrieben, Ende des 17. Jahrhunderts innerhalb der mittelalterlichen Stadtbefestigung noch Weingärten auf 118 ha, also fast einem Drittel der gesamten Stadtfläche belegen. Das Aufmaß, das der Rat veranlasst hatte, diente der Besteuerung der Weingartenbesitzer. Dem Bericht der Vermesser zufolge waren 60 % der Weingärten klein und nahmen nicht mehr als 0,5 Morgen (das sind 1.500 m²) ein. Etwa 30 % maßen bis zu 2 Morgen, ganze 10 % erreichten 4 Morgen und nur acht Gärten mehr als 6 Morgen. Die beiden größten Weingärten waren mit 14,6 Morgen und 12,5 Morgen im Besitz von St. Severin und St. Mauritius. In ergiebigen Jahren sollen die Kölner Weingärten 10.000 Ohm à 140-150 Liter, das heißt bis zu 1,5 Millionen Liter geliefert haben (Herborn / Koster 1997). In der Folge nahmen die Anbauflächen weiter ab: 1817 sind noch 35 ha belegt; 1828 hat die örtliche Weinproduktion fast 1.000.000 Liter umfasst. 1844 war die Anbaufläche auf 5 ha zur Bedeutungslosigkeit geschrumpft (von Eyll 1975, 174).

Weinbau im Mittelalter

Nur wenige urkundliche Quellen berichten über die Neuanlage oder Rekultivierung von Weinbergen. Bekannt ist, dass die Produktion von Wein zu allen Zeiten ein arbeitsintensiver Wirtschaftszweig war, der geschultes Personal ganzjährig in Anspruch nahm. Bei angemessenen klimatischen Bedingungen versprach der Aufwand jedoch hohe Renditen.

Beispielhaft hat L. Clemens die Arbeiten im Trierer Land untersucht und beschrieben (Clemens 1993, 259–309). Die Bestellung des Wingerts begann bei Neupflanzungen mit der Urbarmachung der Parzelle und der Pflanzung von Setzlingen. In bestehenden Weingärten mussten abgängige Rebstöcke ausgetauscht und durch Satzreben oder sogenannte Absenker (kräftige Triebe von Mutterreben) ersetzt werden, um den Weinberg zu verjüngen. Erste Erträge waren im dritten Jahr nach der Pflanzung zu erwarten, die volle Ernte nach fünf Jahren. Pachtverträge trugen dem Rechnung, indem Pächter bis zu diesem Zeitpunkt finanziell entlastet wurden. Um eine möglichst gleichbleibende Qualität der Lage sicherzustellen, wurden Weingärten an frostfreien Tagen zwischen November und April gedüngt, wobei bevorzugt Schafmist genutzt wurde. Dabei sind gewaltige Mengen an Dünger angefallen, denn die Quellen berichten von wagenweisen Lieferungen. Das Ganze war mit hohen Kosten verbunden. Nicht wenige Winzer hielten daher eigene Schafherden, um die finanziellen Belastungen zu minimieren. Neben Stallmist kam aber auch günstiger Kompost aus pflanzlichen Garten- und Feldrückständen zum Einsatz. Waren die Rebkulturen ausreichend gedüngt, wurden im Frühjahr nach dem Ende der Frostperiode die Reben beschnitten („snyden“). Abgegangene oder morsche Rebstöcke („sticken“) wurden ergänzt bzw. ausgetauscht, die Reben gebogen und mit Weidenruten an den Wingertstöcken befestigt („bynden“). Zusätzlich wurde im März / April der Boden aufgehakt und umgegraben („graben“). Im Juni musste dies wiederholt und aufgeschossenes Unkraut beseitigt werden („ruren“). Im Spätsommer wurde überflüssiges Laubwerk geschnitten, um den Trauben mehr Licht und Luft zu geben („lauben“, „hauwen“). Mit Beginn der Traubenernte Ende August / Anfang September wurden die Weinberge geschlossen, um den Trauben ein ungestörtes Wachstum zu ermöglichen. Wächter sorgten dafür, dass die Ernte nicht Dieben zum Opfer fiel. Im September oder Oktober begann die Traubenlese, die bis November andauern konnte (**Abb. 3**).

Anschließend wurden die Trauben sofort gekeltert. In zwei Arbeitsgängen wurde die Weinlese zunächst in Maischebecken oder großen Bottichen mit bloßen Füßen zertreten. Der Most lief in Auffangbecken. Die aufgeplatzten und bereits teilweise zertretenen Trauben brachte man auf die Kelter in einen Presskorb, um den restlichen Traubensaft herauszuquetschen. Zu guter Letzt wurde der Traubenmost in Fässern abgefüllt und in Kellern bis zur Trinkreife gelagert (Clemens 1993, 309–319).

Ein Erbpachtvertrag vom 25. März 1256 zwischen dem Domkapitel Trier und einem Johannes, Sohn des verstorbenen Godefrid, zeigt beispielhaft, mit welchen Auflagen ein solcher Vertrag verknüpft war. Die Vorgaben seitens des Verpächters regelten unter anderem, wie viele Weinfässer („dolia vinaria“) vorzuhalten sind, welche Pflege am Gebäude oder an Umfassungs-



Abb. 3 Fritz Rugenstein, Winzer und Tagelöhner, 1508, Hausebuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg, Blatt 126V (nach Treue et al. 1995, Bildband, 191).

mauern zu leisten war und welche Arbeiten zur Verbesserung des Bodens regelmäßig geleistet werden mussten. Dazu gehörte beispielsweise die Anlage von 40 Gruben („*foveae*“), in denen ebenso viele Lasten Dünger („*onera fimi*“) vorzuhalten waren. Vorgaben wurden auch zur Bepflanzung gemacht: Erlaubt waren nur Reben, keine Bäume und keine Gemüsepflan-

zungen. Die Weinlese wurde von einem Beauftragten des Pächters streng kontrolliert. Die Lese ging zu Lasten des Pächters, ebenso die der Kelter. Anschließend musste die Hälfte der Most zu Lasten des Pächters an den Verpächter geliefert werden. Bei Verstößen drohte die Aufhebung des Vertrages (Clemens 1993, 257).

Die Kölner Kartause und der Wein

Das Kölner Kartäuserkloster hat im Weinhandel und -anbau nicht nur in Köln eine wichtige Rolle gespielt. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts lag die Kartause hinter dem Domstift an zweiter Stelle der Weinproduzenten. Neben den Einnahmen aus Renten- und Immobiliengeschäften – die Kartause besaß laut einem Verzeichnis des Jahres 1381 allein in Köln 50 Häuser und gewerbliche Einrichtungen – war der Weinanbau eine der bedeutendsten Einnahmequellen des Klosters. Im 16. Jahrhundert erstreckten sich die klösterlichen Weingärten über eine Fläche von 116 Morgen, die allerdings nur zu einem kleinen Teil selbst bewirtschaftet wurden. Die Weingärten verteilten sich im Wesentlichen über den Köln-Bonner Raum, wobei insbesondere die Hanglagen des sogenannten Vorgebirges eine Rolle spielten. Quellen berichten von hohen Aufwendungen für den Bau neuer Keltern, Weinhäuser oder Umfassungsmauern. Auch nicht zum eigenen Grundbesitz zählende Flächen wurden von den Kartäusern bewirtschaftet (Gechter 1991, 129f.).

Nach M. Gechter besaß das Kloster 1556 einen Garten mit drei Morgen Weinanbaufläche, der damals für 29 Gulden verpachtet worden war. Im selben Jahr werden 500 Gulden für eine neue Mauer um den Weingarten der Kartause aufgebracht (Gechter 1991, 130). Zur Lage schreibt Gechter: „*Da es nach der Beschreibung längs der Wingertmauer des Klosters gegenüber dem Hof Bennesis auf der Ulrichgasse und zur Windmühle hin lag, kann es sich nur um das auf der Mercatorkarte am Kartäuserwall gelegene Besitztum handeln, dessen Weingarten das Eckgrundstück Kartäuserwall/Ulrichgasse bildet*“ (Gechter 1991, 124). Eine Chronik von 1480 nennt unter anderem eine steinerne Küche mit Brunnen, Gewölbe und Vorratsraum, darüber Schlafräume für die Brüder. 1635 wird eine unterirdische Zisterne errichtet, die ein Fassungsvermögen von 60 Fuder (52.560 Liter) hatte, 1502 eine neu errichtete Bäckerei sowie ein Brauhaus mit Holzschruppen und Bierkeller. Das Kelterhaus wird mehrfach erneuert und verlegt (1533, 1595, 1600). Genannt werden ein Weinkeller, ein Waschplatz, der Schafstall und eine Scheune (Gechter 1991, 124).

Archäologie im Wingert der Kartause

Bei den Ausgrabungen des Jahres 2008 wurde eine kleine Teilfläche von 12 x 15 m innerhalb dieses Wingerts dokumentiert (**Abb. 4**). Nach Entfernen der modernen Versiegelung und einer Schuttlage kamen circa 1,7 m unter dem heutigen Straßenniveau Flurrelikte zum Vorschein. Im gelbbraunen Hochflutlehm zeichnete sich ein regelmäßig parzelliertes Grabensystem ab, das aus noch elf jeweils circa 0,3 m breiten und bis zu 0,3 m tiefen West-Ost ausgerichteten Gräbchen bestand, die parallel in Abständen von 1,2 m verliefen. Diese Gräbchen führten im rechten Winkel zu einem 0,6 m breiten und noch maximal 0,4 m tiefen, in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Graben, der als Parzellenbegrenzung diente.

Die Rebstöcke waren in den zwischen den Gräben liegenden Beeten gepflanzt, die Gräbchen dienten der Düngung des Bodens, dem Pflanzenschutz und wohl auch der Entwässerung (Clemens 1993, 37), ebenso wie der breitere Parzellengraben. Nördlich daran angrenzend gab sich ein weiteres im rechten Winkel verlaufendes Gräbchengensystem zu erkennen, von dem noch sechs in Nord-Süd-Richtung verlaufende Gräbchen erhalten waren. Alle Gräben waren mit dunkelbraunem, stark sandigem Lehm verfüllt, der Holzkohle- und Ziegelflittereinschlüsse enthielt (**Abb. 5**).

Bemerkenswert war ein grubenartiger Befund, der im Osten der Fläche ans Tageslicht kam und sich im Pla-



Abb. 4 Köln, Kartäuserwall: Blick auf die Untersuchungsfläche mit den ausgenommenen Parzellengräben. Im Hintergrund Fundamente des Artilleriewagenhauses, dahinter die mittelalterliche Ulrepforte der Stadtbefestigung (Foto: Marcus Trier, Römisches-Germanisches Museum der Stadt Köln).



Abb. 5 Köln, Kartäuserwall: Die Untersuchungsfläche mit den Parzellengräben des Weingartens (Foto: Harald Bernhard, Römisch-Germanisches Museum der Stadt Köln).

num zunächst als unregelmäßige Eingrabung zu erkennen gab (**Abb. 6**). Etwa 1,3 m unterhalb des Grabensystems zeichnete sich der Befund als halbrunde Grube mit steingefasster Wandung auf 2,3 x 3 m ab (**Abb. 7**). Die gerade Seite wies nach Osten und richtete sich an dem breiteren Parzellengraben aus. Grabensystem und Grube müssen zumindest temporär eine zeitgleiche Nutzung erfahren haben. Die Wandung der Grube war mit wiederverwendeten Ziegel-, Grauwacke-, Tuff- und Kalkbruchsteinen sowie Kieseinschlüssen in weißlichem Mörtel befestigt. Die gemauerte Grubenwandung war noch 0,92 m tief erhalten; im oberen Bereich war der Mauerring nach Aufgabe der Anlage vermutlich rückgebaut worden, um die Steine an anderer Stelle wiederzuverwenden.

Die Verfüllung der Grube bestand im oberen Teil aus mittelbraunem stark sandigem Lehm, darunter folgte

eine 8 cm starke schwarze Brandschicht mit verziegeltem Lehm, die eine homogene sandige mittelbraune Lehmschicht von 25 cm überdeckte. Der Boden der Eingrabung war mit einer bis zu 6 cm starken Stampflehmlage bedeckt. Aus der erhaltenen Tiefe von circa 2,2 m – gemessen von der erhaltenen Oberkante der Parzellengräbchen bis zur Unterkante der Grube – ergibt sich ein Fassungsvermögen von circa 15 m³. Die Verfüllung enthielt angesichts des großen Volumens nur relativ wenige Funde: 58 Scherben von Irdeware und Steinzeug der ersten Hälfte und Mitte des 14. Jahrhunderts (Back / Höltken 2008, 154-176), außerdem 13 Tierknochen, zwei Eisennägel, drei hochmittelalterliche und 15 römische Scherben, die auf die vorherige römische Nutzung des Areals zurückzuführen sind (**Abb. 8-9**). Das einheitliche Keramikspektrum, das wohl auf Küchengeschirr aus dem Wirtschaftshof der Kartause zurückgeht, datiert den Befund in die Gründungszeit des Klosters.



Abb. 6 Köln, Kartäuserwall: Die Untersuchungsfläche mit den ausgenommenen Parzellengräben und der steingefassten Grube (Foto: Harald Bernhard, Römisches-Germanisches Museum der Stadt Köln).



Abb. 7 Köln, Kartäuserwall: Grube mit gemauerter Wandung (Foto: Harald Bernhard, Römisches-Germanisches Museum der Stadt Köln).

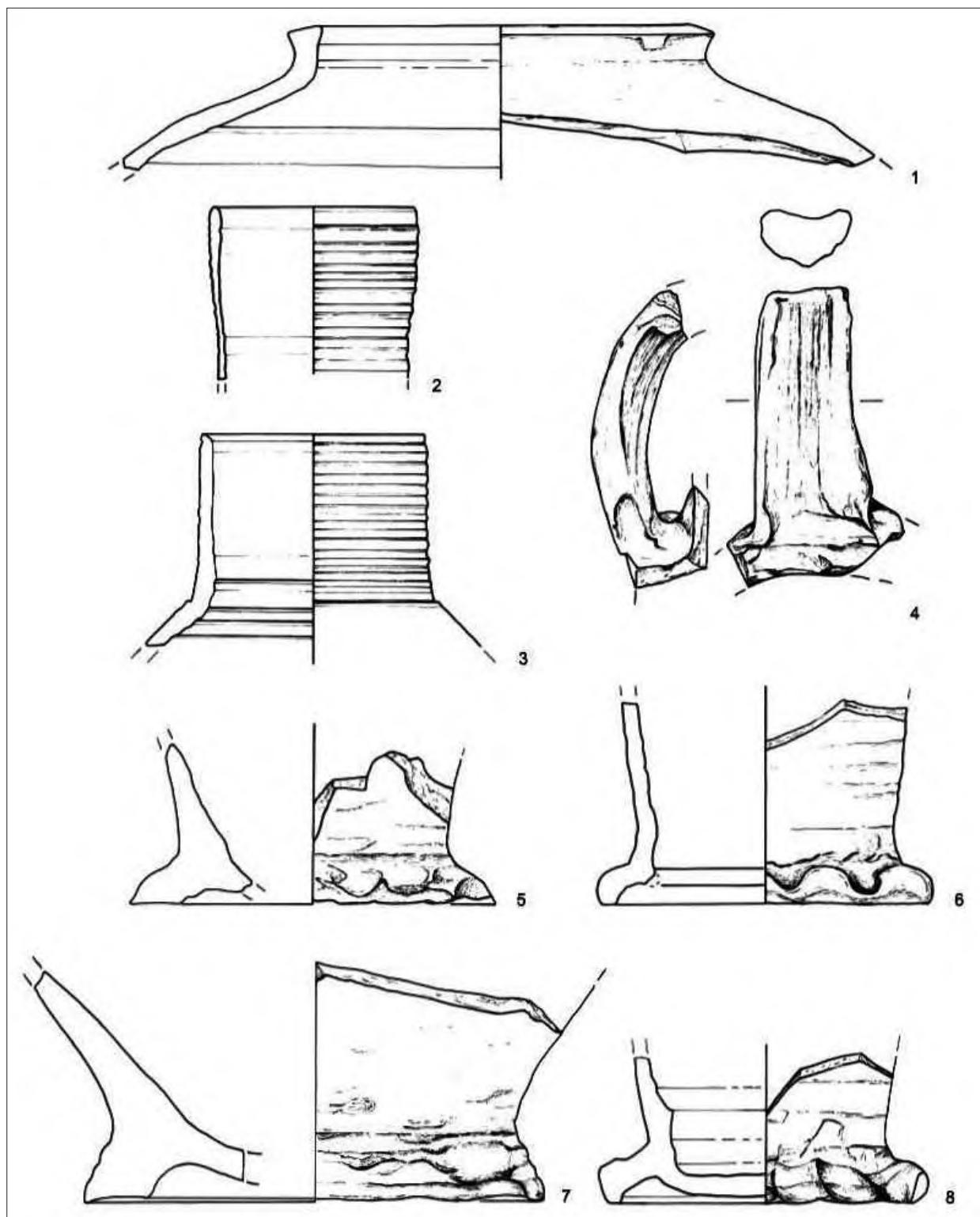


Abb. 8 Köln, Kartäuserwall: Keramikfunde aus Grube, erste Hälfte / Mitte 14. Jahrhundert, M. 1:2 (Zeichnungen: Silke Haase, Römisches-Germanisches Museum).

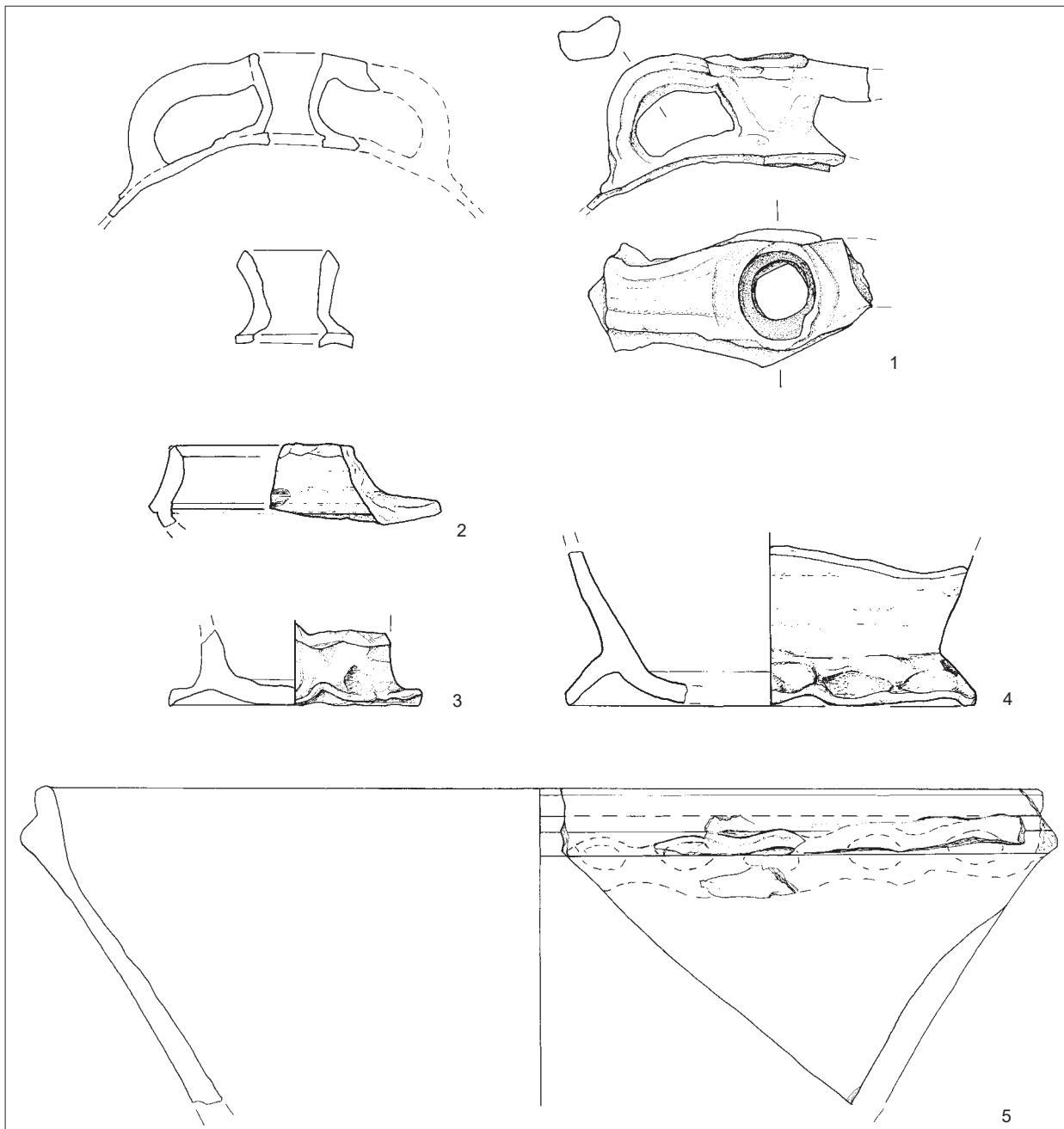


Abb. 9 Köln, Kartäuserwall: Keramikfunde aus Grube, erste Hälfte / Mitte 14. Jahrhundert, M. 1:2 (Zeichnungen: Silke Haase, Römisches-Germanisches Museum).

Die homogene sandig-lehmige Konsistenz der Grubenverfüllung, die Herrichtung des Befundes sowie die geringe Zahl und das Spektrum der Funde zeigen, dass es sich keinesfalls um eine Latrine gehandelt hat. Im keramischen Fundmaterial dominieren Scherben von Koch- und Essgeschirr aus gelbtoniger Brühler Irdeware, darunter Krägenrandschüsseln mit und ohne Wellenbanddekor, ein Vorratsgefäß, eine Schüssel, ein Henkeltopf mit Dreiecksrand und weitere nicht bestimmbarer Gefäßformen. Hinzu kommen wenige Bruchstücke von Trinkgeschirr: Scherben von mindestens zwei zylindrischen Steinzeugkrügen und einer Pilgerflasche aus Brühler Produktion, außerdem von zwei Steinzeugkrügen Siegburger Machart (Back / Höltken 2008, 156-173).

Angesichts der Lage im Weingarten und der eindeutigen Ausrichtung am Parzellengraben scheint die Funktion der Grube im Zusammenhang mit dem Wingert zu stehen. Dies legt auch die Analyse der archäobotanischen Reste durch Tanja Zerl nahe (s. Beitrag im Anhang). Diese hat ergeben, dass die Grube neben Getreideresten (Roggen, Emmer, Hafer, Gerste, wahr-

scheinlich Dinkel, evtl. auch Einkorn und Nacktweizen) vor allem Spuren synanthroper Vegetation enthielt, die auf eine gärtnerische oder landwirtschaftliche Flächennutzung hinweisen. Außerdem enthielt die Bodenprobe fünf verkohlte Weintraubenkerne, die unmittelbar auf Weinbau hinweisen. Diese auf den ersten Blick verhältnismäßig geringe Zahl wird jedoch durch Reste verschiedener Unkräuter relativiert, die häufig im Weinbau vorkommen. Die zahlreichen, zum Teil verklumpt vorliegenden Nachweise von Samen des Schwarzen Nachtschattens lassen nach T. Zerl vermuten, dass vollständige Beeren damit verkohlt sind. Der Befund macht es wahrscheinlich, dass hier Unkräuter im Zuge der Weingartenpflege entsorgt, zusammen mit anderem Grünabfall verbrannt und in der Grube gelagert wurden. Damit erinnert unser Befund an die im Erbpachtvertrag von 1256 genannten Gruben, die für Düngemittel – auch pflanzlicher Art – vorgehalten werden mussten. Dort werden „*Gruben (foveae), in denen ebenso viele Lasten Dünger (onera fimi) vorzuhalten waren*“ ausdrücklich erwähnt (Clemens 1993, 266). Um eine solche Grube mit pflanzlichen Düngerückständen handelt es sich offenkundig auch im Wingert der Kartause.

Literatur

- BACK / HÖLTKEN 2008: U. Back und T. Höltken, Die Baugeschichte des Kölner Domes nach archäologischen Quellen. Befunde und Funde aus der gotischen Bauzeit. Studien zum Kölner Dom 10, Köln 2008.
- BEUCKERS 1998: K. G. Beuckers, Köln: Die Kirchen in gotischer Zeit. Stadtspuren. Denkmäler in Köln 24, Köln 1998.
- CARRUBA / WIRTZ 2012: Bettina Carruba und Rut Wirtz, Ein Wirtshaus am Alter Markt, in: M. Trier und F. Naumann-Stöckner (Hrsg.), ZeitTunnel. 2000 Jahre Köln im Spiegel der U-Bahn-Archäologie. Begleitbuch zur gleichnamigen Sonderausstellung des Römisch-Germanischen Museums, Köln 2012, 156-157.
- CHAIX 2021: G. Chaix, Köln im Zeitalter von Reformation und katholischer Reform 1512/13-1610. Geschichte der Stadt Köln 5, Köln 2021.
- CLEMENS 1993: L. Clemens, Trier – Eine Weinstadt im Mittelalter. Trierer Historische Forschungen 22, Trier 1993.
- CLEMENS 1997: L. Clemens, Weinwirtschaft im hohen und späten Mittelalter: Das Beispiel Trier, in: Mattheus 1997, 85-106.
- DIEDERICH 1984: T. Diederich, Stift – Kloster – Pfarrei. Zur Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaften im Heiligen Köln. in: Köln: Die Romanischen Kirchen. Von den Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg. Stadtspuren 1, Köln 1984, 17-78.
- ENNEN 1869: L. Ennen, Geschichte der Stadt Köln 3, Köln / Neuss 1869.
- VON EYLL 1975: K. von Eyll, Wirtschaftsgeschichte Kölns vom Beginn der Preussischen Zeit bis zur Reichsgründung, in: H. Kellenbenz (Hrsg.), Zwei Jahrtausende Kölner Wirtschaft 2, Köln 1975, 163-266.
- GECHTER 1983: M. Gechter, Kirche und Klerus in der stadt-kölnischen Wirtschaft im Spätmittelalter. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 28, Wiesbaden 1983.
- GECHTER 1991: M. Gechter, Zur Wirtschaftsgeschichte der Kartause, in: W. Schäfke (Hrsg.), Die Kölner Kartause: Eine Reise in die Vergangenheit, Köln 1991, 126-137.
- GILLES 1997: K.-J. Gilles, Der moselländische Weinbau zur Römerzeit unter besonderer Berücksichtigung der Weinkeltern, in: Mattheus 1997, 7-51.
- HERBORN / DIETMAR 2019: W. Herborn und C. Dietmar, Köln im Spätmittelalter 1288-1512/13. Geschichte der Stadt Köln 4, Köln 2019.
- HERBORN / KOSTER 1997: W. Herborn und J. Koster, „Vineae infra muros“: Zur Topografie und Größe stadtkölnischer Weingärten, in: Mattheus 1997, 421-479.
- HERBORN / MILITZER 1980: W. Herborn und K. Militzer, Der Kölner Weinhandel. Seine sozialen und politischen Auswirkungen im ausgehenden 14. Jahrhundert (= Vorträge und Forschungen, Sonderband 25), Sigmaringen 1980.

- HÖLTKEN 2011: T. Höltken, Eine Kloake packt aus. Apokalyptische Szenen im „heimlich Gemach“ – Tafelgeschirr aus der Zeit Hermann von Weinsbergs. In: M. Kramp und M. Trier (Hrsg.), Der Waidmarkt. Drunter und Drüber. Schauplatz Kölner Geschichte I. Begleitband zur Ausstellung des Kölnischen Stadtmuseums und des Römisch-Germanischen Museums im Kölnischen Stadtmuseum 2011/2012, Köln 2011, 99-103.
- IRSIGLER 1975: F. Irsigler, Kölner Wirtschaft im Spätmittelalter. In: H. Kellenbenz (Hrsg.), Zwei Jahrtausende Kölner Wirtschaft I, Köln 1975, 217-319.
- KOLDE 1879 / 2018: T. Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation und Johann von Staupitz. Ein Beitrag zur Ordens- und Reformationsgeschichte nach meistens ungedruckten Quellen, Gotha 1879, Reprint 2018.

- MATTHEUS 1997: M. Mattheus (Hrsg.), Weinbau zwischen Maas und Rhein in der Antike und im Mittelalter. Trierer Historische Forschungen 23, Mainz 1997.
- MEURERS-BALKE ET AL. 2010: J. Meurers-Balke, M. Herchenbach, C. Pause, U. Weyerke und M. Wittling, Vina parant animos. Wein macht das Herz ... Der Wein und das römische Köln, Neuss 2010.
- TREUE ET AL. 1965: W. Treue, K. Goldmann, R. Kellermann, F. Klemm, K. Schneider, W. von Stromer, A. Wißner und H. Zirnbauer (Hrsg.), Das Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg, München 1965.
- WAGNER 1991: R. Wagner, Eine kleine Geschichte der Kölner Kartause, in: W. Schäfke (Hrsg.), Die Kölner Kartause: Eine Reise in die Vergangenheit, Köln 1991, 30-59.

Anhang

Archäobotanische Untersuchung von Bodenproben aus einer Ausgrabung am Kartäuserwall 26–28 in Köln (FB 2008.001)

von Tanja Zerl, Köln

Dem archäobotanischen Labor am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität zu Köln wurden im November 2022 drei geschlammte Bodenproben¹ zur Untersuchung übergeben. Die Proben – die ein ehemaliges Gesamtvolumen von 7,3 l aufwiesen – stammen aus einer gemauerten Grube (Befund 20), die offensichtlich mit einem spätmittelalterlichen Weingarten des Kartäuserklosters korrespondiert. Auf Grundlage von archäologischen Funden ist die Verfüllung der Grube in das 14. Jahrhundert zu datieren.

Im Kölner Labor wurden die drei Proben mit Hilfe einer Stereolupe des Typs Leica S6D bei bis zu 40-facher Vergrößerung durchgesehen und alle determinierbaren Pflanzenreste ausgelesen. Für die Bestimmung der separierten Reste wurde einschlägige Vergleichsliteratur (u. a. Cappers et al. 2006; Knörzer 2007) und die laboreigene Vergleichssammlung rezenten Früchte und Samen zurate gezogen. Zur Archivierung des Datenbestandes erfolgte zum Schluss die Eingabe aller Determinationen in die archäo-

botanische Datenbank ArboDat 2015 (Kreuz / Schäfer 2012, 2015).

In den Proben fanden sich 710 verkohlte Diasporen von 49 Taxa (Tab. 1). 25 % dieser Funde stammen von Kulturpflanzen (Abb. 10), wobei vor allem Getreidereste belegt sind. Von diesen dominiert Roggen (*Secale cereale*) – das charakteristische Wintergetreide des Mittelalters – deutlich vor Emmer (*Triticum dicoccum*), Hafer (*Avena sativa/fatua*²), Gerste (*Hordeum vulgare*) und wohl Dinkel (*Triticum cf. spelata*); möglicherweise sind auch Einkorn (*cf. Triticum monococcum*) und Nacktweizen (*cf. Triticum aestivum vel durum vel turgidum*) vertreten. Als weitere Kulturpflanze ist Schlafmohn (*Papaver somniferum*) mit einem Samen nachgewiesen.

Den größten Anteil am Pflanzenspektrum haben mit 68 % Nachweise von Taxa der synanthropen Vegetation (Abb. 10). Unter diesen ist die Gruppe der Halmunkräuter – also Unkräuter von (Winter-) Getreidefeldern

1 Die Proben wurden im RGM / Archäologische Bodendenkmalpflege und -denkmalschutz Köln mit dem Halfflotationsverfahren

aufbereitet, wobei ein DIN-Sieb mit einer Maschenweite von 0,315 mm verwendet wurde.

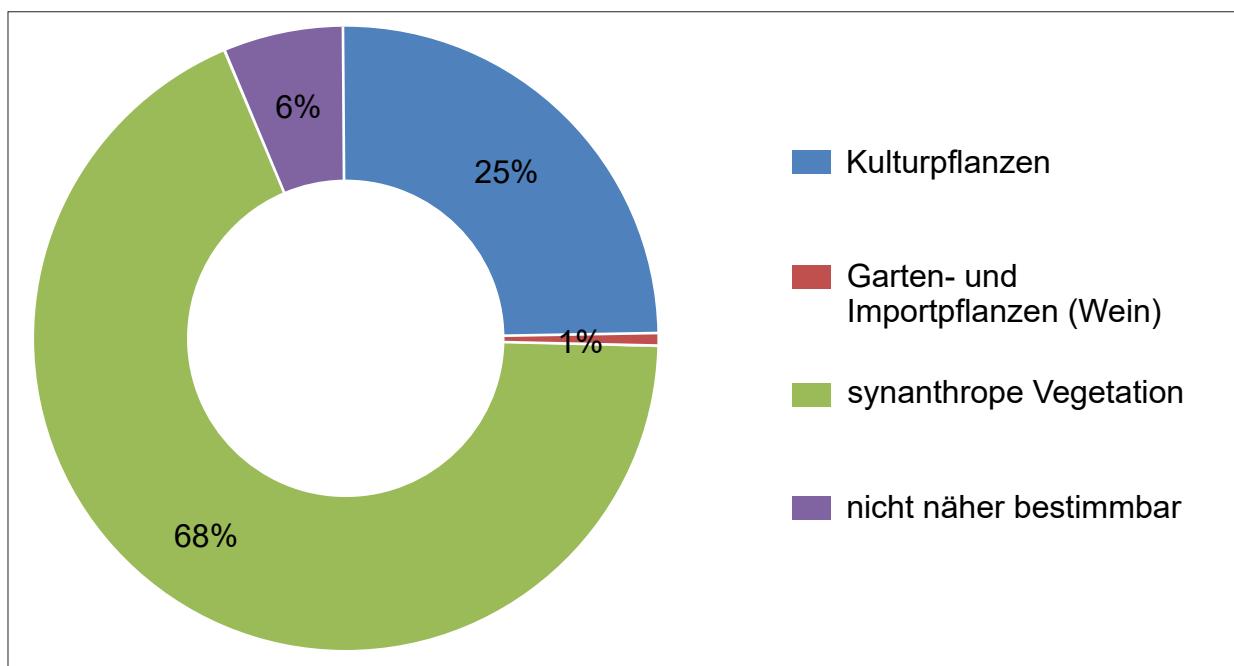


Abb. 10 Köln, Kartäuserwall 26–28 (FB 2008.001): Prozentuale Anteile der vorhandenen Pflanzengruppen (Grafik: Tanja Zerl, Universität zu Köln, Institut für Ur- und Frühgeschichte, Labor für Archäobotanik).

– mit zehn Arten die umfangreichste. Hierzu zählen Saatlabkraut (*Galium spurium*), Windenknöterich (*Polygonum convolvulus*), Rauhaarige und Viersamige Wicke (*Vicia hirsuta*, *V. hirsuta vel tetrasperma*), Stinkende Hundskamille (*Anthemis cotula*), Gezähnter Feldsalat (*Valerianella dentata*) sowie die unsicher bestimmten Taxa Kornblume (*Centaurea cf. cyanus*) und Ackerklettenkerbel (*cf. Torilis arvensis*). Überdies sind Pflanzenarten belegt, die u. a. in kurzlebigen Ruderal- und Segetalfluren (wie Weißer Gänsefuß [*Chenopodium album*] und Schwarzer Nachtschatten [*Solanum nigrum*]), in ausdauernden Ruderalfluren (wie Große Brennnessel [*Urtica dioica*]) sowie in grünlandartiger Vegetation (wie Wiesen-Flockenblume [*Centaurea jacea*], Wilde Gelbe Rübe [*Daucus carota*] und Vogelknöterich [*Polygonum aviculare*]) wachsen. Solche Standorte finden sich auf Höfen und im Bereich von gärtnerisch oder landwirtschaftlich genutzten Flächen.

Aufgrund der Lage der untersuchten Grube im unmittelbaren Umfeld eines ehemaligen klösterlichen Wein-

gartens liegt natürlich die Frage auf der Hand, ob die darin enthaltenen Pflanzenreste Nachweise für den Weinanbau liefern. Tatsächlich fanden sich – wenn auch nur fünf – verkohlte Weinbeerenkerne in den untersuchten Proben. Aber auch eine Reihe der belegten Wildpflanzen könnten durchaus im Wingert gewachsen sein. So werden Einjähriges Bingelkraut (*Mercurialis annua*), Schwarzer Nachtschatten, Weißer Gänsefuß, Klettenlabkraut (*Galium aparine*) und Windenknöterich als häufig im Weinbau vorkommende Unkräuter genannt³.

Die zahlreichen Nachweise von Samen des Schwarzen Nachtschattens, die zum Teil miteinander verklumpt vorliegen, lassen den Schluss zu, dass vollständige Beeren verkohlt sind. Ein solcher Befund ist äußerst ungewöhnlich und man kann überlegen, ob Nachtschattenpflanzen zur (Unkraut-) Beseitigung gemeinsam mit anderem Grünabfall verbrannt wurden und die verkohlten Reste anschließend – auf die eine oder andere Weise – in die Grube gelangt sind.

2 Anhand der gefundenen Hafer-Karyopsen kann nicht entschieden werden, ob es sich um Saat- (*Avena sativa*) oder um Flughafer (*A. fatua*) handelt; diese Differenzierung ist nur anhand von Druschenresten möglich, die im Fundmaterial allerdings fehlen. Aufgrund der spätmittelalterlichen Datierung kann allerdings an-

genommen werden, dass es sich um Saathafer handelt.

3 https://www.proplanta.de/Fotos/Unkraeuter-im-Weinbau_Bild1158678738.html; <https://glossar.wein.plus/unkraut>; vgl. Oberdorfer 1993, 97–103.

Literatur

- CAPPERS ET AL. 2006: R. T. J. Cappers, R. M. Bekker und J. E. A. Jans, Digitale Zadenatlas van Nederland / Digital Seed Atlas of the Netherlands (= Groningen Archaeological Studies 4), Groningen 2006.
- KNÖRZER 2007: K.-H. Knörzer, Geschichte der synanthropen Flora im Niederrheingebiet (= Rheinische Ausgrabungen 61), Mainz 2007.
- KREUZ / SCHÄFER 2012: A. Kreuz und E. Schäfer, Das Datenbankprogramm ArboDat©: ein zeitsparendes Arbeitsinstrument zum europaweiten Datenaustausch, in: E. Schallmayer (Hrsg.), Neustart. Hessische Landesarchäologie 2001–2011 (= HessenAR-
- CHÄOLOGIE SONDERBAND 2), Stuttgart 2012, 67–71.
- KREUZ / SCHÄFER 2015: A. Kreuz und E. Schäfer, Archäobotanisches Datenbankprogramm ArboDat 2015©. Handbuch, unpubliziert, Wiesbaden 2015.
- OBERDORFER 1993: E. Oberdorfer (Hrsg.), Süddeutsche Pflanzengesellschaften III. Wirtschaftswiesen und Unkrautgesellschaften, Jena / Stuttgart / New York 1993.
- OBERDORFER 2001: E. Oberdorfer, Pflanzensoziologische Exkursionsflora für Deutschland und angrenzende Gebiete, 8. Auflage (Stuttgart 2001).

Tabelle 1

Befund	20	20	20	
Probennummer	BP1	BP2	BP3	
Probenvolumen (l)	2,3	2,5	2,5	
Funddichte (n/l)	243,0	34,0	26,4	
RTyp				
Kulturpflanzen				
<i>Avena sativa/fatua</i>	Sa/Fr	-	-	2 Hafer
<i>cf. Avena sativa/fatua</i>	Sa/Fr	2	-	- Hafer
<i>Hordeum vulgare undiff.</i>	Sa/Fr	1	-	- Kulturgerste, mehrzeilig
<i>Secale cereale</i>	Sa/Fr	13	10	3 Roggen
<i>Secale cereale</i>	Spi	15	7	11 Roggen
<i>cf. Secale cereale</i>	Sa/Fr	1	-	- Roggen
<i>cf. Triticum aestivum s.l./durum/turgidum</i>	Sa/Fr	-	1	- Nacktweizen
<i>Triticum dicoccum</i>	HSB	3	4	- Emmer
<i>Triticum dicoccum</i>	Äbas	-	1	- Emmer
<i>cf. Triticum monococcum</i>	HSB	1	-	- Einkorn
<i>Triticum cf. spelta</i>	Sa/Fr	7	-	- Dinkel
<i>Triticum dicoccum/spelta</i>	Sa/Fr	-	9	- Emmer/Dinkel
<i>Cerealia indeterminata</i>	Sa/Fr	42	28	14 Getreide
<i>Papaver somniferum</i>	Sa/Fr	1	-	- Schlaf-Mohn

Befund	20	20	20	
Probennummer	BP1	BP2	BP3	
Probenvolumen (l)	2,3	2,5	2,5	
Funddichte (n/l)	243,0	34,0	26,4	
RTyp				
Garten- und Importpflanzen				
<i>Vitis vinifera</i>	Sa/Fr	1	1	3 Wein-Rebe
synanthrope Vegetation				
<i>Anagallis arvensis</i>	Sa/Fr	9	-	1 Acker-Gauchheil
<i>Anthemis cotula</i>	Sa/Fr	1	-	- Stinkende Hundskamille
<i>Atriplex spec.</i>	Sa/Fr	4	1	- Melde
<i>Bromus spec.</i>	Sa/Fr	1	-	1 Trespe
<i>Centaurea cyanus/jacea</i>	Sa/Fr	-	-	2 Kornblume
<i>Centaurea jacea s.l.</i>	Sa/Fr	3	-	- Wiesen-Flockenblume
<i>Chenopodium album</i>	Sa/Fr	49	6	7 Weißer Gänsefuß
<i>Chenopodium spec.</i>	Sa/Fr	2	-	- Gänsefuß
<i>Daucus carota</i>	Sa/Fr	-	-	1 Wilde Gelbe Rübe
<i>cf. Daucus carota</i>	Sa/Fr	2	-	- Wilde Gelbe Rübe
<i>Galium aparine</i>	Sa/Fr	-	-	1 Kletten-Labkraut
<i>Galium spurium</i>	Sa/Fr	3	-	- Saat-Labkraut
<i>Malva spec.</i>	Sa/Fr	-	-	1 Malve
<i>cf. Medicago lupulina</i>	Sa/Fr	1	-	- Hopfenklee
<i>cf. Torilis arvensis</i>	Sa/Fr	1	-	- Acker-Klettenkerbel
<i>Mercurialis annua</i>	Sa/Fr	-	1	- Einjähriges Bingelkraut
<i>Papaver dubium/rhoeas</i>	Sa/Fr	1	-	1 Klatsch-, Saat-Mohn
<i>Polygonum aviculare agg.</i>	Sa/Fr	12	4	2 Vogel-Knöterich
<i>Polygonum convolvulus</i>	Sa/Fr	-	2	2 Winden-Knöterich
<i>Rumex acetosella agg.</i>	Sa/Fr	2	-	1 Gewöhnlicher Kleiner Sauerampfer
<i>Rumex spec.</i>	Sa/Fr	-	1	- Ampfer
<i>Sambucus nigra</i>	Sa/Fr	3	3	- Schwarzer Holunder
<i>Solanum nigrum</i>	Sa/Fr	253	1	- Schwarzer Nachtschatten
<i>Spergula arvensis</i>	Sa/Fr	-	-	2 Acker-Spörgel
<i>Trifolium camp./dub./arv.</i>	Sa/Fr	1	-	Feld-/Kleiner/Hasen-Klee
<i>Urtica dioica</i>	Sa/Fr	91	-	1 Große Brennessel

Befund		20	20	20	
Probennummer		BP1	BP2	BP3	
Probenvolumen (l)		2,3	2,5	2,5	
Funddichte (n/l)		243,0	34,0	26,4	
	RTyp				
<i>Valerianella dentata</i>	Sa/Fr	1	-	-	Gezähnter Feldsalat
<i>Vicia hirsuta</i>	Sa/Fr	1	1	-	Rauhaarige Wicke
<i>Vicia hirsuta/tetrasperma</i>	Sa/Fr	-	-	1	Rauhaarige/Viersamige Wicke
nicht näher bestimmbar					
<i>cf. Apiaceae</i>	Sa/Fr	1	-	-	Doldengewächse
<i>Brassicaceae</i>	Sa/Fr	2	-	-	Kreuzblütler
<i>cf. Cirsium spec.</i>	Sa/Fr	1	-	-	Kratzdistel
<i>Cirsium/Carduus</i>	Sa/Fr	3	-	-	Kratzdistel/Distel
<i>cf. Digitaria spec.</i>	Sa/Fr	-	-	1	Fingergras
<i>cf. Fabaceae Trifolium-Typ</i>	Sa/Fr	-	-	4	Hülsenfrüchte Klee-Typ
<i>Lamiaceae</i>	Sa/Fr	-	2	-	Lippenblütler
<i>Poaceae</i>	Sa/Fr	7	-	-	Süßgräser
<i>cf. Salix spec.</i>	Knos	13	-	-	Weide
Indeterminata	Sa/Fr	4	2	4	unbestimmte Reste
Summe		559	85	66	
sonstiges					
Indeterminata	Knos	16	5	-	unbestimmte Reste
Indeterminata	Insek	12	3	4	unbestimmte Reste
Indeterminata	Knoz	4	-	3	unbestimmte Reste

Tab. 1: Köln-Kartäuserwall 26–28 (FB 2008.001). Liste der verkohlten Pflanzenreste; die Nomenklatur folgt Oberdorfer 2001. Abkürzungen: Äbas Ährchenbasis/-gabel, agg. aggregatum (Artengruppe), cf. confer (vergleiche), HSB Hüllspelzenbasis, Insekten/Artikulata, Knos Knosenschuppe, Knoz Knochen/Zähne, RTyp Resttyp, Sa/Fr Samen/Frucht, s.l. sensu lato (im weiten Sinne); spec. species (Art), Spi Spindelglied.

Vom Großkloster zur Stadt: Weißenburg im Elsass

von Matthias Untermann, Heidelberg

Weißenburg (Wissembourg), die nördlichste Stadt des Elsass am Rand der Vogesen, ist heute eine romantische, von Fachwerkhäusern geprägte Kleinstadt an der Lauter (**Abb. 1**) (Parent 2001). Dass der barocke Fürstbischof von Speyer von dort seinen Fürstentitel herleitete, ist heutigen Besuchern ebenso fern wie der weithin vergessene Name „Kronweißenburg“. Und dass Weißenburg das mit großem Abstand reichste und bedeutendste frühmittelalterliche Kloster im Gebiet des deutschen Reichs

war, wird dort und im Umland gar nicht präsent gemacht – anders als für das Kloster Lorsch im nördlichen Oberrheingebiet, wo fast jedes Dorf seine Erstnennung im späteren 8. Jahrhundert auf Urkunden dieses Konvents zurückführt (Haubrichs 1990).

Aussagekräftige archäologische Befunde zur Frühgeschichte des Klosters Weißenburg fehlen, da die Stadt in den letzten Jahrzehnten nur geringem Veränderungs-



Abb. 1 Weißenburg, Klosterbezirk an der Lauter, im Westteil der Stadt (Luftaufnahme Manfred Czerwinski, Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde).

druck ausgesetzt war, vor allem aber auch, da sie in der Region Grand Est ganz am Rand des Arbeitsbereichs der Archäologischen Denkmalpflege liegt und ihre hohe frühmittelalterliche Bedeutung eben kaum präsent ist. Das Fehlen moderner historischer und bauhistorischer Studien ist zweifellos bedingt durch die mehrfache Grenzlage

des Klosters und der heutigen Stadt in Frankreich und im Elsass selbst (Bornert 2009) sowie die Rändelage im Bereich des mittelalterlichen Bistums Speyer (Doll / Ammerich 1999). Die hochbedeutenden frühmittelalterlichen Handschriften liegen in Wolfenbüttel (Butzmann 1964) – wiederum außerhalb regionaler Blickwinkel.

Zur Gründungsgeschichte



Abb. 2 Weißenburg. Eintragung der frühmittelalterlichen basilicae und oratoria in der Stadtansicht des 16. Jahrhunderts; 1 St. Peter und St. Salvator, 2. St. Stephan, 3. St. Johannes Evangelist, 4 St. Michael und Johann Baptist, 5 Secretarium, 6 St. Dionysius, 7. St. Remedi, 8 St. Michael, 9 Heilig Kreuz, 10 St. Paul (Sebastian Münster, Cosmographia, 1561).

Monastische Struktur und Entwicklung Weißenburgs lassen sich bis zum 13. Jahrhundert zunächst aus Schriftquellen erschließen und nachfolgend auch in der Topografie verorten (Abb. 2)¹. Sie dürften exemplarisch für

Großklöster des merowingerzeitlichen Frankenreichs und für deren nachfolgende Entwicklung zu Städten sein. Dabei werden Fragestellungen deutlich, die in der archäologischen Klosterforschung noch wenig berück-

1 Grundlage der folgenden Darstellung sind die Artikel in dem von mir mitredigierten Grundlagenwerk: Keddigkeit et al. 2019.



Abb. 3 Weißenburg, Abteikirche, Südportal, Darstellung der Vita des angeblichen Klostergründers König Dagobert (Zeichnung des 18. Jh., Generallandesarchiv Karlsruhe, 69/von Türkheim-4, Nr. 13.2).

sichtigt werden: Frühe Klöster waren polyzentrische Anlagen, und zu diesen Klöstern – und eben nicht nur zu Städten (Mitteilungen 1999) – gehörte ein auch archäologisch relevantes Umland. Der Benediktinerkonvent von Weißenburg (Ammerich et al. 2019a) war seit dem 11. Jahrhundert überzeugt, dass das Kloster von König Dagobert gegründet worden war, wie dies viele andere fränkische Klöster ebenfalls behauptet haben (Wehrli

1982), und ließ entsprechende Dokumente anfertigen². Auf dem Tympanon des hochgotischen Kirchen-Südportals wurde um 1280 die Vita Dagoberts dargestellt (Abb. 3) und am Hauptportal zum Klosterbezirk zudem das Gründungsjahr 623 präsentiert. Unklar und bis nach 1950 umstritten blieb die Frage, welcher Dagobert dies gewesen sein könnte – im Blick war natürlich der berühmte Frankenkönig Dagobert I. (623/629–639). Tatsächlicher Gründer war allerdings der Speyerer Bischof Dragobo (nach 634–661), wie die älteste bekannte, 661 für das schon bestehende Kloster ausgestellte Schenkungsurkunde festhielt (Glöckner / Doll 1979, Nr. 203).

Drei ungewöhnliche Elemente kennzeichnen die frühe Mönchsgemeinschaft und ihr Kloster: ihr früher Reichtum, die Heterogenität der Gemeinschaft und die Vielzahl der im Kloster stehenden Kirchen. Die frühmittelalterlichen Urkunden sind durch ein Kopialbuch in herausragender Zahl überliefert (Glöckner / Doll 1979). Allein für die Zeit zwischen ca. 680 und 710 sind neun Kaufurkunden bekannt. Schon der älteste Beleg ist eindeutig. 682 erwarb das offenbar bereits enorm finanzielle Kloster für die große Summe von 500 Goldsolidi lukrative Salinenanteile in Marsal und Vic-sur-Seille in Lothringen – bemerkenswert ist dabei nicht nur die Verwendung der byzantinischen Währung, sondern vor allem auch die Tatsache, dass dieses Geld nicht für Kirchen- und Klosterbauten oder landwirtschaftliche Güter benötigt wurde, sondern frei und gewinnbringend investiert werden konnte. Bis ins frühe 10. Jahrhundert war die Abtei eng mit dem Königshof verbunden und gelangte wiederholt in Personalunion an den Erzbischof von Mainz und die Bischöfe von Worms und Speyer. Päpstliche Privilegien strebte das Kloster lange Zeit gar nicht an (erst ab 1179 belegt; vgl. Glöckner / Doll 1979, 321); im 13. Jahrhundert betrachtete es sich dann als reichsunmittelbar und keinem Bistum unterstellt. 1545 hat der Speyerer Bischof die damalige Weißenburger Fürstpropstei an sich gezogen, die im Reich einen deutlich höheren Rang hatte als die Speyerer Bischofswürde.

Die Besitztümer

Ungewöhnlich groß und weit verstreut war im 8./9. Jahrhundert die Zahl der Pfarrkirchen, die dem Kloster Weißenburg gehörten; noch im 13. Jahrhundert sind mehr als 70 Kirchen fassbar. Sie lagen in den

Bistümern Speyer, Metz, Trier, Mainz, Worms, Straßburg und Würzburg (vgl. Karten in Ammerich et al. 2019a, 142–145). Adlige Schenker übertrugen die Aufgabe der Seelsorge für ihre Landbevölkerung diesem

2 MGH DD Merov Nr. †64 und †162; Gesta Dagoberti: Herzog August-Bibliothek Wolfenbüttel, Cod. Guelf. 45 Weiss.



Abb. 4 Weißenburg, frühmittelalterlicher Immunitätsbezirk („Mundat“), mit Eintragung der zum Kloster gehörenden Propsteien und Dörfer (Entwurf Matthias Untermann, Grundlage openstreetmap).

Kloster, da die Pfarrorganisation damals noch nicht von den Bischöfen organisiert wurde. Die Abtei hat ihre Bauleistungen zum Beispiel an der Pfarrkirche Niederschlettenbach 1068 demonstrativ mit einer großen Inschrift dokumentiert (Ammerich et al. 2019a, 148–150). Im Vergleich mit den im 8./9. Jahrhundert bedeutenden Klostergründungen in Prüm, Fulda und auf der Reichenau hat der Weißenburger Besitz eine eindrücklich größere Dimension. Der im 10. Jahrhundert belegte Immunitätsbezirk des Klosters („Mundat“) war ca. 16 x 20 km groß und umfasste mehr als zehn Dörfer (Abb. 4). Im 16. Jahrhundert wurde er nochmals demonstrativ mit unzähligen großen Grenzsteinen

(„Mundatsteine“) versehen (Münster 1561, 466f.; Ammerich et al. 2019a, 138f.).

Zur monastischen Ausrichtung gibt es keine ausdrücklichen Überlieferungen. Die Verbrüderungsbücher der Reichenau und von St. Gallen dokumentieren die Größe des Konvents. Bemerkenswert ist, dass die frühen Urkunden erkennen lassen, wie regionale Grundbesitzer als Mönche in das Kloster eintraten und ihren Besitz übergaben, aber dort wohnen blieben, den Besitz weiter verwalteten und die Einkünfte nutzten (Doll / Ammerich 1999, 148). Zeitgleich wurden aber auch Kinder ins Kloster gegeben und erhielten dort ihre Ausbil-

dung. Zweifellos wurden klösterliche Regeln befolgt, die Mönche strebten, wo immer sie sich befanden, nach ihrem Seelenheil, beteten für ihre Familien, für die Stifter und die Herrscher – aber die Lebensformen entsprachen in keiner Weise hochmittelalterlichen Vorstellungen klösterlichen Gemeinschaftslebens. Insofern darf auch die Struktur der Gebäude, die diese Mönche bewohnt und genutzt haben, nicht an jüngeren Klosteranlagen gemessen werden. Die zahlreichen externen Mönchsbehausungen dürften sich nicht von zeit

gleichen Landgütern unterschieden haben, und sie sind ja in der Regel aus solchen entstanden. Nur sehr sorgfältige Analysen der Sachkultur könnten dort den Funktionswandel belegen. Dieser historische Befund bedarf wohl auch für die frühen Bauphasen von „Nebenklöstern“ und Prioraten anderer Abteien der Diskussion, wie für Marsberg (zu Corvey) (Hengst 1992, 574-579), Esslingen (zu Saint-Denis) (Fehring /Scholkmann 1995) oder Solnhofen (zu Fulda) (Later 2011).

Sakraltopographie

Das frühmittelalterliche Kloster hatte nach überlieferten Weihenachrichten des 8./9. Jahrhunderts (Hofmeister 1919, 405f.) eine ganz ungewöhnliche, reiche Sakraltopographie. Im inneren Klosterbezirk standen die zwei Basiliken St. Peter und St. Salvator, daneben besaß das *secretarium* (Sakristei?) einen Altar der Heiligen Andreas und Martin. Vor dem (Haupt-) Tor des Klosterbezirks stand die Kapelle St. Dionysius; außerdem gab es drei weitere Basiliken St. Stephan, St. Johannes Evangelist und St. Michael und Johann Baptist. Weit außerhalb des Klosterbezirks waren in den vier Himmelsrichtungen vier Oratorien errichtet worden, die symbolisch die vier Zuwege zum Kloster schützten: St. Remadius, St. Michael, Heilig Kreuz und St. Paul. Weißenburg gehört damit baulich zu den bedeutendsten karolingerzeitlichen Klöstern des südwestdeutschen Raums.

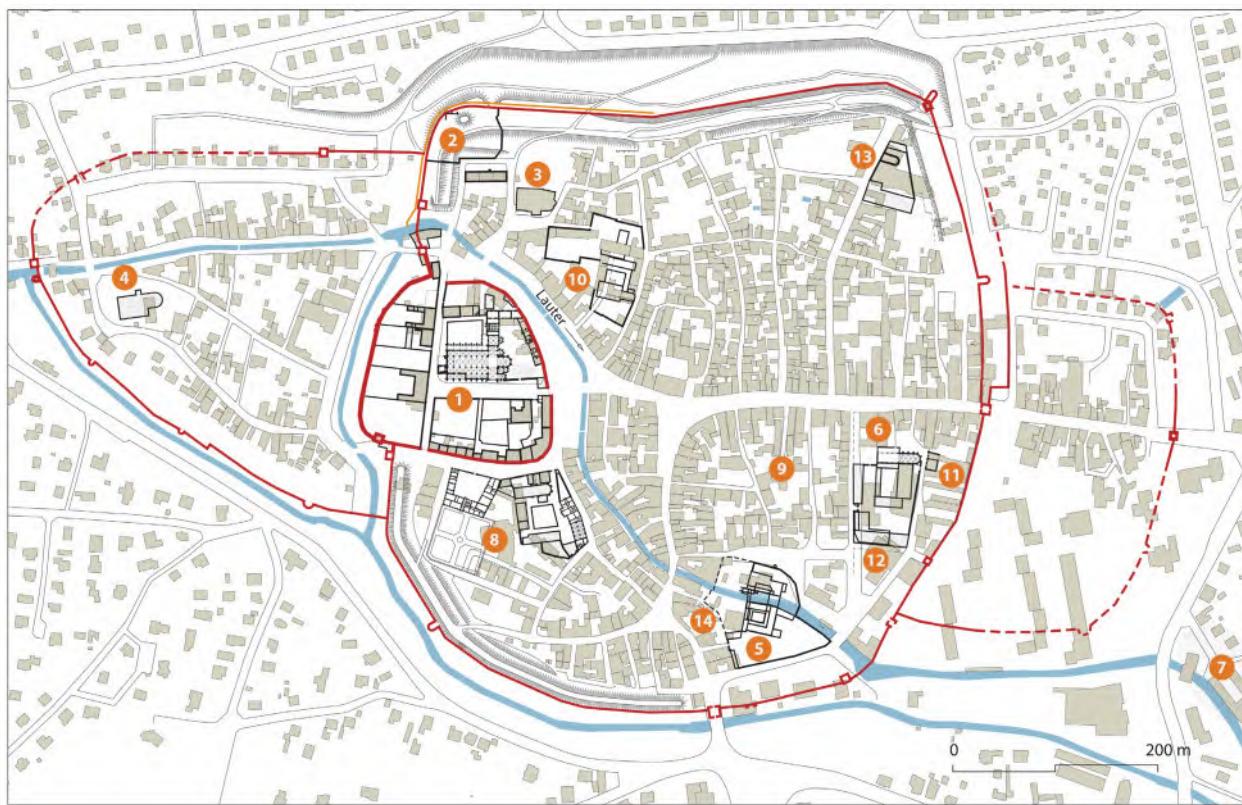
Da archäologische Untersuchungen bislang weitgehend fehlen (Petry 1978, 378), ist die Baugestalt des inneren Klosterbezirks gänzlich unbekannt; dies gilt für die Lage der zwei Hauptkirchen ebenso wie für die Wohn- und Wirtschaftsbauten des Konvents. Unter frühmittelalterlichen Schichten ist eine römische Vorbesiedlung nachgewiesen, die aber bislang ebenfalls nicht genauer bestimmbar ist. Die verschiedenen *basilicae* dienten wohl verschiedenen Gruppen im Konvent und verschiedenen Aufgaben – wie dem Chorgebet, dem Totengedächtnis und der Seelsorge für die Laien. Erst im 13. Jahrhundert ist dies genauer zu fassen. Die zahlreichen Sakralbauten ermöglichten vor allem aber eine aufwändige Liturgie mit Prozessionen und Stati-

onen, wie sie um 800 für das Kloster Centula überliefert ist (Möbius 2013; Costes 2019). Im Gegensatz zu den Mönchen des 11./12. Jahrhunderts, die ein festes Chorgestühl nutzten, waren diese frühmittelalterlichen Konvente fast dauernd in Bewegung und teilten sich für die Liturgie in verschiedene Gruppen („Chöre“) auf.

Spätestens seit dem 11. Jahrhundert hatte das Kloster dann eine konventionelle Gestalt. Kreuzgang und Klausurgebäude lagen nun auf der Nordseite der Abteikirche. Im 13. Jahrhundert wurden Refektorium und Kreuzgang noch einmal mit sehr hohem Aufwand neu gebaut, blieben aber unvollendet.

Für das 13. Jahrhundert ist auch eine neue städtische Topographie fassbar, in der die meisten frühmittelalterlichen Elemente freilich unmittelbar präsent blieben (**Abb. 5**). Erkennbar ist nun ein ummauerter Klosterbezirk, der im Norden, Osten und Süden von der zeitnah ummauerten Stadt umgeben war, während im Westen eine Vorstadt („Bruch“) anschloss. Die Klosterkirche wurde ab ca. 1250 in hochgotischen Formen neugebaut³, sie bewahrte ihren Turm des 11. Jahrhunderts, ein sehr großes monolithisches Taufbecken und vor allem die monumentale, dreistufige Leuchterkrone, die Abt Samuel 1064 gestiftet hatte. Dieser berühmte, 1793 zerstörte Leuchter mit 144 Türmen und 396 Kerzen gab im 17. Jahrhundert Anlass zur Benennung der Stadt als „Kronweißenburg“, unterschieden von Weißenburg in Bayern und Stuhlweißenburg in Ungarn. Schon im 18. Jahrhundert wurde ein kleines Modell dieses Leuchters angefertigt, das erhalten blieb.

³ Anja Guntrum hat eine Heidelberger Dissertation zu diesem Bau weitgehend fertiggestellt.



- | | |
|---|--|
| — Stadtmauer nach Bestand, Urkataster 1841 und Plan um 1720 | 7 Johanniterkommende zu den Eichen |
| 1 St. Peter und Paul (und Stephan), Benediktinerabtei/Kollegiatstift | 8 Deutschordenskommende |
| 2 St. Stephan, Kollegiatstift | 9 Reuerinnenkloster |
| 3 St. Johann, Pfarrkirche der Abtei | 10 St. Augustinus, Augustinereremitenkloster |
| 4 St. Michael, Pfarrkirche der Abtei | 11 Beginenkonvent beim Dominikanerkloster/Dominikanertertiariinnen |
| 5 St. Maria und Allerheiligen, Franziskanerkloster
St. Jakobus Ap., Kapuzinerkloster | 12 St. Maria, Dominikanerinnen von Merenbronnen/Kapuzinerhospiz |
| 6 Dominikanerkloster | 13 Willige arme Frauen in Reinhardskonvent (Schwarze Beginen) |
| | 14 Johanniterkommende Eichhof |

Abb. 5 Weißenburg, Stadtplan mit Eintragung der Kirchen und geistlichen Institutionen im inneren Stadtgebiet (Entwurf Matthias Untermann, Zeichnung Heribert Feldhaus).

Die Basilika St. Stephan war nun als gotische Stiftskirche in der Nordwestecke der Stadtmauer zu lokalisieren (Ammerich et al. 2019b); sie wurde 1525/26 abgebrochen, beim Bau der Barockfestung überschüttet und 2007/08 partiell ausgegraben (Werlé 2011). In bemerkenswerter Weise gehörten die Stiftsherren zum Konvent. Hier setzte sich das traditionelle Nebeneinander von monastisch-asketisch lebenden und klerikal tätigen Mitgliedern der frühmittelalterlichen Großkonvente fort. Diese Uneindeutigkeit der monastischen Ausrichtung war um 810/820 Anlass für letztlich gescheiterte Reformversuche durch Karl den Großen und Ludwig den

Frommen gewesen, vielleicht auch für den Entwurf des St. Galler Klosterplans, der eben ein solches produktives Nebeneinander der beiden Lebensformen präsentierte (Untermann 2006, 133-137). Im 10. Jahrhundert hatte sich dann die Unterscheidung von monastischem „Kloster“ und klerikalem „Stift“ klar herausgebildet – aber in Weißenburg erfolgte nur eine räumliche Trennung ohne Aufgabe der gemeinsamen Identität.

Die Basilika St. Johann Evangelist fungierte im 13. Jahrhundert als Pfarrkirche für die Stadt (Doll / Ammerich 1999, S. 291-299); die Basilika St. Michael (im

Zuge der Französischen Revolution zerstört) diente als Pfarrkirche der Vorstadt (Doll / Ammerich 1999, S. 301–306). Auch die vier Oratorien existierten weiter. Zunächst waren drei von ihnen als Propsteien fassbar: St. Andreas / St. German im Osten (Keddigkeit / Untermann 2019), St. Paul im Norden (Übel / Welz 2007; Keddigkeit / Untermann 2019), später mit einem hohen Wohnturm, und St. Michael („*Viertürn*“) im Süden (Keddigkeit / Untermann 2019), sogar mit einem kleinen Konvent verbunden. St. Remig im Osten wurde zur Abtsburg ausgebaut (Metz et al. 2007; Schellmanns 2009; Ammerich et al. 2019a, 177) und in der Renaissance schließlich zu einer bastionsbewehrten Festung. Die Amtsträger des Klosters erhielten auf diese Weise repräsentative Nebenresidenzen. In den Kriegen des 18. Jahrhundert zeigte sich, dass diese Anlagen auch militärische Bedeutung hatten. Erst in Folge der Französischen Revolution wurden einige Kirchen und Klöster der Stadt niedergelegt.

In eigentümlicher Weise wurde das Kloster also zur städtischen Siedlung transformiert. Die Stadtherrschaft blieb zwischen Abt und Bürgerschaft, wie kaum anders zu erwarten, umstritten – mit zeitweise militärischen Auseinandersetzungen, aber insgesamt in konsensualen Herrschaftsformen. Bemerkenswert ist, dass die Klostersiedlung mit Unterstützung der Abtei die moderne geistliche Gestalt einer wichtigen Stadt erhielt: In Weißenburg wurden nämlich alle drei Bettelorden mit großen Konventen angesiedelt, vor 1245 die Dominikaner (Keddigkeit / Meyer 2019), um 1250 die Franziskaner (Ammerich et al. 2019b) und die Augustinereremiten (Maier et al. 2019, 307ff.), wie üblich abseits der Hauptstraßen. Auch Frauenklöster der Reuerinnen („*Weißfrauen*“) (Armgart / Untermann 2019) und Dominikanerinnen (Maier et al. 2019, 321ff.) sowie mehrere Beginenkonvente wurden

gegründet (Keddigkeit et al. 2019, 328–333). Überdies errichtete der Deutsche Orden 1250 unmittelbar südlich der Abtei eine große, repräsentative Kommende, die später zum barocken Schloss ausgebaut wurde (Armgart / Diener 2019, 258ff.). Die Johanniter ließen sich etwas außerhalb der Stadt nieder (a.a.O., 298ff.), zogen später aber in diese hinein (a.a.O., 334ff.).

Im Spätmittelalter erschien Weißenburg durch diese Häufung an geistlichen Institutionen keineswegs als Kleinstadt, sondern als gleichrangig mit den Bischofsstädten und den großen Kaufleutestädten des Deutschen Reichs, auch wenn die Fläche des ummauerten Stadtraums und die wirtschaftliche Potenz deutlich hinter diesen zurückblieben. Das altehrwürdige Kloster war nun aber nur auf den ersten Blick eine Institution unter vielen. Der Stadtraum war nämlich weiterhin in frühmittelalterlicher Tradition „sakralisiert“. Er war nicht von einer Landwehr umgeben, sondern von vier geistlichen Stützpunkten, die auf allen Zuwegen deutlich machten, wer die Herrschaft innehatte; und schon bei der Annäherung an den Immunitätsbezirk wurde die Grenzlinie der geistlichen Herrschaft der Abtei durch die „Mundatsteine“ unzweideutig sichtbar gemacht.

Auch in der Stadt selbst wurde, anders als in vielen Bischofsstädten, vom Kloster und späteren Stift tatsächlich Herrschaft ausgeübt. Auch wenn das Amt des Propsts seit 1545 nach Speyer ausgelagert war, blieb der Dekan präsent, und nicht zufällig wurde sein herrschaftliches Haus nach 1790 zum Sitz des Unterpräfekten. Die Grenzlage von Kloster und Stadt, die bis heute andauert, ist insofern auch ein Ergebnis der Nicht-Integration in die größeren, angrenzenden Herrschaftsbereiche.

Weitere Entwicklung

Anders als seine Amtskollegen in Corvey, in Lorsch oder auf der Reichenau hat der tatkräftige Abt Edelin (1262–1293) sowohl Kirche und Klausur neu bauen lassen, und überdies mit der Errichtung einer großen Stadt- und Klostermauer sowie der Ansiedlung der Bettelorden seine polyzentrische Klostersiedlung vorausschauend und erfolgreich in den zukunftsträchtigen Siedlungstyp der hochmittelalterlichen Stadt überführt – ohne dabei die Strukturen des frühmittelalterlichen Klosters aufzugeben. Weißenburg steht damit vermutlich im Westen des fränkischen Reichs nicht allein. Durch

das Fehlen umfangreicher Zerstörungen in den Kriegen des 18.-20. Jahrhunderts und das Ausbleiben einer großflächigen Industrialisierung blieb diese Kloster- und Stadtbaugeschichte gerade in Weißenburg eindrücklich ablesbar.

Wie in Straßburg, Speyer und Worms folgte auf die Reformation um 1550 ein Nebeneinander beider Konfessionen: Das 1524 zum Kollegiatstift umgewandelte und folgerichtig mit dem Stift St. Stephan unierte Kloster blieb katholisch, ebenso die Kommenden des Deutschen

Ordens und der Johanniter, die Stadt wurde jedoch evangelisch – und dies bedeutete das Ende der Bettelordens- und Frauenkonvente. Ab 1680 waren dann unter französischer Herrschaft Kapuziner mit einem Kloster präsent. Erst infolge der Französischen Revolution wurde die ur-

alte geistliche Institution Weißenburg 1791 aufgehoben. Die Stadt erhielt den Sitz einer Sous-préfecture im Département Bas-Rhin, gelangte aber nicht mehr zu größerer Bedeutung. Für den Erhalt der baulichen Strukturen des Mittelalters und der Barockzeit war dies jedoch positiv.

Literatur

- AMMERICH et al. 2019a: H. Ammerich, J. Keddigkeit und J.-P. Meyer, Weißenburg, St. Peter und Paul, in: Keddigkeit et al. 2019, 112-192.
- AMMERICH et al. 2019b: H. Ammerich, J. Keddigkeit und M. Untermann, Weißenburg, St. Stephan / St. Maria und Allerheiligen, später St. Jakobus Ap, in: Keddigkeit et al. 2019, 214-231 und 232-245.
- ARMGART / DIENER 2019: M. Armgart und A. Diener, Weißenburg, St. Elisabeth / St. Maria (?) / Membrum der Johanniter-Kommende Heimbach, dann Johanniterkommende „Eichhof“, in: Keddigkeit et al. 2019, 258-297, 298-303 und 334-341.
- ARMGART / UNTERMANN 2019: M. Armgart und M. Untermann, Weißenburg, Reuerinnenkloster, in: Keddigkeit et al. 2019, 304-306.
- BORNERT 2009: R. Bornert, Les monastères d'Alsace 2,2, Strasbourg 2009, 385-635.
- BUTZMANN 1964: H. Butzmann, Die Weissenburger Handschriften (= Kataloge der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Neue Reihe 10), Frankfurt am Main 1964.
- COSTES 2019: A. Costes, Centula und Corvey. Neue Überlegungen zu Liturgie und Baustuktur, in: insitu 11, Worms 2019, 159-176.
- DOLL / AMMERICH 1999: L. A. Doll, und H. Ammerich, Der Landdekanat Weißenburg. *Palatia Sacra* 1,2 (= Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 61,2), Mainz 1999.
- FEHRING / SCHOLKMANN 1995: G. P. Fehring und B. Scholkmann, Die Stadtkirche St. Dionysius in Esslingen a. N. 1: Die archäologische Untersuchung und ihre Ergebnisse (= Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 13,1), Stuttgart 1995.
- GLÖCKNER / DOLL 1979: K. Glöckner und A. Doll (Hrsg.), *Traditiones Wizenburgenses. Die Urkunden des Klosters Weissenburg 661-864*, Darmstadt 1979.
- HAUBRICHS 1990: W. Haubrichs, Der Codex Laureshamensis als Quelle frühmittelalterlicher Siedlungsnamen, in: R. Schütze (Hrsg.), Ortsname und Urkunde. Frühmittelalterliche Ortsnamen-Überlieferung (= Beiträge zur Namenforschung, Neue Folge, Beiheft 29). Heidelberg 1990, 119-175.
- HENGST 1992: K. Hengst, Westfälisches Klosterbuch. Lexikon der vor 1815 errichteten Stifte und Klöster von ihrer Gründung bis zur Aufhebung 1. Ahlen-Mülheim (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen 44), Münster 1992.
- HOFMEISTER 1919: A. Hofmeister, Weißenburger Aufzeichnungen vom Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 73, Karlsruhe 1919, 401-421.
- KEDDIGKEIT et al. 2019: J. Keddigkeit, M. Untermann, S. Klapp, C. Lagemann und H. Ammerich (Hrsg.), Pfälzisches Klosterlexikon. Handbuch der pfälzischen Klöster, Stifte und Kommenden 5: W-Z (= Beiträge zur pfälzischen Geschichte 26,5), Kaiserslautern 2019.
- KEDDIGKEIT / MEYER 2019: J. Keddigkeit und J.-P. Meyer, Weißenburg, Dominikanerkloster, in: Keddigkeit et al. 2019, 246-257.
- KEDDIGKEIT / UNTERMANN 2019: J. Keddigkeit und M. Untermann, Weißenburg, St. Andreas, später St. German / St. Michael / St. Paul, in: Keddigkeit et al. 2019, 193-200, 201-208 und 209-213.
- LATER 2011: C. Later, Die Propstei Solnhofen im Altmühltafel. Untersuchungen zur Baugeschichte der Kirche, zur Inszenierung eines früh- und hochmittelalterlichen Heiligenkultes und zur Sachkultur (= Materialhefte zur bayerischen Archäologie 95), Kallmünz 2011.
- MAIER et al. 2019: F. Maier, J. Keddigkeit und M. Untermann, Weißenburg, St. Augustinus / St. Maria, in: Keddigkeit et al. 2019, 307-315 und 321-327.
- METZ et al. 2007: B. Metz, R. Übel und B. Weigel, Sankt Remig, in: Keddigkeit 2007, 400-409.
- MITTEILUNGEN 1999: Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 10, Freiburg / Lübeck 1999.
- MÖBIUS 2013: F. Möbius, Die karolingische Reichsklosterkirche Centula (Saint-Riquier) und ihr Reliquienschatz. Eine Fallstudie zum lebensweltlichen Verständnis frühmittelalterlicher Religiosität, Leipzig 2013.
- MÜNSTER 1561: S. Münster, Cosmographia oder: Beschreibung der gantzen Welt 1, Basel 1561.
- PARENT 2001: B. Parent, Ville de Wissembourg, Bas-Rhin (= Patrimoine d'Alsace 6), Strasbourg 2001.
- PETRY 1978: F. Petry, Informations archéologiques, in: Gallia 36, Paris 1978, 347-378.
- SCHELLMANNS 2009: René Schellmanns, Le château Saint-Remy, in: L'Outre-Forêt 145 (2009/1), Straßburg 2009, 15-21.
- ÜBEL / WELZ 2007: R. Übel und U. Welz, St. Paul, in: Keddigkeit, Jürgen (Hrsg.): Pfälzisches Burgenlexikon 4.1: O-Sp (Beiträge zur pfälzischen Geschichte 12,4,1), Kaiserslautern 2007, 390-399.
- UNTERMANN 2006: M. Untermann, Architektur im frühen Mittelalter. Darmstadt 2006.

WEHRLI 1982: C. Wehrli, Mittelalterliche Überlieferungen von Dagobert I. (= Geist und Werk der Zeiten 62), Bern 1982.
WERLÉ et al. 2011: M. Werlé und É. Pascutto, M. Queyras, Wissembourg, Bas-Rhin, ancien prieuré Saint-Étienne – Luisenruhe. Un

édifice religieux gothique, l'enceinte urbaine médiévale et une aire funéraire d'époque moderne (= Pôle d'archéologie interdépartemental Rhénan, Rapport de fouille programmée, no d'opération: 5324), Sélestat 2011, 39-50.



Only a shadow: traces of medieval timber cellars in Deventer, The Netherlands

von Bart Vermeulen and Emile Mittendorff, Deventer

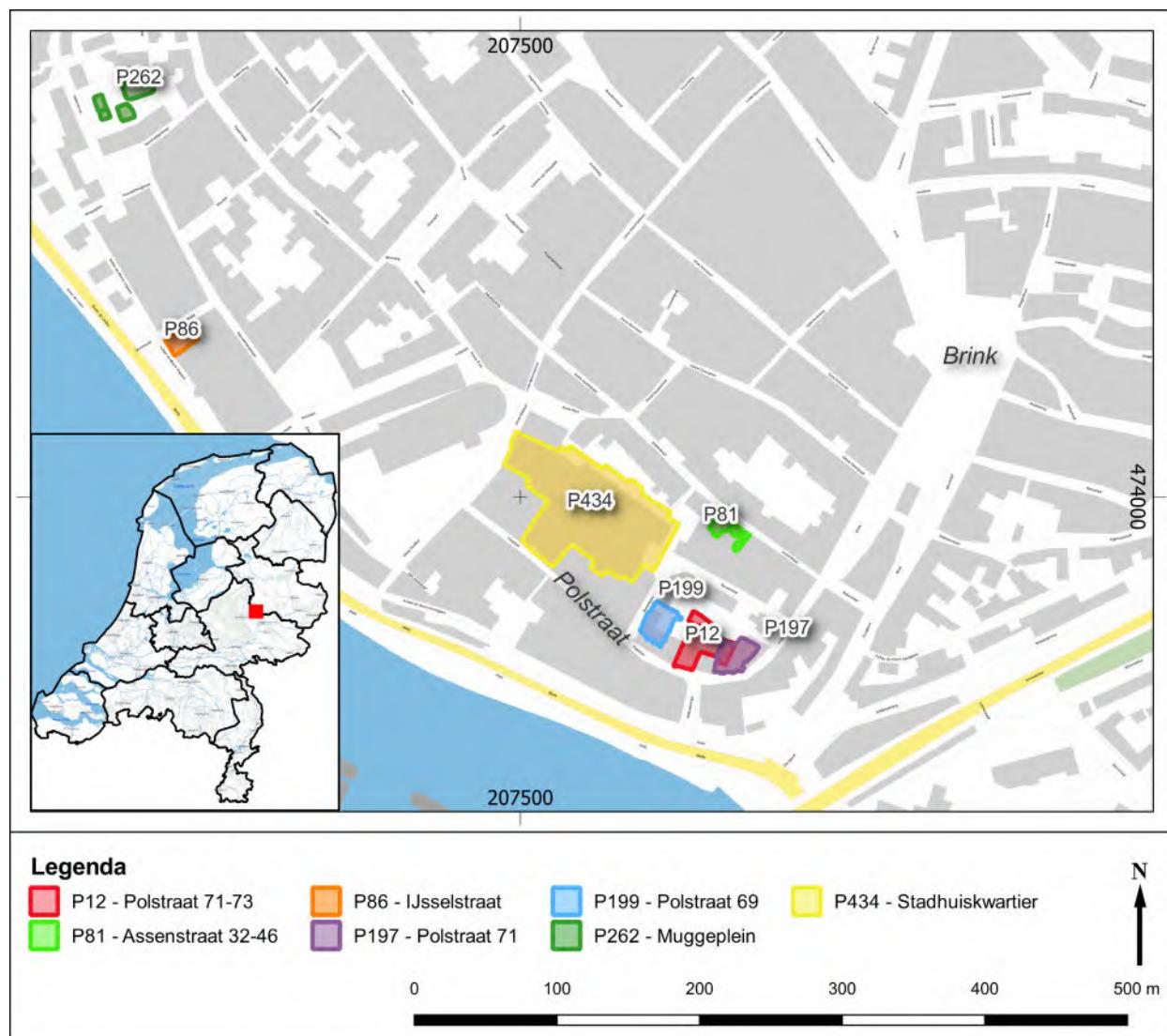


Fig. 1 Excavations mentioned in the text, and the location of Deventer in the Netherlands.

Introduction



Fig. 2 A burnt cellar of Deventer Type 4A; Polstraat, Deventer.

Between the 9th and the 15th century AD, Deventer was one of the most important urban settlements within the borders of what is now the Netherlands (Fig. 1). For much of that time, between the 9th and the early 13th century, it was also a timber-built town, sources of natural stone being lacking in the east of the Netherlands. Starting in the 11th century a few important buildings were constructed in tuff, but that material had to be imported from a great distance and consequently was expensive.

Understanding the timber-built medieval town is complicated by the fact that buildings in Deventer in the 10th century increasingly became timber-framed, a construction method which leaves few or no subsurface traces. Instead, the remains lie on or just below the surface, rendering them vulnerable to later activities. An exception are the cellared timber houses excavated at several locations in the city, particularly the Polstraatkwartier site (Fig. 2). In the “*Gründungsviertel*” in the German city of Lübeck the local moist soils have preserved some similar cellars almost completely, but on the dry sandy soils of Deventer archaeologists have only soil features, loam patches and sometimes a dark brown humic ghost of a timber beam to work with. Occasionally the baked loam and charred timbers of a burnt-down house allow a more detailed analysis of its construction.

This paper is not meant to be comprehensive. Instead, it presents an inventory of the best-preserved timber cellars investigated so far in Deventer. These findings are explained and illustrated by comparing them to some striking examples from the Lübeck “*Gründungsviertel*”.

Deventer's development up to c. 1200 AD

Deventer can trace its origins to the 8th century when it was just a small settlement at a crossing of the river IJssel. In or near this settlement St Lebuinus, the missionary, founded his first church around 765 AD. In the first half of the 9th century the settlement was still primarily agricultural (Mittendorff 2007), but between 850-875 AD

the urban area was divided into regular plots oriented on a grid of main roads (Mittendorff / Vermeulen 2004; Vermeulen et al 2006; Bartels / Vermeulen 2005; Mittendorff 2022). On those plots, urban-style houses faced the roads while smaller outbuildings and workshops stood at the back. After the Viking raid of 882 AD the settle-

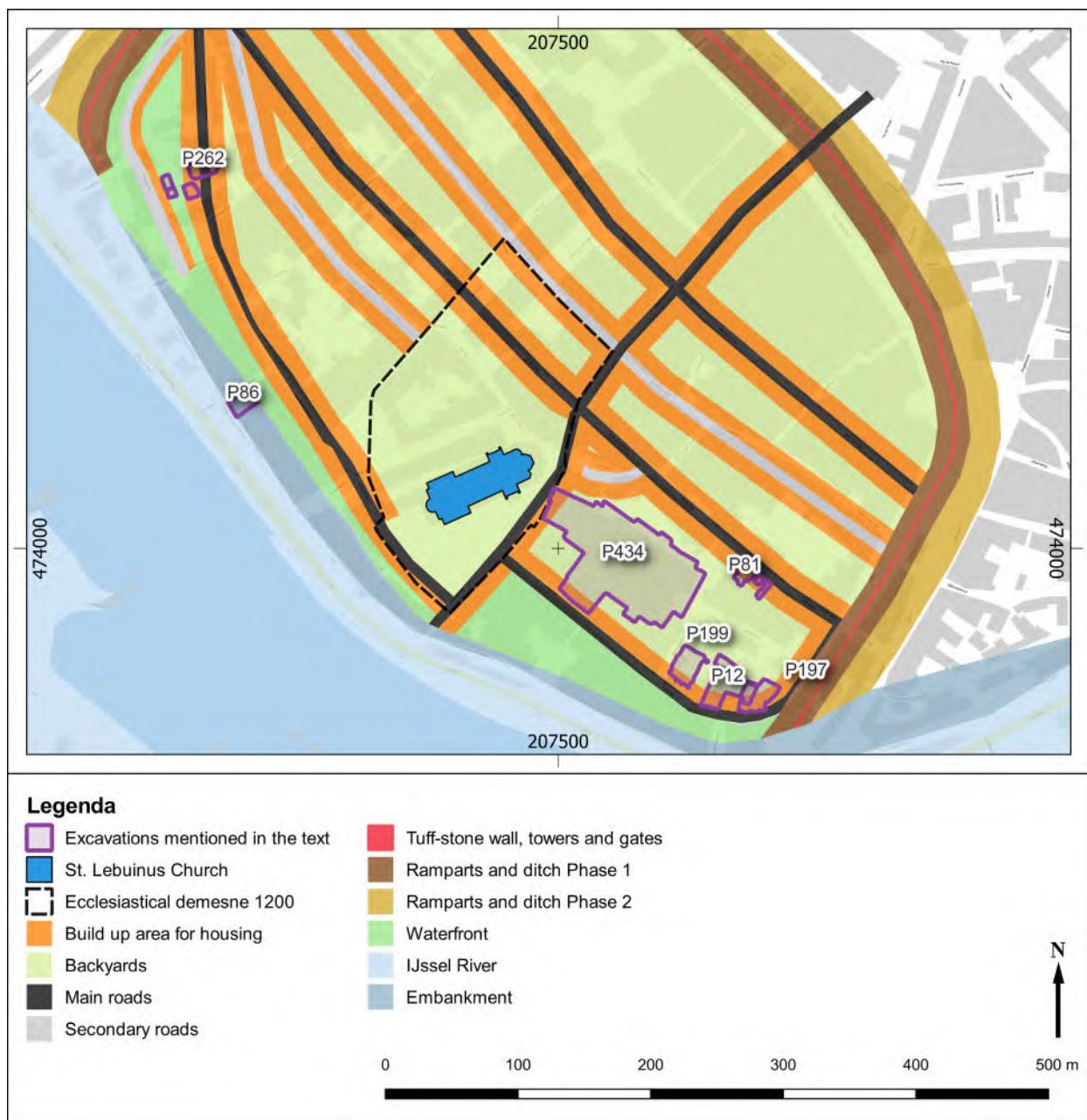


Fig. 3 The urban structure of Deventer from the 10th to the 12th century. All excavations mentioned in the text are indicated on the map.

ment was rebuilt according to its original layout and a ditch and ramparts were added (Vermeulen 2010). In the 10th and 11th century Deventer prospered; the area inside the ramparts was mostly built up although further from the river there was still enough room for agricultural buildings and other activities that required more space (Fig. 3).

In 1046 AD the bishop of Utrecht acquired the region of Oversticht, which included Deventer, and the Chapter of St Lebuinus' Church became autonomous. Shortly afterwards a new, larger church and an episcopal residence were built. Inside the boundary wall of the church precinct, tuff-stone houses accommodated the members of the Chapter. After c. 1050 AD tuff-stone houses ap-

pear in other parts of the town as well, possibly commissioned by episcopal ministeriales. In the course of the 11th century many plots were vacated again, especially in the north (Vermeulen et al 2006; Mittendorff / Vermeulen 2004), but the area towards the IJssel may have remained built-up as indicated by the development of a harbour front at what is today IJssel Street (Mittendorff 2017; Van der Wal / Mittendorff 2019).

In the 12th century the first signs of a growing urban awareness can be detected, and the first urban ad-

nistration was established around this time. In the late 12th century new ramparts surrounded the Bergkwartier area and the old ramparts on what is now Brink (an elongated square) were pushed into the ditch, to be replaced by a market square. From the 13th century onwards new structures were increasingly built in brick. Subsidies introduced in response to a series of major town fires encouraged new buildings to be equipped with roof tiles and brick walls. Although wood continued to be used for centuries, timber houses became increasingly rare.

A Deventer house typology

In 2007 Mittendorff elaborated upon a preliminary typology for Deventer houses developed by Vermeulen in 2006 (Mittendorff 2007, 248-270; Vermeulen et al. 2006). The expanded typology distinguishes six different timber house types.

Type 1: This type features two straight rows of double posts; the buildings are very similar to rural houses. The only house plan of this type to be identified with any certainty in Deventer was discovered on the rear edge of the settlement; it was dated to between 800 and 875 AD¹.

Type 2: Rectilinear house plans featuring rows of single posts. This type represents the first more or less urban house; it is found scattered throughout the settlement and dates to between 850 and 950 AD.

Type 3: Houses of this type have wall trenches while the roof posts are placed outside this trench. The type resembles rural buildings of type Odoorn C, although the latter are mostly oriented east-west while the Deventer house plans follow the orientation of the plots. In Deventer the type occurs between 800 and 850 AD but possibly persisted until 850-900. These buildings may have had an agricultural function.

Types 4 to 6 feature a different construction. They are timber-framed with the load-bearing elements resting on a framework of horizontal sill beams placed on a clay floor.

Type 6 is transitional between Types 2 and 4, which is why it is mentioned here before Type 4. In Type 6 houses the sill beams rest not only on a loam floor but also on posts spaced fairly wide apart and dug into the subsoil. Most of these houses date to the first half of the 10th century but some to the second half of that same century.

Type 4: Type 4 houses are timber-framed but lack a cellar. The timber-frame construction allowed the addition of several storeys. These houses first appear around 950 AD and continue until the introduction of brick constructions in the 13th century. They are likely to have been the residences of merchants or individuals who owned land outside town, and there may be workshops on the same plot.

Type 4A: These houses are identical in construction to those of Type 4, except that Type 4A houses are partly or completely cellared.

Type 5: Type 5 buildings are cellared, timber-framed outbuildings. This type may be a continuation of the pit-house in its capacity as a workshop. As regards construction Type 5 is virtually identical to Deventer Type 4A, the main difference being locational: Type 5 buildings are typically found in backyards.

This article zooms in on buildings of Type 4A and 5.

1 Earlier published plans of houses excavated at the Polstraatkwartier site (Spitzers 2001, among others) and presumed to be of this type upon closer analysis had to be dismissed.

Cellared houses (Deventer Type 4A)

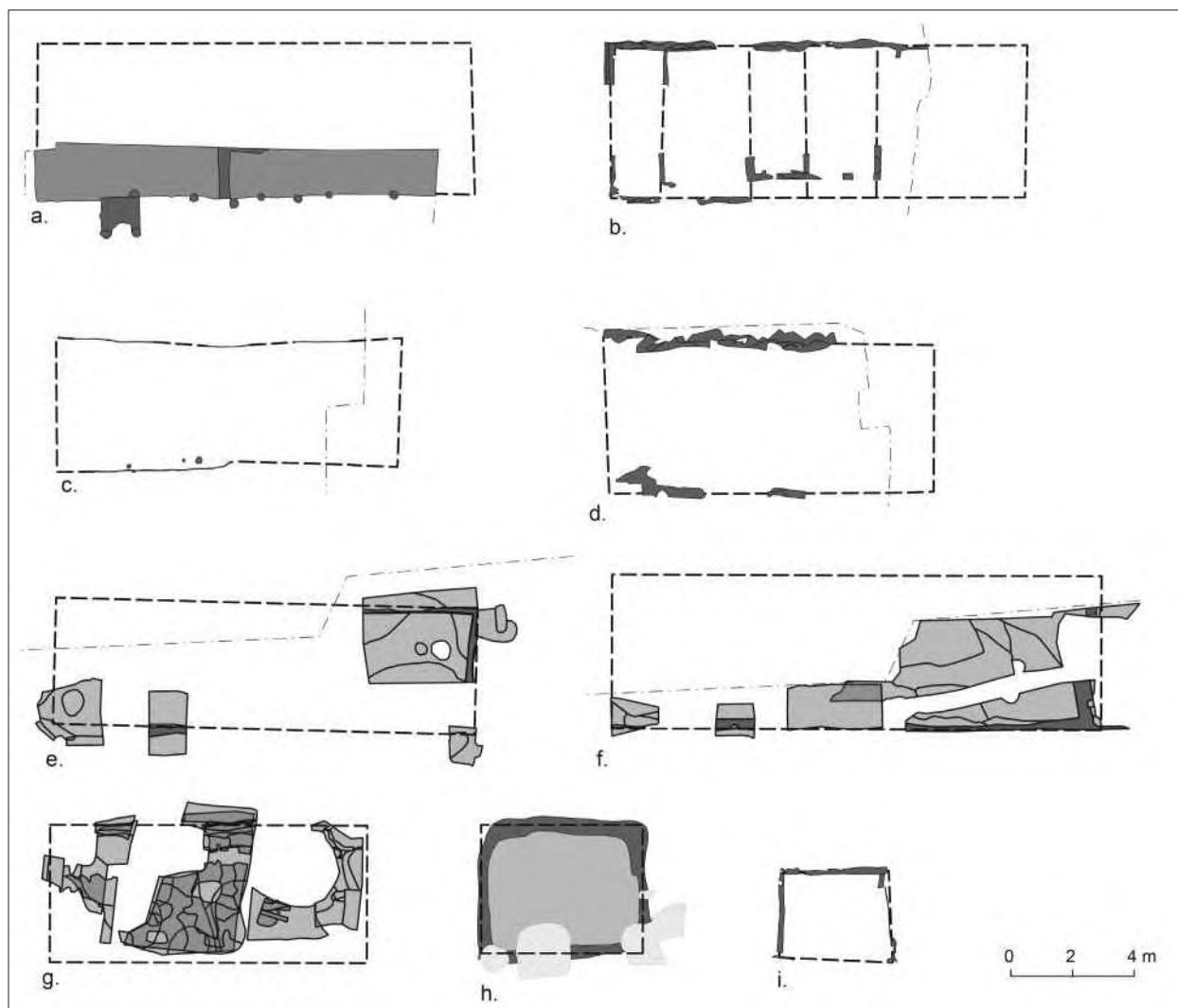


Fig. 4 Houses of Deventer Type 4A discussed in the text.

The following review presents the best-preserved examples, which fall into two groups (Fig. 4).

Completely cellared houses with oblong rectangular cellars

Assenstraat 32-46, 081-H24 (Fig. 4a)

The length of this building, dated to between 950 and 1050 AD, was 14.5 m; its width could not be established (Mittendorff 2007, 259). The long wall consisted of wooden planks attached to vertical posts spaced c. 1 m apart.

A small extension to the east wall of the cellar probably marks the entrance.

Polstraat 69-71, 197-H12 (Fig. 4b)

The fire that destroyed this house, which was in use between 950 and 1050 AD, preserved many elements, making it one of the best examples of this type (Fig. 5) (Mittendorff 2007, 257). Constructional elements that can be identified include 0.2 m wide sill beams which together formed a 5.2 m wide structure; the observed length was 10.4 m but the original length was probably 13 to 14 m.

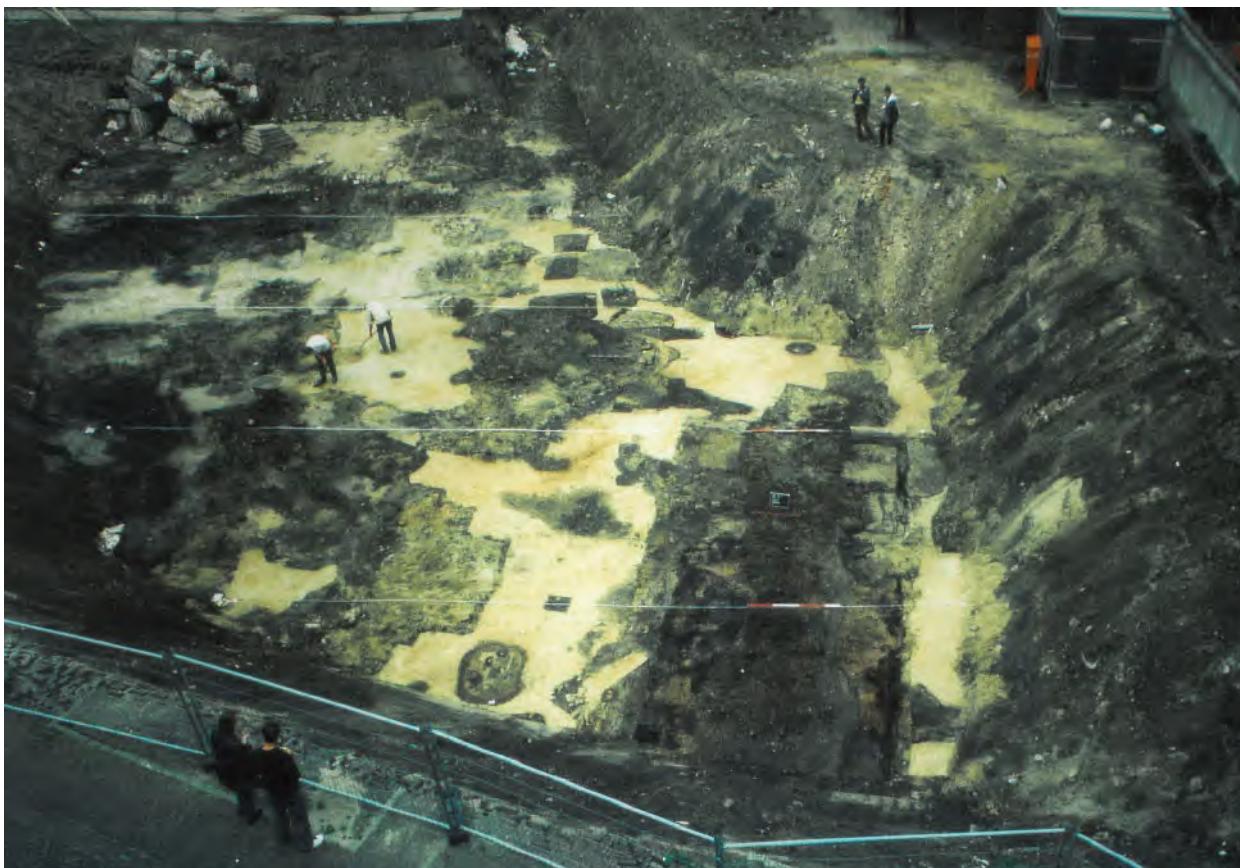


Fig. 5 A burnt rectangular Type 4A house excavated at Polstraat 69-71 (197-H12), Deventer.

Inside the structure and placed perpendicular to the outer walls, joists spaced 1.5 m apart supported the floor of this 1.8 to 2 m deep cellar. The entrance was probably at the back via a stair. During a second construction phase the building's width was extended by 0.5 m. Upon its discovery the cellar was filled with burnt loam in which a cube-shaped block may represent the remains of loam tiles used to fill in the panels of the timber-framed walls.

Polstraat 69-71, 199-H18 (Fig. 4c)

This house, dated to between 950 and 1050 AD, was likewise completely cellared (Mittendorff 2007, 259). The preserved cellar section was 4.2 m wide by a preserved length of 9.6 m; the original length of the house was probably 11.5 m. The cellar walls were probably made of planks. Several layers of yellow loam, allowing a reconstructed cellar depth of 1.6 to 1.8 m, covered the floor.

Polstraat 69-71, 199-H21 (Fig. 4d)

Only a small section of this house plan, dated to between 950 and 1050 AD, was excavated, but many ele-

ments of its construction were preserved (Mittendorff 2007, 269). The building was 4.9 m wide and probably c. 12 m long, with a floor c. 1.5 m below the surface. The cellar wall consisted of timber planks supported on the inside by vertical posts.

Stadhuiskwartier, 434-H8 (Fig. 4e)

This building (in use between 900 and 950 AD) measured 13.7 by 4.1 m (Mittendorff 2018, 195-197). In the north-west corner the decayed wood of the 15 to 20 cm wide sill beam could still be recognized (Fig. 6). The structure's loam floor was about 1m below the surface. At the front, a c. 1.4 m long extension towards the street probably represents an entrance. A layer of charcoal in this extension may come from a burnt floor, ladder or ramp. Another extension at the back of the cellar may be a second entrance. No traces of a wall construction were visible in the profile, but the infill of the cellar cut was very similar to that of the cellar itself, suggesting that the timber construction had been pulled out.



Fig. 6 Decayed timber elements of a Type 4A house excavated at the Stadhuiskwartier site (434-H8), Deventer.

Stadhuiskwartier, 434-H12 (Fig. 4f)

The length of this house, in use between c. 950 and c. 1050 AD (Mittendorff 2018, 197-200), was 15.9 m and although the north-west wall could not be studied the dimensions of the plot suggest a reconstructed width of c. 5 m (Fig. 7). A horizontal oak sill beam had been placed in the cut and the outside wall face had been plastered with a thick loam layer, after which the cut was filled in. Loam was also present underneath the wall, probably to keep the timbers dry and prevent them from rotting. The cellar could be accessed from the street.

This building was destroyed by fire, and part of the loam and timber of the surface structure had collapsed into the cellar, where the charred remains of a timber floor rested on top of a thin layer of firmed, loamy sand. The burnt floor was itself covered by a thick deposit of loam fragments fired an orange colour, probably part of the floor above. During the fire the floor at the back of the house appears to have come down in one piece, for the fragments were still packed close together and their top surfaces were smooth and showed no wattle impressions. Some beam impressions in these fragments point to an internal wall. Both above and below this floor several objects were encountered, including an iron lock that

may have come from a (burnt) wooden chest, and a large iron shield boss. A stove tile suggests that the house may have had some form of heating system.

Stadhuiskwartier, 434-H10 (Fig. 4g)

This house, dated to between 900 and 1050 AD, was also destroyed by fire. It was 10.3 m long and at least 4 m wide; one side was missing but the original width may have been 5 m. The timber walls rested on a frame of sill beams, each measuring 15 x 15 cm in cross-section. Once again, an ashy deposit of a burnt wooden cellar floor covered a thin layer of loamy soil. Along the south and east side the fire had left a thick deposit of burnt clay fragments in the cellar. Their fragmentation made it impossible to establish whether they came from a wall or a top floor.

Partly cellared houses

Muggeplein, 262-H1 (Fig. 4h)

This is one of the few examples of a Type 4A house in the north of the town (Bartels / Vermeulen 2005, 259). The overall absence of houses of this type may be in part due to a lack of research, but it is also possible that the wealthy merchants who could afford such a house ten-



Fig. 7 Burnt remains of the ground floor of a Type 4A house excavated at the Stadhuiskwartier site (434-H12), Deventer.



Fig. 8 Square cellar discovered at the Muggeplein site (262-H1), Deventer. The inset shows one of the sill beams.

ded to live on the other side of town, in the Polstraat area, where tuff-stone buildings are also clustering.

This 10th century cellar was 5 m long by a width of 4 m. Along the outer edges it was surrounded by a 0.3 to 0.5 m wide strip of dark grey sand containing loam fragments (Fig. 8). Below this zone were the remains of a 25 cm wide timber sill beam in which the peg holes of the posts, spaced c. 0.6 m apart, were still visible. Inside the cellar was a thin layer of sand with presumably originally a wooden floor on top. The wall posts were probably pulled out, causing the outer loam facing to fall down into

the narrow zone abutting the walls. Perhaps this semi-subterranean cellar, which was only 0.8 m deep, is associated with a series of loam floors discovered directly to the west. If so, the house occupied a larger surface than its cellar.

Polstraat 69-71, 197-H14 (Fig. 4i)

This house is a variation of Type 4A; it was in use between c. 950 and 1050 AD. Only the rear of the house was partly cellared, the cellar being 3.6 m long and 3 m wide by a depth of 1.3 m (Mittendorff 2007, 257f.). The floor construction consisted of joists (12 cm thick by 18 cm wide) placed on top of river cobbles (Fig. 9). The joists carried a wall of horizontal, 20 cm wide timber planks, supported on the inside by vertical posts. The house itself was probably 11.5 m long; its width could not be established.

Comparisons with Lübeck

Many rectangular cellars were investigated in the Lübeck “Gründungsviertel”, and most of them seemed to extend underneath the entire building or at least a large part of it². All cellars postdate the foundation of the



Fig. 9 The cellar of this Type 4A house at Polstraat 69-71 (197-H14), Deventer, only extended below the house's rear section.

city of Lübeck in 1143 AD, which makes them significantly younger than most of the Deventer examples. The latter cluster in the period 950 to 1050 AD, with a few younger (1050-1150) and older (900-950) outliers (Mittendorff 2007, 259). Nonetheless the Lübeck structures are illuminating as to the construction of cellars of this type. They vary in length, as in Deventer, but those in Lübeck do not exceed 10 m (Fischstraße 28b) while the longest Deventer cellar measured 15.9 m. On the other hand, the width of the Deventer cellars did not exceed 4 to 5 m while those in Lübeck were often 6 m wide.

One of the best examples is the cellar built in 1166 AD that was discovered at Alfstraße 23 (Fig. 10). The wall planks on the courtyard side contained four trapezoidal air vents and light shafts. As at the Deventer Stadhuiskwartier site 434-H12, the ground floor had collapsed into the cellar and was found on the cellar floor. Equally revealing is the timber construction of another Lübeck house, Fischstraße 17, built before 1176 AD and measuring 9 m by 6 m. The heavy wall posts had been inserted into a sill beam (35 x 35 cm across), while the walls consisted of vertical planks. Even some of the cellar's ceiling beams, with ground-floor joists on top,

2 Rieger et al. 2018, 92f.; 116f.; 120f.; 124f.; 134f.; 136f.; 140f.; 158; 176.



Fig. 10 Clearly visible are the trapezoidal air vents / light shafts of this cellar excavated at Alfstraße 23, Lübeck, and built in 1166 AD (photo: Rieger 2019, Abb. 88).



Fig. 11 This cellar at Fischstraße 17, Lübeck, was preserved up to the level of the ground floor (photo: Rieger 2019, Abb. 166).

were still *in situ* (Fig. 11). Floor joists, posts, vertical wall planks, and floor planks could also be documented at Braunstraße 26 in a house built in 1198 AD. Finally, at Fischstraße 18, wooden floor planks rested on a thick loam layer.

At the cellar at Fischstraße 17 a set of brick stairs was added in 1176 AD; a timber cellar at Fischstraße 21 also

received brick stairs. Not all cellars had stairs, however, and not all stairs were brick-built. At the merchant house Fischstraße 16, heavy wooden beams formed a ramp with cross-laths on top to prevent slipping and make it easier to move barrels in and out. At the late 12th century house Fischstraße 18 the cellar entrance was a ramp paved with river cobbles, while the cellar at Fischstraße 20 was accessible via an earthen ramp.

Cellared outbuildings (Deventer type 5)

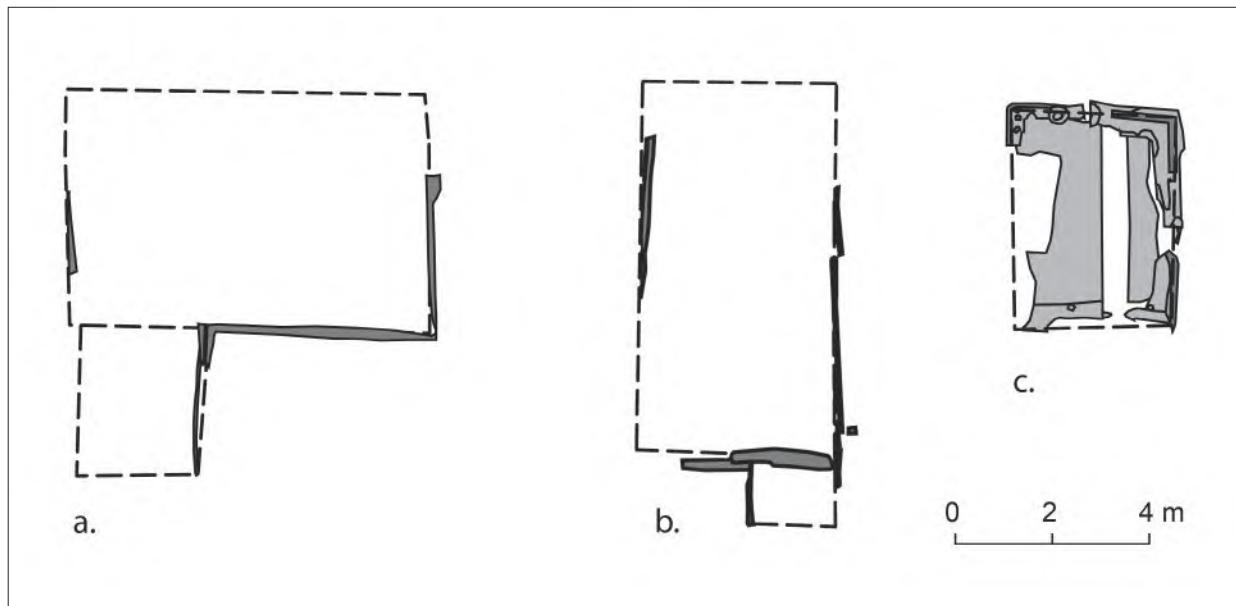


Fig. 12 Outbuildings of Deventer Type 5 discussed in the text.

This review presents the best-preserved examples (Mittendorff 2007, 269; Mittendorff 2018, 206-208) (**Fig. 12**):

Polstraat 71-73, 012-H5 (Fig. 12a)

Built between 950 and 1050 AD, this building stood on a horizontal framework of sill beams 7.5 m long and an estimated 4 to 4.5 m wide (**Fig. 13**). The floor of this semi-subterranean cellar was c. 1 m below the surface. A small extension on the south side probably represents an external entrance.

Polstraat 71-73, 012-H6 (Fig. 12b)

This 11th century building was 6.2 m long by a width of 4 m. It had sill beams (0.3 m wide and 0.2 m thick) with vertical posts at the corners and walls of wooden planks. A small extension in the south-east corner probably represents an entrance. On the floor, 1 m below the surface, was a hearth.

Stadhuiskwartier, 434-H7 (Fig. 12c)

This small, late 9th to early 11th century building measured 4.3 by 3.4 m. A frame of 0.15 m wide sill beams

had been inserted into a narrow cut (**Fig. 14**). A well-defined extension on the north-west side showed two post-holes, the remains of an entrance structure. Inside the building was a floor of yellow-grey loam with an average thickness of 15 cm. When the building was abandoned, parts of the construction appear to have been removed for later reuse.

Comparisons with Lübeck

The Lübeck “Gründungsviertel” has also produced several examples of outbuildings in backyards both on groundlevel and (semi-)subterranean³. The best parallel to the Deventer Type 5 is a bakehouse built in 1163 AD in the yard of Fischstraße 19. Its narrow sill beams were well preserved and revealed the full dimensions of this 45m² large structure (**Fig. 15**). The building contained a clay bread oven measuring 3 m across. An outbuilding at the site Fischstraße 20 was built of overlapping wooden logs (**Fig. 16**). Similar buildings were found at the sites Braunstraße 14 and 22; the outbuilding at the second site contained a dome-shaped oven. Similar log constructions have not been identified at Deventer.

³ Rieger et al. 2018, 130f.; 134f.; 162; 168.

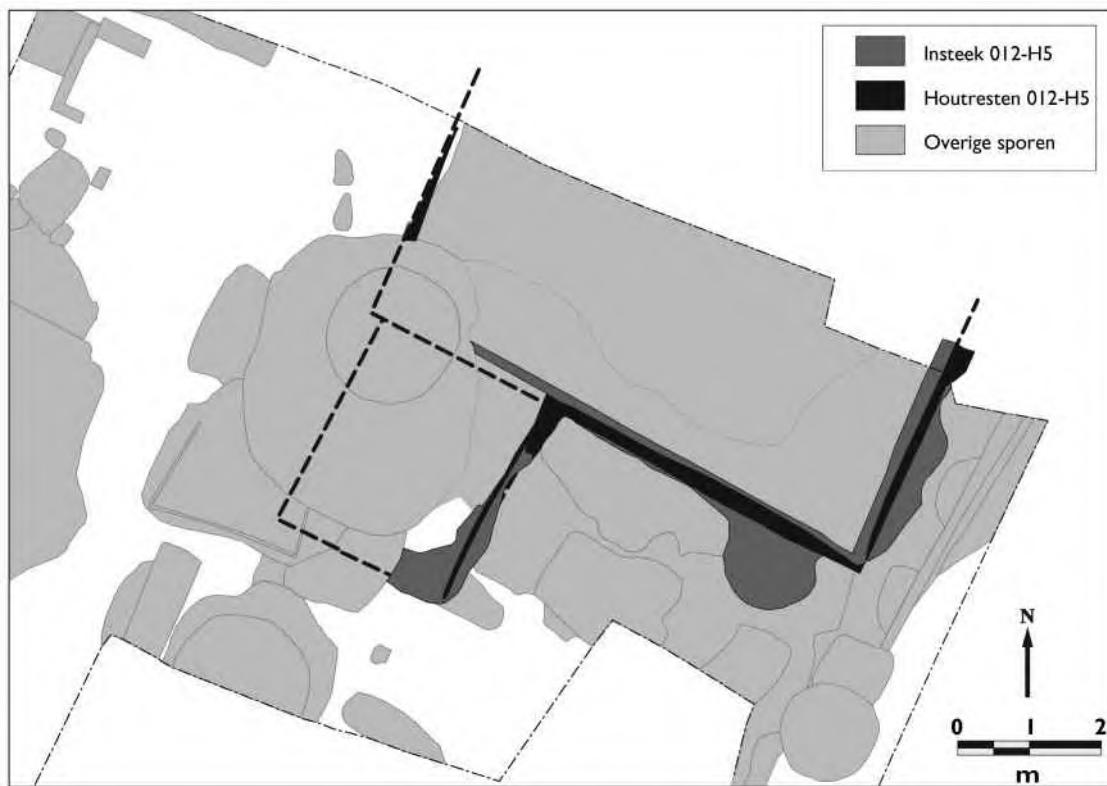


Fig. 13 Rectangular outbuilding of Deventer Type 5, discovered at Polstraat 71-73 (012-H5), Deventer.



Fig. 14 Roughly square outbuilding of Deventer Type 5, discovered at the Stadhuiskwartier site (434-H7), Deventer.



Fig. 15 This bakehouse, built in 1163 AD and discovered in the backyard of the house excavated at Fischstraße 19, Lübeck, was equipped with a clay bread oven (photo: Rieger 2019, Abb. 70).



Fig. 16 Log house built of overlapping tree logs, excavated at Fischstraße 20, Lübeck (photo: Rieger 2019, Abb. 19).

Final remarks

After attending a session of the Lübecker Kolloquia I visited the “*Gründungsviertel*” excavations. As an archaeologist working on dry sandy soils, standing in the cellar of Fischstraße 17 brought home to me the fact that the soil features that are all that is left of the Deventer cellars are only the faint ghosts of what were once impressive structures. The details that thanks to the extraordinary local soil conditions have survived at the

“*Gründungsviertel*” sites are invaluable for our interpretation of these ghosts of the past. Exchanges of information and inspiration like the Lübecker Kolloquia, which have been ongoing for decades, contribute to new insights that can be applied throughout north-western Europe. I would like to take this opportunity to thank Manfred Schneider once again for allowing me to be part of this exchange.

Bibliography

- BARTELS / VERMEULEN 2005: M. Bartels and B. Vermeulen, Rapport Inventariserend Veldonderzoek Muggeplein, Deventer. Advies voor het vervolgonderzoek (project 262) (= Interne Rapportages Archeologie Deventer 14), Deventer 2005.
- MITTENDORFF 2007: E. S. Mittendorff, Huizen van Heren, Archeologisch onderzoek naar het proces van verstedelijking en de vorming van een stedelijke elite in het Polstraatkwartier van Deventer, ca. 800-1250 (= Rapportages Archeologie Deventer 20), Deventer 2007.
- MITTENDORFF 2017: E. S. Mittendorff, Tussen wal en schip, Sporen van de Middeleeuwse IJsselhoeve in de opgraving aan de IJsselstraat te Deventer (1983) (= Publicaties Archeologisch Depot Overijssel 6), Zwolle/Deventer 2017.
- MITTENDORFF 2018: E. S. Mittendorff, Project 434: Basisrapportage Archeologisch onderzoek nieuwbouw Stadhuiskwartier (= Rapportages Archeologie Deventer 45), Deventer 2018.
- MITTENDORFF 2022: E. S. Mittendorff, Out with the old and in with the new, De datering van de laat-Karolingische herstructurering van Deventer en de betekenis hiervan voor het proces van stadsvorming van Deventer, in: Oosten et al. (ed.), In kanten en kruiken, Studies over middeleeuws en post-middeleeuws aardewerk en glas aangeboden aan Hemmy Clevis, Zwolle 2022, 11-24.
- MITTENDORFF / VERMEULEN 2004: E. Mittendorff and B. Vermeulen, Ambachtslieden, Arme Vrouwen en Arbeiders. Archeologisch Onderzoek naar de Vroegmiddeleeuwse Ambachtswijk en latere Periodes aan de Bruynssteeg 6-10 te Deventer (= Rapportages Archeologie Deventer 14), Deventer 2005.
- RIEGER 2019: D. Rieger, Der Holzbau, in: Manfred Schneider (Hrsg.), Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsviertel. I: Die Siedlungsgeschichte, Lübeck 2019, 166-329.
- RIEGER et al. 2018: D. Rieger, M. Schneider and I. Sudhoff, Archäologie im Lübecker Gründungsviertel. Begleitheft zum Infozentrum, Lübeck 2018.
- SPITZERS 2000: T. A. Spitzers, Archeologisch onderzoek Polstraat 69/71 te Deventer 1998-1999. 1100 jaar bouwen en leven in de Polstraat, Deventer 2000.
- SPITZERS 2001: T. A. Spitzers, Archaeological Data on Domestic Architecture in Deventer from the 9th to the 15th Centuries, in: M. Gläser (ed.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum III: Der Hausbau, Lübeck 2001, 197-212.
- VERMEULEN 2010: B. Vermeulen, From rampart to Hoornwerk, Deventer's Defences (882-1873), in: M. Gläser (ed.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum VII: Die Befestigungen, Lübeck 2010, 187-216.
- VERMEULEN et al. 2006: B. Vermeulen, G. Havers, J. van Oostveen and V. Klinkenberg, Razende mannen, onrustige vrouwen, Archeologisch en historisch onderzoek naar de vroegmiddeleeuwse nederzetting, een adellijke hofstede en het St. Elisabethsgasthuis te Deventer (= Rapportages Archeologie Deventer 17), Deventer 2006.
- VAN DER WAL / MITTENDORFF 2019: M. van der Wal and E. Mittendorff. Archeologisch onderzoek in het kader van de nieuwbouw van MIMIK film, theater en café aan de Noordenbergstraat te Deventer, Basisrapportage Opgraven (= Rapportages Archeologie Deventer 50), Deventer 2019.



Der Wirtschaftshof des Dominikanerinnenklosters St. Marien in Lemgo – Die Ausgrabung des Jahres 2003

von Arne Voigtmann, Lübeck

Einleitung

In den Monaten Juli bis Dezember 2003 fand auf dem Gelände des ehemaligen Dominikanerinnenklosters St. Marien in Lemgo (Kreis Lippe, NRW) eine Grabung auf etwa 750 m² Fläche statt (Treude / Müller-Kissing 2020, 167). Es handelte sich erst um die zweite größere Ausgrabung im Lemgoer Stadtzentrum, und da sie bis 2009

noch nicht ausgewertet war, entschied sich der Verfasser, die Grabung in seiner Heimatstadt zum Thema seiner Magisterarbeit zu machen.

Bis auf einen kurzen Vorbericht der Grabungsleiterin Antje Köllner (Köllner 2006) und einen zusammen-

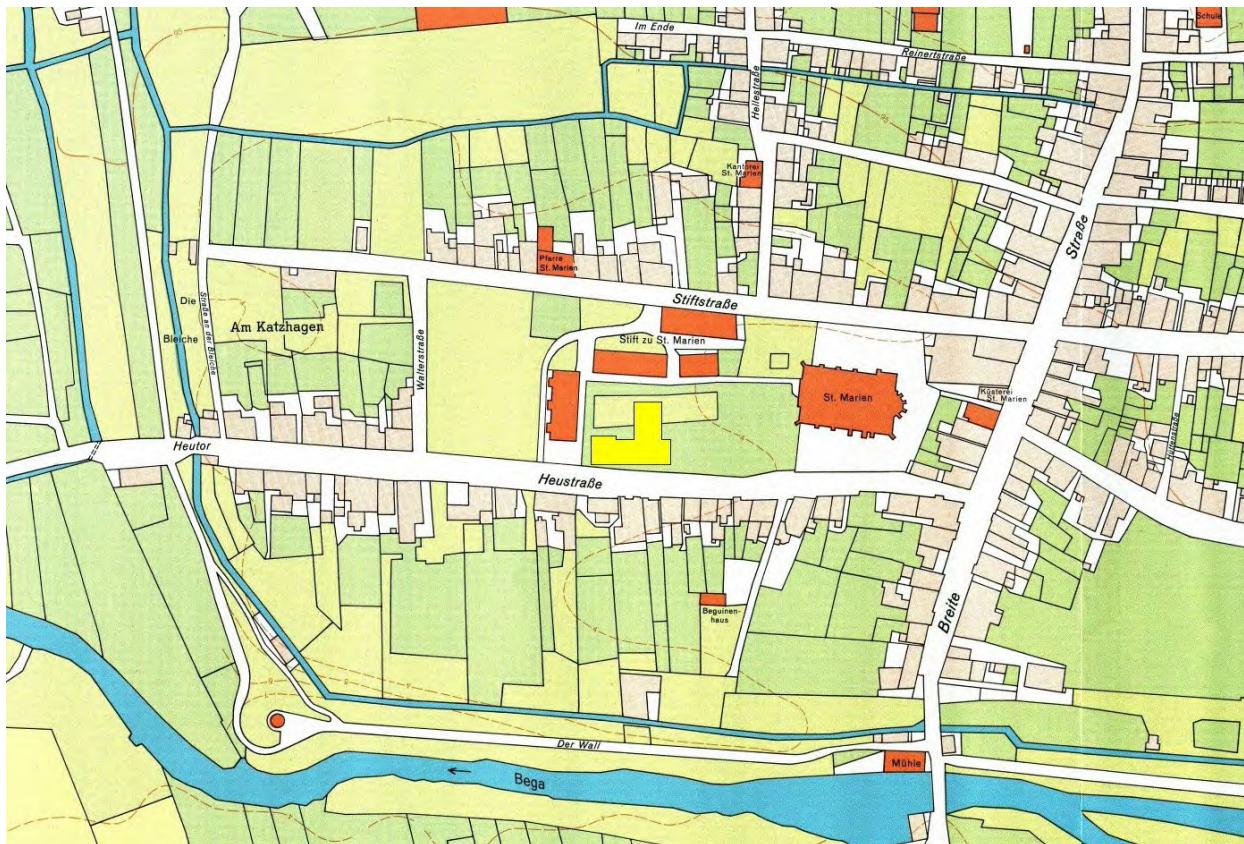


Abb. 1 Umzeichnung des Urkatasters von 1881 mit dem westlichen Teil der Lemgoer Neustadt. Gelb markiert die Fläche der Grabung St. Marien 2003 (nach Stoob 1981).

fassenden Artikel zu dieser und weiteren 2005 und 2018 vorgenommenen Grabungen auf dem ehemaligen Klosterareal (Treude / Müller-Kissing 2020) gab es bislang keine Veröffentlichungen dazu. Insbesondere bestand keine Gelegenheit, die Magisterarbeit zu publizieren. Eine Vorstellung der gesamten Ergebnisse an dieser Stelle würde natürlich den Rahmen sprengen, sodass im Folgenden neben einem kurzen Abriss zum Kloster und den Grabungsbefunden vor allem die Highlights aus dem reichhaltigen Fundmaterial vorgestellt werden sollen, die einen Aufschluss zur Nutzungsgeschichte des Klosterareals geben.

Im Lemgoer Stadtarchiv haben sich zwar reichlich Schriftquellen zur Gründung und Entwicklung des seit 1306 in der Lemgoer Neustadt (**Abb. 1**) bestehenden Dominikanerinnenklosters erhalten, doch über die Baustruktur der Konvents- und Wirtschaftsbauten und über das Alltagsleben im Kloster gab erst die Archäologie genauere Einblicke (Treude / Müller-Kissing 2020, 165). Auf dem ehemaligen Klostergelände haben bislang fünf Grabungskampagnen stattgefunden (**Abb. 2**). Im Sommer 1965 wurden bei Kanalarbeiten direkt westlich

der Kirche St. Marien mehrere Mauerzüge aufgedeckt, die wahrscheinlich zum Kreuzgang gehörten. Nachgrabungen im Jahr 2005 bestätigten im Wesentlichen die dabei aufgedeckten Befunde, bekräftigten jedoch auch die bereits im Sommer 1971 durch Uwe Lobbedey bei der Anlage mehrerer Sondagen gemachte Erkenntnis, dass nur eine großflächige Grabung die komplexe Bau- und Umbaugeschichte der Klausur ergründen könnte.

Erst im Sommer 2003 ermöglichte die hier behandelte Grabung weitere Einblicke in die Klostergeschichte. Neben den Baubefunden, die vor allem den südlichen Teil des Wirtschaftshofs umfassten, waren es jedoch vor allem die zahlreichen Funde aller Art (insbesondere Keramik, Tierknochen und Glas, aber auch Leder, Holz, Eisen und Buntmetall), die weitere Kenntnisse zum Klosteralltag erbrachten.

Zuletzt konnte 2018 ein kleineres Areal östlich des Dechantinnenhauses archäologisch untersucht werden, das sich im Übergangsbereich zwischen der Klausur und dem Wirtschaftshof befindet (Treude / Müller-Kissing 2020).

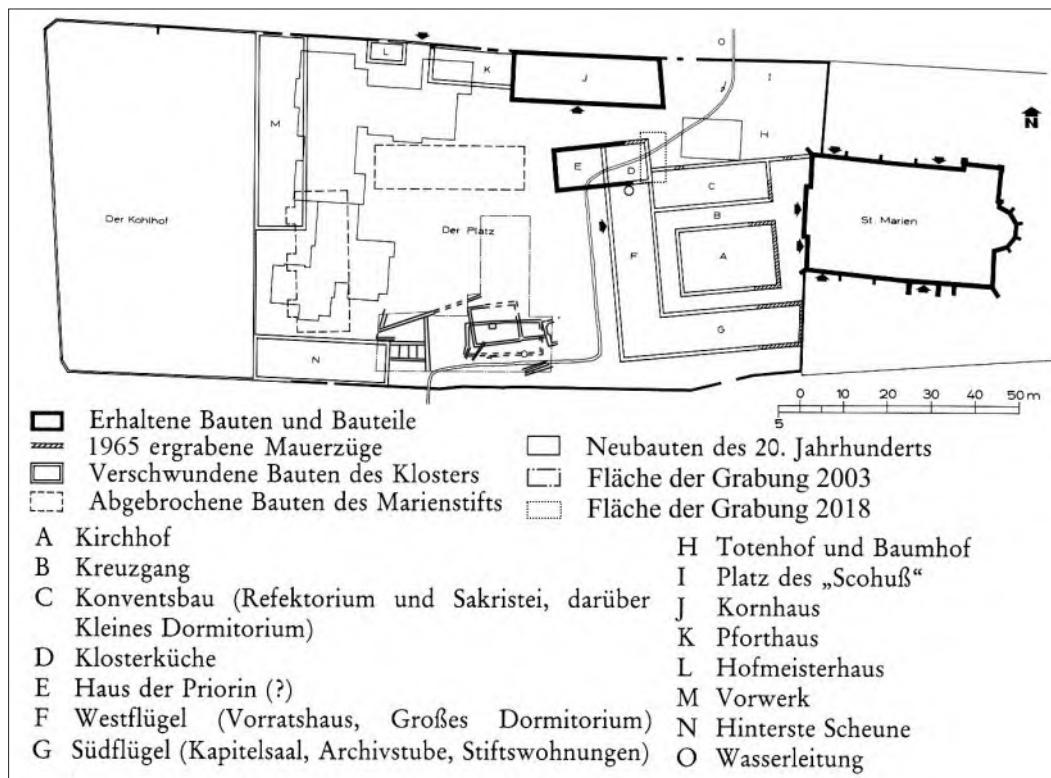


Abb. 2 Grundriss des Klosters bzw. Stifts St. Marien, ergänzt um die Befunde der Grabung 2003 (nach Gaul / Korn 1983, Abb. 439).

Zur Stadt- und Klostergeschichte

Die Stadt Lemgo wurde um 1190 durch den Edelherrn Bernhard II. zur Lippe gegründet. Nach Lippstadt (1184/85) war dies seine zweite Gründung, mit der er die Besitzansprüche auch jenseits des Teutoburger Waldes festigen wollte (Linde 2015, 23). Die Stadt liegt im Lipper Bergland, das sich zwischen Weser und Teutoburger Wald erstreckt, auf etwa 100 m NHN im Tal des Flusses Bega.

Aufgrund der guten Lage am Kreuzungspunkt zweier Fernhandelswege, die aus Richtung Minden und Herford im Norden und Westen kamen und weiter nach Höxter und Corvey in Richtung Osten führten, wurde bereits um 1250 der Bauplatz knapp und darum direkt südlich der Altstadt die Lemgoer Neustadt angelegt (Linde 2015, 54f.). Sie lag auf weniger siedlungsgünstigem Gelände in der Niederung der Bega und wurde vor allem von Handwerkern bewohnt, mit Ausnahme der quer verlaufenden Breiten Straße, an der sich bis heute einzelne Kaufmannshäuser erhalten haben (insbesondere das sogenannte „Hexenbürgermeisterhaus“, heute Sitz des Stadtmuseums). Ab 1324 war Lemgo Hansestadt, eine Teilnahme an den Hansetagen ist bis ins 15. Jahrhundert belegt. 1365 wurden Alt- und Neustadt schließlich vereinigt.

Vor allem im 15./16. Jahrhundert erlebte die Stadt eine Blütezeit mit einer starken kaufmännischen Oberschicht und einer selbstbewussten Handwerkerschaft (Linde 2015, 125f.). Die Bevölkerung wuchs auf etwa 4000 Einwohner an, vergleichbar mit Herford und Lippstadt. Auch das religiöse Leben war recht vielfältig. Es gab drei Pfarrkirchen (St. Johann, St. Nicolai und St. Marien), drei Siechen- und Leprosenhäuser, zwei Heiligen-Geist-Hospitäler, eine Marienkapelle und ein Beginenhaus sowie drei Klöster (Franziskaner, Augustinerinnen und Dominikanerinnen).

Gegründet wurde das Dominikanerinnenkloster schon 1265 in Lahde an der Weser, unweit von Minden (Bender 2006, 14). 1306 bezog es den Platz westlich der Pfarr-

kirche St. Marien in der noch jungen Lemgoer Neustadt. Die Marienkirche diente seitdem sowohl als Kloster- als auch als Pfarrkirche.

Obwohl der Orden erst 1215 durch den kastilischen Adligen Dominikus de Guzmán (um 1170-1221) gegründet worden war, handelte es sich bereits um das vierte Dominikanerkloster in Westfalen. Die Dominikaner breiteten sich extrem schnell in ganz Europa aus, sodass um 1300 bereits 554 Dominikanerklöster gezählt wurden, davon 150 Frauenklöster.

Durch den prunkvollen Lebensstil der älteren Benediktiner- und Zisterzienserorden abgeschreckt, gründete Dominikus den Dominikanerorden explizit als Bettelorden. Anstatt wie die älteren Orden außerhalb der Siedlungen zu leben und lediglich für das eigene Seelenheil zu sorgen, sollten sich die Dominikaner nahe bei oder direkt in den Städten ansiedeln, um das Wort Gottes dort zu verbreiten.

Die weiblichen Dominikanerklöster unterschieden sich insofern von den Männerklöstern, als dass sie sich stärker von der Außenwelt abschirmten (Bender 2006, 23f.). So bestand der hauptsächliche Lebensinhalt der Dominikanerinnen im Gebet, in der Anfertigung aufwändiger Handschriften und in der Handarbeit, während die „klassischen“ Aufgaben wie das Betteln und Missionieren von den Laien übernommen wurden.

Das Lemgoer Dominikanerinnenkloster wurde im Zuge der Reformation im Gegensatz zum Franziskaner- und Augustinerinnenkloster nicht aufgelöst, sondern schrittweise bis ins 18. Jahrhundert in ein evangelisches Damenstift umgewandelt (Linde 2015, 208f.). Ab 1887 erfolgte die Vermögensverwaltung durch die Landesregierung, seit Aufhebung des Fürstentums Lippe nach dem Ersten Weltkrieg ist das Stift wieder rechtlich selbstständig, befindet sich jedoch in der Trägerschaft des Landesverbands Lippe. Heute betreibt es mehrere Senioreneinrichtungen.



Abb. 3 Blick auf St. Marien und die Lemgoer Neustadt vom Turm der Nicolaikirche (Foto: Arne Voigtmann).



Abb. 4 Blick nach Nordwesten über den Bereich der ehemaligen Klausur und den Wirtschaftshof von Stift St. Marien um 1900. Von links nach rechts: Stiftsbau von 1858, Fachwerkbau von 1828, ehemaliges Haus der Priorin (um 1700), Kirche St. Marien (Prieur 2006, 280).

Zur Baugeschichte des Klosters

Die komplexe Baugeschichte der Kirche St. Marien und der Klausur- und Wirtschaftsbauten, welche jedoch größtenteils verschwunden sind, würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, weshalb hier nur ein paar Eckdaten genannt werden. Der Bau der Neustädter Pfarrkirche St. Marien (**Abb. 3**) begann bereits um 1260 (Gaul / Korn 1983, 240-243). Bis 1280 war das Chorquadrat im spätromanisch-frühgotischen Übergangsstil fertiggestellt, der Bau des Langhauses erfolgte daraufhin als hochmoderne frühgotische Halle. Um 1300 wurde eine ältere romanische Apsis durch eine frühgotische mit 5/10-Schluss ersetzt. Aus statischen Gründen hat die Kirche keinen West-, sondern einen Ostturm (Kempkens 2006, 84).

Weil der Bau des Klosters ein Nachgedanke war, konnten die Klausurbauten nicht wie üblich an der Südseite der Kirche angebaut werden, sondern mussten westlich daran anschließen (Prieur 2006, 41). Weiterhin

lagen auf dem Areal ein Wirtschaftshof mit Stallungen und Scheunen sowie ein Nutzgarten. Der Immunitätsbezirk umfasste insgesamt 175 x 75 m und wurde östlich durch die Marienkirche, westlich durch die Walterstraße, nördlich durch die Stiftstraße und südlich durch die Heustraße begrenzt.

Die Klausur wurde bis auf einige Mauerreste (mutmaßliches Haus der Priorin), die sich in einem Fachwerkbau des 18. Jahrhunderts erhalten haben (**Abb. 4**), im 19. Jahrhundert restlos beseitigt (Treude / Müller-Kissing 2020, 167). Leider existieren auch keinerlei Ansichten davon. Es gibt lediglich eine grobe Skizze aus dem Jahr 1833, in der zumindest die Lage der damals noch erhaltenen Klausur- und Wirtschaftsbauten verzeichnet ist. Von den letzteren hat sich nur das Kornhaus in seiner wohl noch mittelalterlichen Grundsubstanz erhalten, es wurde jedoch im 19. Jahrhundert stark überformt (Gaul / Korn 1983, 393f.).

Die Grabung 2003

Anfang der 2000er plante das Stift St. Marien eine Erweiterung seiner Altenwohnungen (Köllner 2006, 300). Als Fläche bot sich der Stiftsgarten direkt östlich des Altbau von 1971 an, jener Bereich, in dem sich ehemals der Wirtschaftshof des Klosters befand. Vor Baubeginn wurde bis Anfang Dezember 2003 eine fünfmonatige archäologische Untersuchung unter der Leitung von Antje Köllner durchgeführt, die im Auftrag der Kreisarchäologie im Lippischen Landesmuseum Detmold erfolgte (Köllner 2004b, 1). Die Grabungsfläche betrug etwa 750 m² und umfasste den südlichen Bereich des ehemaligen Wirtschaftshofs.

Das Grabungsareal war entsprechend dem Grundriss des Neubaus L-förmig, wobei nur der südliche Teil unterkellert werden sollte und nur dieser Bereich bis zum gewachsenen Boden abgetieft werden musste. Hier konzentrierten sich auch fast alle relevanten Befunde.

Die Auswertung erfolgte von Februar bis August 2009 durch den Verfasser. Bei der Interpretation der Befunde konnte auf einen unpublizierten Grabungsbericht (Köllner 2004b) und einen zehnseitigen Vorbereich (Köllner 2006) zurückgegriffen werden.

Die Befunde

Im Zuge der Grabung kamen zahlreiche Mauerzüge aus Bruchstein sowie mehrere historische Wasserleitungen zutage (**Abb. 5**). Aufgrund des hohen Grundwasserstands war die Holzerhaltung überdurchschnittlich gut, weshalb auch Reste hölzerner Leitungen, eines Blockbaus und von Pfostengründungen nachgewiesen

werden konnten. Dendrochronologische Untersuchungen an den Hölzern erleichterten die zeitliche Einordnung der Befunde.

Nur wenige der Gebäude und Wasserleitungen ließen sich anhand von Schrift- oder Bildquellen zuordnen.



Abb. 5 Gesamtplan der Grabung St. Marien 2003 (Zeichnung: Arne Voigtmann).

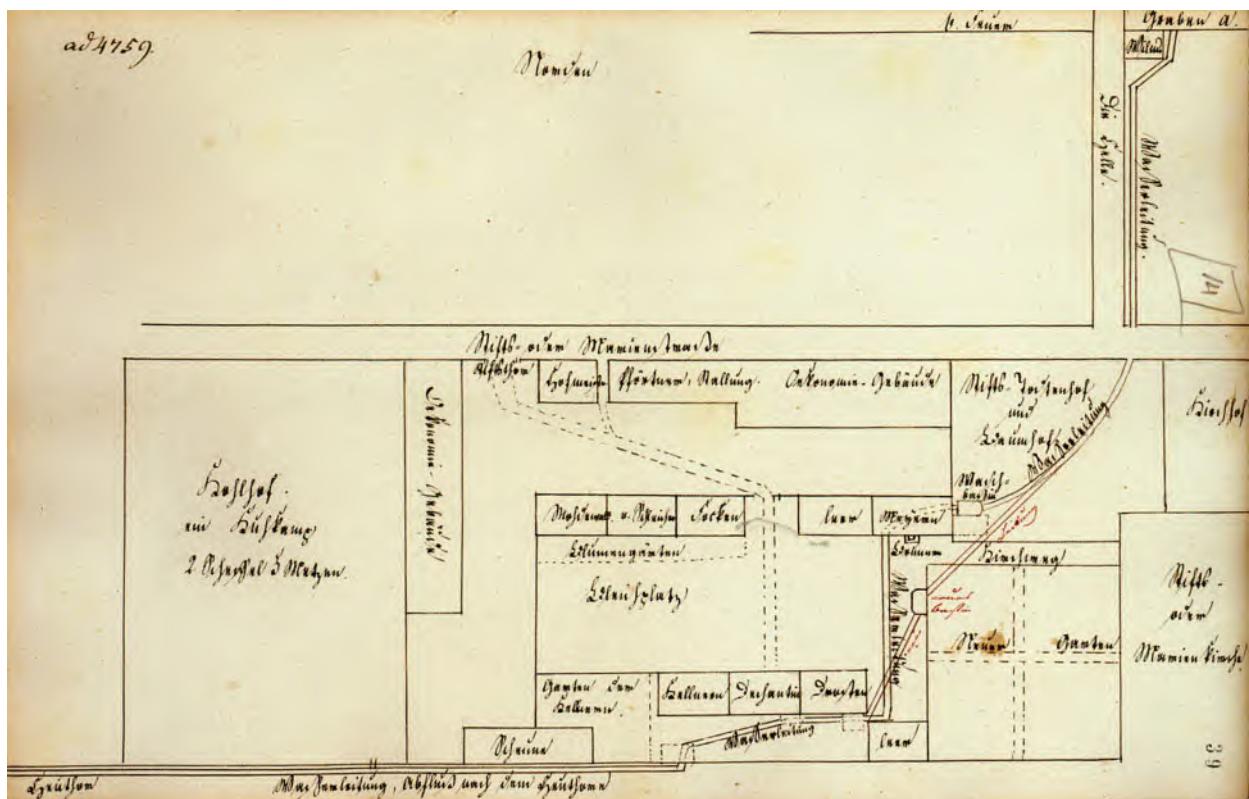


Abb. 6 Lageskizze des Stiftsbezirks von 1833. Ohne Maßstab (nach Prieur 2006, 74).



Abb. 7 Planum 1. Blick nach Norden auf die Innenmauern (Befund 10-12) der „Hintersten Scheune“, durch diagonal querende Abwasserleitung des 19. Jahrhunderts (Befund 2) gestört (Foto: Antje Köllner, Lippisches Landesmuseum, Dia 16-02, 26.09.2003).

Am hilfreichsten war dabei eine relativ grobe Lageskizze des Klosterareals aus dem Jahr 1833 (**Abb. 6**), als jedoch schon ein Teil der ehemaligen Klostergebäude abgebrochen worden war (Köllner 2006, 300). Der erste zuverlässige Katasterplan entstand in Lippe erst 1881. Zu diesem Zeitpunkt waren bis auf das heute noch stehende Kornhaus und die Reste des Hauses der Priorin bereits alle älteren Gebäude verschwunden.

Da sich dieser Bericht auf die Funde konzentriert, werden die Befunde im Folgenden nur summarisch beschrieben. Ausführlichere Beschreibungen können Köllner 2006 und Treude / Müller-Kising 2020 entnommen werden.

Gebäude

Bei der Grabung wurden die Reste von fünf bis sechs Gebäuden (Haus 1-6) dokumentiert. Haus 1 hatte in seiner ersten Bauphase wohl nur im 14./15. Jahrhundert und in der zweiten Phase vom 16. bis Mitte des 19. Jahrhunderts Bestand (**Abb. 7**), Haus 2 und 3 wurden im ausgehenden Mittelalter errichtet und in der frühen Neuzeit abgebrochen und Haus 4 bis 6 um 1600 errichtet und Mitte des 19. Jahrhunderts beseitigt. Haus 1 diente wohl als Scheune und Haus 3 als Stall (mit hölzernen Entwässerungsrinnen). Letzteres wurde in Blockbauweise errichtet (**Abb. 8**), eher ungewöhnlich für eine Region, in der spätestens ab dem 15. Jahrhundert der Ständerbau dominierte. Von Haus 2 konnte nur ein Teil der steinernen Ostwand erfasst werden, sodass seine Funktion im Unklaren bleiben muss.

Haus 4 wird auf der Skizze des Stiftsareals von 1833 als Haus der „Kellnerin“ bezeichnet. Eine „Kellnerin“ oder „Kellerjungfer“ hatte die Aufgabe, Speisen zuzubereiten und deren Lagerung zu überwachen (Köllner 2006, 302). Dies würde auch die große Zahl an Tierknochen erklären, die in diesem Areal gefunden wurden.

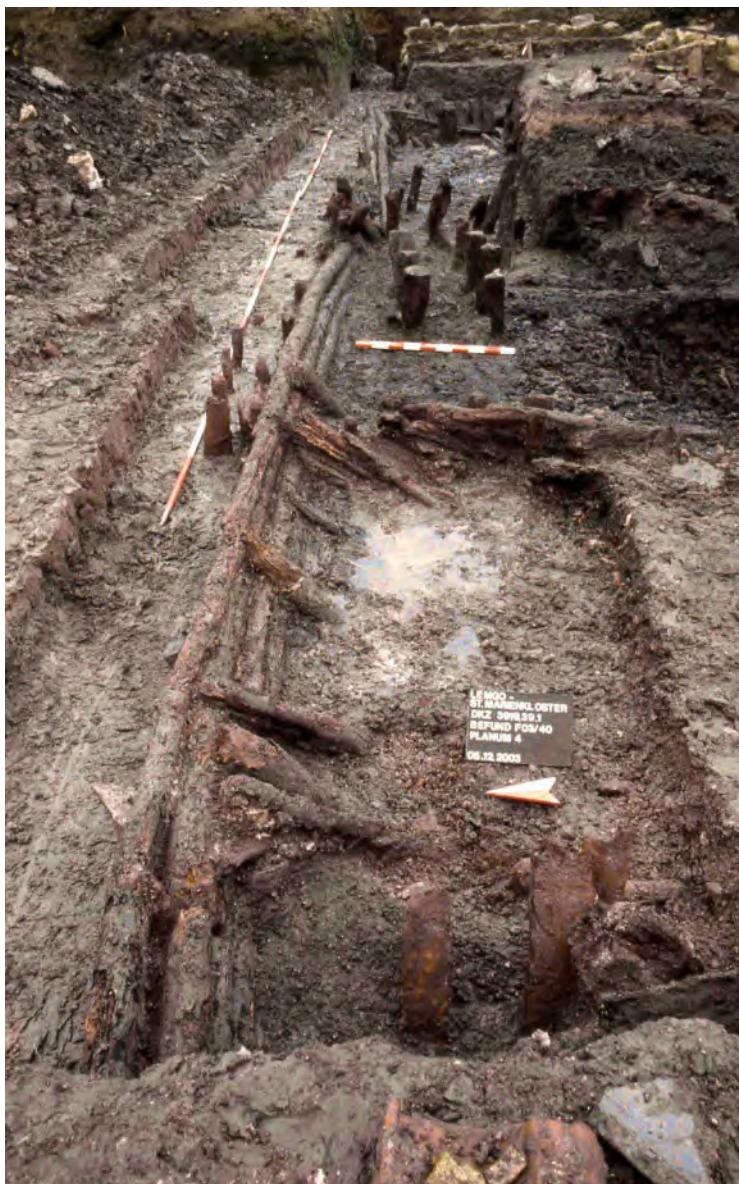


Abb. 8 Planum 4. Blick nach Osten auf den wohl noch spätmittelalterlichen Blockbau (Befund 40), der wahrscheinlich als Stall diente (Foto: Antje Köllner, Lippisches Landesmuseum, Dia 28-28, 05.12.2003).

Haus 5 bezeichnet die Skizze als Haus der „Dechantin“, also der Stellvertreterin der Äbtissin im Damenstift und damit zweitwichtigste Person im Amt (Hennigs 2006, 204). Haus 6, das nur teilweise am Ostrand der Grabungsfläche angeschnitten wurde, war das Haus der oder des „Drosten“. Ein Drost(e) war ein Verwaltungsbeamter, in der Regel im Dienste des Landesherrn und somit wohl die Schnittstelle zwischen dem Damenstift und dem Fürstentum (Köllner 2006, 302).

Die Funde

Materialgruppe	Menge	Anteil
Gefäßkeramik	8188	62,83 %
Baukeramik	29	0,22 %
Ofenkacheln	211	1,62 %
Tonpfeifen	22	0,17 %
Sonstige Keramik	8	0,06 %
Knochen	2283	17,52 %
Glas	1249	9,58 %
Metall	844	6,48 %
Holz	16	0,12 %
Leder	161	1,24 %
Sonstige Materialien	21	0,16 %

Tabelle 1 Fundverteilung nach Materialgruppen

Wasserleitungen und Kanäle

Neben den sechs Hausbefunden waren vor allem die fünf Wasserleitungen und Kanäle von Interesse. Teilweise ließen sie sich in historischen Schriftquellen und Plänen wiederfinden, teils ist ihre Funktion unklar. Die drei älteren Kanäle bestanden aus Holz und datierten noch ins Mittelalter (**Abb. 8**), Kanal 4 stammte aus der frühen Neuzeit und hatte steinerne Wangen, die auf Holzbohlen gegründet waren, und Kanal 5 aus dem 19. Jahrhundert war komplett aus Bruchstein aufgemauert. Alle Kanäle hatten ein Gefälle nach Südwesten und endeten vermutlich in einer Gosse, die durch die Heustraße lief und vor dem Heutor in den Stadtgraben entwässerte (Köllner 2006, 305).

Auf der Grabung wurden insgesamt 13.032 Funde geborgen (**Tabelle 1**). Größtenteils handelt es sich, wie meist beim archäologischen Fundgut, um Gefäßkeramik (8.188 Fragmente). Zusätzlich wurden 270 keramische Sonderfunde wie Ofenkacheln, Tonpfeifen und Baukeramik geborgen. Weitere Materialien umfassen Knochen (2.283 Stück), Hohl- und Flachglas (1.249 Fragmente) und Metall (844 Funde). Leder und Holz sind mit 161 beziehungsweise 16 Fragmenten nur in geringen Mengen vertreten. 21 Objekte bestehen aus sonstigen Materialien wie Sandstein, Kalkputz und Schiefer und gehören meist in den Bereich der Baustoffe.

Warenart	Menge	Anteil
Mittelalterliche Irdeware	211	2,58 %
Faststeinzeug	96	1,18 %
Lemgo – Monochrom glasierte Irdeware	5013	61,37 %
Lemgo – Malhornware	201	2,46 %
Lemgo – Irdeware mit Reliefauflagen	31	0,38 %
Weserware	1325	16,22 %
Werraware	11	0,13 %
Sonstige Malhornware	70	0,86 %
Zieglerware	3	0,04 %
Steinzeug	999	12,23 %
Irdeware 18./19. Jh.	25	0,31 %
Steingut	49	0,60 %
Fayence	91	1,11 %
Porzellan	43	0,53 %
Summe	8168	100,00 %

Tabelle 2 Anteil der verschiedenen Warenarten an der Gesamtmenge der Gefäßkeramik.

Ein Großteil der Funde datiert in die frühe Neuzeit, nur wenige sind älter oder jünger. Exemplarisch lässt sich das anhand der relativ gut datierbaren Keramik darstellen (**Tabelle 2**). Nur 3,76 % sind ins späte Mittelalter einzuordnen (vor allem Grauware und Faststeinzeug) und weitere 2,55 % in die jüngere Neuzeit (Irdeware, Steingut, Fayence, Porzellan). Dies liegt zum einen daran, dass die Blütezeit des Klosters (wie der ganzen Stadt) in der frühen Neuzeit lag, zum anderen aber auch daran, dass die mittelalterlichen Schichten nur in Teilbereichen erfasst wurden und diese häufig durch neuzeitliche Baumaßnahmen gestört waren.

Da die meisten Funde aus einer bis zu 1 m mächtigen Schutt- und Planierschicht stammen, die im 19. Jahrhundert nach dem Abbruch eines Großteils der Klause- und Wirtschaftsbauten aufgebracht wurde, können nur die wenigsten stratigraphisch zugeordnet werden und bei der Datierung der oben beschriebenen Befunde helfen (Köllner 2006, 300). Da aber insbesondere die frühneuzeitliche Keramik recht charakteristische Formen und Verzierungen zeigt, ist eine relativ genaue Datierung eines Großteils der Funde selbst durchaus möglich.

Gefäßkeramik

Wie bereits erwähnt stammt ein Großteil der 8.188 Fragmente von Gefäßkeramik aus der frühen Neuzeit. Dabei dominiert die monochrom glasierte Irdeware (nach Stephan 1992, 7) mit 5.013 Stücken, die überwiegend lokal produziert wurde, gefolgt von der Malhornware (1.607 Funde). Diese macht mit 19,67 % einen auffällig hohen Anteil aus.

Lemgo hatte in der frühen Neuzeit ein stark ausgebildetes Töpferhandwerk, das nicht nur durch Schriftquellen wie Konkurs- und Gerichtsakten, sondern auch durch archäologische Funde (Fehlbrände, Werkstattabfälle) nachgewiesen werden konnte (Halle 1990, 35). Leider handelte es sich dabei durchgehend um reine Fundbergungen im Rahmen von Neubaumaßnahmen (vor allem in den 1980ern), systematische Grabungen fanden an den teils auch archivalisch nachweisbaren Töpfereistandorten nicht statt.

Bemerkenswert ist, dass in Lemgo im 17. und frühen 18. Jahrhundert zeitgleich bis zu zwölf Töpfermeister arbeiteten (Halle 1990, 36). Im deutlich größeren Lübeck waren es zu dieser Zeit gerade mal 13, also kaum mehr (Voigtmann 2021, 163). 1685 wurde in Lemgo sogar eine Zunftordnung erlassen, womit Lemgo das einzige Töpferamt in Westfalen und Lippe besaß (Halle 1990, 36). Im Laufe des 18. Jahrhunderts nahm die Zahl der Töpfer deutlich ab, sodass im 19. Jahrhundert nur mehr vier Meister nachweisbar waren. Doch erst um 1900 kam das Töpferhandwerk durch die industrielle Konkurrenz und zunehmende Importe von Steingut und Porzellan ganz zum Erliegen.

Lokal produzierte Irdeware mit monochromer Glasur

Die Masse der von den Lemgoer Töpfern produzierten Irdeware (insgesamt 5.013 Gefäßfragmente) machte schlichtes, überwiegend grün glasiertes Koch- und Tischgeschirr aus, vornehmlich Grapen, aber auch Teller und Schüsseln, wie sich bei den Fundbergungen auf den Grundstücken Echternstraße 91/93 (hier bestand zwischen 1681 und 1714 eine Töpferei) und Echternstraße 36/38 (Töpferstandort von 1674 und 1740) ebenfalls feststellen ließ (Halle 1990, 21f.).

Zwar lässt sich natürlich nicht für jedes einzelne auf der Grabung St. Marien geborgene Stück eine Lemgoer Provenienz ausmachen, doch handelte es sich um weitgehend unverzierte Massenware, die selten weit verhandelt wurde, da sie fast überall lokal produziert werden konnte. Ein Großteil der Bruchstücke stammt wohl aus dem 16.-18. Jahrhundert. Tendenziell sind grün glasierte Gefäße älter (16.-18. Jahrhundert) als solche mit brauner oder ocker Glasur (17.-19. Jahrhundert), jedoch wurde das gesamte Spektrum der Erdfarben von hellgrün über ocker und rotbraun bis dunkelbraun über einen langen Zeitraum parallel verwendet.

Verzierungen sind selten. Nur 30 der Stücke weisen eingeritzte Wellenlinien auf (**Abb. 9.1**), von außen nach eingedrückte Punktierungen kommen sechsmal vor, einmal auch Rollstempeldekor. 31 Gefäßfragmente zeigen Reliefauflagen (Blütendekor und Putten, **Abb. 12.1**), darunter 24 Bruchstücke von Grapen. Der Rest stammt von Hohldeckeln und einer Schüssel (Abb. 9.2). Eine heimische Produktion derart verzierter Keramik ist ebenfalls aus den Fehlbränden der beiden Töpfereien Echternstraße 36/38 und 91/93 nachgewiesen (Halle / Rinke 1991, 73 und 218).

Interessant sind 20 Gefäßfragmente mit nach dem Brand eingeritzten Besitzermarken, von denen sich jedoch vier auf der noch vorzustellenden Weserware fanden. Wie auch andernorts beobachtet wurde (Thier 1995, 173) befinden sich die Einritzungen ausschließlich in den unglasierten Bereichen der Gefäße, bei Tellern und Schüsseln vor allem auf der Außenseite, bei Grapen und Grapenpfannen am Griff oder unter dem Boden.

Sieben der Einritzungen zeigen einzelne Buchstaben und Initialen (darunter „CM“ und „AMV“), die übrigen Hausmarken und Symbole wie Rauten oder Kreuze. Eines der Zeichen, bestehend aus einer „III“, einem nach rechts zeigenden Pfeil und einem „C“, ist auf zwei Tellern vorhanden, die ziemlich sicher derselben Person gehörten. Eine Zuordnung der Symbole und Initialen zu einer bestimmten Schwester ist aber leider nicht möglich, da nicht jede einzelne von ihnen namentlich überliefert ist. Auffällig ist jedoch eine Häufung des Buchstabens „M“, der dreimal vorkommt und wahrscheinlich für den Namen Maria steht (Thier 1995, 180).

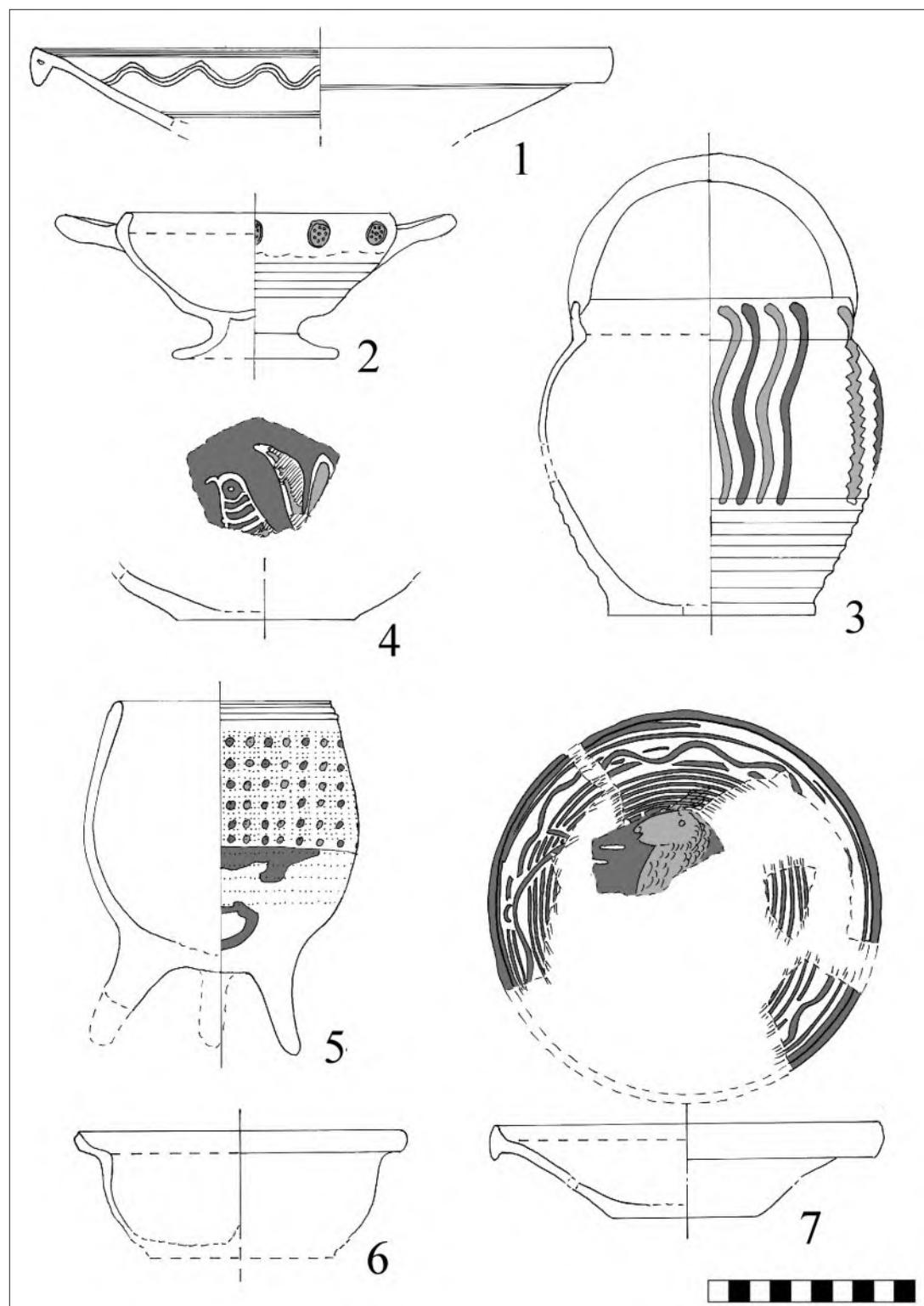


Abb. 9 Grabung St. Marien 2003, Funde. 1-2 Irdene ware aus heimischer Produktion, 3-5 Weserware, 6 Werraware (Zeichnungen: Arne Voigtmann).

Weser- und Werraware

Unter der frühneuzeitlichen Irdware des 16. bis 18. Jahrhunderts sticht insbesondere die Weserware hervor. Es handelt sich dabei um eine relativ klar abgrenzbare Gruppe der Malhornware, die aus dem Gebiet zwischen Weser und Leine stammt, dem sogenannten „Pottland“, in dem auch der Töpferort Duingen liegt, der für seine frühneuzeitliche Steinzeugproduktion bekannt ist (Stephan 1992, 50). Der hellgelbe bis rote Scherben der Weserware ist hart gebrannt und sehr dünnwandig, was auf ein hohes handwerkliches Können der Töpfer schließen lässt.

Im Fundgut der Grabung St. Marien wurden 1.325 Gefäßfragmente der Weserware gefunden, wovon 925 Stück von Tellern und Schüsseln stammen und weitere 326 von Gräben. Sechs gehören zu einem Essensträger mit Bügelhenkel und Standboden (**Abb. 9.3**) und vier zu Hohldeckeln. Töpfe mit flachem Standboden und Krüge oder Kannen konnten nicht nachgewiesen werden.

Besonders dekorativ sind die Teller und Schüsseln mit stilisierten Tierdarstellungen im Spiegel auf der Innenseite (dort war am meisten Platz für komplexere Motive), die sich allerdings nur auf sieben Gefäßen nachweisen ließen. Darunter befinden sich drei Vögel (**Abb. 9.4**), ein Fisch und zwei nicht klar erkennbare Tiere. Die Masse der Gefäße zeigt jedoch schlichtere Formen mit einfachen Zickzackmustern, Spiralen oder Malstreifen, die in fast jeder möglichen Kombination vorkommen können.

Die Gräben sind (auch aufgrund der geringeren verfügbaren Malfäche) deutlich sparsamer dekoriert. Auffallend häufig wurde die Bemalung auf einem flächigen Rollstempeldekor angebracht (**Abb. 9.5**), eines der Markenzeichen von Gräben der Weserware (Stephan 1981, 89).

Die Werraware ist aufwändiger verziert als die Weserware und stammt aus dem Raum Südniedersachsen, Nordhessen und Thüringen (Stephan 1981, 69). Die oftmals figürlichen Motive wurden in Sgraffitotechnik eingeritzt und im Anschluss farbig bemalt. Lediglich elf Fragmente von Tellern und Schüsseln der Werraware wurden auf der Grabung St. Marien gefunden. Grund dafür sind wohl die vor allem nach Norden (in Richtung des Hanseraums) statt nach Süden gerichteten Handelskontakte der Stadt Lemgo. Viele der Bruchstücke sind zu klein, um die abgebildeten Motive zu deuten. Auf fünf Fragmenten einer Schüssel ist jedoch ein Lamm (**Abb. 9.7**) zu erkennen und auf einem Tellerfragment ein Vogel.

Lokal produzierte Malhornware

Die Weserware wurde an vielen weiteren Töpferrandorten imitiert, in der Regel jedoch in schlechterer Qualität (größerer Scherben, einfacheres Dekor, verlaufene Farben). Dadurch lassen sich Imitate vor allem bei größeren Bruchstücken klar von der echten Weserware abgrenzen. Malhornware aus Lemgoer Produktion konnte in insgesamt 201 Gefäßfragmenten gefunden werden (**Abb. 10.2**), wobei der Forschungsstand allerdings zu schlecht ist, um sie klar von Stücken aus benachbarten Orten wie Höxter oder Herford zu unterscheiden.

Die Funde der Töpferei Echternstraße 91/93 weisen jedoch Malhornware des späten 17. / frühen 18. Jahrhunderts in der Tradition der Weserware auf (Halle / Rinke 1991, 184f.) und sind vergleichbar mit den Stücken der Grabung St. Marien. Die Hauptunterschiede zur Weserware sind das weniger regelmäßig aufgetragene Dekor (häufig überziehen die Blumen- oder Tiermotive die gesamte Schauseite, siehe **Abb. 10.1**), das seltener Auftreten von Malstreifen und die oft leicht grünstichige Glasur (die Glasur der Weserware wirkt eher gelblich).

70 Scherben von Malhornware stammen wohl aus anderen Töpferrorten der Umgebung. Etwa die Hälfte zeigt schon frühbarocke Motive, wobei es sich vor allem um Fragmente von Gräben mit eingeritztem Blumen- und Rankendekor in grün und braun handelt (**Abb. 12.2-3**). Dazu passen zwei gleichartig dekorierte Deckelfragmente. Ein in Herford gefundener und wohl auch dort hergestellter Graben zeigt nahezu identische Formen (Stephan 1992, 59), weshalb ein Import aus der nahegelegenen Hansestadt wahrscheinlich ist. Das Herforder Exemplar ist auf „1624“ datiert und wird als sogenannter „Möschenpott“ interpretiert, wie sie Müttern zur Geburt eines Kindes geschenkt wurden. Für ein Kloster wäre dies allerdings ein recht ungewöhnlicher Verwendungszweck.

Sonstige Gefäßkeramik

In geringeren Mengen treten im Fundgut auch Faststeinzeug, jüngere Irdware des 18./19. Jahrhunderts (darunter Malhornware mit blauer fayenceartiger Bemalung, siehe **Abb. 12.4**) und Zieglerware auf. Zumindest die letzten beiden Kategorien dürften wohl überwiegend aus lokaler Produktion stammen. Anders sieht es mit dem Steinzeug aus. Da für die Steinzeugproduktion spezielle Tone notwendig sind, welche die hohen Brenntemperaturen (über 1200 °C) aushalten (Brandorff 1990, 124) und die im ostwestfälischen Raum nicht anstehen,

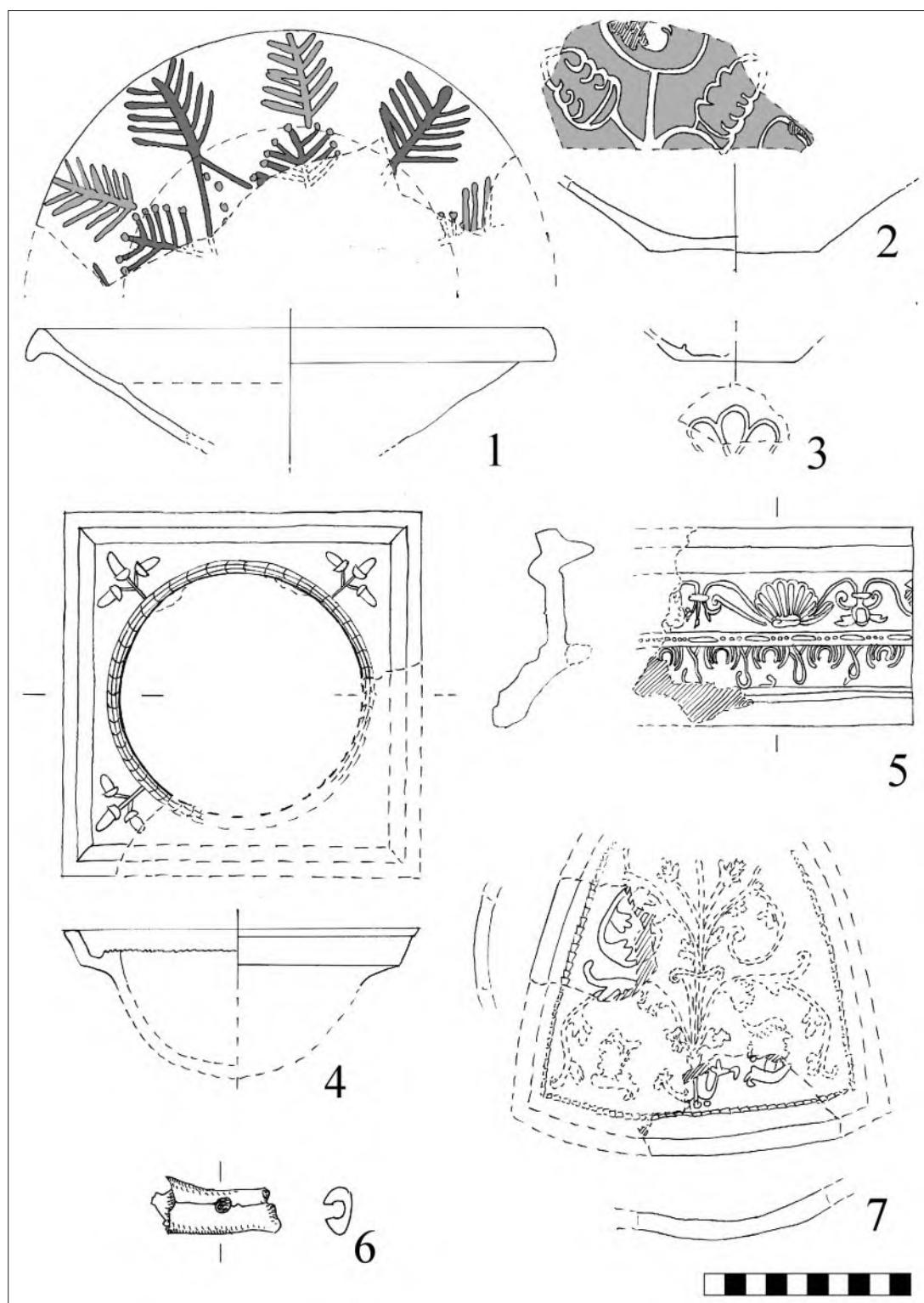


Abb. 10 Grabung St. Marien 2003, Funde. 1-2 Malhornware aus heimischer Produktion, 3-5 und 7 Ofenkacheln, 6 Knochenflöte (Zeichnungen: Arne Voigtmann).

handelt es sich immer um Importe. Nachgewiesen wurde auf der Grabung St. Marien Steinzeug aus Duingen, Köln / Frechen, Raeren, Waldenburg und dem Westerwald.

Keramische Sonderformen

An keramischen Sonderformen wäre neben den „üblichen Verdächtigen“ (Spinnwirteln, Murmeln, Tonpfeifen)

vor allem eine kleine handgeformte Reiterfigur aus Irdenguss zu erwähnen, von der sich drei Fragmente fanden (**Abb. 12.5**). Erhalten sind lediglich die beiden Füße mit Stiefeln und Steigbügeln sowie der rechte Arm. Die Figur ist hellbraun und grün bemalt und mit Details in Ritzverzierung versehen. Aufgrund der eher groben Form dürfte es sich um ein Kinderspielzeug und kein reines Dekorationsobjekt gehandelt haben.

Ofenkacheln

Abgesehen von einzelnen Stuckfragmenten und Architekturteilen aus Sandstein geben vor allem die zahlreichen Ofenkachelfunde (insgesamt 211 Fragmente des 15. bis frühen 17. Jahrhunderts) Aufschluss über die Ausstattung der Klostergebäude. Neben der Klosterküche, die wahrscheinlich eine offene Herdstelle oder einen einfachen Kachelofen besaß, gab es repräsentative Kachelöfen sicher nicht nur im Dormitorium, für das ein Kachelofen schriftlich überliefert ist (Halm 2004, 59), sondern vermutlich auch in den Gemeinschaftsräumen wie dem Refektorium.

Die ältesten Kacheln, die von der Grabung St. Marien stammen, sind sogenannte *Schüsselkacheln*, die im 15. Jahrhundert aufkamen, aber bis ins 17. Jahrhundert gebräuchlich waren (Stephan 1992, 70). Es handelt sich um kleine Gefäße mit planem Standboden und oftmals grüner Innenglasur. Davon wurden insgesamt 17 Fragmente gefunden (**Abb. 9.6**) sowie zwei weitere mit einem plastischen Rosettendekor im Spiegel (**Abb. 10.3**), die tendenziell etwas jünger sind und wohl ins ausgehende 15. oder frühe 16. Jahrhundert datieren.

Weiterhin wurden 43 Fragmente von *Blattnapfkacheln* gefunden, die im 15. Jahrhundert aufkamen, aber ebenfalls bis ins 17. Jahrhundert gebräuchlich waren (Stephan 1991, 53). Sie ähneln den Schüsselkacheln, weisen aber zusätzlich im Randbereich ein gemodeltes Blatt auf, wodurch die Gesamtform der Kachel viereckig wurde. Die Zwickel der Blätter boten Platz für Dekorationen, meist in Form von Reliefs. So zeigen die Exemplare aus dem Kloster St. Marien vor allem Eicheln (**Abb. 10.4**) und Blütenmuster.

Eine Sonderform bildet die sogenannte *Nischenkachel*, die aus mehreren aneinandergesetzten Teilen besteht (Hallenkamp-Lumpe 2006, 15). Zuerst wird ein gemodeltes Blatt, meist mit einem Relief, halbrund

oder kreissegmentartig gebogen, dann ein ebenfalls gemodelter, durchbrochener Rahmen aufgesetzt und zuletzt die Ober- und Unterseite mit einer Abschlussplatte geschlossen.

Auf der Grabung St. Marien wurde ein besonders schönes spätgotisches Exemplar gefunden, das die Selbstgeißelung Christi zeigt (**Abb. 13.1**). Dieser ist mit nacktem Oberkörper abgebildet, hält in der linken Hand eine Peitsche und in der rechten ein Rutenbündel. Der spitzbogige Rahmen mit mindestens vier (ehemals wohl fünf) Aufsätzen legt nahe, dass es sich um eine Bekrönungskachel handelt, die zum oberen Abschluss eines sehr aufwändigen Ofens gehörte.

Bei einer zweiten auf der Grabung gefundenen Nischenkachel handelt es sich um eine Eckkachel, die auf den beiden Schauseiten offenbar handgeformte, grobe Puttendarstellungen zeigt (**Abb. 12.9**). Erkennbar sind je zwei tanzende Putten, von denen eine Posaune spielt. Das augenfälligste an dieser Kachel ist ihre mehrfarbige Bemalung in weiß, grün und braun. Polychrome Kacheln tauchen im westfälischen Raum fast ausschließlich zwischen etwa 1530 und 1570 auf (Hallenkamp-Lumpe 2006, 69). Ob das für dieses handgefertigte Einzelstück, für das keine Vergleichsbeispiele existieren, auch gilt, muss jedoch offenbleiben.

Blattkacheln

Blattkacheln sind die typischen Ofenkacheln der Renaissance- und Barockzeit. Sie weisen ein modelgepresstes Blatt auf, das aus einem architektonischen Rahmen und einem darin befindlichen Relief besteht, sowie eine in der Regel eckig oder oval umlaufende Zarge auf der Rückseite (Mielke 1981, 107f.). Diese diente der Befestigung der Kachel im Ofenmantel.



Abb. 11 Grabung St. Marien 2003, Funde. 1 Ofenkachel, 2-3 Siegelstempel (Zeichnungen: 1 Arne Voigtmann, 2-3 Arne Voigtmann nach Jutta Holzhey, Lippisches Landesmuseum).

Die insgesamt 85 Bruchstücke von Blattkacheln bilden die häufigste Kachelform der Funde aus dem Kloster St. Marien. Darunter befinden sich auch Sonderformen zur architektonischen Gliederung des Ofens in Unterbau, Oberbau und Bekrönung (Hallenkamp-Lumpe 2006, 86). Es wurden sechs Fragmente von Gesimskacheln (Abb. 10.5), fünf Eckkacheln und vier Bekrönungskacheln (Abb. 10.7) gefunden. Eine Besonderheit bilden 17 Fragmente von gebogenen Kacheln (Abb. 11.1), die vermutlich zu einem einzigen runden Turmofen gehörten und frühbarocke Vasen- und Rankenmotive zeigen, wie sie auch vom nahegelegenen Schloss Brake bekannt sind (Fritsch 1989, 350).

Die Formen und Verzierungen der Blattkacheln sind recht langlebig, da die Modelle teilweise Jahrzehntelang verwendet wurden. Die Vorlagen dafür wurden nicht vor Ort produziert, sondern entweder auf Messen gekauft oder gleich von vorhandenen Kacheln abgeformt. Einige der Motive gehören zu sogenannten Reformationskacheln mit deutschsprachiger Inschrift (Pfingstwunder und Kreuzigung) und weisen auf den Einzug der Reformation in das Kloster hin (Hallenkamp-Lumpe 2006, 163). Die meisten Kachelfragmente sind allerdings nur bruchstückhaft überliefert, was eine genauere Deutung schwierig macht. Sie zeigen unter anderem Putten, Blattranken und Beschlagwerk sowie ein Wappen mit doppelflügeligem Reichsadler.

Ab Mitte des 17. Jahrhunderts änderte sich die Gestaltung der Blattkacheln (Mielke 1981, 108). Sie zeigten nun vor allem barocke Motive wie Vasen, Voluten und Landschaftsszenen und bestanden aus weiß glasierter

Fayence mit blauer oder schwarzer Bemalung. Solche Fayencekacheln konnten bei der Grabung St. Marien allerdings nicht gefunden werden. Ein weiterer Beleg dafür, dass das Gros der Funde aus der Renaissancezeit stammte.

Glas

Im Gegensatz zu Keramik ließ sich Glas wiederverwerten und zersetzt sich im Boden, sodass es deswegen im archäologischen Fundgut seltener anzutreffen ist, zumal es selbst in wohlhabenderen Haushalten nie eine so große Verbreitung erfuhr wie die billigere Keramik (Felgenhauer-Schmidt 1995, 60). Dennoch konnten bei der Grabung St. Marien insgesamt 789 Hohlglass- und 445 Flachglasfragmente gefunden werden.

Das *Flachglas* wird überwiegend von den Fensterscheiben der Klausurbauten stammen. Auffällig ist, dass nur ein einziges Fragment als Butzenglas (Baumgartner / Krueger 1988, 51) angesprochen werden kann, während die übrigen dem höherwertigen Tafelglas zuzuordnen sind. Die meisten der hellgrünen bis grünen Fragmente sind unverziert, nur neun weisen Reste von Bemalung auf. Diese zeigen überwiegend Rankenwerk (**Abb. 12.6**), zwei Stücke sind mit schwarzen Punkten und Linien verziert, eines weist zusätzlich auch Reste einer Inschrift mit den Buchstaben „*HI*“ auf (**Abb. 12.8**). Es hatte ehemals wohl die Form eines abgerundeten Rechtecks.

Die Bruchstücke der *Hohlglasgefäße* sind meist stark zerscherbt, dennoch lassen sich durch Analogien oft Rückschlüsse auf die Form ziehen. Die meisten Hohlglasfragmente bestehen aus grünem und braunem Waldglas, das durch die Verunreinigung der Rohstoffe mit Eisen seine Farbe erhielt (Brandorff 1990, 110). Unter den Glasgefäßen befinden sich Flaschen, Becher- und Stangengläser, eine große stark fragmentierte Vase und fünf polychrom bemalte Becherfragmente, darunter ein wohl neuzeitliches Exemplar mit dem grünen Inschriftest „*EHRE*“ und Begleitstreifen in ocker und braun (**Abb. 12.7**).

Hervorzuheben wären weiterhin zwei dunkelgrüne Glassiegel. Eines davon zeigt eine lippische Rose (**Abb. 14.1**), das zweite eine „*A*“ und die Initialen „*ICB*“ (**Abb. 14.3**). Glassiegel wurden meist auf Flaschen (beispielsweise Weinflaschen) angebracht und dienten als Mengen- und Inhaltsangabe sowie Garantie für Qualität und Quantität (Herstellermarke, Wappen) oder als Zeichen für den Besitzer (Initialen, Hausmarken) der Flasche (Steppuhn 2016, 187).

Metall

Eisen- und Buntmetallfunde machen mit 844 Fragmenten (6,48 %) zwar nur einen relativ kleinen Teil des gesamten Fundmaterials der Grabung St. Marien aus, dafür sind sie jedoch äußerst vielseitig und geben neben der Keramik den besten Einblick in das alltägliche und religiöse Leben sowie das Arbeiten im Kloster und späteren Damenstift.

Bis auf wenige Ausnahmen handelt es sich um kleine Fragmente, die ehemals in einen größeren Zusammenhang gehörten (Beschläge, Buchschließen, Trachtbestandteile, einzelne Nägel), da Metall sich leicht wiederverwerten ließ und besonders Buntmetall und Edelmetalle zu kostbar waren, um einfach entsorgt zu werden.

Ausstattungsgegenstände

Zur Ausstattung der Klosterbauten und der Einrichtung gehörten Schlüssel, Vorhängeschlösser und Beschläge, die wahrscheinlich von Holzkästchen stammten, aber auch Bleiruten der Fensterverglasung (Köllner 2006, 306). Zwei Schlüssel und zwei Vorhängeschlösser, die allerdings nicht zusammengehören, gehörten wahrscheinlich zu Truhen oder Türen. Es handelt sich um große, jedoch schlichte und unverzierte Stücke. Ein kleiner bron泽er Beschlag mit einer Löwendarstellung stammt wahrscheinlich von einem Kästchen (**Abb. 13.2**). Gleches dürfte für einen ähnlich gearteten Beschlag mit der Darstellung eines Pudels gelten.



Abb. 12 Grabung St. Marien 2003, Funde. 1 Irdnware mit Reliefauflage aus heimischer Produktion, 2-3 Malhornware mit Sgraffitodekor, 4 Jüngere Malhornware (18. Jh.), 5 Reiterfigur aus bemalter Irdnware, 6 und 8 Bemaltes Flachglas, 7 bemalter Glasbecher, 9 Polychrom bemalte Nischenkachel mit Puttendarstellung (Fotos: Arne Voigtmann).

Besteck und Geschirr

Teller und Schüsseln sowie Becher bestanden im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit meist aus Holz oder Keramik, sodass Funde von Zinntellern und bronzenen Grapen, die ab dem späten 16. Jahrhundert gehäuft auftraten, auf einen höheren sozialen Status hinweisen (Fritsch 1989, 286). 14 Metallfragmente der Grabung lassen sich in den Bereich der Koch- und Tischkultur einordnen, darunter fünf bronzenen Grapenfüße, einer davon in Form eines stilisierten Tierfußes, ein großer Sieblöffel, ein stark zerdrückter Zinnbecher und ein relativ kleiner Zinnteller mit knapp 20 cm Durchmesser und den eingestempelten Initialen „HR“ und einer lippischen Rose.

Weiterhin wurden 13 Eisenmesser mit Holz- oder Beingriff gefunden, die jedoch nicht nur als Essbesteck, sondern auch als Werkzeuge gedient haben könnten. Drei der Messergriffe sind aufwändiger verziert, einer zeigt auf einer Seite eine Karyatide und auf der anderen einen Atlanten, also eine weibliche und eine männliche Figur, die aus einem Säulenschaft herauswachsen (Abb. 14.5) und lässt sich in die Spätrenaissance datieren.

Trachtbestandteile

Insgesamt 59 Fragmente von Kleidungsstücken fanden sich, darunter Knöpfe, Gürtelbeschläge und Gürtelschnallen. Weiterhin wurden Aufnäher aus dünnem Blech geborgen, die mittels Durchlochungen an der Kleidung befestigt werden konnten und Blumenmuster sowie Kleeblatt- und Sternformen zeigen. Zwei der Aufnäher zeigen eine lippische Rose und deuten somit auf eine lokale Provenienz hin (Abb. 14.2).

Religiöse Symbole

Vom religiösen Leben im Kloster zeugen insgesamt 15 Metallobjekte, darunter acht Pilgerzeichen und sieben Anhänger, von denen zwei als Kruzifixe ausgearbeitet sind. Die meist bleiernen Stücke wurden von Pilgerreisen mitgebracht (Köllner 2006, 309). Vom Aufbau her sind sie ähnlich gestaltet. An einem kleinen Medaillon von 1,5-2 cm Durchmesser ist eine kleine Öse angebracht, durch die eine Schnur gezogen war, mit der das Medaillon um den Hals getragen werden konnte. Vorder- und Rückseite sind mit Reliefs verziert, die Funde von

der Grabung St. Marien zeigen Maria mit dem Kinde, eine Kreuzigungsszene oder eine Figur vor stilisiertem Wasser (den heiligen Christophorus?). Eines der Pilgerzeichen ist inschriftlich auf 1718 datiert.

Zwei größere bleiernen Anhänger zeigen einen Mönch mit Bibel und erhobenem rechten Arm sowie eine Nonne mit Haube, Gewand und Gebetskette um die Hüften (Abb. 14.4). Beide Darstellungen sind stark stilisiert. Ein dritter, zerdrückter Anhänger zeigt einen kleinen Korb oder Vogelkäfig (Abb. 14.6), dessen Symbolik sich nicht ganz erschließt. Möglicherweise steht er für die Tugend der Hoffnung (zuweilen dargestellt durch einen gefangenen Vogel, der auf Befreiung hofft).

Ein winziger Anhänger aus Silber ist gerade einmal 1,5 cm groß und stellt Maria mit dem Kinde in einem Strahlenkranz dar (Abb. 14.7). Der Kopf der Maria fehlt, ansonsten ist der Anhänger jedoch vollständig. Bei den zwei Kruzifixen handelt es sich um eher schlichte Exemplare, die eine stilisierte Darstellung von Christus am Kreuz zeigen (Abb. 14.9). Sie sind nur 5,5-6 cm lang. Eines besteht aus Blei, das andere wahrscheinlich aus Silber.

Lesen und Schreiben

Wie jedes Kloster hatte das Dominikanerinnenkloster St. Marien eine Bibliothek mit Skriptorium zur Vervielfältigung von Büchern (Halm 2004, 156f.). Auch eine Schule ist nachgewiesen. In die Kategorie Lesen und Schreiben fallen teils reich verzierte Buchschließen (Abb. 14.8) und Eckbeschläge (Abb. 13.3) aus Eisen, Bronze und Messing sowie zwei bronzenen Schreibgriffel.

Tuchproduktion

Einer der wichtigsten Erwerbszweige des Dominikanerinnenklosters sowie der Stadt Lemgo insgesamt war bis ins 16. Jahrhundert die Tuchproduktion und -verarbeitung (Halm 2004, 129). Vom Ankauf der Tuche zeugen Tuchplomben und Drahtösen. Die Tuchplomben dienten als Herstellermarke und Qualitätssiegel und bestehen aus Blei (Hittinger 2008, 9). Drei der Plomben sind noch spätmittelalterlich und stammen aus Frankreich, Utrecht und Den Haag (Abb. 14.10). Letztere ist besonders interessant, da diese Marke bis dahin noch

¹ Die Tuchplomben wurden von Dr. Peter Illisch im LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster bestimmt.



Abb. 13 Grabung St. Marien 2003, Funde. 1 Nischenkachel mit Darstellung der Selbstgeißelung Christi (15. Jh.), 2 Bleibeschlag mit Löwendarstellung, 3 Bucheckbeschlag aus Buntmetall, 4 Ziegenhornanhänger (Fotos: Arne Voigtmann).

nicht nachgewiesen wurde¹. Sie zeigt das ältere Stadt-wappen Den Haags mit einer Burg und der Inschrift „HAAG“ in gotischen Lettern (was eine Datierung ins 15. Jahrhundert wahrscheinlich macht), darüber jedoch zusätzlich das jüngere Stadtwappen mit einem Storch, das auf Tuchplomben vor 1541 ansonsten nicht belegt ist. Die frühneuzeitlichen Exemplare stammen aus England, Leiden und Tournai.

Zwei bronzen Nähnadeln und insgesamt sieben Stecknadeln aus Kupfer und Messing zeigen ebenso wie zwei frühneuzeitliche Nestelhülsen aus Bronze und Silber (**Abb. 14.11**), mit denen Stofffäden zusammengehalten wurden, die große Bedeutung der Stoff- und Tuchverarbeitung im klösterlichen Alltag.

Zwei Siegelstempel

Das Highlight, nicht nur unter den Metallfunden, sondern unter dem Fundmaterial insgesamt sind zwei vollständig erhaltene Siegelstempel, die vom Schrifttyp her ins 14. und 15. Jahrhundert datieren, also in die Frühzeit des Klosters (Köllner 2006, 309).

Beide Stempel bestehen aus Buntmetall und haben je 2,8 cm Durchmesser. Das erste Exemplar (**Abb. 11.2**) ist leicht verbogen und zeigt auf der Vorderseite die nur teilweise lesbare umlaufende Schrift „SIGILLUM CONRADI KNA[ST?]“. In der Mitte befindet sich ein Wappenschild mit einer Hausmarke, das sich jedoch nicht auflösen lässt. Der Schriftduktus weist auf eine Entstehung im Spätmittelalter hin. Auf der Rückseite ist ein kleiner Griff angebracht. Die Hausmarke auf der Vorderseite deutet auf einen Privatmann hin, welcher wahrscheinlich mit einer der Klosterschwestern verwandt war (Köllner 2006, 309).

Deutlich aussagekräftiger ist der zweite Stempel (**Abb. 11.3**). Er trägt die umlaufende Inschrift „SORORIS JVTTE DE STERREB'E“ und lässt sich somit einer Schwester Jutta von Sternberg zuordnen (Köllner 2004a, 54). In der Mitte befinden sich zwei einander zugewandte Adler mit angelegten Flügeln. Zwischen ihnen steht ein achtstrahliger Stern, das Wappen der Grafen von Schwalenberg. Deren Burgen Schwalenberg und Stern-

berg zeugen noch heute von diesem ehemals bedeutenden Adelsgeschlecht, das jedoch bereits 1365 ausstarb, worauf ihr Besitz samt der Städte Schwalenberg und Bösingfeld (heute Hauptort der Gemeinde Extertal) an das Haus Lippe fiel. Die Rückseite des Siegelstempels ist unbearbeitet und weist keine Spuren eines ehemaligen Griffes auf.

Jutta von Sternberg war wahrscheinlich die Tochter des Grafen Heinrich von Sternberg (gestorben 1312) und der Gräfin Jutta von Tecklenborg². Man kann also davon ausgehen, dass sie um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert lebte. Da Jutta von Sternberg einen eigenen Siegelstempel besaß, war sie wohl keine einfache Schwester, sondern Priorin des Klosters, auch wenn dies durch die Schriftquellen nicht zu belegen ist. Allerdings gibt es für die Jahre 1311-1320 und 1337-1339 eine Lücke in der Überlieferung der Kloster-Vorsteherinnen, in die Jutta von Sternberg zeitlich hineinpassen würde.

Weitere Metallgegenstände

Unter dieser Kategorie sollen kurz die weiteren Metallfunde zusammengefasst werden, darunter vor allem Werkzeuge, Münzen und diverse Sonderfunde.

Eine neuzeitliche Kerzenschere aus Eisen lässt sich am ehesten in den Bereich der Werkzeuge einordnen. Sie ist zwar nur zur Hälfte erhalten, zeigt jedoch an der erhaltenen Klinge einen kleinen Behälter, der den (noch heißen) Kerzendocht auffangen sollte, welcher mit der Schere gekürzt wurde.

Auf der Grabung St. Marien wurden insgesamt 32 Münzen gefunden, darunter einige silberne Exemplare, 28 davon ließen sich bestimmen³. Weil es sich überwiegend um Sondenfunde aus dem Baugrubenaushub handelt, lassen sie sich nicht stratigraphisch einordnen und somit auch nicht zur Datierung der Befunde heranziehen. Die älteste Münze ist ein Pfennig aus Herford, der um 1200 geprägt wurde. Bis auf ein Exemplar aus Nürnberg sind alle auf der Grabung gefundenen Münzen im westfälischen (darunter Herford, Bielefeld und Detmold) und niedersächsischen Raum (u.a. Oldenburg) geprägt worden, was die wirtschaftliche Orientierung der Stadt Lemgo in diese Regionen untermauert.

2 Brief von Karl-Josef Freiherr von Ketteler vom 16. Juli 2004 an die Redaktion Archäologie in Deutschland (als Antwort auf Köllner 2004a). Er erwähnt auch, dass Jutta von Sternberg vermutlich eine Nachfahrin des Stifters Wedekind vom Berge war, der das Kloster

1265 in Lahde gegründet hatte. Es gibt jedoch keinen Beleg dafür, dass die Herren vom Berge mit dem Adelsgeschlecht von Sternberg / von Schwalenberg gleichzusetzen sind.

3 Die Münzbestimmung erfolgt durch Dr. Peter Illisch.



Abb. 14 Grabung St. Marien 2003, Funde. 1 u. 3 Glassiegel, 2 Aufnäher mit Lippischer Rose aus Buntmetall, 4 Bleiernes Pilgerzeichen mit Nonnendarstellung, 5 Bronzener Messergriff mit Karyatide (Rückseite mit Atlas), 6 Pilgerzeichen aus Buntmetall, 7 Silbernes Pilgerzeichen mit Madonnendarstellung, 8 Buchschließe aus Buntmetall, 9 Kruzifix (Silber?), 10 Bleierne Tuchplombe aus Den Haag, 11 Silberne Nestelhülse (Fotos: Arne Voigtmann).

Sonstige Materialien

Unter den übrigen Funden werden die 2.283 Tierknochen, 161 Lederfunde, 16 Holzfunde und 21 Fragmente aus weiteren Materialien (vor allem aus Stein) subsummiert, von denen im Folgenden nur ein paar besondere Stücke näher betrachtet werden sollen. Die herausragendsten *Holzfunde* sind zwei gleich große und damit wohl zusammengehörende Buchdeckel (wahrscheinlich Vorder- und Rückseite des Einbands) mit Lederresten und Spuren der korrodierten eisernen Schließen, die mit kleinen Nägeln befestigt wurden. Die Buchdeckel messen je 24 cm in der Länge und 15 cm in der Breite und stammen wahrscheinlich von einem der Bücher aus der Klosterbibliothek. Da sie die gleichen Abmessungen haben, gehören sie wahrscheinlich zum selben Buch. Insgesamt 89 Fragmente von ledernen Schuhsohlen sind erhalten, allerdings nur acht davon vollständig. Knapp die Hälfte von ihnen wurde aus einer spätmittelalterlichen Abfallgrube geborgen. Drei der Schuhsohlen stammen von Kinderschuhen und laufen spitz zu, weshalb sie wohl zu Schnabelschuhen gehören und noch ins ausgehende Mittelalter zu datieren sind. Die Sohlen der Kinderschuhe deuten auf die Anwesenheit von Kindern im Kloster hin, wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Klosterschule. Die meisten der 2.283 Tierknochen weisen keine Bearbeitungsspuren auf und sind als Speiseabfälle anzusprechen. Bei der Bestimmung der Knochen durch Prof. Dr. R. Springhorn vom Lippischen Landesmuseum Detmold stellte sich heraus, dass der Speiseplan des Klosters sehr abwechslungsreich war (Köllner

2006, 335). Es dominieren zwar Rinder- und Schweineknochen, es wurden jedoch auch Knochen von Pferden und Vögeln wie Huhn, Ente, Taube und Gans gefunden, ebenso Eierschalen und zehn Muschelschalen, darunter Austern und Miesmuscheln. Eine vollständige anthropologische Untersuchung der Knochen ist nicht erfolgt, sodass eine genaue Gewichtung der einzelnen Tierarten auf dem Speiseplan nicht möglich ist. Nur zwei der Tierknochen sind bearbeitet. Beim ersten Knochen handelt es sich um das 6,3 cm lange Bruchstück einer kleinen Knochenflöte (**Abb. 10.6**), die aus einem Säugetierknochen geschnitten wurde und an dem sich Spuren zweier Flötenlöcher erhalten haben, und zum anderen um einen 8,9 cm langen Anhänger aus einem Ziegenhorn (**Abb. 13.4**), das sauber vom Schädel abgeschnitten und im Randbereich mit einem Loch für eine Schnur versehen wurde.

Zuletzt wären 21 Fragmente aus anderen Materialien zu erwähnen, die vorwiegend aus dem Bereich der Baustoffe stammen, darunter 14 weiß getünchte Putzfragmente, leider ohne Bemalungsspuren, ein Mörtelbrocken, drei durchlochte Schieferplatten, wohl von einer Dachdeckung, ein Stuckfragment mit der Darstellung einer weiblichen Figur im langen Kleid auf einer Wiese und ein Stück Sandstein mit dem Inschriftrest „AN/NO?“. Das Sandsteinbruchstück stammt vermutlich von einem Grabstein oder einem Architekturbauteil, das Stuckfragment war möglicherweise Teil der Ausstattung der Kirche oder der Klausur.

Fazit

Die Grabung im Wirtschaftshof des Dominikanerinnenklosters St. Marien brachte nicht nur neue Erkenntnisse zur Bau- und Nutzungsgeschichte des Wirtschaftshofs des Klosters (Stall- und Scheunenbauten, Wohnhäuser von Droste und Dechantin, Wasserleitungen), sondern durch die über 13.000 Funde auch zum spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Alltags-, Wirtschafts- und religiösen Leben in Kloster und Stift. Das Fundmaterial erwies sich dabei als außerordentlich vielseitig, sowohl in der Form als auch in der Qualität der Stücke.

Ein Großteil der Funde stammt aus den Auffüllungs- und Planierschichten, die nach dem Abbruch der meisten Klostergebäude im 19. Jahrhundert aufgebracht wurden. Darin waren Funde vom 14. bis 19. Jahrhundert

vermischt (mit einem Schwerpunkt im 16./17. Jahrhundert), sodass eine Datierung der meisten Funde über die Stratigraphie nicht möglich war.

Insgesamt bieten die Ergebnisse der Grabung einen umfangreichen Querschnitt aus dem klösterlichen Leben und haben darüber hinaus eine große Bedeutung für die Archäologie in Lemgo, da es sich nach einer Grabung im Klausurbereich des Franziskanerklosters Ende der 1980er erst um die zweite größere Grabung im Lemgoer Stadt kern handelte. Seither wird jede größere Bau maßnahme archäologisch betreut, zuletzt im Jahr 2019 im Bereich des mittelalterlichen Ostertors und der frühneuzeitlichen Wallanlagen am Langenbrücker Tor (Leber 2019) – ganz in der Nähe des ehemaligen Dominikanerinnenklosters St. Marien.

Literatur

- BENDER 2006: W. Bender, Die Jüngerinnen des hl. Dominikus, in: Prieur 2006, 12-25.
- BRANDORFF 1990: H. Brandorff, Glas / Keramikgeschirr, in: K. B. Kruse (Hrsg.), Küche, Keller, Kemenate: Alltagsleben auf dem Domhof um 1600. Ergebnisse der Grabungen an der Bernwardsmauer, Hildesheim 1990, 108-131.
- FELGENHAUER-SCHMIEDT 1995: S. Felgenhauer-Schmiedt, Die Sachkultur des Mittelalters im Lichte der archäologischen Funde. (= Europäische Hochschulschriften XXXVIII / 42, 2. Auflage), Frankfurt am Main / Berlin / Bern / New York / Paris / Wien 1995.
- FRITSCH 1989: R. Fritsch, Zinngeschirr / Der Kachelfund auf Schloss Brake, in: G. U. Großmann (Hrsg.), Renaissance im Weserraum I: Katalog (= Schriftenreihe des Weserrenaissance-Museums Schloss Brake 1), München / Berlin 1989, 286-297 und 350-360.
- GAUL / KORN 1983: O. Gaul und U.-D. Korn, Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, 49 / I: Stadt Lemgo, Münster 1983.
- HALLE 1990: U. Halle, Töpfereien in Lemgo. Die Entwicklung und Bedeutung des Töpferhandwerks zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert, in: J. Scheffler (Hrsg.), Stadt in der Geschichte – Geschichte in der Stadt. 800 Jahre Lemgo (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe 36), Bielefeld 1990, 35-44.
- HALLE / RINKE 1991: U. Halle und B. Rinke, Töpferei in Lippe (= Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde 8), Detmold 1991.
- HALLENKAMP-LUMPE 2006: J. Hallenkamp-Lumpe, Studien zur Ofenkeramik des 12. bis 17. Jahrhunderts anhand von Bodenfunden aus Westfalen-Lippe (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 42), Mainz 2006.
- HALM 2004: C. Halm, Klosterleben im Mittelalter. Die Dominikanerinnen in Lemgo. Von der Klostergründung bis zur Reformation (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe 71), Detmold 2004.
- HENNIGS 2006: A. Hennigs, „Eine sonderbare Neigung zur Einseamkeit und Stille“. St. Marien im 18. Jahrhundert, in: Prieur 2006, 192-209.
- HITTINGER 2008: D. Hittinger, Tuchplomben. Warenzeichen des späten Mittelalters und der Neuzeit aus dem norddeutschen Küstengebiet. Berichte aus der Geschichtswissenschaft. Aachen 2008.
- KEMPKENS 2006: H. Kempkens, Die Kirche St. Marien. Ein Bauwerk und seine Genese, in: Prieur 2006, 80-105.
- KÖLLNER 2004a: A. Köllner, Schwesternsiegel, in: Archäologie in Deutschland 4/2004, Stuttgart 2004, 54.
- KÖLLNER 2004b: A. Köllner, Lemgo / Innenstadt, St. Marienkloster (DKZ 3919,39.1): Grabungsbericht in den Akten der Kreisarchäologie im Lippischen Landesmuseum Detmold, Detmold 2004 (unpubliziert).
- KÖLLNER 2006: A. Köllner, Neue Ausgrabungen auf dem Klostergelände von St. Marien, in: Prieur 2006, 298-307.
- LEBER 2019: A. Leber, Archäologen untersuchen die Reste vom ehemaligen Ostertor in Lemgo, in: DerLemgoer.de, Lemgo & OWL, Freizeit & Reise: <https://derlemgoer.de/?p=24667>, 2. April 2019 (abgerufen am 31.01.2023).
- LINDE 2015: R. Linde, Lemgo in der Zeit der Hanse. Die Stadtgeschichte 1190-1617, Lemgo 2015.
- MIELKE 1981: H.-P. Mielke (Hrsg.), Keramik an Werra, Weser und Fulda (= Schriften des Mindener Museums für Geschichte, Landes- und Volkskunde. Kunstgeschichtliche Reihe 1), Minden 1981.
- PRIEUR 2006: J. Prieur (Hrsg.), Wie Engel Gottes. 700 Jahre St. Marien in Lemgo (= Schriften des Städtischen Museums Lemgo 6 / Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e.V. 81), Bielefeld 2006.
- STEPHAN 1981: H.-G. Stephan, Werrakeramik und Weserware. Zentren der Renaissancekeramik im Werraland und an der Oberweser, in: Mielke 1981, 69-90.
- STEPHAN 1991: H.-G. Stephan, Kacheln aus dem Werraland. Die Entwicklung der Ofenkacheln vom 13. bis 17. Jahrhundert im unteren Werra-Raum (= Schriften des Werratalvereins Witzenhausen 23), Witzenhausen 1991.
- STEPHAN 1992: H.-G. Stephan, Keramik der Renaissance im Oberweserraum und an der unteren Werra (= Beiträge der Archäologie zur Erforschung der Sachkultur der frühen Neuzeit. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters: Beihet 7), Köln 1992.
- STEPPUHN 2016: P. Steppuhn, Mittelalterliche und frühneuzeitliche Glasfunde aus der Altstadt von Lübeck, in: Lübecker Schriften zu Archäologie und Kulturgeschichte 30, Rahden (Westfalen) 2016, 9-389.
- THIER 1995: B. Thier, Besitzermarken auf spätmittelalterlicher und neuzeitlicher Keramik, in: W. Endres und F. Lichtwark (Hrsg.), Zur Regionalität der Keramik des Mittelalters und der Neuzeit. Beiträge des 26. Internationalen Hafnerei-Symposiums, Soest 5.10. – 9.10.1993 (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 32), Bonn 1995, 167-185.
- TREUDE / MÜLLER-KISSING 2020: E. Treude und J. Müller-Kissing: Vom Kloster zum weltlichen Damenstift, in: G. Kuebart, M. Altevogt und M. Bischoff (Hrsg.), St. Marien zu Lemgo. Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde, Bielefeld 2020, 165-187.
- VOIGTMANN 2021: A. Voigtmann, Eine frühneuzeitliche Töpferei für Irdeware und Ofenkeramik in der Hansestadt Lübeck (= Lübecker Schriften zur Archäologie im Hanseraum 35), Rahden (Westfalen) 2021.



Herford – Einblicke in das Damenstift

von Matthias Wemhoff, Berlin

Vorrede

Mit diesem Beitrag sollen zwei wichtige Aspekte im Berufsleben von Manfred Schneider aufgenommen und verbunden werden: Seine westfälische Heimat, in der seine berufliche Laufbahn begonnen hat und sein großes Interesse an der Vermittlung von Archäologie in die Öffentlichkeit. In der für die Mittelalterarchäologie so wertvollen Reihe „Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum“ hat er als Herausgeber das 11. Kolloquium und den 11. Band dem Thema

„Archäologie im Hier und Jetzt“ gewidmet. In Lübeck hat er gerade im Gesamtvorhaben Gründungsviertel mit der Sicherung, dem Erhalt und der Präsentation von archäologischen Befunden schon jetzt viele Spuren hinterlassen (Schneider 2021). Die Verbindung zum Damenstift ist auch bei Manfred Schneider durch seine Ausgrabung in der Stiftskirche zu Cappel bei Lippstadt ausgeprägt, an der auch der Autor dieser Zeilen 1980 bereits teilnehmen durfte.

Die Ausgrabungen in Herford

1988 erreichte die Meldung, dass in Herford vor der Münsterkirche bei Straßenbauarbeiten archäologische Befunde aufgetreten seien, das Referat für Mittelalterarchäologie in Münster. Dessen Leiterin Gabriele Isenberg sandte den Autor dieser Zeilen als studentischen Volontär nach Herford. Der Einsatz sollte auf wenige Tage baubegleitender Untersuchungen beschränkt sein. Aus wenigen Tagen wurden drei Jahre, in denen mit Ausnahme der Wintermonate mit einem großen Grabungsteam das gesamte Areal im Westen und Norden der Münsterkirche im Vorfeld der Baumaßnahmen systematisch untersucht werden konnte. Anschließend erfolgte die 1993 vorgelegte Abschlusspublikation, in der auch die Befunde der älteren Ausgrabungen von Uwe Lobbedey im Inneren der Münsterkirche und der Wolderuskapelle publiziert wurden (Wemhoff 1993).

Die Ergebnisse der Ausgrabungen lieferten erstmals Informationen über die Baugeschichte der ältesten klös-

terlichen Einrichtung in Westfalen seit karolingischer Zeit.

Die erste Siedlungsphase im hochwassersicheren Bereich zwischen Aa und Werre bestand aus Pfostengebäuden. An ein Pfostengebäude, möglicherweise die erste Kirche, schloss unmittelbar ein flächenmäßig großer, allerdings nur kurzzeitig genutzter Friedhof mit einfachen, beigabenlosen und geosteten Gräbern an. Dieser Befund stützt die historische Überlieferung in der *vita waltgeri*, dass bereits im fortgeschrittenen 8. Jahrhundert, überliefert ist das Jahr 789, eine erste Kirche an dieser Stelle gegründet worden ist. In der folgenden Bauphase, wenige Jahre später, kam es zu einer konzeptionellen Änderung von großer Tragweite. Diese erste Steinbauphase wurde im östlichen Bereich des ersten Friedhofes ausgeführt. Ein Steingebäude, aller Wahrscheinlichkeit nach die erste Kirche, entstand an der Stelle des heutigen Münsters, der Konventbereich für das zu dieser Zeit am



Abb. 1: Herford, Grabung Damenstift. Die Ausgrabungsfläche im Bereich des Nordflügels, im Bild rechts die Außenmauer zum Bereich des Kreuzgangs. 1989 (© Archiv Neue Westfälische Herford).

Anfang des 9. Jahrhunderts gegründete Kloster befand sich bereits im Norden. Am Ende mehrfacher Planänderungen ist ein Geviert von Gebäuden um den zentralen Kreuzhof im Norden der Münsterkirche entstanden, das bei dem historisch überlieferten Brand beim Ungarnüberfall 926 zerstört worden ist. Der Brand ließ sich im archäologischen Befund insbesondere im Westflügel gut nachweisen und die archäologische Datierung stützt die

historische Überlieferung. Der nachfolgende Wiederaufbau im 10. Jahrhundert wurde qualitätsvoll sowohl im Bereich der Kirche als auch im Bereich der Klausur ausgeführt. Bei den Ausgrabungen konnte 1989 ein eingetiefter Raum im Nordflügel freigelegt werden (Abb. 1), dessen Wände teilweise noch erhalten gewesen sind. Dieser Befund gab den Anlass, um erste Überlegungen für eine Sicherung und Präsentation zu entwickeln.

Der lange Weg zum archäologischen Fenster

Die überraschenden Grabungsergebnisse wurden von weiten Teilen der Bevölkerung gerade im Jahr des 1200-jährigen Jubiläums von Herford, das unter Bezugnahme auf 789 im Jahr 1989 gefeiert werden konnte, mit großem Interesse aufgenommen. Der Wunsch nach dauerhafter Sichtbarmachung einzelner Befunde und nach einer stärkeren Präsenz der Stiftsgeschichte im

Stadtteil wurde bereits damals mehrfach geäußert. Die städtebauliche Situation nördlich der Münsterkirche bot keinerlei Hinweise auf die einstige Bedeutung des Areals. Die Wolderuskapelle stand, im 19. Jahrhundert durch einen Vorbau jeglicher Wirkung als Sakralraum beraubt, einsam auf einer zur Hauptstraße abfallenden Restfläche.

Zur gleichen Zeit entwickelte sich eine lebhafte Diskussion über die Zukunft des im Daniel-Pöppelmann-Haus auf der Radewig flächenmäßig sehr begrenzt und abgelegen untergebrachten Städtischen Museums. Der damalige Museumsdirektor favorisierte ein soziokulturelles Zentrum in einer ehemaligen Fabrikhalle. Der Herforder Verein für Geschichte unterstützte sehr früh die Idee, im Bereich der Ausgrabung nördlich des Münsters einen Museumsneubau zu errichten, der sowohl den Ort der Gründung des Stiftes und damit die Anfänge des heutigen Herfords in das Bewusstsein heben als auch das Museum in die Mitte der Stadt zwischen Münster und Rathaus bringen würde. Schon 1991 präsentierte die Architektin Marion Wunram dafür einen ersten Entwurf. Ohne die Unterstützung des Unternehmers Dieter Ernstmeier, der die Ausgrabungen regelmäßig besuchte, wäre die Idee im schwierigen politischen Umfeld von Herford vermutlich nicht weiterverfolgt worden. Dieter Ernstmeier verstarb bereits 2002. In seinem Testament hinterließ er eine bedeutende Summe für die Errichtung eines musealen Gebäudes im Bereich der Ausgrabungen und er brachte sein Vermögen in die Dieter Ernstmeier Stiftung ein, zu deren Zweck ausdrücklich auch die Förderung eines Museums zählt. Auf dieser Basis legte der Autor 2006 eine Konzeptstudie für ein Museum am Münster vor, das damals nach Vorgabe der Stadt Herford alle Aspekte eines Stadtmuseums aufnehmen sollte. In dieser, daher räumlich sehr umfassenden Studie wurde bereits ein Raum über dem Nordflügel konzipiert. Doch auch dieser Anlauf scheiterte an den instabilen politischen Mehrheiten in der Stadt und der damit nicht kontinuierlich möglichen politischen Unterstützung. Das kleine städtische Museum fristet nach wie vor sein Dasein konzeptionell neu aufgestellt, aber weiterhin abgelegen, im Daniel-Pöppelmann Haus.

Der 2014 neu als Bürgermeister von Herford gewählte Tim Kähler brachte neuen Schwung in die Entwicklung. Zusammen mit dem Herforder Verein für Geschichte und der Dieter Ernstmeier Stiftung entstand so ein starkes Bündnis. Der Autor wurde beauftragt, ein neues Konzept zu entwickeln. Dieses ging von geänderten Rahmenbedingungen aus. Ganz bewusst soll nun kein Museum mehr entstehen, das auch andere stadtgeschichtliche Themen abdeckt und auf die Präsentation von Objekten abzielt. Die Geschichte des Ortes steht seitdem bei allen Überlegungen im Vordergrund, die erhaltenen archäologischen Befunde sind die Stars der Präsentation.

Damit reiht sich Herford ein in die in den letzten Jahren an mehreren Orten in Planung befindlichen oder bereits realisierten archäologischen Fenster (Wemhoff 2021a; Wemhoff 2021b). Das Landesdenkmalamt Berlin und das Museum für Vor- und Frühgeschichte haben dazu im November 2022 eine Tagung in Berlin durchgeführt, die aufgezeigt hat, dass an zahlreichen Orten die Erhaltung und Sichtbarmachung von archäologisch freigelegten Strukturen geplant oder umgesetzt wird¹. Dies ist eine deutliche Weiterentwicklung der Bodendenkmalpflege, die lange ihre Aufgabe vor allem in der sorgfältigen Dokumentation der Befunde gesehen hat, welche dann im Rahmen einer geplanten Baumaßnahme entfernt werden konnten. So sah häufig der „Deal“ zwischen dem Bauträger, der in der Regel auch die Kosten der Ausgrabung zu tragen hat und der zuständigen Denkmalbehörde aus.

Dabei hatte es schon früher Beispiele für die nicht nur denkmalpflegerisch sinnvolle, sondern auch städtebaulich äußerst wirksame und nachhaltige Aufnahme von Grabungsbefunden in Neubauten gegeben. Je stärker dabei vom Befund aus gedacht worden ist, umso attraktiver erscheinen heute noch die Lösungen. Aus Herforder Perspektive muss für die Betrachtung eines guten Beispiels keine weite Reise unternommen werden. Die Paderborner Kaiserpfalz stellt eine bis heute mustergültige Lösung dieser Aufgabe durch Gottfried Böhm dar. Hinter der als Mauerstruktur erhaltenen Pfalz Karls des Großen haben die gewaltigen Mauerreste der ottonischen Kaiserpfalz, die mit dem Namen des Paderborner Bischofs Meinwerk verbunden ist, die Anregung für Dimension und Baugestalt des neuen Gebäudes gegeben. Damit ist es gelungen, die bedeutende Geschichte der Stadt in karolingischer und ottonischer Zeit im Bewusstsein der Bevölkerung dauerhaft zu verankern. Ohne Gebäude und ohne sichtbare Reste wäre dies deutlich schwieriger. Mit großer Wahrscheinlichkeit hätte es ohne die neu erstandene Pfalz auch keine Karolingerausstellung 1999 gegeben.

In Herford verfehlte das nur wenige Kilometer entfernte Beispiel zunächst seine Wirkung. Obwohl man mehrere Alleinstellungsmerkmale besaß, sah man keine Notwendigkeit, diese im Stadtbild zu verankern. Immerhin ist in Herford die älteste klösterliche Einrichtung in Westfalen, ja ganz Norddeutschland gegründet worden. Diese Gründung wurde zeitgleich mit damals gerade erst gegründeten Corvey dem Kaiser unterstellt. Dazu hat das Damenstift Herford ein besonderes Potenzial in der Darstellung von

1 Die Publikation der Beiträge erfolgt in der *Acta Praehistorica et Archaeologica* (APA) 55, 2023.

Frauengeschichte in Mittelalter und Neuzeit. Die Äbtissinnen des Stiftes, die dem Hochadel entstammten, waren zu gleich Reichsfürstinnen und auf den Reichstagen präsent, ihre „quasi bischofsgleiche Stellung“ war schon im Mittelalter vielen männlichen Klerikern ein Dorn im Auge. Für die aktuelle Diskussion innerhalb der katholischen Kirche ist Herford ein herausragendes Beispiel für das, was alles möglich gewesen ist und später negiert wurde.

Doch all das war, trotz des großen Engagements vieler Menschen in der Stadt, nicht ausreichend. Wichtiger blieb die Orientierung an dem großen Nachbarn Bielefeld und die Setzung, lieber möglichst dem Zeitgeist zu entsprechen. Diese Linie hatte man schon in den 60er Jahren mit großflächigen Abrissen innerhalb der kaum zerstörten Stadt eingeschlagen und so unwiederbringlich in die Stadtstruktur eingegriffen. Dabei hätten die Herforder durchaus aus der Geschichte lernen können. Ihr bedeutendes Rathaus auf dem Alten Markt wurde 1878 abgerissen, da es dem Verkehr im Wege stand². Die Anfänge des Herforder Museums sind mit dem Verlustschmerz dieses Abrisses verbunden. Die Baudekore, Möbel, die Eingangstür und sogar der Ofen gehören zum Erstbestand des 1882 gegründeten städtischen Museums. Die verkehrlichen Bedürfnisse haben wie so oft schon längst wieder gewandelt. Anfang der 90er Jahre bedurfte der nun fast zu groß gewordene Alte Markt einer Steigerung der Aufenthaltsqualität in der langen Herforder Fußgängerzone. Genau am Standort des Alten Rathauses sollte nun ein Café

errichtet werden. Die archäologischen Voruntersuchungen im Rahmen von Sondagen zeigten schnell, dass die großen Kellerräume vollständig im Boden bewahrt sind und es sich anbieten würde, unter Bezug auf das Alte Rathaus und unter Einbeziehung dieser Räume neu zubauen. Doch man entschied sich für einen Glaskasten mit angebautem halbrundem Kiosk.

Doch durch die Rückbesinnung auf die historische Bedeutung dieses Ortes konnten ab 2015 die Planungen wiederaufgenommen werden. Der Architekt Jörg Preckel erstellte auf der Basis eines Konzeptes des Autors im Auftrag des Herforder Vereins für Geschichte eine Machbarkeitsstudie. Im Rahmen der Förderung national bedeutsamer Kulturdenkmale beschloss der Deutsche Bundestag daraufhin, dass Projekt mit 1,575 Millionen Euro zu fördern. Die Dieter Ernstmeier Stiftung und der Verein für Herforder Geschichte hatten bereits bei Antragstellung über 1,7 Millionen Euro zugesagt.

Auf dieser Basis fand der Architektenwettbewerb statt. 2019 wurde das Münsteraner Architekturbüro Pfeiffer Ellermann und Preckel (P / E / P Architekten + Stadtplaner) mit der Realisierung beauftragt. Es dauerte noch weitere vier Jahre, bis 2023 die Baugenehmigung erteilt und mit dem Bau begonnen werden konnte.

Nördlich des Herforder Münsters werden zwei Gebäude realisiert und die dazwischenliegende Fläche neugestaltet.

Der Nordflügel

Dieser Bauteil entsteht auf der Freifläche nördlich der Wolderuskapelle (Abb. 2). Hier ist in größerem Umfang ein um etwa einen Meter gegenüber dem heutigen Niveau eingetiefter Raum erhalten geblieben. Dies gilt für die gut erhaltene Südmauer, in die eine Türöffnung integriert ist ebenso wie für eine jüngere Zwischenmauer. Dazu kommen Ausbruchgruben mit Fundamentresten der anderen Mauern sowie Bodenhorizonte und die Kellermauern eines jüngeren, im 17. Jahrhundert abgebrannten Kuriengebäudes. Die Sichtbarmachung dieser Befunde bildete die zentrale Aufgabenstellung des Wettbewerbs. Das neue Schutzhäuschen hat zudem die Funktion, das Gebäude in seiner ursprünglichen Dimension anzudeuten und damit

den gesamten Bezirk der klösterlichen Klausur auf der Nordseite des Münsters vom umgehenden Raum abgrenzen und damit als Struktur neu erlebbar zu machen. Der Entwurf des Architekten löste diese Aufgabe mit einem rechteckigen Gebäude, dessen Längswände genau über den historischen Mauern errichtet werden. Dies hat eine aufwändige Ableitung der Lasten zur Folge, denn natürlich kann nicht direkt auf den Befund aufgemauert werden. Die Ausgrabungsergebnisse mit dem eingetieften Raum sprechen für ein zweigeschossiges Klausurgebäude, das hier im 10. Jahrhundert errichtet wurde. Daher entsteht nun ein im Verhältnis zur Breite relativ schmales Gebäude mit einem steilen Satteldach. Damit werden

² Der Vergleich zum Umgang der Berliner mit ihrem alten Rathaus, das 1868 im Zusammenhang mit dem Bau des heutigen Roten Rathauses abgerissen wurde, liegt nahe. Auch hier bilden die geborg-

nen Reste einen Grundbestand des später errichteten Märkischen Museums (Wemhoff 2013).



Abb. 2: Archäologisches Fenster am Münster (AFaM) Herford. Nordflügel, Ansicht Westen (Plan: P / E / P Architekten + Stadtplaner, Münster).

beim Betrachter schon von außen hochmittelalterliche Gebäudestrukturen assoziiert. Die Giebelseiten weisen hochsitzende schmale Fenster auf. Ansonsten wird das Obergeschoß durch schmale, stehende Gauben belichtet. In das Untergeschoß dringt durch das Filtermauerwerk ein diffuses Licht, das gleichzeitig die Akzentuierung der originalen Befunde durch Kunstlicht auch während des Tages ermöglicht. Das Gebäude reicht im Westen deutlich über den eingetiefsten Raum und die erhaltene archäologische Substanz hinaus. Dies ist einerseits für die städtebauliche Wirkung wichtig, andererseits wird so ein Eingangsbereich einschließlich der Treppe und des Aufzugs in das Obergeschoß ermöglicht. Der Besucher betritt anschließend einen Steg, der ihn bereits über den ersten Teil der Grabungsfläche führt und hier ein Eintauchen in das inzwischen auch schon 35 Jahre zurückliegende Grabungsgeschehen ermöglicht. Anschließend gelangt er über eine Treppe auf das Niveau der Ausgrabung. Hier sind die erhaltenen Grabungsbefunde die wichtigsten Ex-

ponate. Auch Funde werden hier, teils im Original, teils in Kopie, gezeigt.

Das Obergeschoß mit dem offenen Dachstuhl erinnert bewusst an Saalbauten und Obergeschosse in Pfälzen oder Burgen. Die Nutzung dieses Bereiches soll in vielfältiger Weise möglich sein. Neben Veranstaltungen können hier auch wechselnde Präsentationen gezeigt werden. In erster Linie aber ist das Obergeschoß der Ort einer medialen Annäherung an die Stiftsgeschichte. Auf einer Wand wird eine schemenhafte Reihe von Personen wie in einer Prozession vorbeiziehen. Es sind unbekannte und namentlich bekannte Gestalten der an phantasieanregenden Erzählungen so reichen Stiftsgeschichte. Immer wieder bleibt eine der Personen stehen, dreht sich zum Betrachter um und beginnt ihre Erzählung, die durch szenische Einblendungen bildliche Kraft erhält, bevor sich die Person wieder in die Prozession einreicht und schon bald eine weitere Gestalt aus der langen Reihe sich den Besuchern zuwendet.

Das Schlafhaus

In einem Kloster befindet sich das Dormitorium, der Schlafsaal, immer möglichst nahe an der Kirche, um den Ordensleuten so einen kurzen Weg während der nächtlichen Gebetszeiten zu ihrem Chorgestühl zu ermöglichen. Männerklöster haben daher gewöhnlich ihr Dormitorium

im Ostflügel, da sie so nahe an ihren Plätzen im Chor der Kirche sind, während Frauen ihren Platz in der Regel auf einer Empore im Westen der Kirche eingenommen haben. In Herford wurde von Anfang an eine besondere Lösung gewählt. Die Stiftsdamen nahmen ihren Platz in der Nähe



Abb. 3: Archäologisches Fenster am Münster (AFM) Herford. Ostflügel, Ansicht Norden (Plan: P / E / P Architekten + Stadtplaner, Münster).

des Chores ein. Noch heute zeugt die Damenempore im Nordarm des Münsterquerhauses davon. Daher ist diese Nahtstelle zwischen Querhaus, Chor und den nördlich anschließenden Stiftsgebäuden ein Schlüssel zum Verständnis der klösterlichen Geschichte. Schon seit karolingischer Zeit befand sich dort ein Klosterflügel und im Mauerwerk der Münsterkirche sind hier ältere Bauzustände abzulesen. Nach der Fertigstellung des Münsters wurde im 13. Jahrhundert ein mächtiger Neubau mit Obergeschoss errichtet, der in den Quellen als Schlafhaus bezeichnet wurde. Hier haben die Novizinnen noch lange die erste Zeit im Damenstift gemeinsam verbracht, während die Stiftsdamen zu dieser Zeit schon in ihren Kuriengebäuden um den Kirchplatz lebten. Diese Ecksituation von Kirche und Kloster wird in dem zweiten Gebäudeteil (**Abb. 3**) beson-

ders betont und die zahlreichen Baubefunde direkt an der Kirche werden so wieder sichtbar. Das Schlafhaus öffnet sich nach Norden, es wird so als Rudiment eines größeren Gebäudes erkennbar, dass einst den heute hier verlaufenden Weg überbaute. So ergeben sich viele spannende Perspektiven, die dem Betrachter verdeutlichen, dass die gegenwärtig so solitär erscheinende Münsterkirche einst Teil eines großen Komplexes gewesen ist. Das Gebäude lenkt die Aufmerksamkeit ebenso auf die Grabung wie auf die Kirchenwände, in denen sich ältere Portale und Dachanschläge abzeichnen. Die Galerie im Obergeschoß weitet dann den Blick in die jüngere Stiftsgeschichte. Namhafte Äbtissinnen sind nicht nur medial in ihre Porträts präsent, sie fangen auch an, den Gästen etwas über ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Außenbereich

Zwischen den Gebäuden und westlich der Wolderuskapelle wird der Verlauf der Klausurgebäude und des Kreuzgangs durch die Pflasterung und durch Stelen angedeutet. Langfristig ist eine Erweiterung des Vermittlungskonzeptes durch die Einbeziehung der Wolderuskapelle angestrebt, die derzeit von der griechisch-orthodoxen Kirchengemeinde genutzt wird. Da an dieser Stelle der

Stiftsgründer Waltger (oder Wolderus) begraben wurde und die Entwicklung der Gebäude über seinem Grab von der einfachen Memoria über eine romanische und gotische Kapelle bis hin zur barocken Äbtissinnenkapelle im Befund eindrucksvoll nachzuvollziehen ist, handelt es sich hier um einen wesentlichen Baustein in der Darstellung und Vermittlung der historischen Genese dieses Areals.

Bauliche Herausforderungen

Das Archäologische Fenster am Herforder Münster verfolgt konsequent ein eigenständiges Konzept, welches sich von einer musealen Nutzung deutlich unterscheidet. Die Zugänglichkeit soll auch ohne personelle Betreuung möglich sein, der Aufwand für technischen Unterhalt, Heizung und Klima wird weitgehend eingeschränkt. So ist das Gebäude nicht vom Außenklima abgekoppelt. Das Filtermauerwerk lässt die Außenluft ungefiltert hinein, Feuchtigkeit und Temperatur werden somit erheblichen Schwankungen unterliegen, die auch Auswirkungen auf die an die Jahreszeiten anzupassende Nutzung haben werden. Die Besucher betreten das Gebäude in der Kleidung, die sie entsprechend der Jahreszeit tragen. Garderoben sind nicht notwendig. Die Betreuung von Gruppen, die Organisation von Führungen und weitere Aufgaben werden von der Tourismusinformation in der naheliegenden Markthalle gewährleistet. Ein Eintritt wird in der Regel nicht erhoben. Herforderinnen und Herforder sollen mit ihren Gästen ohne irgendwelche Beschränkungen den Blick in der Stadtgeschichte werfen können und davon weiterzählen. Das Grabungsareal wird wie selbstverständlich in alle Stadtkundungen integriert werden können.

Die Architekten werden eine besondere Aufmerksamkeit auf die Frage der Entwicklung von Feuchtigkeit im Bereich der freizulegenden Ausgrabungen legen müssen. Bei archäologischen Fenstern ist dies eine der größten Herausforderungen. Die Berliner Erfahrungen

etwa im Bereich des Schlosses oder am Petriplatz haben gezeigt, dass es notwendig ist, den Feuchtigkeitseintrag während der Baumaßnahme bereits im Blick zu haben und wo möglich die Befunde erst nach der Fertigstellung des Gebäudes quasi unter Dach wieder freizulegen. Gerade bei Betonierungen gerät ansonsten leicht zu viel an Feuchtigkeit in die Mauern und Böden. Auch wird es sicher einige Zeit benötigen, bis sich ein ausgeglichenes Klima im Grabungsbereich einstellt. Die Verbindung mit dem Außenklima hat sich dabei, etwa in Köln im Grabungsareal im Kolumba, dem Kunstmuseum des Erzbistums Köln, bewährt. Auch im Petri, dem Archäologischen Haus am Petriplatz in Berlin, wird diese Verbindung mit dem Außenklima bereits umgesetzt.

Das Ulrich-Gabler-Haus in Lübeck hat bereits vor zehn Jahren Maßstäbe in der Verbindung von archäologischem Befund und einem Neubau gesetzt. Der Neubau dort nimmt viele Nutzungen auf, auch der Grabungsbereich ist ein gastlicher Ort geworden.

Das Archäologische Fenster am Münster in Herford stellt nun einen Gebäudetyp vor, der die Präsentation des archäologischen Befundes mit einer die historischen Zusammenhänge baulich vermittelnden Architektur verbindet, die keinen weiteren Nutzungsansprüchen genügen muss. Gerade darin könnte ein wichtiger Beitrag zur Zukunft der historischen Innenstädte liegen, die jenseits der Geschäftszeilen unverwechselbare und besondere Orte sein wollen.

Literatur

- SCHNEIDER 2021: M. Schneider; Was bleibt? Archäologie und Öffentlichkeit in der Hansestadt Lübeck, in: M. Schneider (Hrsg.), Archäologie im Hier und Jetzt (= Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum XI), Lübeck 2021, 317-332.
- WEMHOFF 1993: M. Wemhoff, Das Damenstift Herford. Die archäologischen Ergebnisse zur Geschichte der Profan- und Sakralbauten seit dem späten 8. Jahrhundert (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 24), Bonn 1993.
- WEMHOFF 2013: M. Wemhoff (Hrsg.), Untergrund. Das alte Rathaus von Berlin. Die archäologische Neuentdeckung, Berlin 2013.

- WEMHOFF 2021a: M. Wemhoff, Das Berliner Konzept der Archäologischen Fenster, in: M. Schneider (Hrsg.), Archäologie im Hier und Jetzt (= Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum XI), Lübeck 2021, 333-345, <https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005374>.
- WEMHOFF 2021b: Strategiender Vergangenheitsaufwertung. Deutschlands Supergrabungen, in: M. Sabrow (Hrsg.), Der Wert der Vergangenheit (= Helmstedter Colloquien 23), Göttingen 2021, 27-53, <https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005349>.



The Rise of a Town

von Per Widerström, Visby, Gotland

On the same night Germany played against Sweden in the 2018 World Cup, on June 23, an anniversary was celebrated in Lübeck. Among other events there were lectures in the Town Hall and I talked about the interaction between Visby and Lübeck over the years. I had promised that I would give my presentation in German, even though I don't know German. But a couple of German words still stick with me and some I will use in this article.

This paper is based on the differences that I thought about at the time I was looking for similarities while preparing that talk. With that as a short background, I will present a new explanation of Visby's origin, the rising of Visby as a town.

*Wir haben kein Marzipan!
Wir haben keinen Thomas Mann!
Wir haben kein prächtiges Rathaus (Fig. 1)! Unser Rathaus ist weg, seit etwa 150 Jahren, aber schon damals lag es in Trümmern.*

My German talk started with some of the more modern indifferences between the two cities of Visby and Lübeck. Today they have in common that both are



Fig. 1 Ruins of Visby Town Hall, 1866.

old towns with a great historical presence. That gives a special feel to both of them. The early history of Lübeck and Visby is closely related and it is fair to say that no other town, Swedish or elsewhere, is as much a sibling to Visby as Lübeck is.

Visby – Lübeck

The relation is stamped by "Geschwisterliebe". And Visby soon became the little brother. Lübeck became larger and stronger. Visby was largely populated by enterprising north German merchant families. And when humans interact on that level, there are arguments, fights, wars and political games. *Die meisten Paare haben keine hundert Argumente; Sie haben das gleiche Argument hundert-mal.*

But behind the relatively similar cities, there is a difference in how they were founded. For Visby, it has been an enigma, re-debated and partly a debate characterized by harsh words and personal attacks. Cities emerge in different ways, with different conditions and from different needs. Medieval Lübeck was created following a decision after the destruction of the old city of Lübeck. The city was built according to an initiative. Others grow organically, out of a local need.

Jigsaw archaeology

On the outskirts of Visby, on Gotland, large green areas that functioned as strolling areas are being developed with new residential buildings. And as the city grows, archaeological discoveries provide new insights into the history of the area.

Many excavations, mostly small in scale, have been carried out in the last 50 years in the area. It is known

from previous archaeological investigations that the area has been inhabited for a long time – certainly since the time of Christ. Recent discoveries, however, have proved this occupation to be more extensive than previously assumed. This throws new light on the conditions in the environs of Visby and even on the origins of the city itself.

An old stumbling block revisited

The origin of the city of Visby represents an old stumbling block for archaeologists and historians. A major disagreement concerns the nature of Visby's immediate environs. Historians said the same thing for a number of years.

In 1924 Nils Litherg stated that “*Visby does not, like other ports of trade on Gotland, have a natural hinterland. Around the city are barren soils and anyway you turn, you have miles of forest roads before you reach the islands fertile fields [...]*”. In 1933 Sune Ambrosiani said “*Visby was separated from Gotland's cultivated and populated parts through a far-reaching wilderness that still exists*” and Erik B. Lundberg kept that idea going when he described the research position in 1945 when he stated that “*the city has been placed in a region with very limited cultivated farmland, which in addition, through mile wide forests, is separated from surrounding lands.*” Even in 1994, Hugo Yrwing believed that “*the city was separated from the more fertile farmlands by miles of forests, regarded as wasteland at the time when Visby emerged.*”

But was Visby really in the centre of a wasteland?

In the 1990s this understanding was questioned by archaeologist Gun Westholm. She looked back at the excavation reports and find records from Visby's outer – wasteland – area over the years and saw a different picture. Judging from archaeology, the area had not been deserted at all in prehistoric times (Westholm 1989). In time, Westholm's ideas also received support from archaeologist Dan Carlsson. He painted a picture of a hinterland that in principle could accommodate up to 40 farms. However, Carlsson did not claim that this ever was the case, just that the opportunity for it was there. (Carlsson 2011, 12f.).

Although discussions about Visby's surroundings have now calmed down, a number of excavations that have taken place since the late-90s have allowed new pieces to be added to the jigsaw-puzzle of Visby's history.

Recent excavations



Archaeology in the 1990s and 2000s showed us a settlement with a number of buildings, black soil horizons and plenty of pot sherds. Added to this, the most recent excavations show that a farm here had extraordinary artefacts from a time period of a thousand years. Not only that, what we believe where new ideas also came here.

Fig. 2 Roman denar found near Visby.



Fig. 3 Sherds from an Öland vessel.



Fig. 4 A 7th century pressing plate.

Some denars were found in the area (Fig. 2). These had been struck for Hadrian and Antonius Pius so they were from between 125-150 AD. But we have also locally made artefacts that were inspired by roman design. A strap ending was shaped as the handle end of a roman bronze vessel, which makes a good example of how ideas and designs were not always copied, but instead used as inspiration for the development of new materials (Andersson 2007). And a Gotland produced clay had the design of a roman bronze jar. Another one, similar to the first, was imported from neighbouring island Öland (Fig. 3). Given the extensive imports of Roman goods and ideas to both Gotland and Öland compared to the rest of Sweden, it is not strange that these vessels occur on both islands.

An axe from BC, old when it was put into the ground with a newer axe from the 1st century, was laid under a building. A 3rd century sword, a 2nd or 3rd century shield fitting, a helmet pressing plate probably dating from the 7th century (Fig. 4), and horse equipment made from red deer antler were among the finds. Even if there weren't that many artefacts at the site, the quality of the ones that were found are extraordinary.

A tar pit of a style never seen on Gotland before was found here, and also remains of what must have been an industry-like production of knife blades in the 9th and 10th century (Fig. 5).

Also new styles of crops, rare for its time, grew on a field during the 2nd century at least, and were stored in a type of barn, a *Lagerhaus*.



Fig. 5 Dark soil marking the area of a smithy dating from the 9th and 10th century.

Pottery, coins and wheat

One of the farmhouses was destroyed by fire. That building was used for storing cereals at the time it burnt down. The grains found in the building were analyzed to date the catastrophic event and the ¹⁴C-laboratory returned a date of between AD 18 and 193. That matches the artefacts well.

The building had a second floor or loft and stored cereals on both of them. Its destruction basically became a moment frozen by fire! In the grain warehouse's ground floor layer, 95% of the grain analyzed comprised bread wheat (Fig. 6), while that from the top floor layer consisted of 98% hulled barley. The well-cleaned wheat was for making bread and/or cooking, while the unsorted grains of hulled barley were for brewing beer. This might be a very early – or even the first – example of baking bread on Gotland (Heimdahl 2016, 39ff.). Not far from that



Fig. 6 Burnt grains dating from the 1st or 2nd century.



Fig. 7 A folding scale from the Viking age, ca. 800 AD.



building a layer of “clean” and rock free soil was found, likely to be a cultivation area. The analysis of the soil shows that the assumption could well be correct. “*The composition of the seeds in the cultivation soil is similar to that found in the house [...]*” (Heimdahl 2016, 39).

While cultivation horizons are often used for long periods of time, the analysis shows that the grains found in the building were likely home grown. The ability to cultivate crops would have been an important prerequisite for life on the farm, even on an island where fishing must have been of huge importance. No big game was around.

A folding scale (Fig. 7), a broken brooch pin and a 10th century well, still filling with water during the excavation (Fig. 8), were found as represents of the latest phase at the site, the viking era. The youngest artefact was a coin, struck for Harald Hen, a 1080s Danish king. So after 1090 the farm was abandoned. The leaving seems to having been planned. The area was emptied and the well was filled with wood, bones and rocks.

Fig. 8 Stone well from the 10th century.

Stora Törnekvier – recent investigations bring new perspectives

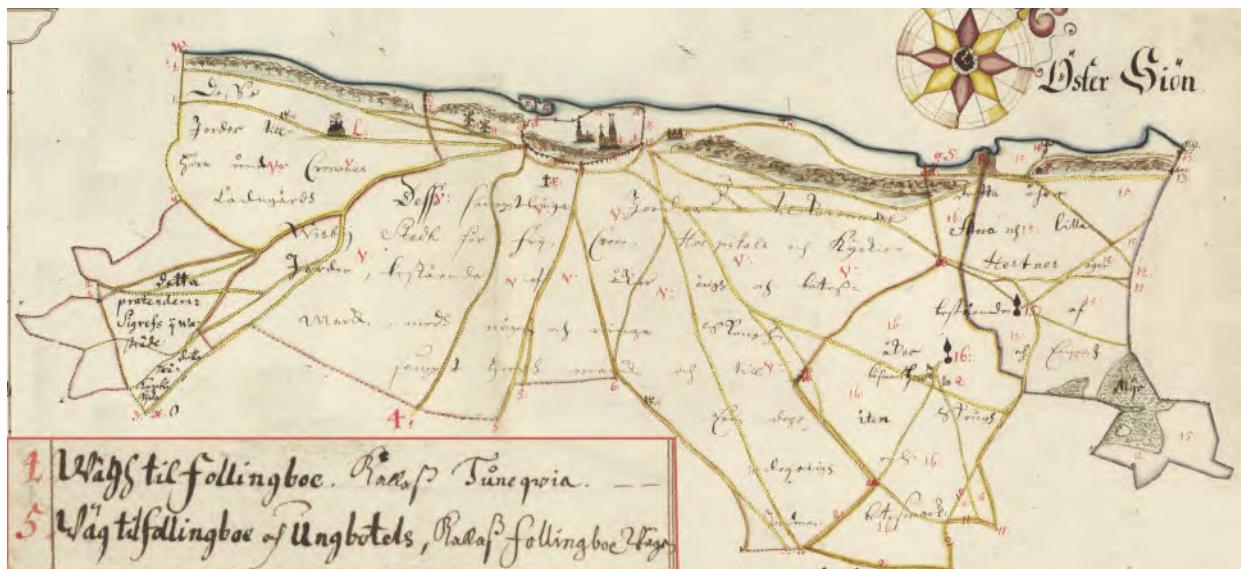


Fig. 9 Historic map of Visby and its surroundings, drawn by Matthias Schilder in 1697.

The main street that runs through the modern apartment building neighborhood is an old road. It's called *Stora Törnekvier* today. This road has long since linked the area with the inner city of Visby according to maps dating back to 1697. The word "kvior", as in *Stora Törnekvier*, refers to the Gotlandic word for a minor road or cattle way.

The road called *Stora Törnekvier* was once much longer and the old route can be traced in historical maps. A map from 1697 AD shows that the original road is now broken up into sections (Fig. 9). The map describes *Stora Törnekvier* as "Road to *Follingboe* parish, called *Tune qwia*". The map maker is called Matthias Schilder. His handwriting is a bit difficult to read before you get used to it. He put, and that wasn't rare at that time, a marker on top of the u when there is an n next to the letter u. That makes it easier to separate the two letters which are otherwise hard to distinguish. That was the reason for the road to become *Törnekvier* instead of *Tuneqwia*.

So *Tune qwia* is thus the old name of the road. *Tuna* and *Tune*, as place names, occur in very specific contexts. As a place name, it is common in the Lake Mälaren area, where 100 of the 120 known Swedish *Tuna* names can be found (ISF). The name, or rather the farms carrying the

name, can be linked to a certain function or administrative role. The excavations in these places trace the farms back to the pre-Roman era, and it is notable that they all share the common trait of yielding high-status finds.

The Swedish Institute for Language and Folklore states that the word *Tune / Tuna* referred to the 'farm in front of others' and that it eventually became a term used to describe a main house or central place. *Tuna* has obviously been used as a specific term for a central place for territorial administration or religion (ISF, translation by the author). For the residents within a certain district the name *Tuna* has been as clear and unambiguous such as the terms *Hospital*, *Airport* or *Systembolaget* (liquor store) for today's Swedes – according to place names researcher Ingmar Olsson.

As for the age of the term, it is assumed that it originated during the Early Iron Age and spread further in the Late Iron Age. The name has been compared to the place names ending on "dunum" and "ton".

It seems safe to conclude that the word *Tune / Tuna* refers to a place that occupied a special position in the area where it's located. Following this derivation of place names, it is suggested that *Tune qwia* was the road leading from Visby via *Tune* farm to *Follingboe* parish.

In the 17th century there already was a better or straighter road to Follingbo. In the 1697 map it was called “Road to Follingbo, passing Ungbotels farm, called Follingbo Road”. The situation is similar to the *Tune qwia*, but in the latter case the farm was no longer existing, just the memory of it in place names.

There's a reason to believe that the *Tune* farm was a place of importance and structure during its iron age existence. It was not a regular farm, but rather a farm with a certain administrative, legal or religious function – or both! And it was left at the time Visby grew as a town.



Fig. 10 11th century Silver coin of Danish king Harald Hen.

Life and death

Where the owners of the farm buried the dead is unknown. Given the age of the early farm, it is possible that the burial site lay at *Annelund*, the large grave field located just by Visby Airport. The grave field has been excavated and 104 of the many graves have provided datings similar to that of the first phase of the farm at *Tunekvior*. Many of the graves were unusual in their morphology; examples of wheel-spoke graves and boat-shaped limestone coffins were found (Elms-horn 1998).

For later periods, it is possible that the inhabitants of the farm buried their dead at a grave field just east of today's Visby, along the *Tune qwior* on the way to the Visby harbour site. That gravefield was subsequently removed to make way for the expansion of the Eastern Cemetery in Visby.

And of course they could also have been buried at *Kopparsvik* – the extraordinary grave field in southern Visby. The grave field is famous for its magnificent objects and for the patterns engraved in the teeth of several of the dead. It would match the extraordinary finds and could also explain the extent of the grave field in a time when Visby wasn't a town yet but still more of a harbour and landing site for traders and fishermen.

The grave field was not associated with any known farm and it also had a very special character of both fine and simple graves; a pattern that has not yet been convincingly explained. With this in mind, it seems even more reasonable that the old road named *Tune qwior* got its name because it led to the farm *Tune*. And not only that, it also led to a productive area that was linked to the farm. This definitely was an unusual place.

Conclusive summary

It seems that the farm was inhabited and used from around the birth of Christ and until about 1100 AD. The artefacts indicate that the farm was prosperous and long-living! A sword, axes, high-status pottery, belt details, fittings, coins, antler, key and weights and scales, tar production, knife making etc. provide us with the picture of a place that was continuously in use. The objects recovered indicate that people lived and worked here until the end of the Viking Age.

A previously discovered hoard of gold and silver (SHM 4126), found in 1869, can also be added to this

image. The exact find spot is unknown, but it should come from an area right next to the farm discussed here.

The hoard consisted of five kilos of mainly silver, but also gold, with jewellery, bits of silver and just over 1600 coins (Fig. 10). The hoard dates to the 11th century, with a *terminus post quem* of 1042 AD (Östergren 2003). Silver hoards are of course common on Gotland, but those which include gold are very rare. It is also an indication of an exclusive settlement at the *Tuna* farm area. If not on that farms property, it lay in the direct neighbourhood during the Viking era.

The end of a farm's history and the birth of a town

The last generations who lived on the Tuna farm saw Visby evolving from a small fishing village to a significant urban society, with links that expanded far beyond the coast of Gotland.

In my opinion it's likely that they played a leading role in Visby's emergence, and how it grew so fast to become a town. Perhaps they had something to do with the sacred "Vi" that appears in the first letters of the city name (Blomkvist 2017, 268).

Unfortunately, only some of their artefacts remain, and these can speak only about a part of their history. What they saw, we do not know. Nor do we know what they thought about the novelty of the city that was growing nearby. Maybe they shook their heads, laughing at the new town settlers. Or maybe the prospect of living in an urban environment was the reason why they left the farm and moved away from there.

Like modern business guru Tom Peters said: "*If a window of opportunity appears, don't pull down the shade*". Perhaps the people living at Tuna saw an opportunity, packed up their belongings and took the *Tune Qwia* to town.

Maybe the growth of Visby went so fast thanks to an existing organization controlled by the Tuna inhabitants. And that was of importance as Visby grew to be a force within the Baltic sea region. A force some hundreds of years later being taken over by Lübeck.

Visby grew out of the needs of local farms, and the harbour in Visby grew out of the old fishing harbour that was probably used by the farms in the surrounding area since the birth of Christ.

And the football, well, it wasn't that much fun. In the last kick of the match, Germany scored 2-1!

Bibliography

- ANDERSSON 2007: K. Andersson, Designstöld – för 2 000 år sedan
Månadens föremål Augusti 2007. <http://historiska.se/upptack-historien/artikel/-designstold-for-2-000-ar-sedan/> (Accessed 2023-03-30).
- BLOMKVIST 2017: N. Blomkvist, Visby före 1288 – tätort, fältslag eller vad? In: P. Wallin and H. Martinsson Wallin (eds.), Arkeologi på Gotland 2: Tillbakablickar och nya forskningsrön, Uppsala universitet, Institutionen för arkeologi och antik historia, Uppsala 2017, 265-274.
- CARLSSON 2011: D. Carlsson, "Trakten kring Visby är en öde bygd": Om det äldre jordbrukslandskapet i Visby, in: A. M. Pettersson, M. Herlin Karnell and L. Sjösvärd (eds.), Visby landet utanför muren, Gotländskt Arkiv 83, Visby 2011, 7-20.
- ELMSHORN 1998: M. Elmshorn, Rapportsammanställning Visby Annelund, stg 421 m.fl. Dnr 421-4129-1998. Unpublished report. Visby: Gotlands Museum.
- HEIMDAHL 2016: J. Heimdahl, Makroskopisk analys av jordprover från Visby, gamla A7-området, Teknisk rapport, Arkeologerna
- SHMM. Bilaga, in: J. Norderäng, P. Widerström and M. Kristiansson (eds.), Rapport: Arkeologisk undersökning på fastigheten Artilleriet 1:33, Kv. Sergeanten 3 & 4, Visby Gotlands län. Länsstyrelsens dnr:431-130-16.
- ISF: Institutet för språk och folkminnen. <https://www.isof.se/lar-digmer/kunskapsbanker/lar-dig-mer-om-ortnamn-i-sverige/vanliga-ortnamnselement> (Accessed 2023-03-30).
- ÖSTERGREN 2003: M. Östergren, Artilleriet (A7 området) i Visby – ett område med flera vikingatida bosättningar. Unpublished report. Visby: Länsstyrelsen.
- SHM 4126: The Swedish History Museum Catalogue inventory number 4126. <https://catview.historiska.se/catview/index.jsp> (Accessed 2023-03-30).
- WESTHOLM 1989: G. Westholm, Visby – bönders hamn och handelsplats: Visbysamhällets uppkomst och utbredning under förhistorisk tid och äldsta medeltid, in: Visby – staden och området II. Medeltidsstaden 72. Riksantikvarieämbetet och Statens historiska museer, Stockholm 1989.



Einfach mal
anhängen ...
... so lang wie ...



